



Digitized by the Internet Archive  
in 2015



Gotthold Ephraim Lessings  
sämmtliche Schriften

herausgegeben

von

Karl Lachmann.

Georg Friedrich Hegel

# Lehrbuch der Philosophie

Erster Theil

1807

Herrn Professor Dr. Hegel



Gotthold Ephraim Lessings

# sämmtliche Schriften.

---

Neue rechtmäßige Ausgabe.

---

Sechster Band.

---

Berlin,  
in der Wosß'schen Buchhandlung.

1839.

Georg Friedrich Hegel

# Philosophie der Geschichte

Einleitung

Erster Theil

1831

Gedruckt bei Julius Sittenfeld in Berlin.

1831

# I n h a l t.

| Briefe, die neueste Litteratur betreffend.  | Seite |
|---|-------|
| Erster Theil. 1759 . . . . .  | 1     |
| Erster Brief. Allgemeine Betrachtungen über die Unfruchtbarkeit<br>der neuesten Litteratur . . . . .  | 2     |
| Zweyter Brief. Ueber die Uebersetzung von Popens sämtlichen<br>Werken . . . . .   | 3     |
| Dritter Brief. Ueber die Uebersetzung der Fabeln des Gay. . . . .   | 5     |
| Vierter Brief. Ueber den Bergmannischen Bolingbroke . . . . .   | 7     |
| Fünfter Brief. Ueber des Herrn von Palthen Versuche zu<br>vergnügen . . . . .   | 10    |
| Siebender Brief. Ueber den Herrn Wieland und dessen Samm-<br>lung profaischer Schriften . . . . .   | 12    |
| Achter Brief. Ueber die Wielandischen Empfindungen des<br>Christen . . . . .  | 14    |
| Neunter, zehnter, eilfter und zwölfter Brief. Ueber den Wie-<br>landischen Plan einer Akademie &c. . . . .  | 17-26 |
| Dreizehnter und vierzehnter Brief. Von dem Urtheile des Herrn<br>Wielands über unsere geistlichen Redner. Von der Sprache<br>des Herrn Wielands. Von den moralischen Beobach-<br>tungen und Urtheilen . . . . . | 26-33 |
| Fünfzehnter Brief. Von dem Gedichte des Grenadiers an die<br>Kriegesmusen . . . . .   | 33    |
| Sechzehnter Brief. Von der Bibliothek der schönen Wis-<br>senschaften &c. von des Herrn Gottscheds nöthigem Vor-<br>rathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst . . . . .                        | 39    |
| Siebzehnter Brief. Von den Verdiensten des Herrn Gottscheds<br>um das deutsche Theater. Austritt aus dem Doctor Faust. . . . .  | 41    |
| Achtzehnter Brief. Für den Herrn Klopstock. Von den er-<br>sten deutschen Hexametern . . . . .  | 43    |
| Neunzehnter Brief. Von der neuen Original-Ausgabe des Mesias . . . . .  | 48    |
| Dreißigster Brief. Von den Fabeln des Berachja Sanak-<br>dan. Fehler des Herrn Gottscheds . . . . .   | 53    |
| Nachricht. Herrn Bergmann betreffend . . . . .  | 58    |
| Zweyter Theil . . . . .   | 62    |
| Ein und dreißigster Brief. Ankündigung und Probe einer Ueber-<br>setzung der Oden des Pindars . . . . .   | 63    |
| Zwey und dreißigster Brief. Anpreisung der Tändeleyen des<br>Herrn von Gerstenberg . . . . .  | 70    |

|  |            |
|--|------------|
| Drey und dreyßigster Brief. Critik über das Lied eines Mohren aus den Tändelehen. Von dem Originalen des Liedes eines Lappländers. Zwey Littauische Dainos . . . . .   | 74         |
| Sechs und dreyßigster Brief. Ankündigung einer neuen Auflage der Sinngedichte Friederichs von Logau . . . . .  | 77         |
| Neun und dreyßigster Brief. Von Grynäus vier auserlesenen Meisterstücken so vieler englischen Dichter. Von den englischen Hexametern . . . . .   | 79         |
| Vierzigster Brief. Anpreisung des Eufides und Paches, von dem Verfasser des Frühlings. Zwey noch ungedruckte Gedichte von eben demselben . . . . .   | 86         |
| Ein und vierzigster Brief. Ueber des Herrn Dusch Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sitten . . . . .   | 93 und 100 |
| Drey und vierzigster Brief. Anpreisung der neuen Ausgabe der Sinngedichte des Logau von den Herren Ramler und Lessing. Ein vortrefliches Lied eines unbekanntem deutschen Dichters . . . . .   | 112        |
| Vier und vierzigster Brief. Von der Sprache des Logau. Probe von den Anmerkungen seiner Herausgeber über dieselbe . . . . .  | 118        |
| <b>Dritter Theil</b> . . . . .   | 120        |
| Acht und vierzigster Brief. Ueber den Nordischen Aufseher. Ueber dessen Anmerkungen von der besten Art zu erziehen. Des Herrn Tullin Gedicht: ein Maytag . . . . .   | 120        |
| Neun und vierzigster Brief. Anzeige der Trugschlüsse in des Aufsehers Beweis, daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne. Anmerkung über dessen Eintheilung der drey Arten über Gott zu denken . . . . .   | 125        |
| Funfzigster Brief. Fortsetzung über den nordischen Aufseher. Anpreisung der Nachricht von einer neuen Art Amazonen. Von der Schwazhaftigkeit des Aufsehers . . . . .   | 132        |
| Ein und funfzigster Brief. Beschluß der Anmerkungen über den Nordischen Aufseher. Charakter der Oden des Herrn Cramers. Zwey Stellen aus einer Klopstockischen Ode werden angeführt. Vorschlag zu Einrichtung musikalischer Gedichte. Anpreisung des Blattes im Aufseher, wie man den prosaischen Stil über den poetischen erheben könne . . . . . | 138        |
| Zwey und funfzigster Brief. Von Herrn Gebauers Geschichte von Portugall. Ausführung der Stelle von der Geschichte des unglücklichen Sebastian. Ob Martin Behem die neue Welt erfunden habe. Verbesserung der Geschichte eines hon-mot . . . . .  | 145        |
| Drey und funfzigster Brief. Anzeige des Lebens Antons, Königs von Portugall, von der Frau von Saintonge, welches Herrn Gebauer unbekannt gewesen. Von dieses Königs Antons zweymaligen Aufenthalte in England . . . . .  | 157        |
| <b>Vierter Theil</b> . . . . .   | 164        |
| Drey und vier und sechzigster Brief. Anzeige des Trauerspiels Johanna Gray von Herrn Wieland. Beweis, daß das beste in diesem Trauerspiele aus Rowe's Jane Gray genommen sey. Plan der englischen Jane Gray . . . . .  | 164        |
| Fünf und sechzigster Brief. Anzeige der Anmerkungen des Hrn. R. Heinz über des Hrn. Pr. Gottscheds Sprachkunst. Was grämisches Ansnarchen sey . . . . .  | 177        |

|  | Seite |
|--|-------|
| 177 Siebenzigster Brief. Anzeige der Fabeln des Herrn Lessing. Kurzer Auszug aus seinen Abhandlungen über die Fabel . . . . .  | 183   |
| Ein und siebenzigster Brief. Anzeige des Herrn Pr. Ahls Sylloge noua epistolarnm . . . . .   | 189   |
| Fünfter Theil. 1760 . . . . .  | 197   |
| Sieben und siebenzigster Brief. Von des Herrn Dusch Uebersetzung der Georgicorum des Virgils nach Martins engländischer Ausgabe . . . . .  | 197   |
| Ein und achtzigster Brief. Von des Herrn Weisse Beytrag zum deutschen Theater. Anmerkungen über desselben Trauerspiel Eduard der dritte. . . . .   | 211   |
| Nachschrift zum ein und neunzigsten Briefe . . . . .   | 220   |
| Sechster Theil . . . . .   | 222   |
| 178 Hundert und zweyter Brief. Von des Herrn Basedow Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers mit den Beschuldigungen gegen dieselben . . . . .   | 222   |
| Hundert und dritter Brief. Daß es keine Schmähung sey, wenn man Herrn Cramer den vortrefflichsten Versificateur genennet hat . . . . .   | 225   |
| 179 Hundert und vierter Brief. Von Herrn Basedow geforderte Beyspiele, daß es dem Aufseher gewöhnlich sey, viel Worte zu machen und einen kleinen Gedanken durch weiterschweifige Reden aufzuschwellen . . . . . | 229   |
| Hundert und fünfter Brief. Daß es also kein Verbrechen sey, zu sagen, der Stil des fleißigsten Mitarbeiters am Aufseher, sey der schlechte Kanzelstiel eines seichten Homileten u. . . . .                       | 233   |
| Hundert und sechster Brief. Beleuchtung des Satzes im Aufseher, daß ein Mann ohne Religion kein rechtschaffener Mann seyn könne, und der Basedowischen Vertheidigung . . . . .                                   | 236   |
| Hundert und siebender Brief. Wie der Aufseher wol auf diesen Satz möge gekommen seyn . . . . .   | 244   |
| Hundert und achter Brief. Vertheidigung des Urtheils über die vom Aufseher vorgeschlagene Methode, junge Leute den Erlöser der Welt kennen zu lernen . . . . .   | 246   |
| Hundert und neunter Brief. Daß diese Methode weder durch die Rede die Paulus vor den Athentensern, noch durch die, welche er vor dem Felix und Agrippa hielt, könne gerechtfertiget werden . . . . .             | 249   |
| Hundert und zehnter Brief. Von der Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit, die sich der Aufseher zu geben sucht . . . . .  | 256   |
| Hundert und eilfter Brief. Von Herrn Klopstocks Eintheilung der Arten über Gott zu denken, und von dessen Liedern, von welchen beiden der Verfasser wenig hält . . . . .   | 258   |
| Hundert und zwölfter Brief. Von einem im Aufseher befindlichen, unter dem Namen des Kupferstechers Kaucke erdichteten anzüglichen Briefe . . . . .   | 261   |
| Siebenter Theil . . . . .  | 263   |
| Hundert und sieben und zwanzigster Brief. Von Hermann Arels Lessingischen Unätopischen Fabeln . . . . .  | 263   |
| Vierzehnter Theil. 1762 . . . . .  | 274   |
| Zwey hundert und drey und dreyßigster Brief. Von der wider Herrn Lichtwehrs Absicht herausgekommenen verbesserten Ausgabe seiner Fabeln . . . . .  | 274   |

Drey und zwanzigster Theil. 1765. . . . . 276

Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief. Von Meinhards Versuchen über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter. Sie sind wegen ihrer Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation aller Achtung würdig. Von dem Vorzug der italienischen Dichtkunst für der deutschen, wie auch derselben Fehlern. Entwurf des Verf. von einer poetischen Landkarte. Von der beobachteten Zeitordnung des Verf. bey den Werken der italienischen Dichter. Begründete Anmerkung des V. daß der Mangel großer Genies nicht dem Mangel der Belohnungen und Aufmunterungen zuzuschreiben sey. Vertheidigung des Machiavells wegen seiner Verdienste in Absicht der Prose der Italiener. Von Somes Grundsätzen der Critik in einer wohlgerathenen Uebersetzung von ebendemselben. Beurtheilung der Ausgabe von petrarchischen Gedichten . . . . 276

Sophokles. Erstes Buch. Von dem Leben des Dichters. 1760. . . . . 282  
Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles . . . . 366

Das Theater des Herrn Diderot. Vorrede des Uebersetzers, zur ersten Ausgabe von 1760 . . . . . 368  
Vorrede zur zweyten Ausgabe. 1781 . . . . . 369

Laokoön: oder über die Grenzen der Malhlerey und Poesie. Erster Theil. 1766. . . . . 372

# Briefe, die neueste Litteratur betreffend.

## Erster Theil.

### Einleitung.

Der Herr von N.\*\* ein verdienter Officier, und zugleich ein Mann von Geschmack und Gelehrsamkeit, ward in der Schlacht bey Zorndorf verwundet. Er ward nach Fr.\*\* gebracht, und seine Wundärzte empfahlen ihm nichts eifriger, als Ruhe und Geduld. Langweile und ein gewisser militärischer Eckel vor politischen Neuigkeiten, trieben ihn, bey den ungern verlassenen Mufen eine angenehmere Beschäftigung zu suchen. Er schrieb an einige von seinen Freunden in B.\*\* und ersuchte sie, ihm die Lücke, welche der Krieg in seine Kenntniß der neuesten Litteratur gemacht, ausfüllen zu helfen. Da sie ihm unter keinem Vorwande diese Gefälligkeit abschlagen konnten, so trugen sie es dem Herrn H. auf, sich der Ausföhrung vornehmlich zu unterziehen.

Wie mir, dem Herausgeber, die Briefe, welche daraus entstanden, in die Hände gerathen, kann dem Publico zu wissen oder nicht zu wissen, sehr gleichgültig seyn. Ich theile sie ihm mit, weil ich glaube, daß sie manchem sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der sogenannten Gelehrten, nützlich seyn können.

Ihre Anzahl ist bereits beträchtlich, ob sie gleich ihren Anfang nur vor drey oder vier Monaten können gehabt haben. Sie werden auch hoffentlich bis zur Wiederherstellung des Herrn von N.\*\* fortgesetzt werden.

Ich habe völlige Gewalt sie drucken zu lassen, wie und wenn ich will. Der Verleger meinte, daß es am füglichsten wöchentlich geschehen könnte; und ich lasse ihm seinen Willen. G.

I. Den 4. Jenner 1759.

## Erster Brief.

Etwas werden Sie freylich nachzuhohlen haben; aber nicht viel. Die zwey gefährlichen mühsamen Jahre, die Sie der Ehre, dem Könige und dem Vaterlande aufopfern müssen, sind reich genug an Wundern, nur nicht an gelehrten Wundern gewesen. Gegen hundert Namen, — und hundert sind noch zu wenig — die alle erst in diesem Kriege als Namen verdienstvoller Helden bekannt geworden; gegen tausend kühne Thaten, die vor Ihren Augen geschahen, an welchen Sie Theil hatten, die zu Quellen der unerwartesten Veränderungen wurden, — kann ich Ihnen auch nicht ein einziges neues Genie nennen, kann ich Ihnen nur sehr wenige Werke schon bekannter Verfasser anführen, die mit jenen Thaten der Nachwelt aufbehalten zu werden verdienten.

Es gilt dieses von uns Deutschen vor allen andern. Zwar hat der Krieg seine blutigste Bühne unter uns aufgeschlagen, und es ist eine alte Klage, daß das allzunaher Geräusch der Waffen, die Musen verscheucht. Verscheucht es sie nun aus einem Lande, wo sie nicht recht viele, recht feurige Freunde haben, wo sie ohnedem nicht die beste Aufnahme erhielten, so können sie auf eine sehr lange Zeit verscheucht bleiben. Der Friede wird ohne sie wieder kommen; ein trauriger Friede, von dem einzigen melancholischen Vergnügen begleitet, über verlorene Güter zu weinen.

Ich rufe Ihre Blicke aus dieser finstern Aussicht zurück. Man muß einem Soldaten sein unentbehrliches Geschäft durch die bejammernswürdigen Folgen desselben nicht verleiden.

Lieber will ich Sie und mich mit dem süßen Traume unterhalten, daß in unsern gesittetern Zeiten der Krieg nichts als ein blutiger Proceß unter unabhängigen Häuptern ist, der alle übrige Stände ungestört läßt, und auf die Wissenschaften weiter keinen Einfluß hat, als daß er neue Xenophons, neue Polybe erwecket. Lieber will ich für Sie auch die leichtesten Spuren der unter uns noch wandelnden Musen auffuchen, und ihnen bis in die glücklichern Reiche nachspüren, aus welchen sie, nicht längst, einen kürzern Weg zu uns gefunden zu haben scheinen.



Die Umstände, unter welchen Sie diese Arbeit von mir verlangen, machen sie mir zu einem Vergnügen, auf welches ich stolz zu seyn Ursache habe. Kann sich derjenige weigern, Ihre Schmerzen durch kleine Zerstreungen zu lindern, der sie gern mit Ihnen getheilet hätte? *ic.* III.

### Zweyter Brief.

Benigstens ist die Gelehrsamkeit, als ein Gewerbe, unter uns in noch ganz leidlichem Gange. Die Meßverzeichnisse sind nicht viel kleiner geworden; und unsere Uebersetzer arbeiten noch frisch von der Faust weg.

Was haben sie nicht schon alles übersezt, und was werden sie nicht noch übersezen! Eben igt habe ich einen vor mir, der sich an einen englischen Dichter — rathen Sie einmahl an welchen! — gemacht hat. O Sie können es doch nicht errathen! — An Popen.\*

Und in Prosa hat er ihn übersezt. Einen Dichter, dessen grosses, ich will nicht sagen größtes, Verdienst in dem war, was wir das Mechanische in der Poesie nennen; dessen ganze Mühe dahin ging, den reichsten, triftigsten Sinn in die wenigsten, wohlklingendsten Worte zu legen; dem der Reim keine Kleinigkeit war — einen solchen Dichter in Prosa zu übersezen, heißt ihn ärger entstellen, als man den Euklides entstellen würde, wenn man ihn in Verse übersezte.

Es war auch ein blosser Buchhändlereinfall; wie der Uebersetzer selbst gestehet. Und was geht es diesem an, womit jener ihn Geld verdienen läßt, und selbst Geld zu verdienen denket? Freylich sollte so ein blindlingsgefälliges Werkzeug eine bescheidnere Sprache führen, als unser Uebersetzer des Pope führet. Er sollte nicht sagen: „Ich habe mir eingebildet, meinen Dichter völlig zu verstehen, und mich darauf verlassen, daß meine eigene kleine Dichtergabe, so geringe sie auch seyn mag, mir zu Hülfe kommen würde, das Verstandene so auszudrücken, daß der Schwung und die Deutlichkeit nicht zu viel verlören —

\* Herrn Alexander Pope sämtliche Werke *ic.* Erster Band. Altona bey D. Zwersen. 1758. in 8vo.

Dem je grösser er sich selbst macht, desto unbarmherziger wird ihm der Leser sein thörichtes Unternehmen aufmugen, desto höhnischer wird er ihm jeden Fehler verwerfen, der seinem Eigenlobe widerspricht. Z. E.

Pope will die Nachahmung der Alten rechtfertigen. Man verlangt, sagt er, und erwartet von einem Dichter, daß er ein gelehrter, und in den Werken der Alten belesener Mann (a Scholar) sey; und ist gleichwohl unwillig, wenn man findet, daß er wirklich so ein Mann ist. — Was meinen Sie wohl, daß aus dieser feinen Anmerkung unter der Feder des Uebersetzers geworden ist? Er hat Scholar, als ein wahrer Schüler, durch Schüler übersetzt und sagt: „\* In der That ist es sehr „unbillig, daß man aus uns Schüler haben will, und dennoch „unwillig wird, wenn man uns als Schüler befindet.

Pope vergleicht den Virgil mit seinem Muster, dem Theokrit. Der Römer, sagt er, übertrifft den Griechen an Regelmäßigkeit und Kürze, und ist ihm in nichts nachzusetzen, als in der Einfalt des eigenthümlichen Ausdrucks. (simplicity and propriety of style) Pope meint, daß der Styl in den Virgilischen Eklogen uneigentlicher, verblümter sey, als in den Theokritischen; und der Vorwurf ist nicht ohne Grund. Allein wie ihn der Uebersetzer ausdrückt, ist er es gänzlich. Er giebt nehmlich Propriety durch Richtigkeit; und welcher Schriftsteller, selbst keiner von den Alten ausgenommen, ist dem Virgil in der Richtigkeit des Styls (Correctness) vorzuziehen? \*\*

Pope erzählt die Geschichte seiner Autorschaft. Ich schrieb, sagt er, weil es mich angenehm beschäftigte; ich verbesserte, weil mir das Verbessern eben so viel Vergnügen machte, als das Schreiben; ich lies drucken, weil man mir schmeichelte, daß ich Leuten gefallen könnte, deren Beyfall einen guten Namen\*\*\* verschafte. — Der Uebersetzer aber läßt ihn sagen: „daß ich „denen gefallen könnte, denen ich zu gefallen wünschte.“

\* That people should expect us to be Scholars, and yet be angry to find us so. In der Vorrede.

\*\* Abhandlung von der Schäferpoesie 6. 7. der deutschen Uebersetzung.

\*\*\* Such as it was a credit to please. In der Vorrede.

Virgil, der sich den Theokrit zum Muster vorgestellt — sagt Pope, und der Uebersetzer: Virgil der den Theokrit ausschreibt.

Dieses sind noch lange nicht alle Fehler, aus der blossen Vorrede und Abhandlung von der Schäferpoesie, aus den ersten und leichtesten, nehmlich profaischen, Stücken des ersten Bandes.\* Urtheilen Sie, wie es tiefer herein aussehen mag!

Was der Uebersetzer zur Entschuldigung seiner oft undeutschen Wortfügungen anführt; wie er sich in dieser Entschuldigung verwirrt und sich unvermerkt selbst tadelt, ist auf der 17ten Seite des Vorberichts lustig zu lesen. Er verlangt, daß man, ihn zu verstehen, die Kunst zu lesen besitze. Aber da diese Kunst so gemein nicht ist; so hätte er die Kunst zu schreiben verstehen sollen. Und wehe der armen Kunst zu lesen, wenn ihr vornehmstes Geschäft seyn muß, den Wortverstand deutlich zu machen! ic.

St.

### Dritter Brief.

Wollen Sie einen andern kennen lernen, dessen guter Wille uns nun schon den zweyten englischen Dichter verdorben hat? — Verdorben klingt hart; aber halten Sie immer dem Unwillen eines getäuschten Lesers ein hartes Wort zu gute.

Von des Herrn von Paltchen Uebersetzung der Thomsonschen Jahreszeiten werden Ihnen frühere Urtheile zu Gesichte gekommen seyn. Nur ein Wort von seinen Fabeln des Gay.\*\*

Ein guter Fabeldichter ist Gay überhaupt nicht, wenn man seine Fabeln nehmlich nach den Regeln beurtheilet, welche die Kunststrichter aus den besten Fabeln des Aesopus abstrahiret haben. Bloß seine starke Moral, seine feine Satyre, seine übrigen poetischen Talente machen ihn, trotz jenen Regeln, zu einem guten Schriftsteller.

\* In dem Vorberichte verspricht man die neun englischen Octavbände in sechs deutsche zu bringen, und in den ersten deutschen die Hälfte des zweyten englischen mit zu fassen. Am Ende aber hat man sich anders besonnen; und die Leser erhalten nicht einmal den ganzen englischen ersten Band in diesem ersten deutschen; denn es fehlet ihm noch der Epilogus zu Rowe's Jane Shore.

\*\* Hamburg und Leipzig bey Grund und Hölle 1758. in 8vo.

Schade um so vielmehr, daß so manche feine Satyre dem Uebersetzer unter der Arbeit versflogen ist! Und es muß eine sehr eifertige Arbeit gewesen seyn! Sehr oft hat er sich auch nicht die Zeit genommen, die Worte seines Originals recht anzusehen. Wenn Gay sagt:

The Miser trembling lock'd his chest;  
(der Geizhals verschloß zitternd seinen Kasten) so sieht er lock'd für look'd an, und übersetzt: der Geizhals blickte zitternd auf seinen Kasten.\*

Das englische Cameleon rühmt sich, es habe eines jeden Höflings Leidenschaft zu treffen gewußt:

I knew to hit each courtier's passion,  
Und das deutsche sagt: ich vermied eines jeden Höflings Leidenschaft zu berühren. Dieses folglich ist kaum halb so geschickt als jenes. Verstehen etwa die deutschen Schmeichler ihr Handwerk weniger, als die Schmeichler einer andern Nation? \*\*

Gay beschreibt ein unglückliches Ehepaar. Er der Mann, sagt er,\*\*\* liebt das Befehlen; und die Frau das Widersprechen. Sich sflavisch zu unterwerfen, ist durchaus nicht ihre Sache. Sie will ihren Willen haben, oder will ihre Zufälle bekommen. —

She 'll have her will, or have her fits.

Der letzte Zug ist ungemein fein, und eine richtige Bemerkung. Sie werden krank, die lieben eigensinnigen Weiberchen, wenn man nicht thut was sie haben wollen. — Nun sehen Sie, was der Herr von Palthen daraus macht: „Sie will entweder ihren „Willen haben, oder auch umwechselnd die Herrschaft führen. — O dreyimal Glücklicher, dessen Gattin sich mit dem legtern begnügt!

Die kleinsten Partikeln werden oft unserm Uebersetzer zum Anstoß. — Doch es muß Sie in die Länge verdriessen, daß ich mich mit solchen Kleinigkeiten aufhalte.

Lernen Sie nur noch aus einem einzigen Exempel, wie weit die Unverschämtheit der gelehrten Tagelöhner unter uns, geht. Ein gewisser E. G. Bergmann hat Bolingbroks Briefe über die Erlernung und den Gebrauch der Geschichte übersetzt, † und er ist es, von dem man sagen kan, daß er alles, was die Welt

\* VI. Fabel.

\*\* II. Fabel.

\*\*\* XII. Fabel.

† Leipzig, bey Lanfischens Erben in groß 8. 1758.

noch bis igt von elenden Uebersetzern gesehen hat, unendlich weit zurück läffet. — Doch ich muß den Beweis versparen. Er fordert mehr Raum als mir übrig ist. III.

II. Den 11. Jenner 1759.

### Vierter Brief.

Unsere Uebersetzer verstehen selten die Sprache; sie wollen sie erst verstehen lernen; sie übersetzen sich zu üben, und sind klug genug, sich ihre Uebungen bezahlen zu lassen. Um wenigsten aber sind sie vermögend, ihrem Originale nachzudenken. Denn wären sie hierzu nicht ganz unfähig, so würden sie es fast immer, aus der Folge der Gedanken abnehmen können, wo sie jene mangelhafte Kenntniß der Sprache zu Fehlern verleitet hat. Wenigstens geschieht es durch diese etwanige Fähigkeit, daß ihr Leser oft mehrere als nur die größten bemerkt; und die folgenden des Herrn Bergmanns sind gewiß nicht, erst durch die ängstliche Zusammenhaltung des Originals, entdeckt worden.

Bolingbroke, wenn er von Männern, die zwar selbst durch ihre Studien weder weiser noch besser werden, andere aber in den Stand setzen, mit mehr Bequemlichkeit und in nüglichern Absichten zu studiren, von den Herausgebern verlegener Handschriften, den Wortforschern u. s. w. redet, gedenkt mit Beyfall eines Gelehrten, den man einst in der Kirche, in seiner Kapelle, unter der stückweisen Erwägung göttlicher Wohlthaten, dergleichen bey frommen Leuten nicht ungewöhnlich ist, Gott auch dafür danken gehört, daß er die Welt mit Lexiconsmachern versehen habe. — Vergleichen Sie nunmehr dieses\* mit folgender Uebersetzung: „Ich billige daher die Andacht eines gelehrten „Mannes aus der christlichen Kirche gar sehr, der in seiner „Kapelle vergessen hatte, sich mit Gott zu beschäftigen, wie es „bey andächtigen Personen gar nichts unerhörtes ist, und der

\* I approve therefore very much the Devotion of a Studious man at Christ-church, who was overheard in his oratory entering into a detail with God, as devout Persons are apt to do, and amongst other particular thanksgivings acknowledging the divine Goodness, in furnishing the world with Makers of Dictionaries. *Letter I. p. 6.*

„unter andern besondern Dankfagungen, wodurch er sich gegen die Gütigkeit Gottes erkenntlich bezeugte, der Welt Wörterbücher verschafte.“ — — So viel Zeilen, so viel unverzeihliche Fehler.

Bolingbroke fährt in seiner philosophischen Laune fort: Diese Leute wollen eben so gern berühmt seyn, als andere von grösseren Talenten, und wenden die Mittel dazu an, so gut sie ihnen Gott verliehen hat ꝛ. Sie verdienen Aufmunterung, so lange sie nur bloß zusammentragen, und weder dabey witzig seyn, noch vernünfteln wollen.\* — Und Bergmann fährt fort, zu verhuuzen: „Diese Leute erwerben sich Ruhm so wohl als solche, die höher sind als sie, durch diejenigen Mittel, so ihnen Gott gegeben hat, denselben zu erlangen ꝛ. Sie verdienen aber dennoch Aufmunterung, weil sie beständig zusammen tragen, und weder auf Witz noch Vernunft Anspruch machen.

Bolingbroke vergleicht die Systeme der alten Zeitrechnung und Geschichte mit bezauberten Schlössern. Sie scheinen, sagt er, etwas zu seyn, und sind nichts als Phantome; löse die Bezauberung auf, (dissolve the charm) und sie verschwinden aus dem Gesicht, wie jene. — Hat ihn Bergmann verstanden? „Alle diese Systeme, läßt er ihn sagen, sind so viele bezauberte Schlösser; sie erscheinen als etwas, und sind nichts als Erscheinungen. Ihre Reitze fliegen gleich diesen auseinander, und verschwinden aus unserm Gesichte. —

O Bergmann ist ein ganz anderer Zauberer! Jene Stümper lassen verschwinden, was bloß da zu seyn schien. Bergmann macht sein hocus pocus, und alle Gedanken, alle Einfälle, die wirklich da waren, sind weg! Ohne alle Spur, weg!

Das allertollste aber ist dieses, daß er — — (wie soll ich mich gleich rund genug ausdrücken? Ich will, mit ihrer Erlaubniß, einen Ausdruck aus dem *Zudibras* borgen) daß er seinem Autor die Krätze giebt, um ihn reiben zu können. Das ist: er versteht ihn unrecht, und straft ihn in gelehrten

\* These men *court* fame, as well as their betters, by such means as God has given them to acquire it — They deserve encouragement, however, whilst they continue to compile, and neither affect wit, or presume to reason.

Anmerkungen, wegen einer Ungereimtheit, die er selbst in ihn gelegt hat. Hören Sie nur!

Bolingbroke redet in seinem dritten Briefe von der Bibel, als eine Quelle der Geschichte betrachtet. Er kömmt auf die sogenannte Uebersetzung der siebenzig Dollmetscher, und sagt: Die hellenistischen Juden erzählten von dieser Uebersetzung, um sie in Ansehen zu bringen, ja gar zu heiligen, eben so viel wunderbare Dinge, als die andern Juden von dem Esra, welcher den Kanon ihrer Schriften zu machen anfing, und von Simon dem Gerechten erzählt hatten, welcher diesen Kanon zu Ende brachte. Diese heiligen Romane, fährt Bolingbroke fort, wurden zur Tradition, und die Tradition ward zur Geschichte; die Väter unserer christlichen Kirche ließen es sich nicht zuwider seyn, Gebrauch davon zu machen. Der heil. Hieronymus 2c. 2c. Diese heiligen Romane? Was nennt Bolingbroke so? Was sonst, als die frommen Märchen, deren er gleich vorher gedenkt? Und doch will sein elender Uebersetzer, daß er unter diesen Romanen die heiligen Bücher selbst, und nicht die jüdischen Fabeln von ihrer Erhaltung, und ihrer Verdolmetschung verstehe. „Hier sieht man, ruft er lächerlich aus, „die Folge-  
 „rung des Verfassers! Er hatte vorher ganz und gar nicht be-  
 „weisen können, daß die biblischen Bücher nicht schon da gewesen  
 „wären, oder daß sie verfälscht worden, igt aber nennt er sie  
 „heilige Romanen, ohne uns zu sagen, wodurch sie sich in  
 „Romanen hätten verwandeln können 2c.

Possen! Wir wissen es freylich, daß Bolingbroke oft ziemlich cavalierement von der Bibel spricht; aber hier thut er es doch nicht. Der Herr verspare wenigstens sein Collegium auf eine andere Stelle.

Und nun sagen Sie mir, ist das deutsche Publicum nicht zu bedauern? Ein Bolingbroke fällt unter die Hände seiner Knaben; sie schreyen Rahlkopf über ihn, die Rahlkinne! Will denn kein Bär hervor kommen, und diese Buben würgen?

Bergmann muß nicht allein das Englische nicht wissen; er muß gar nichts wissen. Wenn Bolingbroke sagt: die Chronologie ist eine von den Wissenschaften, welche blos a limine salutandæ sind; so macht jener daraus: „welche man schon von weiten

„empfangen muß. Wenn Bolingbroke von dem Kanon des Marshams redet, redet jener von Marshams Sätzen, und muß nicht wissen, daß das Buch dieses Gelehrten hier gemeinet wird, welches den Titel Canon chronologicus führt. Wenn Bolingbroke von dem Kanon der heiligen Bücher spricht, macht jener die Ordnung der heiligen Bücher daraus. Ich möchte wissen, was Herr Bergmann studierte? Ob die Theologie?

Schade, daß sich die gelehrte Welt des weltlichen Arms noch weniger bedienen darf, als die Kirche! Wäre es sonst nicht billig, daß man die Handlung, welche diese jämmerliche Uebersetzung drucken lassen, mit Gewalt anhielte, uns eine bessere zu liefern, und jene ins Maculatur zu werfen? Sie müßte sich des Schadens wegen an den Uebersetzer halten können.

III.

### Fünfter Brief.

Der Uebersetzer des Gay hat sich zu gleicher Zeit auch als Verfasser gezeigt, und Versuche zu vergnügen,\* herausgegeben.

Ich denke so: mir nützlich zu seyn, möchte man so oft und viel versuchen, als man nur immer wollte; wenn ich nur die Versuche mich zu vergnügen verbitten könnte. Laßt uns lieber den wilden Bart tragen, ehe wir zugeben, daß die Lehrlinge der Barbierstuben an uns lernen!

Der Lenz des Herr von Palthen scheint eine Sammlung von alle dem zu seyn, was er bey Uebersetzung des Thomsonschen Frühlings, schlechteres gedacht hat; eine Sammlung von Zügen und Bildern, die Thomson und Kleist, und selbst Zachariä verschmähet haben. Er mahlt Mücken,\*\* und der Himmel gebe, daß uns nun bald auch jemand Mückenfüsse mahle! Doch nicht genug, daß er seine Gegenstände so klein wählt; er

\* Erste Sammlung. Rostock und Wismar bey Berger und Böldner 1758. groß 8. Enthält 1) Der Lenz. 2) Uebersetzung des zweyten Buchs des Palingenius. 3) Project, einen immerwährenden Frieden zu unterhalten. 4) Petrachs Leben in einem Sendschreiben an die Nachwelt von ihm selbst. 5) Lieder des Horaz. 6) Nachricht von dem Buche Naufrage des Isles flottantes. 7) Leben des Johann Philipp Palthenius.

\*\* Seite 14.



scheint auch eine eigene Lust an schmutzigen und eckeln zu haben. — Die aufgeschürzte Bauermagd mit Blutdurchströmten Wangen, und derben sich zeigenden Waden, wie sie am abgESPANNTEN Leiterwagen stehet, mit zackiger Gabel den Mist darauf zu schlagen. — Der erhitzte brüllende Stier, mit der breiten Brust, und dem bucklichten Rücken, der die ihm nicht stehende Geliebte verfolgt, bis er endlich mit einem gewaltigen Sprunge über sie herstürzt und unwiderstehlich sie hält. — Der Ackersmann, der sein schmutziges Tuch löset, woraus er schmierigen Speck und schwarzes Brod hervor ziehet. — Die grunzende Sau, mit den fleckigten saubern Ferkeln. — Der feurige Schmag einer Galathee. — — Zu viel, zu viel Ingredienzen für Ein Vomitiv!

Hier ist eine Herzstärkung! Ein Project zu einem immerwährenden Frieden! „Aber keine Herzstärkung für mich; werden Sie „sagen.“ „Der Mann will mir das Handwerk legen! — Ach nicht doch! Er meint es so böse nicht. Sein Haupteinfall ist dieser: ein allgemeines Parlament oder Tribunal zu errichten, dessen Ausspruch sich alle europäische Staaten gefallen ließen. — Merken Sie nun, daß der Herr von Palthen ein Rechtsgelehrter ist? Aber, als jener alte Officier seinen Vorschlag zur Verkürzung der Proceße that, und die alten gerichtlichen Duelle wieder einzuführen rieth, nicht wahr, da verrieth sich der Officier auch? — Doch dieses bey Seite! Wenn sich nun unter den europäischen Mächten Halsstarrige fänden, die dem Urtheile des Tribunals Genüge zu leisten sich weigerten? Wie da? D der Herr von Palthen hat vollstreckende Völker, er hat militärische Execution. Hat er die? Nun wohl, so hat er Krieg; und Sie sollen Zeit genug weiter avanciren. Werden Sie nur bald gesund!

Was soll ich Ihnen von seinen drey ersten Oden des Horaz sagen? Gleich vom Anfange heißt es:

Und wenn ihr Wagen ohne Fehl

Mit heisser Achs zum Ziel gelanget.

Metaque fervidis evitata rotis. Das Ziel zu erreichen, war das wenigste. Sie mußten um das Ziel herum! — Lassen Sie uns nicht weiter lesen.

Und wie oft zeigt der Herr von Paltzen, ich weiß nicht, welche eingeschränkte Kenntnisse! = = Petrarck sagt von sich: \* „Ich habe nie an Schmausen ein Vergnügen gefunden, sondern „habe bey mäßiger Kost und gewöhnlichen Speisen ein vergnüg- „teres Leben geführt, als alle Nachfolger des Apicius.“ Und der Herr v. P. setzt in einer Anmerkung hinzu: „Es wird hier „auf den Apicius Caelius gezielet, welcher zehn Bücher von „der Kochkunst geschrieben ic. — Allein, muß denn ein Mann, der Gerichte zubereiten lehrt, nothwendig ein Schlemmer seyn? Er hätte, wie bekannt, einen ganz andern Apicius hier anfüh- ren sollen, und würde unter drey berühmten Schlemmern dieses Namens die Wahl gehabt haben. —

Das Projekt des Abts von St. Pierre zu einem beständi- gen Frieden, sagt der Herr v. P., sey ihm nicht zu Gesichte ge- kommen. Die ganze Welt kennt es. Es ist unendlich sinnrei- cher als seines, und läuft auf eine proportionirliche Herabsetzung der Kriegsheere aller europäischen Staaten hinaus.      *Stl.*

III. Den 18. Jenner 1759.

### Stebender Brief.

Sie haben Recht; dergleichen schlechte Uebersetzer, als ich Ihnen bekannt gemacht habe, sind unter der Critik. Es ist aber doch gut, wenn sich die Critik dann und wann zu ihnen her- abläßt; denn der Schade, den sie stiften, ist unbeschreiblich. — Wenn durch eine grosse, wunderbare Weltveränderung auf ein- mal alle Bücher, die deutsch geschriebenen ausgenommen, unter- gingen; welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile und Horaze, die Shaftesburys und Bolingbroks bey der Nach- welt machen!

Oder meinen Sie, daß bey einem so allgemeinen Schif- bruche der Wissenschaften, die deutsche Gelehrsamkeit nur immer- hin auch mit versinken möchte?

Das wäre zu bitter geurtheilet! Man verachtet keinen Baum wegen seiner unansehnlichen Blüte, wenn er wegen seiner Frucht

zu schätzen ist. Unsere schöne Wissenschaften würden zu vergessen seyn; aber unsere Weltweisheit nicht. Noch zu bitter! — Nein, auch in jenen fehlt es uns nicht an Männern, die alsdenn an die Stelle der grossen Ausländer, und der noch grössern Alten treten müßten und könnten! Klopstock würde Homer; Cramer, Pindar; Uz, Horaz; Gleim, Anakreon; Gessner, Theokrit; Wieland Lucrez —

Wieland, Lucrez? So geht es, wenn man träumet! Es finden sich im Traume Dinge oft wieder zusammen, die man seit vielen Jahren, nicht miteinander gedacht hat. Herr Wieland hätte es längst gern aus unserm Gedächtniß vertilgt, daß er der Verfasser der Natur der Dinge ist, und aus dem meinigen schien es auch wirklich vertilgt zu seyn —

Erlauben Sie mir, Ihnen von diesem Manne, der ohne Widerrede einer der schönsten Geister unter uns ist, mehr zu sagen; ich mag zu meinem vorigen Gegenstande nicht zurückkehren. Denn warum schreibe ich Briefe?

Wenige Gelehrte werden eine mehr doppelte Rolle gespielt haben, als Herr Wieland. Ich mag es nicht wieder erzählen, was Leute, die ihn in R \* \* B \* \* persönlich gekannt haben, von ihm zu erzählen wissen. Was geht uns das Privatleben eines Schriftstellers an? Ich halte nichts davon, aus diesem die Erläuterungen seiner Werke herzuholen. So viel ist unwidersprechlich, daß jenes Lehrgedicht, und die moralischen Briefe uns den Herrn Wieland auf einem ganz andern Wege zeigten, als ihm hernach zu betreten beliebt hat. Wenn diese Veränderung durch innere Triebfedern, (mich plump auszudrücken) durch den eigenen Mechanismus seiner Seele erfolgt ist; so werde ich nicht aufhören, mich über ihn zu verwundern. Ist sie aber durch äussere Umstände veranlaßt worden, hat er sich, aus Absichten, mit Gewalt in seine ige Denkart versetzen müssen, so bedauere ich ihn aus dem Innersten meiner Seele. —

Sie wissen es schon zum Theil, wie schlecht er sich gegen den Herrn Uz aufgeführt hat. — Herr Uz, nach der Freiheit, zu der jeder seines gleichen berechtigt ist, erklärte sich wider eine gewisse Art von Dichtern; Herr Wieland hielt sich beleidiget, und anstatt seinen Gegner gleichfalls von der Seite des Schrift-

stellers anzugreifen, fiel er mit so frommer Galle, mit einem so pietistischen Stolze auf den moralischen Charakter desselben; brauchte so hämische Waffen; verrieth so viel Haß, einen so verabscheuungswürdigen Verfolgungsgeist,\* daß einen ehrlichen Mann Schauder und Entsetzen darüber befallen mußte.

Er hatte sogar das Herz, einen verehrungswürdigen Gottesgelehrten zum Werkzeug seiner Erbitterung brauchen zu wollen. Doch dieser fand auch hier Gelegenheit, seine edle Mäßigung, seine philosophische Billigkeit zu zeigen. Denn ohne Zweifel ist er allein Ursache, daß Herr Wieland in der Sammlung seiner prosaischen Schriften, aus der Zuschrift der Empfindungen des Christen, die härteste Stelle weggelassen hat.

Ich sende Ihnen hier diese Sammlung,\*\* in welcher Sie manchen neuen Aufsatz finden werden. Sie müssen sie alle lesen; denn wenn man einen Wieland nicht lesen wollte, weil man dieses und jenes an ihm auszufehen findet; welchen von unsern Schriftstellern würde man denn lesen wollen? III.

### Achter Brief.

Auch mir sind unter den Wielandischen Schriften die Empfindungen des Christen das anstößigste gewesen.

Empfindungen des Christen, heißen Empfindungen, die ein jeder Christ haben kann, und haben soll. Und von dieser Art sind die Wielandischen nicht. Es können aufs höchste Empfindungen eines Christen seyn; eines Christen nehmlich, der zu gleicher Zeit ein wigiger Kopf ist, und zwar ein wigiger Kopf, der seine Religion ungemein zu ehren glaubt, wenn er ihre

\* In der letzten seiner Sympathien; und hernach in der Zuschrift seiner Empfindungen eines Christen, an den Herrn Oberconsistorialrath Sack.

\*\* Zürich, bey Drell und Compag. 1758. in drey Theilen. Enthält I. 1) Sympathien. 2) Theages, oder Unterredung von Schönheit und Liebe. 3) Gesicht von einer Welt unschuldiger Menschen. II. 1) Empfindungen des Christen. 2) Hymne auf die Allgegenwart Gottes. 3) Betrachtung über die Gerechtigkeit Gottes. III. 1) Betrachtungen über den Menschen. 2) Gesicht des Mirza. 3) Zwey Selbstgespräche eines tugendhaften Heiden. 4) Plan einer Academie, zu Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute. 5) Gespräch des Socrates von der scheinbaren und wahren Schönheit.

Geheimnisse zu Gegenständen des schönen Denkens macht. Gelingt es ihm nun hiermit, so wird er sich in seine verschönerte Geheimnisse verlieben, ein süßer Enthusiasmus wird sich seiner bemächtigen, und der erhitzte Kopf wird in allem Ernste anfangen zu glauben, daß dieser Enthusiasmus das wahre Gefühl der Religion sey.

Ist er es aber? Und ist es wahrscheinlich, daß ein Mensch, der den Erlöser am Kreuze denkt, wirklich das dabey denkt, was er dabey denken sollte, wenn er seine Andacht auf die Flügel der Horazischen Ode setzt und anhebt: „Wo ist mein entzückter Geist? Welch ein furchtbares Gesicht um mich her! — „Schwarze Finsterniß, gleich der ewigen Nacht, liegt auf dem bebenden Erdkreis. — Die Sonne ist erloschen, die verlassene Natur seufzt; ihr Seufzen bebet gleich dem schwachen Wimmern des Sterbenden durch die allgemeine Todesstille. — „Was seh ich? Erbleichte Seraphim schweben aus dem nächtlichen Dunkel hier und da hervor! Sie schauen mit gefalteten Händen, wie erstarrt herab! Viele verbergen ihr thränendes Antlig in schwarze Wolken. — O des bangen Gesichts! „Ich sehe, ich sehe den Altar der Versöhnung, und das Opfer, das für die Sünde der Welt verblutet. — \*

Schön! — Aber sind das Empfindungen? Sind Ausschweifungen der Einbildungskraft Empfindungen? Wo diese so geschäftig ist, da ist ganz gewiß das Herz leer, kalt.

So wie es tiefsinnige Geister gab, und noch giebt, welche uns die ganze Religion platterdings wegphilosophiren, weil sie ihr philosophisches System darein verweben wollen: so giebt es nun auch schöne Geister, die uns eben diese Religion wegwigeln, damit ihre geistlichen Schriften auch zugleich amüsiren können.

Der Ton der Psalmen, welchen die Empfindungen des Herrn Wielands oft annehmen, hat mich an Petersens Stimmen aus Zion wieder erinnert.

Eine Vergleichung zwischen Petersen und Wielanden würde diesem auf keine Weise schimpflich seyn. Petersen war ein sehr gelehrter und sinnreicher Mann, und kein gemeines poetisches

\* Empfindungen XIV. S. 99.

Genie. Seine Uranias ist voll trefflicher Stellen; und was kann man mehr zu ihrem Lobe sagen, als daß Leibnitz sie zu verbessern würdigte, nachdem er selbst den Plan dazu gemacht hatte?

Seine erstgedachten Stimmen sind hundert prosaische Lieder, die er selbst Psalmen nennt. Erlauben Sie mir, Ihnen einige kleine Stücke daraus vorzulegen:

#### Drey und vierzigster Psalm.

„Wie ist die Welt doch so überweise worden! Wie hat sich die „Magd über die Frau erhoben!

„Die Weisheit des Fleisches wafnet sich gegen die göttliche Ein- „falt; und die Vernunft sicht wider den Glauben.

„Die Weltweisheit setzet sich gegen die göttliche Thorheit; sie „meißert Gottes Weisheit und verfälscht sein grosses Wort.

„Sie ist gar zu weise zum Himmelreich; darum kommen sie auch „nicht dahin, wohin die Kinder kommen ꝛc.

#### Zwey und achtzigster Psalm.

„Brüder! Lasset uns hingehen, und unser Leben lassen! Die „Wahrheit ist wohl werth, daß wir sie bis in den Tod bekennen!

„Es ist der treue und wahrhafte Zeuge vor uns hergegangen. „Er hat ein gut Bekenntniß bekant vor Pontio Pilato. Er mußte „auch sterben, als ein Verführer —

„Gott sey Dank, daß wir nicht leben, wie die Uebelthäter! „Wir haben zwar unserm Gott gesündigt, aber nicht der Welt.

„Es ist recht und billig, daß uns unser Vater züchtiget; es ist „recht, daß er diesen Leib zerbricht.

„Wir müssen doch einmal unsere Hütten ablegen; warum nicht „ist, da wir noch mit unserm Tode preisen unsern Gott?

„So wissen wir auch, daß der Tod seiner Heiligen bey ihm „hochgeachtet sey, und daß er ihm seine Lieblinge nicht nehmen lasse —

„Brüder! lasset uns nicht fürchten, wie die Heyden und Sünder „pflegen. Furcht ist nicht in der Liebe und in dem Glauben zu un- „sern Gott.

„Wir haben bisher dem Herrn gelebet, so wollen wir nun auch „dem Herrn sterben.

„Er wird mit uns durch Feuer und Wasser gehen; er wird uns „nicht ungetröstet, noch ungestärkt lassen.

„Siehe! Wir sehen ihn, o wie freundlich ist er uns! Er führet uns  
 „über den Tod! Halleluja! —“

Was sagen Sie hierzu? Könnte ich nicht die Verehrer des Herrn Wielands (seine Anbeter; er hat dergleichen) auffordern, mir erhabenere und pathetischere Stellen in seinen ganzen Empfindungen zu zeigen? Herr Wieland ist reich an Blümchen, an poetischem Geschwäze; Petersen an starken Gedanken, an grossen Gesinnungen; ohne Zwang, ohne Schwulst. Beyde haben die Sprache der H. Schrift zu brauchen gewußt, nur daß sie Petersen in ihrer edeln Einfalt gelassen, Wieland aber durch affectirte Tieffinnigkeiten, durch profane Illusionen, verunstaltet hat.

Und gleichwohl sind Petersens Stimmen gar bald verachtet, und vergessen worden. Denn Petersen war ein Schwärmer!

St.

### Neunter Brief.

Ich habe über des Herrn Wielands Plan einer Akademie zur Bildung des Verstandes und Herzens junger Leute, einige Anmerkungen gemacht, die ich niederschreiben und Ihnen nach und nach zur Beurtheilung vorlegen will.

Herr Wieland will die alten Griechen bey seinem Entwurfe um Rath gefragt haben. Diese, sagt er, setzten die Erziehung hauptsächlich in die Uebung der Gemüths- und Leibeskräfte, weil ohne Uebung weder diese noch jene zur gehörigen Stärke, Lebhaftigkeit und regelmäßigen Bewegung gelangen. — Die Absicht, fährt er fort, zu welcher ihre Erziehung abzweckte, war ihre junge Bürger zu dem zu bilden, was sie *καλοκαγαθία* nannten, in welchem Worte sie alle Vorzüge und Vollkommenheiten begriffen, die einen freyen und edeln Menschen von einem Sklaven und menschenähnlichen Thiere unterscheiden, alle Eigenschaften und Geschicklichkeiten welche den Menschen erhöhen, verschönern und zur Ausföhrung einer edeln Rolle im Leben tüchtig machen. Zu dieser Absicht, welche allein der menschlichen Natur würdig ist, stößte man der Jugend so früh als möglich den Geschmack am Schönen und Guten, nebst den besten moralischen und politischen Gesinnungen ein; in diesem Gesichtspuncte studirte man mit ihnen den Homer, und schmückte ihr Gedächtniß

mit den weisesten Sprüchen der Dichter, welche die Lehrer und Philosophen der ältesten Griechen waren ic. — \*

Ich will vors erste bey einer Kleinigkeit stehen bleiben. Was Herr Wieland hier von dem Homer sagt, das hat seine Absichten, und der Leser soll die Anwendung davon selbst machen. Er soll bey sich denken: Da es uns, Gott sey Dank! auch nicht an Homeren fehlt, warum werden denn nicht auch unsere Homere in dieser Absicht mit der Jugend gelesen?

Aber ehe ich mir selbst diese Frage vorlegte, wollte ich wohl dem Herrn Wieland mit einer andern beschwerlich fallen. Ich wollte ihn fragen: Hat Ihr Vorgeben, mein Herr, seine historische Richtigkeit? Ist es wahr, daß die alten Griechen ihre Jugend aus dem Homer und andern Dichtern Weisheit lehrten? Und wurde Homer, ich will nicht sagen durchgängig, sondern nur von allen denen unter ihnen verstanden, welchen das Beywort *καλοκαγαδοι* zukam?

Erinnern Sie sich, würde ich gegen den Herrn Wieland fortfahren, was uns Xenophon von dem Sokrates erzehlet.\*\* Sokrates hatte wirklich die Gewohnheit, in seinen Unterredungen lehrreiche Stellen aus Dichtern anzuführen; aber wie ging es ihm damit? Er berief sich z. E. wenn er wider den Müßiggang eiferte, und zu dem Müßiggange auch alle eitele, nur zeitverkürzende und schädliche Beschäftigungen rechnete, auf den Ausspruch des Hesiodus:

Εργον δ' οὐδεν ὄνειδος, ἀεργεῖη δε τ' ὄνειδος.

Keine Arbeit, sondern allein der Müßiggang ist schimpflich. — Oder er drang darauf, daß alle die, welche dem Staate weder als Heerführer noch als Rathgeber nützlich seyn könnten, sich müßten gefallen lassen, zu gehorchen, und führte in dieser Absicht das Betragen des Ulysses an, als die Griechen die Belagerung von Troja aufheben wollten. (Den Vornehmern, sagt Homer,\*\*\* sprach Ulysses mit freundlichen Worten zu, wo sich aber ein Geringerer unnütze machte, den schlug er mit seinem Scepter und befahl ihm, ruhig zu seyn:

\* Im dritten Theile. S. 101.

\*\* Im ersten Buche seiner denkwürdigen Reden des Sokrates.

\*\*\* Im 2ten Buche der Ilias, v. 189. u. f.



Δαίμονι, ἀτρεμίας ἦσο, καὶ ἄλλων μυθῶν ἀκουε,  
 Οἱ σεο φερετοὶ εἰσι, σὺ δ' ἀπολεμὸς καὶ ἀναλκίς,  
 Οὔτε ποτ' ἐν πολέμῳ εὐαριθμῖος οὐτ' ἐν βουλῇ.)

Was machten die Ankläger des Sokrates aus diesen Stellen? Sagten sie nicht, daß sie gefährliche Lehren enthielten? Daß Hesiodus alle Beschäftigungen billige, sie möchten noch so ungerecht und schimpflich seyn, wenn sie nur einträglich wären? Daß Homer die geringern und ärmern Leute zu schlagen rathe? Und wer waren des Sokrates Ankläger? Vielleicht die Unwissendesten in ganz Athen? Gewiß nicht. Melitus wenigstens war nur deswegen wider den Sokrates so aufgebracht, weil ihm Sokrates die Dichter, seine Lieblinge, nicht genug zu schätzen schien. Er war also einer von den damaligen Kennern; und wollte man auch sagen, daß er diese Mißdeutungen nicht sowohl aus Unwissenheit, als aus Bosheit gemacht habe, so bedenke man wenigstens, was er dabey für Richter voraussetzte; und ob diese Richter Leute seyn durften, mit welchen man in der Jugend den Homer, nach moralischen Absichten, gelesen hatte? — Zu.

IV. Den 25. Jenner 1759.

### Zehnter Brief.

So ist es auch wirklich: Die wahren Kenner der Dichtkunst sind zu allen Zeiten, in allen Ländern eben so rar, als die wahren Dichter selbst gewesen. Homer ward eben so wenig von allen Griechen verstanden, als Klopstock von allen Deutschen. Ich sage Klopstock, und wenn Sie meinen, daß Bodmer dem Homer näher komme, so setzen Sie Bodmern an seine Stelle. —

Izt erlauben Sie mir, in den Anmerkungen über den Erziehungsplan des Hrn. Wielands fortzufahren. Die wichtigsten werde ich von unserm gemeinschaftlichen Freunde, dem Hrn. D. entlehnen.\*) —

Den schönen und großen Begriff, welchen uns Herr W. von der Erziehung der alten Griechen macht, wo mag er den über-

\*) Dies ist Moses Mendelssohn, der sich in den Litteraturbriefen unter andern mit D. unterzeichnete. Nicolai.

haupt herhaben? Er sagt zwar: „So viel ich mich der Beobachtungen erinnern kann, die ich bey Lesung ihrer Scribenten gemacht.“ — Allein, ich besorge, sein Gedächtniß hat ihn hier einen übeln Streich gespielt. Wenigstens beweiset die Stelle des Xenophon, auf die er sich beruft, das gar nicht, was sie beweisen soll.

Die Philosophie, sagt Herr W., wurde von den Griechen für das nöthigste und wesentlichste Stück der Unterweisung gehalten. — Ja! aber was für eine Philosophie? War es wirklich die, „welche uns lehret, was edel oder niederträchtig, was recht oder unrecht, was Weisheit oder Thorheit sey? Was die Religion, was die menschliche Gesellschaft, was der Staat in dem wir leben, was alle unsere übrigen Verhältnisse von uns fordern?“ Nichts weniger! Es war eine Philosophie, quæ ad rhetoricas meditationes, facultatem argutiarum, civiliumque rerum notitiam conducebat;\* eine Philosophie, welche Aristoteles hernach unter dem Namen der exoterischen, von der wahren Philosophie gänzlich absonderte; kurz, es war die Weisheit der Sophisten.

Mit dieser moralischen und bürgerlichen Philosophie, fährt Herr W. fort, verband man die schönen Künste, insbesondere die Beredsamkeit. — Auch dieses kan mit der historischen Wahrheit nicht bestehen. Die Griechen studirten die Philosophie nur in Absicht auf die Beredsamkeit, und dieser einzigen Kunst waren alle übrige Wissenschaften untergeordnet. Selbst Alcibiades, Xenophon sagt es mit ausdrücklichen Worten, — hielt sich nicht zum Sokrates um Weisheit und Tugend von ihm zu lernen; es war ihm einzig und allein um die Kunst zu überreden, und die Gemüther der Zuhörer zu lenken, in welcher Sokrates ein so großer Meister war, zu thun. — Daß von denen hier nicht die Rede ist, welche Philosophen von Profession werden wollten, versteht sich von selbst.

Es kann kein Vertrauen gegen den Hrn. W. erwecken, wenn man offenbar sieht, daß er seinen Lesern nur Staub in die Augen streuen will. Denken Sie nur, wie weit er geht.

\* A. Gellius XX, 5.

Er will uns bereden, daß die Griechen den Shaftesburyschen Begriff eines Virtuosen, durch ihr *καλος καγαθος* ausgedruckt hätten. Ich wäre sehr begierig, nur einen einzigen Beweis von ihm zu erfahren, daß dieses *καλος καγαθος* etwas anders bedeute, als was wir einen hübschen guten Mann heißen. Ich erinnere mich eben einer Stelle aus dem Plato, wo Sokrates den jungen Theages fragt: *τι ούν; οὐκ ἐδίδαξατο σε ὁ πατήρ και ἐπαιδευσεν ἄπερ ἐνθάδε οἱ ἄλλοι παιδευονται, οἱ τῶν καλῶν καγαθῶν πατέρων υἱεες; οἷον γραμματα τε και κιθαριζειν, και παλαιειν, και τὴν ἄλλην ἀγωνίαν;* Können hier *καλοι καγαθοι* Virtuosen heißen? Und was ließen dergleichen Virtuosen ihre Söhne lernen? Lesen und schreiben, auf der Zither spielen, ringen und andere körperliche Uebungen.

Doch es möchte seyn; Herr Wieland möchte immerhin, uns die alte griechische Erziehung noch so sehr verschönern, wenn man nur sehen könnte, was er selbst in seinem Plane für einen Gebrauch davon gemacht habe. Aber alle die schönen Ideen, die er aus den alten Griechen will geschöpft haben, kommen in der Folge gar nicht mehr in Anschlag. Nach diesen historischen Prämissen, wie er sie nennet, speiset er uns mit lauter allgemeinen Dingen ab, die längst bekannt, und zum Theil recht herzlich seichte sind. Z. E.

Er sagt: \* „Es soll von einem Kenner der Wissenschaften „die Ordnung bestimmt werden, nach welcher die verschiednen „Disciplinen und Studien, mit der Jugend getrieben werden „sollen; damit das, was sie zuerst lernen, allezeit das Fundament „zu dem folgenden abgebe.“ — Wer mit den Wissenschaften ein wenig bekannt geworden, der weiß, daß es mit dieser eingebildeten Ordnung eine Grille ist. Alle Wissenschaften reichen sich einander Grundsätze dar, und müssen entweder zugleich, oder eine jede mehr als einmal getrieben werden. Die Logik, oder die Kunst zu denken, sollte man glauben, müsse billig vor allen andern Wissenschaften vorangehen; allein sie supponirt die Psychologie; diese die Physik und Mathematik, und alle die Ontologie.

Die Ontologie aber übergeht Hr. Wieland ganz und gar, und verräth an mehr als einer Stelle eine gänzliche Verachtung

\* III. Theil, S. 128.

derselben. Hier, sagt unser D., möchte ich ihn wohl fragen, ob er jemals den *Vaco* gelesen? Ob er gesehen, wie sehr dieser Weltweise eine Wissenschaft erhebt, in welcher die allgemeinen Gründe aller menschlichen Erkenntniß gelehrt werden? Ob er eine bessere Seelenübung kenne, als wenn man junge Leute bald aus besondern Wissenschaften allgemeine fruchtbare Wahrheiten abstrahiren, bald allgemeine Wahrheiten auf besondere Fälle mit Nutzen anwenden lehret, und ihnen dadurch alle ihre Fähigkeiten erhöhet, den Verstand aufkläret, und den Weg zu grossen und nützlichen Erfindungen bahnet? Ich will der itzigen Ontologie, fährt unser Freund fort, nicht das Wort sprechen. So wie sie in unsern philosophischen Büchern abgehandelt wird, ist sie für junge Leute zu hoch. Wenn sie aber der Lehrer wohl studiret hat, und bey dem Vortrage einer besondern Wissenschaft allezeit sein Augenmerk auf die allgemeinen Wahrheiten richtet, die sich daraus absondern lassen; so wird er die Aussichten seiner Untergebenen erweitern und einen jeden Funken von Genie anfachen, der in ihrer Seele gleichsam wie unter der Asche glimmt. Eine jede Wissenschaft in ihrem engen Bezirke eingeschränkt, kann weder die Seele bessern, noch den Menschen vollkommener machen. Nur die Fertigkeit sich bey einem jeden Vorfalle schnell bis zu allgemeinen Grundwahrheiten zu erheben, nur diese bildet den großen Geist, den wahren Helden in der Tugend, und den Erfinder in Wissenschaften und Künsten.

St.

### Filfter Brief.

Herr Wieland verspricht uns seine besten und überlegtesten Gedanken von der Unterweisung der Jugend. Ich glaube nicht, daß er Wort gehalten hat; er muß sich während der Arbeit besonnen haben, daß auch seine schlechtern und übereilten Gedanken für die Deutschen schon gut genug wären. Die patriotische Verachtung, die er gegen seine Nation hat, läßt mich es vermuthen.

Der größte Fehler, den man bey der Erziehung zu begehen pflegt, ist dieser, daß man die Jugend nicht zum eigenen Nachdenken gewöhnet; und diesen hat Hr. W. am wenigsten zu ver-

meiden gesucht. Er scheint vielmehr ausdrücklich darauf führen zu wollen, wenn er verlangt, daß man in der untersten Klasse von jeder Wissenschaft eine historische Kenntniß geben solle.\* — Die Natur der Seele erkennt die Eintheilung der menschlichen Erkenntniß in die historische, philosophische und mathematische, die wir der Deutlichkeit halber zu machen genöthiget sind. Die ersten beyden müssen ohnstreitig mit gleichen Schritten fortgehen, indem ihnen die dritte in einer kleinen Entfernung folgt. Das große Geheimniß die menschliche Seele durch Uebung vollkommen zu machen — (Herr Wieland hat es nur dem Namen nach gekannt) — bestehet einzig darin, daß man sie in steter Bemühung erhalte, durch eigenes Nachdenken auf die Wahrheit zu kommen. Die Triebfedern dazu sind Ehrgeiz und Neubegeierde; und die Belohnung ist das Vergnügen an der Erkenntniß der Wahrheit. Bringt man aber der Jugend die historische Kenntniß gleich Anfangs bey, so schläfert man ihre Gemüther ein; die Neubegeierde wird zu frühzeitig gestillt, und der Weg, durch eignes Nachdenken Wahrheiten zu finden, wird auf einmal verschlossen. Wir sind von Natur weit begieriger, das *Wie*, als das *Warum* zu wissen. Hat man uns nun unglücklicher Weise gewöhnt, diese beyden Arten der Erkenntniß zu trennen; hat man uns nicht angeführt, bey jeder Begebenheit auf die Ursache zu denken, jede Ursache gegen die Wirkung abzumessen, und aus dem richtigen Verhältniß derselben auf die Wahrheit zu schliessen: so werden wir sehr spät aus dem Schlummer der Gleichgültigkeit erwachen, in welchen man uns eingewieget hat. Die Wahrheiten selbst verlieren in unsern Augen alle ihre Reizungen, wo wir nicht etwa bey reifern Jahren von selbst angetrieben werden, die Ursachen der erkannten Wahrheiten zu erforschen.

Wenn aber unser Freund, der sich hier durch mich erklärt, behauptet, man müsse die historische Erkenntniß nie ohne die philosophische gehn lassen; so redet er von der historischen Kenntniß solcher Dinge, die man durch Nachdenken heraus gebracht, und ohne Nachdenken nicht recht begreifen kann, z. E. der in

\* S. 131.

allen Wissenschaften demonstrirten Wahrheiten, der Meinungen und Hypothesen, die man angenommen, gewisse Erscheinungen zu erklären, wie nicht weniger derjenigen Sätze, die man durch künstliche Erfahrungen und sorgfältige Beobachtungen heraus gebracht hat. Diese historische Kenntniß der Wissenschaften allein ist es, die man für schädlich halten muß. Die historische Kenntniß der geschehenen Dinge aber kan durch keine Anstrengung des Genies heraus gebracht oder gefunden werden; die Sinne und das Gedächtniß müssen hier beschäftigt seyn, bevor man Wig und Beurtheilungskraft gebrauchen kan. Daher ist es in der Natur der Seele gegründet, daß in Ansehung solcher Dinge, die historische Kenntniß den Grund legen muß; und hier ist ein neuer Fehler, den Herr Wieland begehet. Er sollte mit der Geschichte der Natur den Anfang machen, und diese allen Vorlesungen in der ersten Klasse zum Grunde legen. Sie enthält den Saamen aller übrigen Wissenschaften, sogar die moralischen nicht ausgenommen; und wenn der Lehrer scharfsinnig genug ist, so wird er die Genies der Schüler bey dieser Gelegenheit leichtlich prüfen, und unterscheiden können, zu welcher Kunst oder Wissenschaft ein jedes derselben aufgelegt ist. Herr Wieland aber rechnet die Naturgeschichte mit zu dem Studium der Historie überhaupt, aus der er drey verschiedene Disciplinen gemacht wissen will.

Doch nicht genug, daß er den Wissenschaften, durch die vorläufige historische Kenntniß derselben, alle Anlockungen nimmt; er muß überhaupt nichts davon halten, die Wissenschaften als Wissenschaften vorzutragen, weil er den Rath giebt, sich aller trockenen Abhandlungen, abstracter Untersuchungen und scharfen Demonstrationen so lange zu enthalten, bis die Untergebenen zu einer grossen Reife des Verstandes gelanget sind. — Aber man folge nur diesem Rathe, man sey nur so superficiell, und ich will vieles wetten, daß die Untergebenen zu dieser grossen Reife des Verstandes nie gelangen werden. — Er schlägt dagegen vor, daß sich die Lehrer die Aesopische und Sokratische Methode eigen zu machen trachten sollen, weil diese „ihrer „Leichtigkeit und Anmuth wegen, der Wahrheit am leichtesten „Zutritt zu unserer Seele verschaffe.“ — Was für einen Be-

grif muß Herr Wieland von der Sokratischen Lehrart haben! Was that Sokrates anders, als daß er alle wesentliche Stücke, die zu einer Definition gehören, durch Fragen und Antworten heraus zu bringen, und endlich auf eben die Weise aus der Definition Schlußfolgen zu ziehen suchte? Seine Definitionen sind durchgehends richtig; und wenn seine Beweise nicht immer die strengste Probe aushalten, so sieht man wenigstens, daß es mehr ein Fehler der Zeiten, in welchen er lebte, als eine Vernachlässigung und Geringschätzung der trocknen Untersuchung von Seiten des Philosophen gewesen. Zu unsern Zeiten kann die Sokratische Lehrart mit der Strenge der igitigen Methode auf eine so geschickte Art verbunden werden, daß man die allertieffsinnigsten Wahrheiten herausbringt, indem man nur richtige Definitionen aufzusuchen scheint. — Ich will geschwind schließen; Sie möchten mich um die Muster in dieser Art des Vortrages fragen. Su.

### Zwölfter Brief.

Es ist wahr, an einer andern Stelle\* scheint Herr Wieland die strengste Lehrart zu billigen, und es zu vergessen, daß er den Augenblick zuvor bloß auf die überredende Lehrart gedrungen hat. Aber warum wollen Sie sich über diesen Widerspruch wundern? Es ist der kleinste von denen, die ihm entwischen. — Ich verspreche, ihn zu heben, (ob ich gleich noch nicht weis, wie?) wenn Sie mir vorher folgenden auflösen können.

Die christliche Religion ist bey dem Herr Wieland immer das dritte Wort. — Man prahlt oft mit dem, was man gar nicht hat, damit man es wenigstens zu haben scheine. — Haben Sie es bemerkt, wie er sie in seiner Akademie will vortragen wissen? Ohne die „gewöhnliche Methode der Theologien, und die ungeschickte Eintheilung in Theologiam dogmaticam und moralem.“ Bewundern Sie den neuen Reformator! Die ungeschickte Eintheilung! — Das schreibt nun Herr Wieland so hin! — Und doch ist diese Eintheilung auf dem Katheder unentbehrlich. Es ist ganz etwas anders, die Lehren des

\* S. 143.

Glaubens von den Pflichten des Lebens in der Ausübung zu trennen, und ganz etwas anders, sie in dem Vortrage, der Ordnung und Deutlichkeit wegen, abzusondern. Durch dieses erhält jenes nicht den geringsten Vorschub. Wer sich aber, so ausdrücklich als Herr Wieland, darwider erkläret, der giebt zu verstehen, daß er aus dem Inhalte der Dogmatik überhaupt nichts mache, und die Religion bloß als eine erhabene Moral gelehret wissen wolle. Herr Wieland wenigstens verräth diesen Vorsatz noch deutlicher, wenn er verlangt, „daß man von den „eigentlichen Glaubensartikeln mit keinen andern, als mit Worten der Schrift reden solle.“ — Und nun sind auf einmal alle mögliche Kezer in den Schooß seiner Kirche aufgenommen! —

Dieses, und seine wiederholte Anpreisung des Shaftesbury, den er in seiner Academie zum classischen Schriftsteller macht, werden heffentlich unsere Theologen nicht ermangeln, in Betrachtung zu ziehen, bevor sie sich in das poetische Interesse des Herrn Wielands verwickeln lassen. Shaftesbury ist der gefährlichste Feind der Religion, weil er der feinste ist. Und wenn er sonst auch noch so viel Gutes hätte; Jupiter verschmähte die Rose in dem Munde der Schlange. St.

V. Den 1. Februar 1759.

### Drenzehnter Brief.

Was ich unter des Herrn Wielands patriotischer Betrachtung seiner Nation verstehe, werden Sie am besten aus einem Exempel abnehmen können. — Herr Wieland redet von der Beredsamkeit der Rauzel, und bricht in die Frage aus: „Wie „lange wollen wir uns von den Franzosen beschämen lassen, „welche ihre Bossuets, Bourdaloue, Massillons, Trublets, „aufweisen können, da hingegen unsere größten geistlichen Redner gegen jene nicht in Betrachtung kommen?“

Wenn doch dem Herrn Wieland diese einsichtsvolle Frage entwischt wäre, als er einem von unsern größten geistlichen Rednern seine Empfindungen zuweignete! In eben dem Orte, wo er zu ihm sagt: „Es würde eine strafbare Undankbarkeit „seyn, wenn ich bei dieser Gelegenheit verschweigen wollte, mit „wie vieler Nührung und Nutzen ich den vertheidigten Glau-



„ben der Christen, für mich selbst, und mit andern gelesen, „und wie lebhaft mich diese herzzührende Selbstgespräche in dem „Glauben der christlichen Religion unterhalten haben.“ — An diesem Orte, sage ich, hätte er fortfahren sollen: Das ist nun zwar alles wahr, mein Herr; aber doch werden Sie mir erlauben, Ihnen zu sagen, daß Sie deswegen noch lange kein Boudaloue sind, noch lange kein Trublet! O der grosse Trublet! —

Aber ich glaube, ich fange an zu spotten; und das möchte ich nicht gern. — Wenn uns nur Herr Wieland auch gesagt hätte, warum denn nun unsere Mosheims und Sack's, unsere Jerusalem's und Cramers, gegen jene Franzosen gar nicht in Betrachtung kommen? Die Franzosen, ohne Zweifel, haben eine blühendere Sprache; sie zeigen mehr Wiß, mehr Einbildungskraft; der Virtuose spricht mehr aus ihnen; sie haben die körperliche Beredsamkeit bey ihren vortreflichen Komödianten zu lernen Gelegenheit gehabt. Alles Eigenschaften, die dem geistlichen Redner nothwendig sind, der mich eine halbe Stunde angenehm unterhalten will, und die ich demjenigen gern erlasse, der mehr als dieses sucht, und es seinem Amte für unanständig hält, auf meinen Willen zu wirken, ohne vorher meinen Verstand erleuchtet zu haben. Der wahre Gottesgelehrte weis, daß er auf der Kanzel den Redner mit dem Lehrer zu verbinden habe, und daß die Kunst des erstern ein Hülfsmittel für den letztern, nie aber das Hauptwerk seyn müsse. —

Herr Wieland ist ja sonst weit mehr für die Engländer als Franzosen eingenommen. Wie kömmt es denn aber, daß er nur hier diese jenen vorzieht? Hier, in der Beredsamkeit, die man doch, nach seinen eigenen Grundsätzen, bey den Franzosen, wegen ihrer despotischen Regierungsart, die ganz gewiß ihren Einfluß auch bis auf die Kanzel erstreckt, am wenigsten suchen sollte? Kömmt bey ihm etwa auch ein Tillotson gegen die Boudaloue und Trublets noch nicht in Betrachtung? Sind ihm jenes Demosthenische Reden, nach der sich unsere geistlichen Redner zuerst gebildet haben, vielleicht auch noch zu öde, zu unfruchtbar, zu dornicht? Ist ihm nur der der größte Redner, der die Affekten seiner Zuhörer am geschwindesten erregen kann?

Ich habe nur erst neulich eine sehr vortreffliche Stelle über diese Materie gelesen. Sie stehet in einer neuen Schrift, die uns gleichfalls aus der Schweiz\* gekommen ist, daher man dem Herr Wieland um so viel eher darauf verweisen könnte. Erlauben sie mir, meinen Brief damit zu bereichern. — Ein vornehmer Theologus schreibt an einen jungen Geistlichen:

„Ich habe, sagt er, denjenigen Theil der Redekunst betrachtet, welcher mit Regung der Affekten umgeheth; und ich weiß, daß diese Kunst bey den Gottesgelehrten sowohl, als bey den fanatischen und enthusiastischen Predigern in grosser Hochachtung ist, und daß man viel Fleiß drauf wendet.

„Die zwey grossen Redner in Griechenland und Rom, Demosthenes und Cicero, beyde Demagogi in einer demokratisch eingerichteten Republik, sind dennoch in Ausübung dieser Kunst sehr von einander unterschieden.

„Der erste, welcher mit einem politern, gelehrtern und witzigern Volke zu thun hatte, setzte den größten Nachdruck seiner Beredsamkeit in die Stärke seiner Beweisgründe, und suchte also hauptsächlich den Verstand zu überzeugen. Tullius hingegen sahe mehr auf die Reigungen einer aufrichtigen, nicht so gelehrten und lebhaften Nation, und blieb deswegen bey der pathetischen Beredsamkeit, welche die Affekten erreget.

„Allein das Vornehmste, welches man hiebey beobachten muß, ist dieses, daß diese Redner in allen ihren Reden ein besonderes Vorhaben hatten; denn bald suchten sie die Verurtheilung oder Lossprechung einer angeklagten Person, bald wollten sie das Volk zum Kriege bereden, bald bemühten sie sich ein Gesetz einzuführen, und dergleichen; und alles dieses wurde gleich auf der Stelle ausgemacht, nach dem der Vortrag des Redners Beyfall fand. Hier war es unumgänglich nöthig, die Affekten der Zuhörer entweder zu erregen, oder zu besänftigen, insonderheit zu Rom, wo Tullius war. Mit dieses letzten Schriften machen sich junge Geistliche (ich meine die, welche Autores lesen) insgemein mehr bekannt, als mit des Demosthenes seinen, welcher doch jenen in vielen Stücken übertraf, was insonderheit die Redekunst anlanget. Allein ich kann nicht sehen,

\* Morallsche Beobachtungen und Urtheile. Zürich, bey Drell, und Compagnie, 1757. in 8vo.

„wie die Kunst, die Affekten zu erregen, von grossem Nutzen seyn  
 „könne, wenn man die Christen unterrichtet, wie sie ihren Wandel gebüh-  
 „rend anzustellen haben, wenigstens in unsern nördlichen Climatibus,  
 „wo ich gewiß versichert bin, daß auch die grösste Beredsamkeit von  
 „dieser Art wenig Eindruck in unsre Gemüther haben wird, ja nicht  
 „einmal so viel, daß die Wirkung davon sich nur bis auf den andern  
 „Morgen erstreckte.

„Was mich aber insonderheit veranlasset, die Art zu predigen, da  
 „man nur die Affekten zu rühren sucht, zu verwerfen, ist dieses, weil  
 „ich gesehen habe, wie schlechten Vortheil dieselbe geschafft. Ich kenne  
 „einen Herrn, welcher dieses als eine Regel beobachtete, daß er alle  
 „die Paragraphen überhüpfte, zu deren Ende er etwan ein Punctum  
 „exclamationis gestellt hatte. Ich glaube gewiß, daß diejenigen Pre-  
 „diger, welche in lauter Epiphonematibus predigen, wenn sie sich  
 „umsehen, einen grossen Theil ihrer Zuhörer in der Unachtsamkeit,  
 „und einen grossen Theil schlafend finden werden.

„Und es ist auch kein Wunder, daß ein solches Mittel nicht alle-  
 „mal anschlägt, massen es so viel Kunst und Geschicklichkeit erfor-  
 „dert, wenn man es darin zu einiger Vollkommenheit bringen will,  
 „als mancher nicht im Cicero findet, geschweige aus ihm lernet.

„Ich bitte euch daher gar sehr, diese Kunst (im Fall ihr ja un-  
 „glücklicher Weise euch bereden solltet, daß ihr dieselbe besäset) sehr  
 „selten, und mit aller möglichen Behutsamkeit zu gebrauchen :c.“

Es wohnet mir eine dunkle Erinnerung bey, diese Gedan-  
 ken bereits anderswo gelesen zu haben. Doch dem sey wie ihm  
 wolle; der Schriftsteller, aus dem ich sie igt entlehne, macht  
 folgende Anmerkung darüber.

„Es ist nicht zu leugnen, sagt er, daß diese Stelle von einer gros-  
 „sen Einsicht dieses Gottesgelehrten in die Wirkung der geistlichen Be-  
 „redsamkeit auf das menschliche Gemüth zeuget. Allein ist wohl keine  
 „Gefahr bey seinem Rathe, daß die Leute, dum vitant vitia, stulti  
 „in contraria currant? Mich bedünkt, die grösste Kunst würde seyn,  
 „das Gründliche und das Pathetische (wo es die Natur der Sache  
 „erlaubt) dergestalt mit einander zu verbinden, daß dieses letztere stets  
 „seinen Grund in der Vorstellung des ersten behielte.“

Sehr wohl! — Und eben diese so schwere Verbindung des  
 Gründlichen und Pathetischen ist es, die unsern Mosheim

nach meinem Bedünken, einen sehr grossen Vorzug vor allen französischen Predigern giebt. Allein was geht Herr Wieland das Gründliche an? Er ist ein erklärter Feind von allem, was einige Anstrengung des Verstandes erfordert, und da er alle Wissenschaften in ein artiges Geschwätze verwandelt wissen will, warum nicht auch die Theologie? Fu.

### Vierzehnter Brief.

— Und die Sprache des Herrn Wielands? — Er verlernt seine Sprache in der Schweiz. Nicht blos das Genie derselben, und den ihr eigenthümlichen Schwung; er muß sogar eine beträchtliche Anzahl von Worten vergessen haben. Denn alle Augenblicke läßt er seinen Leser über ein französisches Wort stolpern, der sich kaum besinnen kann, ob er einen izigen Schriftsteller, oder einen aus dem galanten Zeitalter Christian Weisens liest. Licenz, visiren, Education, Disciplin, Moderation, Eleganz, Aemulation, Jalousie, Corruption, Dexterität, — und noch hundert solche Worte, die alle nicht das geringste mehr sagen, als die deutschen, erwecken auch dem einen Ekel, der nichts weniger als ein Puriste ist. Linge, sagt Herr Wieland so gar —

(Und er befiehlt, daß die Schüler von ihrem Gelde, das ihnen zu ihren übrigen Ausgaben, zu Kleidern, Linge, et pour leurs menus plaisirs vom Hause gegeben wird, dem Hofmeister genaue Rechenschaft geben sollen. Sie sollen ihre Linge, fährt er fort, Bettzeug und Servietten, wie auch Löffel, Messer und Gabel mit bringen. Jeder läßt seinen silbernen Löffel und zwey zimmerne Teller dem Instituto zurück. — Es ist in der That höchst lächerlich, wenn man den Herrn Wieland solche Kleinigkeiten im voraus feststellen siehet, und sich erinnert, daß er kurz vorher die allerwesentlichsten Punkte von der Hand gewiesen. Die Ordnung, z. E. nach welcher die verschiedenen Disciplinen mit der Jugend zu treiben sind, soll ein Kenner der Wissenschaften\* für ihn bestimmen, und er kann sich selbst darüber nicht einlassen, weil er keine Instruction für die Lehrer

\* S. 128.

schreibt. Aber der silberne Löffel! — Mit dem muß es vor allen Dingen seine Wichtigkeit haben, wenn sich das andere finden soll! Genaue Eltern, besorge ich nur, denen ein silberner Löffel keine Kleinigkeit ist, werden hierbey etwas vermissen; Herr Wieland nemlich hat ihnen zu sagen vergessen, was denn nun endlich das Institutum mit allen den silbernen Löffeln machen soll. Und das hätte er ihnen nun freylich wohl sagen müssen, und auch gar leicht sagen können; denn was ist augenscheinlicher, als daß eine Akademie zu Bildung des Verstandes und Herzens, ein Löffelcabinet haben muß? —)

Dieses noch im Vorbeygehen! — Wenn uns Herr Wieland, statt jener französischen Wörter, so viel gute Wörter aus dem schweizerischen Dialekte gerettet hätte; er würde Dank verdienet haben. Allein es scheint nicht, daß er sich in diesem Felde mit critischen Augen umgesehen. Das einzige Wort entsprechen, habe ich ein oder zweymal mit Vergnügen bey ihm gebraucht gefunden. Es ist schwer, sagt er einmal, die Lehrer zu finden, die solchen Absichten entsprechen. (respondent) Dieses entsprechen ist igt den Schweizern eigen, und nichts weniger als ein neugemachtes Wort. Denn Frisch führet bereits eine Stelle aus Kayfersbergers Postille an, wo es heisset: Die Getät und der Nom sollen einander entsprechen.

Man muß den neuen schweizerischen Schriftstellern die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß sie igt weit mehr Sorgfalt auf die Sprache wenden, als ehemals. Gessner und Zimmermann unter andern, schreiben ungemein schön und richtig. Man merkt ihnen den Schweizer zwar noch an; aber doch nicht mehr, als man andern, den Meißner oder Niedersachsen anmerkt. Herr Wieland ist es daher um so viel mehr zu bedenken, wenn nur er seine Sprache in der Schweiz so vernachlässiget, daß ihm besonders gewisse eigenthümliche Ausdrücke gar nicht mehr beyfallen. Ist es z. E. deutsch, wenn er sagt: Pygmalion schnitzte eine Venus aus Marmor?

Die Moralischen Beobachtungen und Urtheile, aus welchen ich in meinem vorigen Briefe eine Stelle angeführt habe, verrathen ihren Geburtsort schon mehr. Sie haben eine Menge Wörter, die man hier nicht versteht, die aber viele Leser zu

verstehen wünschten, weil sie wirklich etwas besonders auszu-  
drücken scheinen; dergleichen sind hürisch, \* ringsinnig, \*\* ab-  
schällig, \*\*\* Schif 2c. \*\*\*\*

Und dem ohngeachtet lassen sie sich sehr wohl lesen. Sie  
scheinen aus dem Beytrage einer ganzen muntern Gesellschaft  
entstanden zu seyn. Der herrschende Ton darinn ist Satyre  
und Humor. Folgende Beschreibung\*\*\*\*\* eines Husaren, bey  
Anlaß des Lobes eines Mädchens wird Sie belustigen:

„Die keusche Climene fliehet vor jungen Männern, wie ein er-  
schrocknes Kälblein vor dem erblickten Geier, und wie ein — fleucht,  
wenn er auf den offenen Feldern des platten Böhmerlandes einen  
Husaren auf ihn zusliegen sieht. Welch ein Schauspiel! An seiner  
Stirne steht geschrieben Mord, und die Blicke seiner Augen sind  
alle vergiftete Spiesse. Er schieffet dieselben dicht wie einen Regen  
von sich aus, und tödtet damit, noch ehe er tödtet. Der Grausame  
behängt die Rüstung seines Pferdes mit sieben Todtenköpfen; drey  
sind der Schrecken derer, die ihn von hinten nachzusehen das Glück  
haben; und viere pochen von vorne. Er hat sich zwischen denselben  
hingesezt, wie Thomas Kulikan auf seinen Thron; und wie Satan  
von dem Herzen des Verräthers Besiz genommen hat, also hat er  
sich mit dreissem Stolz auf sein Pferd geschwungen. Wer darf zu  
ihm sagen: Gott grüße dich? Alle hat er — abgenommen; sie blu-  
ten noch, und mit den kostbaren Tropfen, die herunter fallen, bezeich-  
net er seinen Weg. Die Erde will ewig mit einigen derselben ge-  
färbet bleiben, um das Andenken dieses Zerstörers zum Abscheu zu  
erhalten; andere haben die Thränen der Landeskinder ausgewaschen.  
Nun eilt, nun fliegt er, und wenn er in eine Stadt kömmt, so ach-  
tet der Grausame sich besser gerüstet, als ein Gesandter, der bey sei-  
nem öffentlichen Einzuge mit verschwenderischer Pracht auf einmal  
will sehen lassen, wie groß der sey, der ihn gesendet hat. O, daß  
Tausende, spricht er, nur einen Hals hätten! Warum muß ich so  
viel einzelne Köpfe spalten; und mein Saber noch hungern, wenn  
ich ihn durch den dicksten Hals geschlagen habe, wie ein Hund hun-  
gert, dem ein Kind ein Brosamchen ins Maul wirft! Er verschluckt  
es, er empfindet nichts dabey, und heischt mit gleich unverwandten

\* S. 20.    \*\* S. 22.    \*\*\* S. 144.    \*\*\*\* S. 179.    \*\*\*\*\* S. 136.

„Angen und hungernder Begierde die große Schlüssel voll, die auf dem Tische steht. Kommt, Brüder! spricht er, wenn er Menschenköpfe zu spalten ausreitet, laßt uns sehen, wo wir Rüben zerhacken können. Er trinkt Blut aus Hirnschädeln; sein Pferd trinkt er auch damit, und wenn sein fürchterlicher Schwaubart davon geröthet wird, so wischt er es nicht weg. Im Quartier spricht er zum Wirthe: Gib, was du hast, und was du nicht hast, das gib auch, — alsdenn sterbe; und zur Wirthin: Lebe du bis Morgen, und spreite igt ein Bett an, für mich und dich. Wenn ihm ein Priester begegnet, so flucht er, und denselben Tag will er nicht ausreiten, denn dieser Hund (sagt er) hat mir ein Unglück vorbedeutet.“ — —

Noch eine kleine Stelle will ich Ihnen daraus abschreiben, weil sie einige Beziehung auf meine vorige Briefe haben kann. Sie werden sie leicht entdecken. „Wie viele Heuchler und Reizmacher, sagt der Verfasser, machen es gerade wie der nichtswürdige Blifil in der Historie des Fündlings, welcher blos deswegen in der Bibel gelesen, damit Tom Jones Schläge kriege! &c.“

VI. Den 8. Februar 1759.

### Fünfzehnter Brief.

Eine unangenehme Nachricht, und die ich nur erst gestern erfahren habe! Auch der Grenadier, unser Preussischer Warden, ist bey Zorndorf verwundet worden. — Minerva hatte da noch einen andern Liebling zu schützen! — Doch sind seine Wunden so gefährlich nicht; sie haben auf eine kurze Zeit nur den Soldaten in ihm untüchtig gemacht, aber nicht den Dichter: denn dieser hat bereits, und in einem weit ernstern Tone, als man von ihm gewohnt ist, den grossen Tag besungen. Das Gedicht gehet nur noch in der Handschrift hier unter seinen Freunden herum; und ich habe seiner noch nicht so lange habhaft werden können, es ganz für Sie abzuschreiben. Wollen Sie sich aber, bis dieses geschehen kann, mit einigen Fragmenten begnügen? — Es ist überschrieben:

An die Muse.

„Was siehest du so schüchtern nach mir her?“

„Scheut eine Kriegesmusen, die den Held

„So tief in seine Schlacht begleitete;  
 „Mit ihm auf Leichen unerschrocken gieng,  
 „Wie Engel Gottes in Gewittern gehn;  
 „Ihm nachzufolgen, wo er war zu sehn,  
 „Zu forschen seine Thaten überall,  
 „Von Leich auf Leiche grosse Schritte that;  
 „Scheut eine solche Muse Blut zu sehn?  
 „Stimm an, verewige den grossen Tag,  
 „An welchem Vater Friederich sein Volk  
 „Errettete, durch göttlichen Gesang!  
 „Nimm die verwaiste Leher von der Wand,  
 „Und mische starken Kriegeston darein,  
 „Und singe! Held, Soldat und Patriot  
 „Steh um dich her, und höre, lauter Ohr!  
 „Bewundernd Gottes Thaten, Friedrichs Muth,  
 „Wenn er sein Vaterland zu retten geht,  
 „Und lerne Gott und Friederich vertraun!  
 „Denn standest du, Berlin, nicht halb verzagt,  
 „Als der gekrönte Rächer nur verzog,  
 „Und Mähren uns, langsame Sieger, sah?

Von diesem Zeitpunkte hebet sich die Erzählung des Dichters an. Er bewundert, nach einer kurzen Apostrophe des feindlichen Feldherrn, in der aufgehabenen Belagerung von Ullmütz, wo der gemeine Haufe nichts als ein mißlungenes Unternehmen wahrnimt, eine besondere göttliche Vorsehung.

„Du aber, guter alter Marschall! warst  
 „In deinem Troja, Hector. Friedrich selbst  
 „Gab deinem Namen Ewigkeit, und schrieb  
 „Ein andrer Cäsar, deine Thaten an!  
 „Doch Er, und Keith und Moritz waren mehr,  
 „Als Agamemnon, Nestor und Ulyß;  
 „Und hätten, ohn ein ungeheures Pferd,  
 „Durch Muth dich überwunden, nicht durch List,  
 „Wosern nicht Gott der Herr gewollt, daß wir  
 „Ablassen sollten.

„Hochgelobet sey  
 „Von uns, und deinem Friederich, o Gott!



„Daß du auf unsern ebenen Siegesweg  
 „Ein Ollmütz stelletest, und einen Held,  
 „Der wie ein braver Mann sich wehrete,  
 „In seine hohen Wäll und Mauern gabst.  
 „Denn gabst du es in unsre Hand, so war  
 „Kein Weg vor uns, als nach dem stolzen Wien;  
 „So hätten wir uns allzuweit entfernt,  
 „Von unserm Vaterlande, dessen Schutz  
 „Wir sind, nach dir, erhabner starker Gott!  
 „So wäre wohl der Jammer, das Geschrey  
 „Der Weiber und der Kinder, welche wir  
 „Zurückgelassen hatten, allzuspät  
 „Uns nacherschollen. Friedrich hätte wohl  
 „Des Vaterlandes Ruf und Rache nicht  
 „Zu rechter Zeit und Stunde, da gehört,  
 „Wo umzukehren war. Darum, o Gott,  
 „Seh ewig hochgelobt von uns und ihm!

Hier folget eine sehr poetische Beschreibung der Verwüstungen, die das Russische Heer in den königlichen Staaten angerichtet. Ich habe nur folgendes Gleichniß daraus behalten:

— — — „Langsam zog es daher,  
 „Wie durch fruchtbares Feld in Afrika,  
 „Giftvoller grosser Schlangen Heere ziehn!  
 „Da steht auf beyden Seiten ihres Zugs  
 „Erstorbnes Gras, da steht, so weit umher,  
 „Als ihre Wäuche kriechen, alles todt.  
 „Von Memel bis Küstrin stand Friedrichs Land  
 „So da, verwüstet, öde, traurig todt!

Nun fährt er fort:

„Allein der Held vernahm zu rechter Zeit  
 „In seinem Haus von Leinwand, auf der Bahn  
 „Des Sieges, deinen bangen schwachen Ruf,  
 „O Vaterland! zu Gott und ihm! — Und stracks  
 „War sein Gedank allein an dich! Er gab  
 „Dem größern Feind ein wenig Luft, und slog,  
 „Mit einem kleinen edeln Heldenheer  
 „Dahin, wo sein gequältes banges Volk

„Nach ihm sich umseh. — —  
 — — — „Da floh er hin!  
 „Kam an in dir, du Sitz der Musen, wo  
 „Baumgarten Friedrichs Weisheit lehrt, hielt still  
 „Vor einer niedern Hütte, saß das Roß,  
 „Das, einen solchen Held zu tragen, stolz,  
 „Nicht müde von dem langen Fluge war,  
 „Dasselbst ein wenig auszuruhen, ab,  
 „Gieng in die offene niedre Hütte, fand  
 „Ein' arme fromme Wittwe, die zu Gott  
 „Für den Gesalbten eben betete,  
 „Saß neben ihr auf einen harten Sitz,  
 „Nahm einen Wassertrunk aus ihrer Hand,  
 „Stand vor der kleinen Thür der Hütte, ließ  
 „Sein edles Heldenheer vorüber ziehn,  
 „Stieg auf, folgt ihm den Weg der Rache nach,  
 „Sah die Ruinen der getreuen Stadt —

Küstrin, dessen unglückliches Schicksal dem Könige Thränen  
 erpreßt. —

— — — „Jedoch der Bach  
 „Der Heldenangen floß zu lange nicht.  
 „Der Thränen Stelle nahm ein glühend Roth  
 „Im feurigen Gesicht; gerechter Zorn  
 „Entstand aus königlichem Mitleid stracks.  
 „Er wandte sich zu seinen Helden, schwur,  
 „Sein rächend Schwert zu zücken —

Zugleich nimt der König von dem Walle der unbezwungenen  
 Beste, das Lager des Feindes in Augenschein, und fasset seinen  
 Entschluß.

„Und Tages drauf, mit Sonnen Aufgang gieng  
 „Sein Heldenheer still über deinen Strom,  
 „Du Oder! Flossst du so sanft, weil Gott  
 „Es dir gebot, die Helden, die du trügst,  
 „Nicht aufzuhalten ist auf ihrer Bahn?  
 „Sie singen deinem Gott ein Morgenlied,  
 „Und kommen wohlbehalten über dich.  
 „Was zittertet ihr achtzig Tausend da

- „Beym Anblick unserer von Todeschaur?  
 „Welch eine tiefe Stille ward? Was war  
 „Das leisere Gemurmel unter euch?  
 „Ja, ja, der Schrecken Gottes überfiel  
 „Dich, Heer! — — —  
 „Als du den grossen Rächer kommen sahst,  
 „Die Plutfahne in der Hand, die er noch nie  
 „Dem edlern Kriegesfeind entgegen trug.  
 „Da standest du betäubt, erstarrt, stumm,  
 „Die Augen weggewandt von dem, der kam etc.  
 — „Bangigkeit und Furcht und Angst  
 „Ziel, plötzlich als Zentnerschwere Last,  
 „In aller deiner grossen Helden Brust,  
 „Und grösser stets je mehr er näher kam.  
 „Zusammen steckend ihre Köpfe, stand  
 „Ihr grosser Haufe; Fermor schüttelte  
 „Sein graues Haupt drehmal; sie zitterten.  
 „Zulezt war ihr verzweifelnder Entschluß  
 „Ein grosses Viereck und der Tod!

Und nun scheinete unsern Varden alle die Wuth, mit welcher er in der Schlacht gestritten, aufs neue zu befallen. Er wird so schrecklich, daß seinem Leser die Haare zu Berge stehen. — Aber warum mache ich Ihre Neugierde auf eine Stelle so rege, die ich Ihnen nicht mittheilen kann? Darauf fährt er kälter fort:

- „So lange du, o Vater, vor uns her  
 „Die schreckliche Blutfahne trugst, und nichts  
 „In deiner Arbeit für das Vaterland  
 „Dein Leben achtetest, so lange floß,  
 „Für jede Thräne deines Volkes, Blut,  
 „So lange schlug das rächerische Schwert etc.

Aber auch unter Dampf und Tod blieb des Dichters helleres Auge unverdunkelt.

- „Der Engel, der bey Lissa seinen Glanz  
 „Um den Gesalbten glänzte, war auch igt  
 „Sein Schutzgeist. Näher sah ich ihn, als dort.  
 „Er trug im schönen Engelaugesicht  
 „Des grossen Friedrich Wilhelms Mine ganz.

Endlich kömmt er auf seine eigene Verwundung; und diese Stelle ist eine von den allervorzüglichsten. Hier ist sie:

„Aus einem Strome schwarzen Mörderbluts  
 „Trat ich mit schenem Fuß auf einen Berg  
 „Von Leichen, sahe weit um mich herum  
 „Nun keinen zu erschlagen mehr, stand hoch  
 „Mit hohem Hals, warf einen scharfen Blick  
 „Durch wolkengleichen schwarzen Dampf der Schlacht  
 „Nach dem Gesalbten, heftete auf ihn,  
 „Und den Gesandten Gottes, seinen Schug,  
 „Die Augen und Gedanken fest. Und da,  
 „Da war es, Muse, (denn du warest nicht  
 „Wo nur erschlagen, nicht besieget ward)  
 „Als mich ein Mörder traf, als fast zugleich  
 „Der edle D<sup>o</sup>°, der junge Held  
 „Und Patriot, hinsank, den schönen Tod  
 „Fürs Vaterland, nicht unwillkommen starb!  
 „Ich aber ihn zu sterben noch nicht reif,  
 „Mit dieser Wunde weggetragen ward.

Hiermit schließet der Dichter:

„Sing es, o Muse, singe Gottes Zorn  
 „Und Friedrichs Muth. Indessen heilet sie  
 „Geschwinder. Dein Gesang besänftige  
 „Den Höllenschmerz, er mache, daß dein Arm,  
 „Der hier gebunden müßig liegen muß,  
 „Bald wieder frey sey, für das Vaterland  
 „Zu streiten! — — —  
 „Soll aber er nicht wieder streiten, soll  
 „Ich nicht den Friedensengel kommen sehn,  
 „Nicht im Triumph den unbesiegten Held  
 „Begleiten nach Berlin, nicht der Homer  
 „Des göttlichen Achilles werden; dann  
 „Dann, liebe Muse, weine nur um mich  
 „Ein kleines Lied; dann lebe wohl, o Welt,  
 „In welcher wider einen Friederich  
 „Der Erden Könige verschworen sind.

— Ich werde Sie selten mit einem bessern Briefe unterhalten können, als dieser ist. Auch ist das Gute darinn nicht meine. III.

### Sechzehnter Brief.

Ich vernehme mit Vergnügen, daß Ihnen die Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste\* in die Hände gekommen. Lassen Sie sich in ihrer guten Meinung von diesem kritischen Werke nichts irren. Man hat ihr Partheilichkeit und Tadelsucht vorgeworffen; aber konnten sich die mittelmäßigen Schriftsteller, welche sie kritisirt hatte, anders verantworten? Diese Herren, welche so gern jedes Gericht der Critik für eine grausame Inquisition ausschreyen, machen sehr seltsame Forderungen. Sie behaupten, der Kunstrichter müsse nur die Schönheiten eines Werkes auffuchen, und die Fehler desselben eher bemänteln, als bloß stellen. In zwey Fällen bin ich selbst ihrer Meinung. Einmal, wenn der Kunstrichter Werke von einer ausgemachten Güte vor sich hat; die besten Werke der Alten, zum Exempel. Zweytens, wenn der Kunstrichter nicht sowohl gute Schriftsteller, als nur bloß gute Leser bilden will. Aber in keinem von diesen Fällen befinden sich die Verfasser der Bibliothek. Die Güte eines Werkes beruhet nicht auf einzeln Schönheiten; diese einzelne Schönheiten müssen ein schönes Ganze ausmachen, oder der Kenner kann sie nicht anders, als mit einem zürnenden Mißvergnügen lesen. Nur wenn das Ganze untadelhaft befunden wird, muß der Kunstrichter von einer nachtheiligen Zergliederung abstehen, und das Werk so, wie der Philosoph die Welt, betrachten. Allein wenn das Ganze keine angenehme Wirkung macht, wenn ich offenbar sehe, der Künstler hat angefangen zu arbeiten, ohne selbst zu wissen, was er machen will, alsdenn muß man so gutherzig nicht seyn, und einer schönen Hand wegen, ein häßliches Gesicht, oder eines reizenden Fußes wegen, einen Buckel übersehen. Und daß dieses, wie billig, unsere Verfasser nur sehr selten gethan haben, darinn bestehet ihre ganze Strenge. Denn einigemal haben sie es doch gethan, und mir sind sie noch lange nicht strenge genug.

\* Leipzig, bey Dyt, in groß 8vo. bis zum 2ten Stücke des 4ten Bandes.

Wenn Sie mir daher erlauben, daß ich die Bibliothek meinen Briefen gleichsam zur Basis machen darf; so bitte ich mir auch die Freyheit aus, verschiednes darin anzeigen zu dürfen, womit ich so vollkommen nicht zufrieden bin. Meine Erinnerungen werden größten Theils dahinaus lauffen, daß die Verfasser, wie gesagt, hier und da, und nicht bloß gegen Dichter, viel zu nachsehend gewesen sind.

Wie wenig, z. E. erinnern sie bey des Hrn. Prof. Gottscheds nöthigem Vorrathe zur Geschichte der deutschen dramatischen Dichtkunst;\* und wie manches ist doch darinn, das man ihm nothwendig aufdecken sollte.

Können Sie sich einbilden, daß der Mann, welcher die Hans Rosenblüts, die Peter Probsts und Hans Sachsens so wohl kennet, nur denjenigen nicht kennet, der doch bis igt dem deutschen Theater die meiste Ehre gemacht hat; unsern Johann Elias Schlegel? Unter dem Jahr 1747 führt er die Theatralischen Werke desselben an, und sagt: „Hier stehen 1. Canut, „2. der Geheimnißvolle; 3. die Trojanerinnen; 4. des Sophokles Elektra; 5. die stumme Schönheit; 6. die lange Weile.“ Die beyden letztern stehen nicht darinn, sondern machen nebst dem Lustspiele, der Triumph der guten Frauen, welches er gar nicht anführet, einen besondern Band, welchen der Verfasser Beyträge zu dem Dänischen Theater benennet hat.

Und wie viel andere Unterlassungsfünden hat Hr. Gottsched begangen, die ihm das Lob der Bibliothek sehr streitig machen, „daß er etwas so vollständiges geliefert habe, als man sonst, „bey Sammlungen von dieser Art, von der Bemühung eines „einzigsten Mannes kaum erwarten könne.“ — Nicht einmal die dramatischen Werke seines Mylius hat er alle gekannt; denn den Unerträglichchen vermiffen wir gar, und von den Aerzten muß er auch nicht gewußt haben, daß Mylius Verfasser davon gewesen. Hat er es aber gewußt, und hat er ihn nur deswegen nicht genannt, weil er sich selbst nicht zu nennen für gut befunden; warum nennt er denn den Verfasser der alten Jangfer?

Ich kenne sonst — und bin gar wohl damit zufrieden, — sehr wenig von unserm dramatischen Wuste; aber auch das we-

\* In dem ersten Stücke des dritten Bandes, S. 85.

nige finde ich bey dem patriotischen Κοροφορω noch lange nicht alle. So fehlen bey dem Jahre 1747 gleich zwey Stücke, der Ehestand, und das Lustspiel auf die Eroberung von Berg op Zoom &c.

Und vor allen Dingen: warum fehlt denn Anne Dore, oder die Einquartirung, ein Schäferspiel, in einem Aufzuge? Dieses Mensch kennet der Herr Professor doch ganz gewiß, und es ist gar nicht dankbar, daß er ihrer wenigstens nicht bey Gelegenheit seiner Schaubühne erwähnt hat. III.

VII. Den 16. Februar 1759.

### Siebzehnter Brief.

„Niemand, sagen die Verfasser der Bibliothek,\* wird leugnen, daß die deutsche Schaubühne einen grossen Theil ihrer ersten Verbesserung dem Herrn Professor Gottsched zu danken habe.“

Ich bin dieser Niemand; ich leugne es gerade zu. Es wäre zu wünschen, daß sich Herr Gottsched niemals mit dem Theater vermengt hätte. Seine vermeinten Verbesserungen betreffen entweder entbehrliche Kleinigkeiten, oder sind wahre Verschlimmerungen.

Als die Neuberin blühte, und so mancher den Beruf fühlte, sich um sie und die Bühne verdient zu machen, sahe es freylich mit unserer dramatischen Poesie sehr elend aus. Man kannte keine Regeln; man bekümmerte sich um keine Muster. Unsre Staats- und Helden-Actionen waren voller Unsinn, Bombast, Schmutz und Pöbelwitz. Unsre Lustspiele bestanden in Verkleidungen und Zaubereyen; und Prügel waren die wichtigsten Einfälle derselben. Dieses Verderbniß einzusehen, brauchte man eben nicht der feinste und größte Geist zu seyn. Auch war Herr Gottsched nicht der erste, der es einsah; er war nur der erste, der sich Kräfte genug zutraute, ihm abzuhelfen. Und wie ging er damit zu Werke? Er verstand ein wenig Französisch und fing an zu übersetzen; er ermunterte alles, was reimen und Oui Monsieur verstehen konnte, gleichfalls zu übersetzen; er verfertigte, wie ein Schweizerischer Kunstrichter sagt, mit Kleister und Scheere seinen Cato; er ließ den Darius und die Aulstern, die Elise und den Bock im Proceffe, den Aurelius und den Wizling, die Banise und den Hypochondristen, ohne

\* Des dritten Bandes, erstes Stück. S. 85.

Kleister und Scheere machen; er legte seinen Fluch auf das extemporiren; er ließ den Harlequin feyerlich vom Theater vertreiben, welches selbst die größte Harlequinade war, die jemals gespielt worden; kurz, er wollte nicht sowohl unser altes Theater verbessern, als der Schöpfer eines ganz neuen seyn. Und was für eines neuen? Eines Französirenden; ohne zu untersuchen, ob dieses französirende Theater der deutschen Denkungsart angemessen sey, oder nicht.

Er hätte aus unsern alten dramatischen Stücken, welche er vertrieb, hinlänglich abmerken können, daß wir mehr in den Geschmack der Engländer, als der Franzosen einschlagen; daß wir in unsern Trauerspielen mehr sehen und denken wollen, als uns das furchtsame französische Trauerspiel zu sehen und zu denken giebt; daß das Groesse, das Schreckliche, das Melancholische, besser auf uns wirkt als das Artige, das Zärtliche, das Verliebte; daß uns die zu grosse Einfachheit mehr ermüde, als die zu grosse Verwickelung ic. Er hätte also auf dieser Spur bleiben sollen, und sie würde ihn geraden Weges auf das englische Theater geführt haben. — Sagen Sie ja nicht, daß er auch dieses zu nutzen gesucht; wie sein Cato es beweise. Denn eben dieses, daß er den Addisonischen Cato für das beste Englische Trauerspiel hält, zeigt deutlich, daß er hier nur mit den Augen der Franzosen gesehen, und damals keinen Shakespear, keinen Johnson, keinen Beaumont und Fleischer ic. gekannt hat, die er hernach aus Stolz auch nicht hat wollen kennen lernen.

Wenn man die Meisterstücke des Shakespear, mit einigen bescheidenen Veränderungen, unsern Deutschen übersetzt hätte, ich weiß gewiß, es würde von bessern Folgen gewesen seyn, als daß man sie mit dem Corneille und Racine so bekannt gemacht hat. Erstlich würde das Volk an jenem weit mehr Geschmack gefunden haben, als es an diesen nicht finden kann; und zweytens würde jener ganz andere Köpfe unter uns erweckt haben, als man von diesen zu rühmen weiß. Denn ein Genie kann nur von einem Genie entzündet werden; und am leichtesten von so einem, das alles bloß der Natur zu danken zu haben scheint, und durch die mühsamen Vollkommenheiten der Kunst nicht abschreckt.



Auch nach den Mustern der Alten die Sache zu entscheiden, ist Shakespear ein weit größserer tragischer Dichter, als Corneille; obgleich dieser die Alten sehr wohl, und jener fast gar nicht gekannt hat. Corneille kömmt ihnen in der mechanischen Einrichtung, und Shakespear in dem Wesentlichen näher. Der Engländer erreicht den Zweck der Tragödie fast immer, so sonderbare und ihm eigene Wege er auch wählet; und der Franzose erreicht ihn fast niemals, ob er gleich die gebahnten Wege der Alten betritt. Nach dem Oedipus des Sophokles muß in der Welt kein Stück mehr Gewalt über unsere Leidenschaften haben, als Othello, als König Lear, als Hamlet &c. Hat Corneille ein einziges Trauerspiel, das Sie nur halb so gerühret hätte, als die Jayre des Voltaire? Und die Jayre des Voltaire, wie weit ist sie unter dem Mohren von Venedig, dessen schwache Copie sie ist, und von welchem der ganze Character des Grosmans entlehnet worden?

Daß aber unsre alten Stücke wirklich sehr viel Englisches gehabt haben, könnte ich Ihnen mit geringer Mühe weitläufig beweisen. Nur das bekannteste derselben zu nennen; Doctor Faust hat eine Menge Scenen, die nur ein Shakespearsches Genie zu denken vermögend gewesen. Und wie verliebt war Deutschland, und ist es zum Theil noch, in seinen Doctor Faust! Einer von meinen Freunden verwahret einen alten Entwurf dieses Trauerspiels, und er hat mir einen Auftritt daraus mitgetheilet, in welchem gewiß ungemein viel grosses liegt. Sind Sie begierig ihn zu lesen? Hier ist er! — Faust verlangt den schnellsten Geist der Hölle zu seiner Bedienung. Er macht seine Beschwörungen; es erscheinen derselben sieben; und nun fängt sich die dritte Scene des zweyten Aufzugs an.

[I. Band II, S. 491.]

Was sagen Sie zu dieser Scene? Sie wünschen ein deutsches Stück, das lauter solche Scenen hätte? Ich auch! Ill.

### Achtzehnter Brief.

Sie haben gefunden, daß der zweyte Band des Mesias in der Bibliothek\* mit vielem Geschmacke beurtheilet worden.

\* Ersten Bandes, zweytes Stück. S. 291.

Ueberhaupt davon zu reden, bin ich auch dieser Meinung; ob ich gleich gegen wenig Recensionen in dem ganzen Werke mehr einzuwenden hätte, als gegen diese.

Der Abhandlung des Herrn Klopstocks von der Nachahmung des Griechischen Sylbenmaasses im Deutschen, hat der Kunstrichter zu wenig Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Daß sie der Verfasser selbst ein blosses Fragment nennt, hätte ihn nicht verführen sollen. Sie ist in ihrer Art kein schlechteres Fragment, als noch bis igt der Messias selbst ist. Man sieht nur, daß noch nicht alles gesagt worden; aber was auch gesagt worden, ist vortreflich. Nur muß man selbst über die alten Sylbenmaasse nachgedacht haben, wenn man alle die feinen Anmerkungen verstehen will, die Herr Klopstock mehr im Vorbeygehen, als mit Vorsatz zu machen scheint. Und so geht es, wenn ein Genie von seiner Materie voll ist, und die tiefesten Geheimnisse derselben kennet; wenn er davon reden muß, wird er selten wissen, wo er anfangen soll; und wenn er denn anfängt, so wird er so vieles voraus setzen, daß ihn gemeine Leser dunkel, und Leser von etwas besserer Gattung superficiell schelten werden. Es befremdet mich also gar nicht, daß auch den Kunstrichter in der Bibliothek, die Gedanken des Herrn Klopstocks nicht gänzlich überzeugt haben, und daß ihm überhaupt der prosaische Vortrag desselben nicht allzuordentlich und angenehm vorkömmt. — Mir gefällt die Prosa unsers Dichters ungemein wohl; und diese Abhandlung insbesondere ist ein Muster, wie man von grammatikalischen Kleinigkeiten ohne Pedanterie schreiben soll.

So gar hat der Kunstrichter die allerwichtigste Erinnerung des Herrn Klopstocks gänzlich übersehen. Sie betrifft das Geheimniß des poetischen Perioden; ein Geheimniß welches uns andern den Schlüssel giebt, warum alle lateinische Dichter, in Ansehung der Harmonie, so weit unter dem Virgil bleiben, ob gleich jeder ihrer Hexameter, vor sich betrachtet, eben so voll und wohlklingend ist, als jeder einzelne des Virgils.

Indem ich des Hexameters und des Herrn Klopstocks hier gedenke, fällt mir ein, Ihnen eine kleine Entdeckung mitzutheilen. Man hat gefragt, ob Herr Klopstock der erste sey, der

deutsche Hexameter gemacht habe? Nein, heißt es, Herr Gottsched hat schon lange vor ihm dergleichen gemacht. Und lange vor Gottscheden, setzen noch belesenere hinzu, Heräus. — Aber auch Heräus ist nicht der erste; sondern diesen glaube ich ein ganzes Jahrhundert früher in dem deutschen Uebersetzer des Kabelais\* entdeckt zu haben. Es ist bekannt, wie frey dieser mit seinem Originale umgegangen, und wie viel er ihm eingeschaltet hat. Unter seine Zusätze nun gehöret auch, am Ende des zweyten Kapitels, der Anfang eines Heldengedichts in gereimten deutschen Hexametern, das, wie es scheint, ein scherzhafte Heldengedicht hat werden sollen. Die Hexameter sind, nach der damaligen Zeit recht sehr gut, und der Uebersetzer sagt, er führe sie deswegen hier an: „Dieweil daraus die Künstlichkeit der Teutschen Sprach in allerhand Karmina bescheint; und wie sie nun nach Anstellung des Hexametri, oder sechsmaßiger Sylbenstimmung, und silbenmäßigen Sechschlag, weder den Griechen noch Latinen (die das Muß allein essen wollten.) forthin weiche. Er fährt in seiner posierlichen Sprache fort: „Wenn sie schon nicht die Prosodie oder Stimmäßigung also Ubergläubig, wie bey ihnen halten, so ist es erst billig, denn wie sie ihr Sprach nicht von andern haben, also wollen sie auch nit nach andern traben: eine jede Sprach hat ihre sondere angeartete Tönung, und soll auch bleiben bey derselben Angewöhnung. Ich weiß, daß Sie es nicht ungern sehen werden, wenn ich Ihnen den Anfang selbst abschreibe. Er lautet so:

Fahr sittiglich, sittiglich, halt ein mein wütiges Gmüthe.

Laß dich versichern die kluge himmlische Gütte,

Daß du nit freyelich ohugesehr fährt auf hohen Sande,

Und schaffest ohne Bedacht dem Wisart ewige Schande.

Denn jagen zu hiziglich nach Ehr und ewigem Preise,

Das jaget ein oftermal zu sehr in spöttliche Weise.

Sintemal wir Reimenweiß understan ein ungepfligts Dinge,

Daß auch die Teutsche Sprach süßiglich wie Griechische springe.

Darum, weil ich befind ungemäß die Sach meinen Sinnen,

\* Die Uebersetzung ist 1617 gedruckt.

Werd ich benötigt höhere Hülf zu gewinnen.  
 Dann drum sind sonderlich aufgebowt die himmlische Feste,  
 Daß allda jederzeit Hülf suchen Irdische Gäste.  
 O mühsame Musen, Tugendsame und Mutsame Frauen,  
 Die täglich schawen, daß sie die Künstlichkeit bawen,  
 Die keine Müß nimmermehr schewen zu fördern diese,  
 Sondern die Müchlichkeit nehmen für Müßigang süsse,  
 Wann ihr dieselbige nach Wunsch nur fruchtwarlich endet.  
 Drum bitt ich inniglich, daß ihr mir Fördernuß sendet,  
 Durch euere Mächtigkeit,, damit ir Gemüter erregen,  
 Da sie ergaisert nütliches was öffenen mögen,  
 Zu unserem jezigen grossen vorhabenden Werke,  
 Von Mannlicher Tugend und mehr dann Menschlicher Stärke,  
 Des streitwaren Hackenback ic.

Die Fortsetzung folgt künftig.

VIII. Den 22. Februar 1759.

### Beschluß des achtzehnten Briefes.

Es nennt sich unser deutscher Uebersetzer des Rabelais, Zuld-  
 rich Elloposcleros, und es ist höchst wahrscheinlich, daß Johann  
 Fischart unter diesem Namen verborgen liegt. Ελλοψ heißt  
 stumm, und ist bey den griechischen Dichtern das gewöhnliche  
 Beywort der Fische, daher es auch oft für sich allein einen Fisch  
 bedeutet; und ελλοποσκληρος\* folglich muß einen Mann be-  
 zeichnen, den das Loos der Fische getroffen, der von Fischart  
 ist. Und was kann einander ähnlicher seyn, als dieser deutsche  
 Rabelais, und der deutsche Bienenkorb des Philipp von Mar-  
 nix, von welchem letztern man es gewiß weiß, daß ihn Fischart  
 übersezt hat.

Vor dem angeführten Eingange läßt Fischart noch eine Zu-  
 eignung an die deutsche Nation vorher gehen. Sie ist in Hexa-  
 metern und Pentametern abgefaßt, bey welchen letztern, dieses  
 Besondere ist, daß nicht allein Pentameter mit Pentameter,

\* Von dem angeführten Ελλοψ nehmlich, und κληρος das Loos;  
 so wie βαδυκληρος, Ναυκληρος. Noch natürlicher zwar würde man es  
 von Ελλοψ und σκληρος hart herleiten können, daß es so viel hiesse, als  
 Fischhart, zusammengezogen Fischart.

sondern auch jedes Hemistichion mit dem andern reimet. Ich bitte Sie, vornehmlich auf die letzten acht Zeilen aufmerksam zu seyn.

Dapfere meine Teutschen, redlich von Gemüt und Geblüte,

Nur ewerer Herrlichkeit ist dieses hie zubereit.

Mein Zuversicht jederzeit ist, hilft mir göttliche Güte,

Zu preisen in Ewigkeit, ewere Großmütigkeit.

Ihr seyd von Redlichkeit, von grosser streitbarer Hande,

Berümbt durch alle Land, immerdar ohn Widerstand:

So wer es euch allesampt fürwar ein mächtige Schande,

Wird nit das Vaterland in Künstlichkeit auch bekannt.

Drumb dieselbige sonderlich zu fördern eben:

So hab ich mich unverzagt, auf iesziges gern gewagt,

Und hof solch Reymes Art werd euch Ergößlichkeit geben,

Sintemal ein jeder fragt, nach Newerung die er sagt.

D Harpffenweis Orpheus, jezumal kompt wiederumb hoche

Dein artige Reymenweiß, zu ihrigem ersten Preis.

Denn du ein Tracier von Geburt und teutscher Sprache,

Der erst solch unterweist, frembde Völker allerweist,

Dieselbige lange Zeit haben mit unserer Künste,

Allein sehr stolziglich, gepranget unbilliglich:

Jezumal nun baß bericht, wollen wir den fälschlichen Dunste

Ihn nemmen vom Angesicht, uns nemmen zum Erbgedicht.

Das heißt wahrhaftig ein fremdes Sylbenmaaß mit einer sehr artigen Empfehlung einführen. Die Empfehlung des Heräus ist lange so sinnreich nicht, wenn er zu seinem Helden sagt:

Lehrst du die Deutschen dein Reich wie Römer verfechten,

Darf ja der Deutschen ihr Reim römischen ähnlicher seyn.

Verschiedene Jahre nach Fischart hat Alsted in seiner Enkyklopädie wieder ein Muster von deutschen Hexametern gegeben, welches ich lange Zeit für das erste gehalten. Die erste Ausgabe der Enkyklopädie ist von 1620 in Quart, und in dieser findet es sich noch nicht, sondern erst in der nachherigen vollständigern Ausgabe in Folio.

Von Alsteden aber bis auf den Heräus habe ich des deutschen Hexameters nirgends gedacht gefunden. Auch nicht einmal in den Lehrbüchern der Dichtkunst, wo doch Muster in andern lateinischen Sylbenmaassen, in dem Alcäischen zum Exempel vor-

kommen. — Dergleichen Kleinigkeiten zu wissen, ist deswegen gut, um bey gewissen Lesern dem Vorwurfe der Neuerung vorzubauen. Fu.

### Neunzehnter Brief.

Ich komme auf unsern Messias zurück. — Der Kunstrichter tadelt an dem Dichter unter andern,\* „daß er zuweilen „seine Wortfügungen dermassen verwirre, daß sich die Beziehung „der Begriffe auf einander verliere, und sie dunkel werden müß- „ten.“ Er führet folgendes Beyspiel an:

Feyert! Es flamme Anbetung der grosse, der Sabbath des Bundes, Von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen, und setzt hinzu: „Wer diese zwey Verse ungezwungen erklärt, „erit mihi magnus Apollo, und wann er eine natürliche Con- „struction darinn entdecken kann, Phyllida solus habeto. — Mit dem Tadel selbst kann es hier und da seine Wichtigkeit haben; aber das Beyspiel ist unglücklich gewählt. Lassen Sie mich versuchen, ob ich die Phyllis verdienen kann. Die Construction ist diese: Feyert! Der grosse Sabbath, der Sabbath des Bundes flamme Anbetung von den Sonnen zum Throne des Richters! Die Stunde ist gekommen! Und was ist denn hier unnatürliches? Etwa dieses, daß das Subject hinter seinem Zeitworte steht, und das Zeitwort durch das vorgesezte Es zum impersonali geworden zu seyn scheint? Aber was ist in unserer Sprache gewöhnlicher als dieses? Hat der Kunstrichter nie das alte Lied gehört: Es woll uns Gott genädig seyn? Und hat Herr Klopstock nicht eben so wohl sagen können: Es flamme Anbetung der grosse Sabbath des Bundes? Die Construction ist also gerettet, und der Kunstrichter mache sich immer fertig, mich als seinen grossen Apollo zu verehren! Denn wem kann der Sinn nun noch zweydeutig seyn? Eloa kömmt vom Throne Gottes herab, und ruft durch die Himmel daß izt der Versöhner zum Tode geführet werde. Diese Stunde der Nacht, wie sie in der folgenden Zeile heißt, nennet Eloa den grossen Sabbath des Bundes, und von diesem will er, daß er durch alle Welten Anbetung flamme, verbreite. — —

\* Des ersten Bandes, zweytes Stück. S. 328.

Doch ich eile, Ihnen zu entdecken, wodurch zufälliger Weise diese Recension des Mesias bey weitem so unterrichtend nicht geworden ist, als sie wohl hätte werden können. Ihr Verfasser hat die Originalausgabe dieses grossen Gedichts nicht gekannt, die nun schon vor vier Jahren, in der Königlichen Druckerey zu Kopenhagen\* veranstaltet worden. Sie bestehet aus zwey prächtigen Bänden; aber die Pracht ist das geringste ihrer Vorzüge. Der erste Band enthält eine Abhandlung von der geistlichen Epöee und die ersten fünf Gesänge; der zweyte enthält die fünf neuen Gesänge, und die schon erwehnte Abhandlung von der Nachahmung der griechischen Sylbenmaasse. — War diese Ausgabe vielleicht zu kostbar, daß sich die Liebhaber in Deutschland mit dem Hallischen Nachdrucke begnügen lassen? Oder haben die Herren Buchhändler sie vorsätzlich unterdrückt? Man sagt, daß sie es mit gewissen Büchern thun sollen. — Was läge unterdessen daran, wenn nur das Publicum bey dem Nachdrucke nichts verloren hätte. Aber hören Sie, wie viel es noch bis igt verlieret. Man hat nur den zweyten Band nachgedruckt, und den ersten gar keiner Achtung gewürdiget. Gleichwohl enthält er, wie gesagt, eine besondere neue Abhandlung, und die Gesänge selbst sind an ungemein vielen Stellen verändert und verbessert worden.

Veränderungen und Verbesserungen aber, die ein Dichter, wie Klopstock, in seinen Werken macht, verdienen nicht allein angemerkt, sondern mit allem Fleisse studieret zu werden. Man studieret in ihnen die feinsten Regeln der Kunst; denn was die Meister der Kunst zu beobachten für gut befinden, das sind Regeln.

Sie sind igt nicht in den Umständen, daß Sie selbst diese Vergleichung der ersten und neuern Lesarten aufstellen könnten, die Sie zu einer andern Zeit sehr angenehm beschäftigen würde. Erlauben Sie mir also, Ihnen noch eines und das andere davon zu sagen. —

Welch einen lobenswürdigen Fleiß hat der Dichter auf die Sprache und den Wohlklang verwendet. Auf allen Seiten findet man Beyspiele des bestimmtern Sylbenmaaßes, der reinern

\* Im Jahr 1755. in groß Quart.

Wortfügung, und der Wahl des edleren Ausdrucks. In Ansehung der Wortfügung hat er unter andern eine Menge Participia, wo sie den Perioden zu schwerfällig, oder zu dunkel machten, aufgelöset. Z. E. wo er den Satan mit grimmigem Blicke den göttlichen Weltbau durchirren läßt,

Daß er noch durch so viele Jahrhunderte, seit der Erschaffung

In der ersten von Gott ihm gegebenen Herrlichkeit glänzte  
heißt nunmehr die letzte Zeile

In der Herrlichkeit glänzte, die ihm der Donnerer anschuf  
Oder wo er sonst den Zophiel sagen ließ:

— — — Verkündigt der dampfende Nebel

Seine von allen Göttern so lange gewünschte Zurückkunft  
heißt es igt:

Seine Zurückkunft, auf welche die Götter so lange schon harrten. Und so in hundert andern Stellen, mit welchen die Feinde der Mittelwörter nun weniger unzufrieden seyn werden. — Gewisse Wörter hat der Dichter zu gemein befunden, und sie haben ausgesuchtern weichen müssen. Wo es vorher hieß:

Wische dem Knaben die Zähre vom Antlitz

oder:

Wischet mit mir, wenn er stirbt, das Blut von seinem Gesichte  
ist beydemal für wischen, trocken gesetzt. Das Wort Behausung, welches der Dichter sonst sehr oft brauchte, hat überall seinen Abschied bekommen; und ich finde nur eine einzige Stelle, wo es stehen geblieben. Ich weiß zwar in Wahrheit nicht, was Herr Klopstock wider dieses alte ehrliche Wort haben mag; er muß aber doch etwas darwider haben, und vielleicht entdecken Sie es.

Anderer Veränderungen betreffen Schönheiten des Detail. Dahin gehören besonders nicht wenige besser ausgemahlte Beschreibungen; dergleichen diese, wo von den Geistern der Hölle im zweyten Gesange gesagt wird:

— — — Sie gingen und sangen

Eigene Thaten, zur Schmach und unsterblichen Schande verdammet.

Unterm Getöse gespaltner (sie hatte der Donner gespalten!)

Dumpfer, entheiligten Harfen, verstümmt zu Tönen des Todes

Sangen sie &c.



da es vorher bloß geheissen:

Unterm Getöse vom Donner gerührter entheilgter Harfen  
Sangen sie.

Von eben der Art sind auch folgende Zeilen.

Satan hört ihn voll grümmiger Ungeduld also reden,  
Wollt igt, von den Höhen des Throns, der thürmenden Felsen  
Einen gegen ihn schleudern; allein die schreckliche Rechte  
Sank ihm zitternd im Zorne dahin —

Die alte Lesart hatte:

Igt wollt er auf ihn donnern, allein die schreckliche Rechte zc.

Noch hat der Dichter hier und da ganz neue Stellen eingeschaltet. Ich führe Ihnen nur eine an, die Sie gewiß sehr schön finden werden. Wenn Satan in der Hölle den Tod Jesu beschließt, und sagt:

Er soll sterben! Bald will ich von ihm den Staub der Verwufung  
Auf dem Wege zur Hölle, vorm Antlitz des Ewigen austreun.

Seht den Entwurf von meiner Entschließung. So rächet sich Satan!

heißt es nunmehr weiter:

Satan sprach es. Indem ging von dem Versöhner Entsetzen  
Gegen ihn aus. Noch war in den einsamen Gräbern der Gottmensch.  
Mit dem Laute, womit der Lästere endigte, rauschte

Vor den Fuß des Messias ein wehendes Blatt hin. Am Blatte  
Ging ein sterbendes Würmchen. Der Gottmensch gab ihm das Leben.  
Aber mit eben dem Blicke sandt' er dir, Satan, Entsetzen!

Hinter dem Schritt des gesandten Gerichts verkauft die Hölle,  
Und vor ihm ward Satan zur Nacht! So schreckt ihn der Gottmensch.  
Und ihn sahe der Abgrund und blieb vor Bewundrung stille zc.

Aber auch die Kunst auszustreichen versteht Herr Klopstock, und es sind manche Zeilen weggefallen, die sich seine Bewunderer nimmermehr würden haben nehmen lassen, wenn er sie ihnen nicht selbst genommen hätte. Es sind meistens Zeilen, die ein wenig in das Tändelnde fielen. So erhaben, als es z. E. seyn sollte, wenn Aldramelech sagte:

Dann würg ich nicht die vernünftigen Wesen, wie Satan, nur einzeln;  
Nein zu ganzen Geschlechtern! Die sollen vor mir sich in Staub hin  
Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen, und winden und jammern,  
Wenn sie sich winden, und krümmen und jammern, so sollen sie sterben.

so klein war es in der That, und der Dichter hat sehr wohl daran gethan, daß er die beyden letztern Zeilen in eine gezogen:

Die sollen vor mir sich in Staub hin

Niederlegen, ohnmächtig sich krümmen und winden, und sterben.

Und wären doch alle seine Verkürzungen von dieser Art! Doch so muß ich Ihnen leider sagen, daß dem Herrn Klopstock, ich weiß nicht welcher Geist der Orthodogie, oft anstatt der Critik vorgeleuchtet hat. Aus frommen Bedenklichkeiten hat er uns so manchen Ort verstümmelt, dessen sich ein jeder poetischer Leser gegen ihn annehmen muß. Was geht es diesem an, daß einem Schwachgläubigen die wütenden Entschliessungen des Adramelechs, zu Ende des zweyten Gesanges, anstößig gewesen sind oder seyn können? Soll er sich deswegen die vortrefliche Stelle rauben lassen, wo dieser rasende Geist auch die Seele des Messias zu tödten sich vornimmt?

Und wenn der Ewige sie vor andern Seelen erwählte,

Wenn er sie sich zu verherrlichen schuf: so soll er voll Jammer

Um sie in einsamer Ewigkeit klagen! Drey schreckliche Nächte

Soll er um sie klagen! Wenn er sich ins Dunkle verhüllt hat,

Soll drey schreckliche Nächte kein Seraph sein Angesicht sehen!

Denn will ich durch die ganze Natur ein tiefes Geheule

Hören, ein tiefes Geheule am dunkeln verfinsterten Throne,

Und ein Geheul in der Seelen Gefild, ein Geheul in den Sternen

Da, wo der Ewige wandelt, das will ich hören und Gott sehn!

Und solche Stellen haben mehrere weichen müssen, die ich mir alle sorgfältig wieder in mein Exemplar eingetragen habe. Unter andern ist der Character des Verräthers durch die fromme Strenge des Dichters noch einmal so unbestimmt geworden, als er vorher war. Er war schon anfangs sehr schielend, und nun weiß man vollends nicht was man daraus machen soll. Auch sogar alle die Wörter, die einen heidnischen Verstand haben können, die aber der Dichter, meinem Bedünken nach, satzsam geheiligt hatte, sind verwiesen worden; was vorher Schicksal hieß, heißt nun Vorsicht, und die Muse hat sich überall in eine Sängerin Sions verwandelt.

Die größte Verbesserung, wo das Genie des Dichters ohne Zweifel am wirksamsten gewesen, ist die, welche er mit der

Rede des Vaters im ersten Gesang vorgenommen. Es ist der Anständigkeit gemäß, daß sich Gott so kurz als möglich ausdrückt; und jene Rede verstieß wider diese Regel viel zu sehr. Gleichwohl mußte alles, was Gott da sagt, gesagt werden; und der Dichter ist nunmehr also auf das Mittel gefallen, ihn selbst nur die ersten Zeilen sagen, und das Uebrige einen Seraph von dem Gesichte Gottes lesen zu lassen. Ich bewundere diesen Einfall als eine Veränderung, zu der ihn die Noth gebracht; an und für sich selbst aber hat er meinen Beyfall nicht. Sll.

XII. Den 22. März. 1759.

### Dreyßigster Brief.

Die Fabeln des Rabbi Barachja Hanakdan,<sup>o</sup> oder wie er mit seinem ganzen Namen heißt: Barachja Ben-Natronai Hanakdan, haben ihre Aufmerksamkeit an sich gezogen, und Sie wünschen mehrere von den eigenthümlichen Erfindungen dieses Fabulisten zu lesen.

Vorher lassen Sie sich einen lustigen Fehler erzählen, den Herr Professor Gottsched mit diesen Fabeln gemacht hat. Weil sie ihr Verfasser Fabeln der Füchse zu nennen für gut befunden, so hat Herr Gottsched den schönen Einfall gehabt, sie für eine Uebersetzung des Reineke Fuchs<sup>oo</sup> auszugeben. Hören Sie nur, was er sagt: „Die zweyte Uebersetzung ist eine Hebräische, die unter dem Titel Mischle Schualim, die Fabeln von Füchsen 1557 zu Mantua gedruckt worden. Der Verfasser ist Rabbi Barachias Ben-Natronai gewesen. Nun meineth zwar Morhof, es wären auch andere Fabeln von andern Thieren darinnen; folglich möchte es nur ein Mesopotisches Fabelbuch seyn. Allein im Reineke Fuchs kommen ja auch andere Fabeln von Thieren vor: und warum hätte man den Fuchs auf den Titel gesetzt, wenn seine Geschichte nicht die vornehmste darinn wäre.“

Hätte Herr Professor Gottsched nicht in dem Wahn gestanden, daß ein Autor auch zu derjenigen Zeit müsse gelebt haben,

<sup>o</sup> Bibliothek d. sch. Wiss. III Band. IIes St. S. 73.

<sup>oo</sup> In der Vorrede zum Reineke Fuchs S. 43.

wenn seine Schrift das erstemal gedruckt worden, so würde er vielleicht nachgeschlagen, und diesen Irrthum nicht begangen haben. Er würde gefunden haben, daß Berachja Sanakdan bereits am Ende des dreyzehnten, und zum Anfange des vierzehnten Jahrhunderts gelebt, und also unmöglich das Werk eines Schriftstellers aus dem Ende des funfzehnten Jahrhunderts, dergleichen der Reineke Fuchs nach seinem eigenen Vorgeben ist, übersetzen können.

Ferner muß der Herr Professor gar nicht wissen, wie fast alle Büchertitel der Rabbinen beschaffen sind. Sonst würde er von dem Titel auf das Buch mit solcher Zuversicht nicht geschlossen, noch Morhofen sein entscheidendes Allein in den Tag hinein, entgegen gesetzt haben. Morhof hatte das Buch ohne Zweifel gesehen; und hier, wo es gar nicht selten ist, kann es jeder zu sehen bekommen, und sich mit eigenen Augen überzeugen, daß es kein Reineke Fuchs ist. Es sind Aesopische Fabeln, die gar keinen Zusammenhang unter sich haben, und die Sanakdan, wie er auf der letzten Seite selbst sagt, deswegen Fabeln der Füchse genennet hat, weil die Füchse unter den Thieren, die ihre Rollen in der Fabel spielen, die allerklügsten wären.

Es sind aber mehr neue und dem Rabbi eigene Erfindungen darunter, als Sie vielleicht aus der Nachricht, welche die Bibliothek davon ertheilet, vermuthen dürften. Hier sind einige derselben mit welchen Sie in den Sammlungen der Aesopischen Fabeln nichts ähnliches finden werden. Von den Schwierigkeiten der Uebersetzung, sind Sie bereits unterrichtet.

#### Die XIX. Fabel.

##### Die zwey Hirsche und der Mensch.

Ein geheimnisvoller Thor wird oft für weise gehalten, und in den Rath der Verständigen gesetzt. — Zwey Hirsche standen am Ufer eines Baches, und schienen sich einander Geheimnisse in die Ohren zu flüstern. Ein Mensch ging auf der Heerstraße, und die Neugierde trieb ihn zu ihnen hin. „Warum redet ihr so leise, Freunde? fragte er. In dieser Einsamkeit wird euch niemand belauschen.“ — Wir entdecken uns eben keine grossen Geheimnisse, war die Antwort. Die wichtigste Ursache warum wir hier bey einander stehen, ist die lange Weile.

## Die XXVIII. Fabel.

Die Maus, die Sonne, die Wolke, der Wind und die Mauer.

Ein Stutzer unter den Mäusen dachte bey sich selbst: Siehe! es ist nicht gut alleine zu sehn; doch finde ich unter allen Thieren keine Frau, die mir gefällt. Ich möchte eine schöne, gütige und vornehme Frau, die mir aber nichts verzeihet. — Wo finde ich diese? — Wohlan! ich will die Sonne heyrathen. Was kann dieser an Glanz und Herrlichkeit gleichen? Die Sonne bringt Licht und Erquickung auf ihren Flügeln, wenn alle Bewohner der Erde in Finsterniß eingehüllet schlummern. — So eben ging die Sonne auf. Unsere Maus ward entzückt, und sprach: „ich habe dich je und je geliebt, und will dich „zu mir ziehen aus lauter Gewogenheit, (Jer. XXXI, 3.) Ich „will dich zur Frau nehmen, Sonne! — Du bist nicht klug, Maus! versetzte die listige Sonne. Willst du ein Licht wählen, das alle Augenblick verlöscht? Siehe! die Sonne scheint, und gehet wieder unter. Wie oft werde ich nicht von den Wolken verdunkelt? Die Wolken, Maus! sind weit über mich. Erhebe deine Wünsche zu ihnen; so wirst du glücklicher sehn. Die Maus eilte zu einer Wolke hin: „ich „habe mir Mühe gegeben, und dich gefunden, meine Liebe, meine „Schöne, meine Braut! Komm! du sollst meine sehn; ich werde dich „nie verlassen.“ — Wenn du mich heyrathest, antwortete die Wolke, so mußt du flüchtig und unsät herum wandern. Mich treibet der Wind, wohin es ihm gefällt. Laß von der Magd ab und wähle dir die Frau, denn ich bin dem Winde unterthan. — Sie suchte hierauf den Wind, und fand ihn in einer Wüste. Komm mit mir aus dieser Einöde, rief sie, komm! Ich habe dich unter allen Geschöpfen mir zur Frau erlesen. — O du betriegst dich sehr, antwortete der Wind, wenn du mich vielleicht für mächtig hältst! Siehe! ich mag toben wie ich will, so trotzt mir eine jede gemeine Mauer, und stehet aufrecht. Die Mauer würde dich weit glücklicher machen als ich. — Sie machte endlich auch der Mauer ihren Liebesantrag, und sagte, daß die Sonne, die Wolke und der Wind sie zu ihr schickten. — Gehe! antwortete die Mauer jornig. Wollen sie meiner spotten, weil ich mich nicht so gut bewegen kann, als sie? Sie sollten Mitleiden mit mir Elenden haben. Die Mäuse durchgraben meinen Grund, und machen sich allenthalben freye Durchwege. Jezo haben mehr als zwey hundert Mäusesechlechter in mir ihre Wohnungen aufgeschlagen und mich mit Zähnen und Füßen durch-

bohrt. Eine solche Frau lässest du dir anrathen? — Der junge Freyer sah sich in seiner stolzen Hofnung betrogen, kehrte zu den Mäusen zurück, nahm sich eine aus seinem Geschlechte, und fand eine Gehülfin, die um ihn war. (1 B. Mos.) Die Fortsetzung folgt künftig.

XIII. Den 29. März. 1759.

## Beschluß des dreyßigsten Briefes.

### Die XXX. Fabel.

#### Der Ochs und der Bock.

Ein Ochs erblickte einen Löwen, und floh und hörte ihn immer hinter her brüllen. Endlich verkroch er sich hinter ein Gesträuche; dort hatte sich auch ein Bock versteckt; der Ochs erblickte ihn, und fuhr erschrocken zurück. Was fürchtest du dich, Bletter? rief der Bock, wir sind ja beyde in einem Stall erzogen. Bist dus, antwortete der Ochs, alles was lebt ist mir heute Löwe, so sehr hat mich der Räuber geängstiget.

Wer verfolgt wird, fürchtet seinen eigenen Schatten.

### Die XXXVI. Fabel.

#### Der Wolf und die Thiere.

Der Canzler des Löwen, der Wolf, ward von allen Thieren verklagt, daß kein lebendiges Geschöpf vor seinem Räuberzahn sicher sey. Der Unerfättliche, klagten sie, macht den Wald zur Einöde, unsere Weiber zu Wittwen, und unsere Kinder zu Waisen. Der König zürnete, und verwies dem Wolf seine Grausamkeit mit harten Worten. Das Vergangene ist nicht mehr zu ändern, setzte er königlich hinzu; aber hinsühro hüte dich vor Gewaltthätigkeit. Begnüge dich mit den todten Thieren, die du auf dem Felde findest, und schwöre, dich zwey ganze Jahre alles Fleisches zu enthalten, für jedes lebendige Thier, das du dich zu erwürgen gellüsten lässest. Der Wolf schwur und ging zurück. — Wenig Tage nachher überfiel ihn ein grausamer Hunger, und er sahe ein fettes Schaf auf der Wiese weiden. Da kämpften in ihm Gedanken mit Gedanken. Zwey Jahre kein Fleisch zu genießen! — Die Strafe ist hart! und ich habe geschworen — Doch in jedem Jahre sind drey hundert und fünf und sechzig Tage. Tag ist wenn ich sehen, und Nacht, wenn ich nicht sehen kann. So oft ich also die Augen verschliesse ist Nacht, und wenn ich sie wieder aufthue, so wirds Tag. — Schnell blinzte er die Augen zu, und that sie wie-

der auf; da ward aus Abend und Morgen der erste Tag. Er zehlte zwey volle Jahre. Nun, sprach er, habe ich für die Sünde zum voraus gebüßt, ergrif das Schaf und würgte es.

Ein Räuber findet leichtlich Mittel den kräftigsten Eyd zu vereiteln.

### Die XXV. Fabel.

Die Schafe, der Widder und der Löwe.

Die Schafe waren einst in den Ställen allein, denn die Hirten hatten sich entfernt, und vergessen die Thüren hinter sich zu verschließen. Keines blieb in dem Stalle, denn sie gingen heraus auf dem Felde Speise zu suchen. Sie hatten sich von dem Dorfe nur wenig entfernt, da kam ein Löwe aus der Wüsten hergezogen, und eilte sie zu erreichen. Sie erblickten ihn, und riefen sich einander zu: Wenn der Löwe brüllt, wer wird sich nicht fürchten? — Kein Mittel war zur Errettung übrig. — Sie sprachen also zum Widder, der sie anführte: Gehe du dem Fürchterlichen entgegen. Berede ihn mit glatter Zunge, daß er von uns abweiche. Der Widder zog von seinem Heere ab, trat näher und schmeichelte: Heil dir, König der Thiere! Du bist immerdar willkommen, und wer dich erblickt, der segnet dir entgegen. — Ha! brüllte der Löwe, bey dir und deinen Freunden werde ich Seegen finden! Deine liebliche Reden sind vergeblich. Läßt sich ein König mit Worten abspeisen? Komm! dein Fleisch wird süßer sehn, als dein Gruß. —

Der macht sich zum Gespötte, der einen Tyrannen durch Beredsamkeit zu gewinnen gedenkt.

### Die CXXXII. Fabel.

Der stöfige Ochs und sein Herr.

Ein Ochs verkannte seinen Herrn, und so oft ihn dieser vor den Pflugschar spannte, stieß er um sich mit Macht. Der Herr ward böse, und verschmitt dem Muthwilligen die Hörner. Nun wird er gebändigt sehn, sagte er zu seinen Nachbarn; ich habe ihm die Macht zu schaden geraubt. — Tages darauf wollte er ihn vorspannen, und er biß ihn mit seinen mörderischen Woderzähnen. Gut, sagte der Ackermann, du solst auch diese verlieren, und schlug ihm die Zähne aus. Aber der Ochs ward dadurch nicht demüthiger, denn den dritten Tag, als sich der Herr ihm näherte, stieß er ihn mit der Hüfte zu Boden, und mishandelte ihn jämmerlich. — Das haben wir wohl gewußt,

sagten die Nachbarn, der Unbändige schadet, so lange ein Glied an ihm ganz ist.

### Die LXXXVIII. Fabel.

Ein hungriger Rabe fand ein Nas auf dem Felde und freuete sich dessen sehr. Er hüpfte für Freuden hin und her, schlug seine Flügel zusammen, und sang mit rauher Stimme so laut, daß der Adler in der Luft sein Geschrey hörte. Was mag dieses bedeuten, dachte der Adler: (2 B. M. c. 32, 18.) Es ist kein Geschrey gegen einander, deren die obliegen, oder deren die unterliegen? Er lies sich herab, verschuchte den Raben, und trug das Gewild davon. — Nun schreyet der Rabe nicht mehr, wenn er ein Fraß findet. III.

### Nachricht.

Das Schreiben des Herrn C. G. Bergmanns an den Verfasser dieser Briefe, welches wir am Ende des neunten Bogens unter unsern Lesern ausgebothen haben, \*) würde gar keine Antwort verdienen, wenn er nicht unter andern auch diese unverschämte Wendung gebraucht hätte: daß in einer Uebersetzung von mehr als 500 Seiten, ja wohl drey Fehler seyn könnten. Dem auf drey Fehlerchen hat er alles, was in dem vierten Briefe wider ihn erinnert worden, zu reduciren die Geschicklichkeit gehabt.

Wenn es nun wirklich wahr wäre, daß sein Criticus nur drey Fehler aufstreiben können, und daß er auf diese drey Fehler die ganze Arbeit, als die elendeste Uebersetzung verworfen hätte: so könnte er leicht die Grobheiten verdient haben, die ihm Bergmann zu sagen für gut befunden. Aus Achtung also gegen diejenigen von unsern Lesern, die nicht selbst Zeit oder Gelegenheit haben, sich von dem Gegentheile zu überzeugen, und deren Vertrauen wir nicht gern verschmerzen wollten, müssen wir schon noch einige Seiten aufopfern.

\*) Daselbst steht folgendes.

Bey dem Verleger wird umsonst ausgegeben:

Schreiben an den Verfasser der Briefe die neueste Litteratur betreffend, von C. G. Bergmann.

Weil aber der Herr Verfasser nur wenige Exemplare eingesendet hat, so werden die Liebhaber ersuchet, sich bey Zeiten zu melden.



Herr Bergmann trogt auf den ganzen zweyten Brief seines deutschen Bolingbroke, in welchem man keinen Fehler habe zeigen können. Das ist aber daher gekommen, weil man diesen zweyten Brief nicht gelesen; denn in der That wimmelt er von Fehlern. 3. C.

S. 20. Highlanders übersezt Herr Bergmann durch Räuber.

S. 24. Let me explain what I mean, by an example übersezt B: Lassen Sie mich erklären, was ich durch ein Beyspiel verstehe. Es sollte heißen: Lassen Sie mich meine Meinung durch ein Beyspiel erläutern.

S. 29. I have recorded these things übersezt B: Ich habe diese Dinge überlegt. Es sollte heißen, aufgezeichnet.

S. 33. The sentence is pronounced in one case, as it was in the other, too late to correct or recompense, but &c. übersezt B: Das Urtheil wird in einem Falle ausgesprochen, wie in dem andern verborgen zu bleiben, getadelt oder belohnt zu werden &c. Too late; verborgen zu bleiben! Too sieht Bergmann für to an, und late denkt er, muß die Bedeutung des lateinischen latere haben.

S. 44. Bolingbroke redet von den seichten Wiglingen, welche den Einfluß der Geschichte auf die Bildung des Herzens zur Tugend leugnen und darüber spotten. I will spend, fährt er fort, a few paragraphs, with your Lordships leave, to shew that such affirmations, for to affirm amongst these fine men is to reason, either prove too much, or prove nothing. Dieses übersezt Bergmann: Ich will mit Ew. Gnaden Erlaubniß einige wenige Paragraphen verschwenden, ihnen zu zeigen, daß solche Bekräftigungen entweder zu viel, oder zu wenig beweisen. Denn dieselben bestätigen, würde unter solchen witzigen Köpfen ein Gewäsche heißen. Ist in dem letzten Perioden ein Funken Menschenverstand?

Auf eben der Seite. If our general characters were determined absolutely, as they are certainly influenced, by our constitutions, and if our particular actions were so by immediate objects &c. Bolingbrok will sagen: daß unser Temperament auf unsern Charakter einen Einfluß habe, ist nicht zu leugnen; wenn aber unser Charakter durch unser Temperament, und unsere besondern Handlungen durch unmittelbare Gegenstände

nothwendig bestimmt würden zc. Bergmann aber übersetzt: Wenn unser allgemeiner Charakter eben so nothwendig bestimmt wäre, so nothwendig er durch unsere Leibesbeschaffenheit uns eingestößt ist, und wenn wir unsere besondere Handlungen durch unmittelbare Gegenstände ausübten zc.

S. 130. These *increated* essences, a Platonist would say; übersetzt B: Ein Platoniker würde sagen, diese angeschaffene Wesen.

S. 135. They have seldom the skill and the talents necessary to put what they do know well together; übersetzt B. Sie haben selten die Geschicklichkeit und die nöthige Gaben, etwas aufzusetzen, was sie sehr wohl im Zusammenhange wissen. Er hätte construiren sollen: to put well together, what they do know.

S. 140. Bolingbrok redet von dem, was in den ältesten Jahrbüchern aufgezeichnet werden; und sagt, daß man darinn nicht sowohl das, was wirklich aufgezeichnet zu werden verdienet, als vielmehr das, was damals den stärksten Eindruck auf die Gemüther gemacht, aufgezeichnet habe. The few passages of that time, which they retain, are not such as deserved most to be remembered; but such as, being most proportioned to that age, made the strongest impressions on their minds. Nun halte man die lauderwälsche Uebersetzung dagegen: Die wenigen Zufälle dieser Zeit sind eben nicht so nothwendig, daß sie verdienten angemerkt zu werden, sondern die, welche mit demjenigen Alter am meisten verwandt sind, das den stärksten Eindruck in ihre Gemüther machte.

S. 144. Bolingbroke sagt bey Gelegenheit des Cicero: Pompey, Cato, Brutus, nay himself, the four men of Rome, on whose praises he dwelt with the greatest complacency &c. d. i. bey deren Lobe er sich so ungemein gern verweilte. Bergmann aber sagt gerade das Gegentheil: diese vier Männer, die er so bescheiden erhebt.

S. 147. But this observation, like several others, *becomes a reason*, for examining and comparing authorities. Bergmann übersetzt: diese Anmerkung aber, nebst verschiedenen andern, gehört für einen Verstand, der den verschiedenen Grund

untersuchen, und mit einander vergleichen kann zc. Becomes a reason! Gehört für einen Verstand!

S. 153. Bolingbroke redet von den Gottesgelehrten, und zwar von den rechtschaffensten unter ihnen, und sagt: Now it has been long matter of astonishment, how such persons as these, could take so much silly pains to *establish* mystery on metaphysics, revelation on philosophy and matters of fact on abstract reasoning. Dieses übersetzt Bergmann: wie sie sich so viel vergebliche Mühe geben können, in die Metaphysik, Geheimnisse; in die Weltweisheit, Offenbarung; und in abgezogene Vernunftschlüsse geschehene Dinge einzuführen. —

Aber wir können es unmöglich länger aushalten, unsinnige Fehler abzuschreiben, und einem Bergmann seine Exercitia zu corrigiren. Man hatte ihm zugleich vorgeworfen, daß er auch nicht einmal drey Worte Lateinisch übersetzen könne, und er versetzt hierauf: Ich kann Ihnen Trotz biethen, mir noch eine lateinische Stelle zu zeigen, von der Sie mit Recht behaupten können, daß ich solche nicht verstanden hätte. Hier ist gleich noch eine, und zwar aus dem nehmlichen zweyten Briefe! Bergmann übersetzt nämlich die Worte des Tacitus: *Præcipuum munus annalium reor, ne virtutes fileantur, utque pravis dictis factisque ex posteritate & infamia metus sit: Ich halte es für die vornehmste Pflicht der Jahrbücher, daß die Tugenden nicht verschwiegen werden; damit der Nachwelt vor schändlichen Reden und Thaten und vor der Unehre eine Furcht beygebracht werde. Wo sagt Tacitus: damit? Wo sagt er, daß der Nachwelt Furcht solle beygebracht werden? Und Furcht vor schändlichen Reden und Thaten?*

Wir wollen mit einem Exempel beschließen, daß Herr Bergmann auch nicht drey französische Worte zu übersetzen wisse. Boileau, wie Bolingbroke anführt, (S. 52.) sagt, daß ein guter Schriftsteller lieber nachahmen, als übersetzen, und lieber nacheifern, als nachahmen werde, und nennt dieses *jouster contre l'original*. Was meint man nun wohl das Bergmann hierunter verstanden habe? Er sieht *jouster* für *ajouter* an, und übersetzt in seiner Einfalt: wider den Inhalt der Urschrift hinzusetzen. Kann man sich einen lächerlichern Fehler

gedenken? — O, wahrhaftig, mein Herr Bergmann, wenn das ein guter Uebersetzer thun soll, so sind Sie der beste von der ganzen Welt! —

## Zweyter Theil.

### Vorbericht.

Beynahe wären wir gezwungen, diesen zweyten Theil eben so anzufangen, als wir den ersten beschliessen müssen.

Auch der Uebersetzer des Pope hat sich durch das in dem zweyten Briefe über ihn geäußerte Urtheil, beleidiget gefunden; wie man aus dem Hamburgischen Correspondenten ersieht. Auch er legt es uns so nahe, daß wir unserm Leser und ihm, durch Anzeigung mehrerer Stellen, die er ganz falsch und wider den Sinn seines Originals übersezt hat, ohnfehlbar verdrießlich fallen würden, wenn wir nicht eben erführen, daß ein anderer uns dieser undankbaren Mühe überhoben habe. Wir bitten ihn also, sich eine kurze Zeit zu gedulden, und den neuen Theil einer bekannten Zeitschrift abzuwarten. In einem kleinen Briefe, sollte er nicht höchst eckelhaft werden, hat man sich nicht tiefer mit ihm einlassen können. Genug daß das wenige von der Beschaffenheit gewesen, unpartheyische Leser mit Grunde vermuthen zu lassen, man habe noch ungleich mehr zurückbehalten. Und wäre es nicht sehr seltsam, daß wir nur mit ihm Unrecht haben sollten? Nur mit ihm! Denn er giebt uns selbst das Zeugniß, daß wir weder dem Uebersetzer des Gay, noch des Bolingbroke zu viel gethan. Unterdessen ist es falsch, daß wir ihn an die Spitze der schlechten Uebersetzer stellen wollen. Wir haben leider so viel elendere, daß man ihn noch unter die guten zehlen darf, wenn man ein Auge zumachen will.

Was er übrigens von unanständigen Absichten sagt, davon möchten wir wohl nähere Erklärung zu haben wünschen. Die Verfasser dieser Briefe sind sich weiter keiner Absicht bewußt, als der Absicht, ihre Meinung zu sagen. Das Recht dazu, haben sie mit allen Schriftstellern gemein. Trennungen können sie wenigstens unter unsern besten Köpfen nicht verursachen wollen. Denn unsere besten Köpfe sind noch nie einig gewesen.

Aber genug hiervon. — Wir haben einem ungenannten Freunde noch für eine kleine Erinnerung zu danken, die er uns wegen des achtzehnten Briefes machen wollen, in welchem der Uebersetzer des Rabelais für den ersten Verfertiger deutscher Hexameter ausgegeben worden. „Das kommt daraus, schreibt „dieser Freund, wenn man die Gottschedische Schriften nicht „besser gelesen hat! Schlagen Sie des Herrn Gottscheds Sprach- „kunst (S. 628) nach, so werden Sie finden, daß Conrad „Gefner noch vor ihrem Fischart deutsche Hexameter gemacht „hat. &c. — Hierauf antworten wir, daß uns diese Anmerkung des Herrn Gottscheds nicht unbekannt gewesen, daß wir uns aber nicht überwinden können, sechsfüßige Verse die ausser dem einzigen fünften Fusse aus lauter Spondäen bestehen, für wahre Hexameter zu halten. Ein einziger solcher Vers ist zwar zur Noth ein Hexameter; aber lauter solche Verse sind keine.

XIV. Den 5. April. 1759.

### Ein und dreyßigster Brief.

Sie werden den Verdruß, den Ihnen der deutsche Theokrit\* gemacht hat, sobald nicht vergessen? — Auch nicht, wenn ich Ihnen eine bessere Uebersetzung ankündigte? Zwar nicht vom Theokrit; denn noch wird man sich hoffentlich eine Zeitlang vor einem Ufer scheuen, an welchem so schimpflich gescheitert worden. Aber doch auch eines dorischen Dichters. Und was meinten Sie zu einem deutschen Pindar?

Ich mache Ihnen keine vergebene Freude. Pindar hat wirklich in der Schweiz einen jungen kühnen Geist erweckt, der uns mit den Begeisterungen des thebaischen Sängers bekannter machen will. Die Sache hat grosse Schwierigkeiten; und es ist unendlich leichter über den ganzen Pindar einen gelehrten Commentar zu schreiben, als eine einzige Ode schön zu übersetzen. Doch der junge Schweizer denkt mit seinem Dichter:

— — Ὅ μεγας δε κινδύ-  
νος ἀναλκιν οὐ φω-  
τα λαμβανει —

\* Biblioth. d. sch. W. II. Bandes 2tes Et. S. 360.

und der Versuch, den er gemacht hat, ist sehr wohl ausgefallen. Ein Freund hat mir ihn mitgetheilet. Und was gut ist, muß man mittheilen; ich theile ihn also auch Ihnen mit.

Ich weis, Sie erwarten nicht, daß die Uebersetzung in Versen seyn werde. Der einzige Deutsche, wollte ich fast sagen, hat die Freyheit, seine Prosa so poetisch zu machen, als es ihm beliebt; und da er in dieser poetischen Prose am treuesten seyn kann, warum soll er sich das Joch des Sylbenmaasses auflegen, wo er es nicht seyn könnte?

Es ist aber auch keine wörtliche Uebersetzung, denn Cowley sagt: „Wenn jemand den Pindar von Wort zu Wort übersetzen wollte, so würde man glauben, ein Rasender habe den andern übersetzt.“

Doch Sie sollen selbst urtheilen. Es ist die erste, die vierte und die eilfte der Olympischen Oden. Die erste, weis ich, kennen Sie gewiß. Wer sollte auch nicht so neugierig gewesen seyn, wenigstens die erste Ode des Pindars zu lesen, wenn sie ihm auch noch so viel Mühe gekostet? —

Der Olympischen Oden des Pindars erste.

In den Hiero, König von Syracus. °

#### 1. Strophe.

Der Elemente bestes ist Wasser, und wie die lodernde Flamme zur Nacht, also glänzet hoch unterm stolzen Reichthum das Gold. Aber willst du Siege erzehlen, o suche mein Geiſt, wie in des Aethers Wüsten am Tage kein erwärmender Gestirn, als die Sonne, so auch keine herrlichern Kämpfe, als die Olympischen zu singen. Sie begeistern die Weisen zu jenen prächtigen Hymnen, die sie dem Sohne Saturns, in Hierons reichem, glückseligen Pallaste versammelt, weihen.

#### 1. Antistrophe.

Er ist es, der in dem heerdenreichen Sicilien den Scepter des Rechts trägt; er brach sich von jeder erhabenen Tugend die Blume, und glänzt in der Blüthe der Harmonie, die wir Dichter öfters um die freundschaftliche Tafel spielen. Wohlan denn! Greif von der Wand herab, Muse, die derische Cithar! wenn Pifas und Phereni-

° Als er in den Olympischen Spielen mit dem Rennpferde den Preis erhielt.

kus° Ruhm deine Brust in süßer Entzückung dahin reißt; wie er neben den Wellen des Alpheus \*\* flog; wie seine ungespornten Flanken hoch daher schwebten; wie er ihn in den Schooß des Triumphs trug, seinen Herrn, Syracusens König, die Lust der Rennbahn.

## 1. Epodos.

Ihm strahlet sein Ruhm in der heldenvollen Pflanzstadt des Lydischen Pelops, \*\*\* den ehemals der gewaltige Erdumfasser Neptun liebte, † nachdem Klotho ihn, die Schulter von blendendem Helfenbein leuchtend, aus dem heilenden Erzte hob. — Also füllen Wunder den Erdkreis, und Fabeln mit künstlichen Lügen verbrämt, siegen der Wahrheit zum Trug.

## 2. Strophe.

Die Dichtkunst, deren Reiz über alles Honig gießet, leihet ihnen ein ehrwürdiges Ansehen, und macht, daß öfters ein Märchen geglaubt wird. Doch wird für die Wahrheit die enthüllende Zukunft zeugen! — Wer es wagt, von Göttern zu reden, der thut es mit Ehrfurcht, und seine Schuld ist geringer! — So will ich jetzt von dir, Sohn des Tantalus, sagen, was vor mir kein Dichter nie sprach: Wie, als dein Vater in sein geliebtes Siphylum, zu einem heiligen Gastmahl lud, wo wechselseitig die Unsterblichen assen, der erlauchte Drehzackführende Gott die Macht der Liebe fühlte,

\* Pfla, der Name der Stadt, ohnfern welcher die Olympischen Spiele gehalten wurden. Pherenikus hieß das Reimpferd, auf welchem Hiero den Preis erhielt.

\*\* Der Name des Flusses, neben welchem die Rennbahn war.

\*\*\* Er versteht den Theil von Griechenland, welcher nach dem Pelops, Peloponnesus genannt ward. Und diese einzige Erwähnung des Pelops veranlaßet die ganze folgende weitläuftige Ausschweifung zum Lobe dieses Helden.

† Die Fabel erzählt von dem Tantalus, des Pelops Vater, die Götter hätten ihn so sehr geliebt, daß sie ihn mit an ihre Tafel gezogen. Einst als Tantalus die Götter wieder bewirthen wollen, habe er seinen Sohn, den Pelops, geschlachtet, und ihn denselben vorgesetzt. Keiner von den Göttern aber habe davon gekostet, ausser Ceres die ein wenig zu heißhungrig, ein Stück von der Schulter verzehret habe. Die Götter hätten hierauf die übrigen Stücke in einen reinen Kessel geworfen, und den Pelops lebendig wieder heraus gezogen, nachdem sie ihm eine helfenbeinerne Schulter, anstatt der verspeisten, gegeben. Dieser reine Kessel (*καδαγος λεβητις*) ist es, welchen unser Uebersetzer, zwar schön, aber etwas zu undeutlich das heilende Erz nennt.

## 2. Antistrophe.

Und dich auf güldenen Rossen zu des weit angebeteten Zevs hohen Pallaste trug, wo nicht lange zuvor auch Ganymedes hin zum Jupiter gekommen war. Da aber du verschwunden, und dich der Mutter kein spähernder Kundschafter wiederbrachte, streute ein benachbarter Fürst neidisch das Gerücht aus, deine Gliedmassen hätten, mit dem Schwerte zertheilt, und beyhm flammenden Feuer gesotten, den Göttern zur Speise gedienet.

## 2. Epodos.

Aber der Seligen einen unmaßig zu nennen, ist Unsinn! Ich zittere! — Denn schon oft hat die Rache den Lasterer ergriffen. \* Ward je ein Sterblicher von des Olympus Bewohnern geehret, so war es Tantalus. Wiewohl der Größe eines so erhabenen Glückes zu schwach, bracht ihm sein Uebermuth einen unbesiegbaren Jammer; einen drohenden Felsen, den der Vater der Götter über ihn aufhing. Ewig bemüht, ihn von seiner Scheitel zu wälzen, irrt von ihm jede Freude weg.

## 3. Strophe.

Also lebt er, mit drey andern Genossen seiner Quaal, sein hülfloses Leben durch, der Unglückselige! Er entwandte den Himmlischen, was die Unsterblichen nähret, Nektar und Ambrosia, und gab sie sterblichen Gästen. So betriegt der Mensch sich selber, der seiner Thaten eine, der Gottheit zu verbergen host. Und des väterlichen Verbrechens wegen, sandten die Unsterblichen den Pelops zum schnellhinwandelnden Volke der Menschen wieder zurück. Aber da in vollblühender Jugend das zarte Milchhaar seine bräunliche Wangen deckte, sehnte sein liebendes Herz sich, nach der Tochter des Herrschers zu Pisa,

## 3. Antistrophe.

Der erlauchten Hippodamia. Einsam ging er im Dunkeln zum schäumenden Meer hin, und flehte dem gewaltigbrausenden König der Wasser. Er erschien ihm; da sprach er: „Wenn dein Herz, o Neptun, gegen die reizenden Gaben der Venus nicht süßlos ist,“ o so

\* Daß Pindar hier auf den Tantalus kömmt, ist kein neuer Sprung. Sondern es dienet, um die Ursache anzugeben, warum Pelops gleichwohl wieder aus dem Himmel zurückgeschickt worden.

\*\* Wer bey dem Demonauß, um dessen Tochter Hippodamia anhielt, mußte sich gefallen lassen, ein Wettrennen zu Wagen, mit ihr einzugehen. Der



„hemme des Denomaus eherne Lanze, bringe mich auf den schnellsten  
 „deiner Wagen nach Elis, und gewehre mir den Sieg. Zwar fielen  
 „schon dreizehn der liebenden Jünglinge vor dem Speere des Tyran-  
 „nen, und immer verschiebt er die Vermählung der Tochter.

### 3. Epodos.

„Aber nur der Feige flieht große Gefahren; und da uns einmal  
 „das Verhängniß in das Grab ruft, warum sollte im Finstern, von  
 „jeder schönen That fern, ein namenloses Leben uns verzehren?  
 „Nein, diese Bahn lauf ich; du aber verleih einen glücklichen Aus-  
 „gang! — Er sprach, und seine Bitte rührte den Gott, und seinen  
 Muth zu erhöhen, schenkte er ihm einen goldnen Wagen. und müde-  
 los fliegende Pferde, womit er dem Denomaus Sieg und Tocht-  
 er raubte.

### 4. Strophe.

Sie aber gebahr ihm sechs Führer der Völker, Söhne, die sich  
 der Tugend weiheten. Izt ruht er, von herrlichen Opfern geehrt, am  
 Ufer des Alphens; Kämpfe umgeben das Grabmahl, und Schaaren  
 von Fremden ehren seinen Altar. Weit glänzt von da die Pracht der  
 Olympischen Spiele, und seine Rennbahn, wo die Behendigkeit der  
 Füße, und die hoher Arbeit sich erköhnende Stärke kämpfet. Wer  
 überwindet, der lebt sein übriges Leben in honigter Heiterkeit hin, denn  
 er besizet den Preis.

### 4. Antistrophe.

Der menschlichen Güter höchstes ist, was uns mit jedem kommen-  
 den Tage beglückt: und einen solchen ° soll igt, so wollen es Pisas  
 Gesetze, mein Aeolisches Lied krönen. Unter den Sterblichen ist kei-  
 ner des Lobes labyrinthischer Hymnen würdiger; keiner übertrifft ihn  
 an Adel der Seele, oder an herrschender Macht. Eine schützende  
 Gottheit ist, o Hieron, welche mit zärtlicher Sorge wacht, deine  
 Wünsche zu erfüllen. Und entsteht sie nicht, o so will ich bald, das  
 hoffe ich, deinen siegenden Wagen

Water versprach sie dem, der sie, oder vielmehr den Myrtilus, welcher  
 sie allezeit führte, einholen würde. Wenn aber der Water, der ihnen auf  
 seinem Wagen nachfolgte, sahe, daß der Freyer sie nun bald einholen möchte,  
 tödtete er ihn mit seinem Wurfspee.

\* Den Hiero nehmlich, auf welchen er nunmehr wieder zurück kömmt.

## 4. Epodos.

Harmonischer tönen; ich will auf Chronions<sup>o</sup> sonnigtem Hügel stehen, und mein Lob soll einen nie betretenen Pfad wandeln. Schon rühret mir darauf die mächtige Muse den gewaltigsten Pfeil. Der Mensch steigt in mannigfaltigen Stufen empor; aber obenan stehen die Throne. Blicke nicht weiter hinaus! Auf dieser Höhe sey dir vergönnt, deine Tage zu vollenden, und mir, an der Seite solcher Sieger zu sehn, unter den Griechen überall bekannt, durch meine Weisheit!

Die Fortsetzung künftig.

XV. Den 12. April. 1759.

## Beschluß des ein und drenßigsten Briefes.

Der Olympischen Oden des Pindars vierte.

An den Psaumis, von Kamarina.<sup>oo</sup>

## Strophe.

Schwinger des raslos fliegenden Donners, Zevs, Höchster! — Denn mich haben deine zirkelnden Stunden mit dem mannigfaltigen Liede der Cithar, zum Zeugen deiner erhabensten Kämpfe gesandt; und der süßen Bottschaft vom Glücke der Freunde freuen sich Edle. — Ja, Sohn des Saturnus, der du den Aetna beherrschest, diese stürmische Last des gewaltigen hundertköpfigen Typhons,<sup>ooo</sup> empfang den Grazien zu Liebe, vom Sieg Olympiens meinen Gesang,

## Antistrophe.

Dieses ewig dauernde Licht herrlicher Thaten! Denn er kömmt mein Gesang, hoch auf dem Wagen des Psaumis, der mit Pisas Delzweig umkränzt, daher zu Kamarinas Triumph eilet. — Also höre die Gottheit auch die übrigen seiner Wünsche! — Denn Er, den ich lobe, nähret dem Alpheus glänzende Pferde; Mengen der Wanderer nimmt freudig sein Haus auf, und rein liebt des Patrioten Seele

<sup>o</sup> Ein Berg in der Gegend, wo die Olympische Spiele gehalten wurden. Er hatte von dem Saturnus seinen Namen, weil dieser mit dem Jupiter um die Herrschaft des Himmels auf ihm gekämpft.

<sup>oo</sup> Als er auf dem vierspännigen Wagen den Preis erhielt. Kamarina war eine Stadt in Sicilien. Der Dichter weiht dem Jupiter seinen Gesang, weil diesem die Olympischen Spiele heilig waren, deren alle vier Jahre wiederkommende Zeit er die zirkelnden Stunden des Zevs nennet.

<sup>ooo</sup> Jupiter donnerte diesen Diesen, der den Himmel mit erstürmen wollte, zu Boden, und wälzte den Aetna über ihn.

die Ruhe des Staats. — Keine Dichtung färbe mein Lob! Die Erfahrung ist's, die Sterbliche richtet.\*

## Epodos.

Sie entriß den Sohn des Rlymenus dem Hohne der Töchter Lemnos. — In ehernen Waffen lief er, und siegte; da sprach er, als er zur Krone ging: „Der bin ich, Königin! Dieser Geschwindigkeit „gleichen Arm und Herz. Aber auch jungen Helden entsprossen oft „graue Haare, und eilen ihrem Alter zu schnell vor.

## Der Olympischen Oden des Pindars eilfte.

Au den Agesidamus, den Locrier.\*\*

## Strophe.

Nach Winden schmachtet der Schiffer oft, und der Landmann nach Regen, den himmelträufelnden Söhnen der Wolken. — Aber wem Heldenarbeit gelang, dem sind honigtriefende Hymnen Quellen des Nachruhms, und ein Pfand der Unsterblichkeit erhabener Thaten.

## Antistrophe.

Unerreichbar dem Neid ist dieses Lob Olympiens Siegern geweiht; und gern breitet es mein williger Mund aus! Aber durch Gott blühen in der dichterischen Brust stets weise Gedanken. — Also soll ist, — vernimm es, Sohn des Archesirats; denn deine Faust überwand! —

\* Und diese Wahrheit erläutert er durch das folgende Beyispiel. Erginus, der Sohn des Rlymenus, war einer von den Argonauten; und als diese auf Lemnos landeten, traf es sich, daß gleich die Königin Hypsipyla, zum Andenken ihres verstorbenen Vaters, Ritterspiele halten ließ. Als nun die Argonauten dazu eingeladen wurden, machte sich Erginus unter die bewaffneten Wettrenner; und weil er bereits graue Haare hatte, ob er gleich so alt noch nicht war, lachten die Lemnischen Zuschauerinnen über sein kühnes Unterfangen. Unterdeß lief er doch, kam selbst dem Calais und Zetes, den Söhnen des Boreas, zuvor, und erhielt zum grossen Erstaunen derer, die vorhin über ihn gelacht hatten, den Preis. — — Ob es nöthig sey, mit den Auslegern des Pindars, diesem Beyspiele zu Folge anzunehmen, daß auch Psaumis, an den diese Ode gerichtet, in seinen jungen Jahren bereits graue Haare gehabt, weiß ich eben nicht.

\*\* Diese Ode ist bey dem Pindar, als eine Zulage gleichsam zu der vorhergehenden zehnten Ode, an eben diesen Agesidamus, anzusehen, dessen Sieg zu besingen der Dichter gleich anfangs versprochen hatte. Weil ihm aber dieses Versprechen entfallen war, und er es erst eine ziemliche Zeit nachher, mit der gedachten zehnten Ode erfüllte, so schrieb er diese eilfte noch oben darein, und nannte sie auch selbst τοκος, die Zinse.

## Epodos.

Meine tonvolle Leher den Kranz des goldnen Delzweiges singen,  
 der deine Scheitel schmückt, und die angestammte Tugend der westli-  
 chen Locrier. Dasselbst, ihr Musen, führet festlich den Tanz auf! —  
 Nicht ein unwirthbares Volk, euch schwör ichs, besucht ihr, noch unge-  
 übt im Gefühle des Schönen: sondern ein Volk, tiefsünniger Weis-  
 heit und kriegerischen Muths voll. — Denn Sitten, die die Natur  
 gab, wandelt weder der feurige Fuchs, noch der mächtig brüllende Löwe.

III.

## Zwey und dreyßigster Brief.

Sie erinnern sich doch, daß vor einigen Jahren in dem un-  
 terirdischen Herkulano eine kleine Bibliothek gefunden ward? Einem Gelehrten in Neapolis ist es gelungen, eine von den  
 griechischen Handschriften derselben zu entwickeln, und das Glück  
 hat gewollt, daß es die *Ερωτοπαίγνια* des Alciphrons seyn  
 müssen. Der Herr von D \*\* der sich jetzt in Neapolis auf-  
 hält, hat Gelegenheit gehabt, ein Stück daraus abzuschreiben,  
 und hat es nach Deutschland geschickt. Hier ist es einem von  
 unsern besten Dichtern in die Hände gefallen, der es so vortref-  
 lich gefunden, daß er folgende Uebersetzung davon gemacht. Es  
 ist das achtzehnte Erotopaignion in der Ordnung, und überschrieben:

## „Die Grazien.

„Als an einem Frühlingsabende sich die drey Grazien neben einem  
 „Walde in acidalischen Quellen belustigten, verlorh sich plötzlich Aglaja,  
 „die Schönste der Grazien. Wie erschrecken die Töchter der Amnuth,  
 „als sie Aglajen vermiften! Wie liefen sie durch die Bäume und such-  
 „ten und riefen:

„So ängstlich bebt auf Manethuser Saiten

„Der zärtste Silber-ton.

„Aglaja! — rief der Silber-ton.

„Aglaja! — half der Nachhall sanft verbreiten.

„Umsonst! Aglaja war entflohn.

„Ach, Pan schlich längst ihr nach! Der Frevler hat sie schon!

„Ach, Acidalia! blick her von deinem Thron!

„Soll sie nach langen Ewigkeiten,

„Nur jetzt nicht länger uns begleiten?

- „Zwo Grazien sind aller Welt zum Lohn;  
 „Und ach! die dritte hat er schon! —  
 „So klagten sie. Umsonst! Aglaja war entflohn.  
 „Nun schlichen sie an den Büschen herum, und schlugen leise an die  
 „Blätter und flohen nach jedem Schlage furchtsam zurück.  
 „Denn stellten sie sich gleich, den Räuber auszuspähn,  
 „So zitterten sie doch für Furcht, ihn nur zu sehn.  
 „Endlich kamen sie an ein Rosengebüsch, das meine Chloe versteckte —  
 „und mich. Chloe saß vor mir, ich hinter Chloen.  
 „Izt bog ich schlau an ihrem Hals mich langsam über,  
 „Und stahl ihr schnell ein Mäulchen ab;  
 „Izt bog sie unvermerkt den Hals zu mir herüber,  
 „Und jedes nahm den Kuß auf halbem Weg sich ab,  
 „Denn jedes nahm und jedes gab.  
 „In diesem Spiele überraschten uns die Grazien, und sie lachten laut,  
 „da sie uns küssen sahen, und hüpfen fröhlich zu uns herbey. Da  
 „ist Aglaja! — riefen sie. Die Schalkhafte! — Du küssest, da wir  
 „unruhig herumirren, und dich nicht finden können? — Und izt liefen  
 „sie mit meiner Chloe davon.  
 „Was? rief ich, lose Räuberinnen!  
 „Wie sollte sie Aglaja seyn?  
 „Ihr irrt euch sehr, ihr Huldgöttinnen!  
 „Für Grazien ist das nicht fein!  
 „Gebt Chloen mir zurück! Betrogne, sie ist mein!  
 „Doch die Grazien hörten mich nicht, und liefen mit meiner Chloe da-  
 „von. Zornig wollte ich ihnen nacheilen, als plötzlich Aglaja hinter  
 „einer Buche hervortrat, und mir winkte, und freundlich lächelnd also  
 „zu mir sprach:  
 „Warum willst du zu Chloen eilen?  
 „Beglückter Sterblicher, Aglaja liebet dich.  
 „Kuß izt einmal statt Chloen mich;  
 „Wünsch nicht dein Mädchen zu ereilen:  
 „Ich, eine Göttin, liebe dich.  
 „Schüchtern sah ich die Huldgöttin an.  
 „Auf ihren Wangen sprach Entzücken,  
 „Und Jugend und Gefühl aus den verschämten Blicken.  
 „Gefährliche Reizungen! — Aber mit dreister Hand ergriff ich die

„Guldgöttin, führte sie zu ihren Schwestern, und sprach: Hier ist  
„Aglaja, ihr Grazien —

„O Chloë, meine Lust, mein Glück!

„Gebt meine Chloë mir zurück!

„Ist dieß Aglajens Mund und Blick?

„Da! nehm die Guldgöttin zurück!

Nun, was sagen Sie hierzu? O, Sie sind entzückt. — Welche allerliebste, kleine Erdichtung! Nie hat ein Dichter sein Mädchen mehr erhoben! Nichts kann feiner seyn! Nichts zärtlicher! O die Griechen! die Griechen! — — Kommen Sie zurück aus ihrer Entzückung! Ich habe Sie hintergangen. Der Gelehrte in Neapolis hat nichts entwickelt; Alciphron hat keine *Ερωτοπαίγνια* geschrieben; was Sie gelesen, ist nicht aus dem Griechischen übersetzt; die Grazien sind ein ursprüngliches Werk eines Deutschen. Streichen Sie die Manethuser Saiten, gleich zu Anfange, nur weg, und setzen Cremoneser Saiten dafür; denn so sagt der Dichter, und ich mußte diese geringe Spur des Modernen vor ihren Augen verbergen.

Aber, höre ich Sie fragen, warum sollte ich denn nun hintergangen werden? Darum! Würde ich ihre Neugier wohl rege gemacht haben, wenn ich Ihnen gerade zu geschrieben hätte: In Leipzig sind vor kurzen vier kleine Bogen heraus gekommen, unter der Aufschrift, Tändeleyen. — — Tändeleyen? würden Sie gerufen haben. Warum thun wir Deutschen doch das so gern, wozu wir am wenigsten aufgelegt sind? — Vergebens hätte ich hinzu gesetzt: aber es sind artige Tändeleyen; sie werden den Verfasser auf einem ganz eigenen Pfade finden; sie sind eines Gresset würdig! Sie hätten mir aufs höchste geglaubt, und — es dabey bewenden lassen.

Aber nun biete ich Ihnen Trost, es dabey bewenden zu lassen. Denn ich muß Ihnen nur sagen, daß alles, was die vier Bogen enthalten, in dem nehmlichen Geschmacke und fast von gleichem Werthe ist. Sie werden sie ganz lesen; lassen Sie doch sehen, ob unsere Urtheile zusammen treffen. — Nach den obigen Grazien, hat Amors Triumph, und der Geschmack eines Kusses meinen vorzüglichen Beyfall. Nächst diesen haben mich die Kriegslust des Amors, an den Maler, die Ode, und

Bacchus und Amor am meisten vergnügt. Die Kennzeichen der Untreue wollen mir wegen des Bärtchens nicht gefallen; der Scherz ist zu bürgerlich. In dem Stücke an Chloen ist mir der Alp zuwider; und wenn der erzürnte Jupiter zu seiner untreuen Nymphe sagt:

Geh hin, und sey ein Alp, buhl und erweck nur Frauen!

so straft er uns arme Schlafende mehr, als die Nymphe. In dem verliebten Wunsche ist mir die Vermischung der alten Mythologie und des Geistersystems nach dem Cabalis anstößig. Diese und einige andere Stücke hätte ich, wenn ich an des Verfassers Stelle gewesen wäre, zurückbehalten, und die einzeln Schönheiten derselben zu bessern Ganzen verspartet. So würde ich mir zum Exempel den Anfang von den gedachten Kennzeichen der Untreue heilig aufbewahret haben, bis ich einen edlern Schluß dazu gefunden hätte; denn so wie dieses Stück igt ist, kömmt es mir nicht anders vor, als eine antique verstümmelte Bildsäule, die ein neuer Steinmez zu ergänzen gewagt. Betrachten Sie nur:

„Amor fliegt mit Schmetterlingen,

„Um in frohem Wechselstreit

„Sich den Preis der Schnelligkeit

„Vor den Thierchen zu erringen:

„Doch er fällt aus Müdigkeit

„Schnell in einen Bach und schreyt.

„Ich Jüngling lief eilig hinzu, hob ihn sanft aus dem Wasser heraus,

„und trocknete seine nassen Flügel, und erwärmte ihn in meinem Bu-

„sen. Nun dankte mir Amor freundlich, und sprach: Lieber Jüngling,

„du hast den Amor gerettet: womit soll ich deine Großmuth vergel-

„ten? — Erhalte mir meine Chloë getreu; antwortete ich. — D

„Jüngling, rief er, was bittest du? Steht es in der Gewalt des

„Amors, die Liebe in den Herzen der Mädchen einzuschränken? —

„Da schlug ich die Augen nieder, und seufzte. Aber der reizende

„Sohn der Cithere ermunterte mich wieder: Seufze nicht, Jüngling!

„Amor kann deine Bitte wenigstens zum Theil erfüllen. —

So weit geht alles gut! Wie gesagt, ein schöner antiquer Rumpf; aber nun — welch ein gothischer Kopf ist darauf gestickt!

— „Sobald Chloë einen andern als dich küßt, soll schnell ein

„Bärtchen aus ihrer Lippe hervor keimen, zum Merkmal, daß sie die „untreu ist. — So sagte Amor. —

„Nun, Chloë, wirst du dich wohl scheun. —

„Ich würde den Verrath auf deiner Lippe sehen. —

„Manch holdes Mädchen schon seh ich mit Bärten gehen:

„Sie müssen wohl nicht treu gewesen sehn.

Nch nicht doch! Sie müssen keinen Bart haben, die holden Mädchen, sie mögen uns treu seyn oder nicht! St.

XVI. Den 19. April. 1759.

### Drey und dreyßigster Brief.

Ja wohl ist der Verfasser der Tändeleyen, wenn diese sein erster Versuch sind, ein Genie, das sehr viel verspricht! Aber auch darinn haben Sie Recht: Das Lied eines Mohren hätte ihm nicht entwischen sollen. Es ist nicht allein das schlechteste Stück in seiner Sammlung; es ist an und vor sich selbst schlecht. — Lied eines Mohren! Und der Mohr ist fast nirgends als in der Ueberschrift zu finden. Nendern Sie das einzige schwarze Mädchen und die Cederwälder, so kann es ein Kalmucke eben so wohl singen, als ein Mohr.

Wie weit ist er hier unter seinem Muster geblieben! Denn wer sieht nicht so gleich, daß sein Mohrenliedchen, eine Nachahmung des vortreflichen Liedes eines Lappländers, in den neuen Gedichten des Verfassers des Frühlings, seyn soll? In diesem scheint überall die Scene durch, wo es gesungen wird, und überall der, der es singt.

— — In den zerstörten Haaren  
hängt mir schon Eis.

— —

So will ich bald an Grönlands weissen Küsten  
Nach Jama schreyn.

— —

Die lange Nacht kömmt schon zc.

Und wie ungekünstelt, wie wahr ist alles, was der Lappländer spricht; dahingegen der Mohr mit unter Non-Sense plaudert. J. C.

Ich will an ihre Brust mich legen,

Das kleinste Köcheln spähn, und horchen, wie sie schlägt;



Dann soll mein Herz mit seinen stärkern Schlägen  
Den Aufruhr bändigen,  
Der sich in ihrem Busen regt.

Die stärkern Schläge seines Herzens sollen den Aufruhr bändigen, der sich in dem Busen seines Mädchens regt! — Zwar vielleicht hat der Dichter mit diesem Zuge das verbrannte Gehirn des Mohren bemerken wollen. Und alsdenn habe ich nichts dagegen.

Aber wieder auf das Lied des Lappländers zu kommen. Es giebt ein wirklich Lappländisches Lied, welches der Herr von Kleist bey dem seinigen vor Augen gehabt zu haben scheint. Sie können es bey dem Scheffer in dem fünf und zwanzigsten Hauptstücke seiner Lapponia finden. Schade, daß ich das Buch nicht gleich bey der Hand habe! Sie sollten mit Vergnügen sehen, daß die Nachahmungen eines solchen Meisters, Verbesserungen sind.

Sie würden auch daraus lernen, daß unter jedem Himmelsstriche Dichter gebohren werden, und daß lebhaftere Empfindungen kein Vorrecht gesitteter Völker sind. Es ist nicht lange, als ich in Ruhigs Littauischem Wörterbuche blätterte, und am Ende der vorläufigen Betrachtungen über diese Sprache, eine hierher gehörige Seltenheit antraf, die mich unendlich vergnügte. Einige Littauische Dainos oder Liederchen, nehmlich, wie sie die gemeinen Mädchen daselbst singen. Welch ein naiver Wig! Welche reizende Einfalt! Sie haben in dem Litthauischen Wörterbuche nichts zu suchen: ich will Ihnen die zwey artigsten also nach Ruhigs Uebersetzung, daraus abschreiben:

Erste Daina.

Abschied einer heyrathenden Tochter.

1.

„Ich habe aufgesagt meinem Mütterlein, schon vor der Helfte des  
„Sommerleins.

2.

„Such, Mütterlein, dir ein Spinnerlein; ein Spinnerlein und  
„Weberin.

3.

„Ich habe gnug gesponnen das weiße Flächslein; gnug gewürket  
„seine Leinwandlein.

4.

„Ich habe gnug zerschauert die weissen Tischlein; ich habe gnug  
„gefegert die grünen Gehöftlein.

5.

„Ich habe gnug gehorcht meinem Mütterlein; ich muß nun auch  
„hórchen meinem Stiefmütterlein.

6.

„D du Kränzlein von grünem Rautelein! Du wirst nicht lange  
„grünen auf meinem Hauptlein.

7.

„Meine Haarsflechten von grünem Seidelein, ihr werdet nicht mehr  
„funkeln im Sonnenschein.

8.

„Mein Haarlein, mein gelbes Haarlein, du wirst nicht mehr her-  
„umflattern vom Wehen des Windes.

9.

„Ich werde besuchen mein Mütterlein, nicht mit einem Kranze,  
„sondern gehaubet.

10.

„D mein feines Häubelein! Du wirst noch schallen vom Winde geblasen.

11.

„Mein ausgenehtes und buntes Arbeitlein, ihr werdet noch schim-  
„mern bey der heissen Sonnen.

12.

„Meine Haarsflechtelein von grünem Seidelein, ihr werdet an der  
„Wand hangen und mir Thränen machen.

13.

„Ihr meine Ringelein, ihr güldeneyn, ihr werdet im Kasten liegen  
„und rosten!

### Zweyte Daina.

Eine Tochter hatte ihren Geliebten begleitet.

1.

„Früh Morgens im Morgelein ging das Sonnlein auf, und un-  
„ter den Glassensterlein saß das Mütterlein.

2.

„Ich wollte dich fragen, Töchterlein, wo bist du herumgegangen?  
„Und wo hat dein Kränzlein das Nebelein befallen?

3.

„Früh, im frühen Morglein, ging ich nach Wasserlein, und da  
„hat mein Kränzelein das Nebelein befallen.

4.

„Das ist nicht wahr, Töchterlein, das sind keine wahren Wörte-  
„lein! Gewiß, du hast dein Knechtelein über Feld begleitet.

5.

„Ja, das ist wahr, Mütterlein, das sind wahre Wörtelein: Ich  
„hab mit meinem Knechtelein ein Wörtlein geredet.

Die häufigen Diminutiva, und die vielen Selbstlauter, mit den Buchstaben l, r und t untermengt, sagt Ruhig, machen die Sprache in diesen Liedern ungemein lieblich. Der fromme Mann entschuldiget sich, daß er dergleichen Eitelkeiten anführe; bey mir hätte er sich entschuldigen mögen, daß er ihrer nicht mehrere angeführt. Su.

XVII. Den 26. April 1759.

## Sechs und dreyßigster Brief.

Bald werden wir einen von unsern besten alten Dichtern, wieder unter uns aufleben sehen. Zwey hiesige Gelehrte, arbeiten an einer neuen Ausgabe des Logau. — Es kann leicht seyn, daß ich Ihnen hier einen ganz unbekanntem Mann nenne. Dieser Zeitverwandte, und Landsmann des grossen Opitz, ist, wie es scheinet, nie nach Verdienst geschätzt worden; und noch ein halbes Jahrhundert hin, so wäre es vielleicht ganz um ihn geschehen gewesen. Kaum, daß unsere neuen Kunstrichter und Lehrer der Poesie seinen Namen noch anführen; weiter führen sie auch nichts von ihm an. Wie viel vortrefliche Beyspiele aber hätten sie nicht aus ihm entlehnen können! Und würden sie es wohl unterlassen haben, wenn sie dergleichen bey ihm zu finden geglaubt hätten? Sie hatten ihn also nie gelesen; sie wußten nicht, was an ihm war; und es wird sie ohne Zweifel befremden, wenn sie nun bald einen von unsern größten Dichtern in ihm werden erkennen müssen.

Es ist nur zu bedauern, daß sich Logau bloß auf eine, und noch dazu gleich auf die kleinste Dichtungsart eingeschränkt hat! Denn er ist wenig mehr als Epigrammatist. Doch in

Ansehung der Menge von Sinngedichten, der erste unter allen; und einer von den ersten, in Ansehung der Güte derselben. Er hat deren im Jahr 1654 einen Band von nur drey tausend drucken lassen, und mehr als ein halbes Tausend zugegeben. Nun setzen Sie — und für diese Berechnung kann ich allenfalls stehen, — daß ein Neuntheil davon vortreflich, ein Neuntheil gut, und noch ein Neuntheil erträglich ist; und sagen Sie mir, ob er unter den guten Sinndichtern nicht wenigstens der Unerschöpfliche genannt zu werden verdient?

Aber wie vortreflich, werden Sie fragen, sind denn die Stücke aus dem guten Neuntheil? — Einige Exempel werden es zeigen. Ich will aber dem ehrlichen Logau nichts vergeben wissen, wenn ich allenfalls nicht die besten Exempel wehlen sollte.

Logau lebte in der unglücklichen Zeit des dreyßigjährigen Krieges. Was Wunder also, wenn ein grosser Theil seiner Sinngedichte den Krieg, und die schrecklichen Folgen desselben zum Inhalte hat? Hier schrieb der Dichter aus der Fülle seines Herzens, und es gelang ihm immer vortreflich. Sehen Sie nur!

Der verfochtene Krieg. [s. Band V, S. 132.]

Des Krieges Raubsucht. [S. 120.]

Krieg und Hunger. [S. 114.]

Eine Heldenthat. [S. 112.]

Vereinigung zwischen Jupiter und Mars. [S. 137.]

Verzeihen Sie, Dichter und Soldat, es immer dem unsoldatischen Dichter, wenn er etwa die schlimme Seite des Krieges und der Krieger allzusehr übertrieben hätte. Seine Uebertreibungen sind ja so witzig! — Aber so witzig Logau ist, so zärtlich, so fein, so naif, so galant kann er auch seyn!

Frage. [s. Band V, S. 188.]

Ueber das Fieber einer fürstlichen Person. [S. 110.]

Grabschrift eines lieben Ehegenossen. [S. 110.]

Ein junges Mädchen, und ein alter Greis. [S. 180.]

Und was kann anakreontischer seyn, als folgende allerliebste Tändeleyen?

Von einer Biene. [s. Band V, S. 184.]

Von einer Fliege. [S. 191.]

Noch sind ein grosser Theil von Logaus Sinngedichten zwar weiter nichts, als moralische Sprüche; aber mit einer meisterhaften Kürze, und selten ohne eine sinnreiche Wendung ausgedrückt. J. C.

Der Tugend Lohn. [f. Band V, S. 129.]

Reichtum. [S. 194.]

Ein unruhiges Gemüth. [S. 207.]

Verleumdung. [S. 227.]

Ich werde Ihnen von der neuen Ausgabe dieses Dichters mehr sagen, so bald sie wird zu haben seyn. L.

XIX. Den 10. May. 1759.

Neun und dreyßigster Brief.

Ich muß Ihnen von einem Werke Nachricht geben, das bereits 1757 in Basel herausgekommen, hier aber wenig bekannt geworden ist. Der Titel heist: Vier auserlesene Meisterstücke so vieler englischen Dichter: als, Priors Salomon, Popens Messias, Youngs jüngster Tag, Glovers Leonidas. Welchem annoch beygefügt sind, Popens Versuch von dem Menschen, und desselben Hirtengedichte. Alles, seiner Vortreflichkeit wegen, aus der Ursprache in deutschen hexametrischen Versen übersetzt.\*

Priors Salomon ist von diesen Meisterstücken das einzige, welches hier zum ersten male in unserer Sprache erscheint: die übrigen alle haben wir schon längst verschiedentlich übersetzt lesen können. Zwar nur in Prosa; aber sind Schweizerische Hexameter nicht auch Prosa.

Prior ist einer von den Lieblingsdichtern der grossen Welt, in der er selbst keine geringe Rolle bey seinem Leben spielte, ob ihn gleich seine Geburt zu den niedrigsten Geschäften verdammt zu haben schien. Kein englischer Dichter übertrifft ihn an Reinigkeit der Sprache, an Wohlklang, an leichtem Wize, an naiver Zärtlichkeit. Unser Sagedorn hat ihn oft glücklich nachgeahmet; und ihn hätte ich wohl das Aufbraune Mädchen mögen nacherzehlen hören.

\* Bey J. J. Schorndorf in groß Octav.

Aber eben dieser lustige, verliebte Prior ist auch der Verfasser eines sehr ernsthaften Werkes. Die edeln Bilder, die tiefsinnigen Anmerkungen über der Menschen Thun und Lassen, und die vortreflichen Lebensregeln, die man in den Sprüchen, in dem Prediger, und in den übrigen Büchern antrifft, welche gemeiniglich dem Salomon zugeschrieben werden, hatten ihn gerührt, und er glaubte den Stof zu einer weit bessern Gattung von Gedichten darinn zu finden, als jemals die griechische, lateinische, oder irgend eine neuere Sprache hervorgebracht hat. Er nahm sich daher vor, aus diesem unerschöpflichen Schatze, der, für alle Ordnung zu groß, in einer prächtigen Verwirrung über einander gehäuft liegt, diejenigen Anmerkungen und Sprüche zu sammeln und auszuführen, welche den großen Satz zu beweisen dienen, den sich der Prediger gleich Anfangs zum Grunde legt: Es ist alles ganz eitel!

Und hieraus entstand sein Salomon; ein Gedicht, in welchem der Held desselben beständig das Wort führet. Die Materie sonderte sich von selbst in drey Theile ab, woraus der Dichter so viel Bücher machte. In dem ersten wird die Eitelkeit unserer Erkenntniß; in dem zweyten die Eitelkeit der Wollüste, und in dem dritten die Eitelkeit der Macht und Grösse gezeigt.

Mehr braucht es nicht, Ihnen dieses Gedicht wieder ins Gedächtniß zu bringen, welches Sie ohne Zweifel einmal werden gelesen haben, aber auch wohl schwerlich mehr als einmal. Prior ist hier nicht in seiner Sphäre. Sein Salomon ist nicht der spruchreiche Zweifler mehr, der uns so viel zu denken giebt; er ist zu einem geschwägigen Homileten geworden, der uns überall alles sagen will. Auch hat der Dichter nicht im geringsten die orientalische Denkungsart anzunehmen gewußt; sein weiser Hebräer spricht wie ein sophistischer Grieche. —

Doch Sie werden nicht sowohl mein Urtheil über das Original, als über die Uebersetzung zu wissen verlangen. Man muß, überhaupt zu reden, den Uebersetzungen, die uns aus der Schweiz kommen, das Lob lassen, daß sie treuer und richtiger sind als andere. Sie sind auch ungemein reich an guten nachdrücklichen Wörtern, an körnichten Redensarten. Aber bey dem allen sind sie unangenehm zu lesen, weil selten eine Periode

ihre gehörige Rundung und die Deutlichkeit hat, die sie durch die natürliche Ordnung ihrer Glieder erhalten muß. Daß aber der Hexameter ihnen zur Vermeidung dieses Fehlers nichts hilft; mögen Sie aus folgender Probe sehen; es ist der Anfang des ganzen Gedichts.

Kommt, ihr Kinder der Menschen, in geziemender Andacht,  
 Hört was der Prediger spricht, und glaubet euerem Freunde,  
 Den die ernsthafte Muse mit den Gedanken begeistert,  
 Alles sey eitel, was wir thun, und was wir gedenken:  
 Daß wir in dieser Pilgrimschaft von siebenzig Jahren,  
 Ueber gefährliche Felsen und durch Thäler der Thränen  
 Stets getrieben, in der wilden Irre herumgehn,  
 Durch die Arbeit ermüdet, und das Ende doch fürchtend;  
 Daß wir alle von Mutterleibe an, sonst von nichts wissen,  
 Als von Thorheit, Leidenschaft, Arbeit, Unruh, und Sorgen;  
 Daß uns erst bey dem herannahenden Tode die Wahrheit  
 Deutlich sehn wird, von welcher ich nunmehr tiefsünnig singe:  
 Wir gehn nach falschen Freuden, und leiden wirkliche Uebel.

Ich will den sehen, der diese Periode gehörig construiren und interpunctiren kann. Wo kömmt z. E. in der vierten Zeile das daß her? Wenn es mit dem vorhergehenden binden sollte, hätte es in der dritten Zeile heißen müssen: daß alles eitel sey; und alsdenn würden die übrigen daß natürlich auf einander folgen.

Was die Hexameter selbst anbelangt, so können leicht keine nachlässigern in der Welt seyn. Es ist, als ob sich der Verfasser das ausdrückliche Gesetz gemacht hätte, den männlichen Abschnitt nicht ein einziges mal zu beobachten. Er geht durch alle mögliche Veränderungen der Scansion, und nur in die einzige wohlklingende fällt er nie anders, als von ohngefehr und mit einem Fehler. Ich will eine Stelle aus der Rede der Aegyptierin, im zweyten Buche, zum Exempel anführen. Ich wehle diese Stelle, um Sie zugleich an eine von den mahlerischsten Phantasien wieder zu erinnern, die ich jemals bey einem Dichter gelesen habe. Die schöne Sklavin weigert sich die Liebe des Salomo anzunehmen, und sagt unter andern:

Diese Künste selbst werden dir hier nicht gelingen;

Ich bin seit langem eines andern Liebe bestimmt.

Jenseit den grausamen Grenzen des Landes, das dir gehorchet,

Schon in meinem Lande schwur ich einem Geliebten,

Der mir gleich ist, Treue zu; und er schwur mir ein gleiches:

Und wir glaubten freudig, daß wir die Wahrheit geschworen.

Unsere beiderseitigen Worte fuhren gen Himmel;

Die geschäftigen Engel legten sie in die Wagschalen,

Fanden sie gültig, schlugen freudig die Flügel, und schrieben

Was wir sehrlich gesprochen, in die ewige Rolle.

Der einzige zweyte Vers hat den gefälligen Abschnitt, den Virgil unter neun Versen gewiß immer achtmal beobachtet; aber wie hat er ihn?

Ich bin | seit lan|gem

Und dergleichen grobe Verstossungen wider die Quantität sind in allen Zeilen.

Doch erlauben Sie mir, Ihnen auch durch eine Vergleichung zu zeigen, wie wäßrig, matt, weitschweifig überhaupt die Sprache dieses Hexametristen ist. Ich will die vortrefliche prosaische Uebersetzung, die uns Herr Ebert von dem Leonidas\* gegeben hat, dazu brauchen. Ich bleibe bey der ersten der besten Seite stehen, so wie das Buch auffallen will. — Es ist die Rede des Leonidas, uachdem Agis den Ausspruch des Delphischen Phöbus der Versammlung eröffnet hatte, daß die Perser siegen würden, wo nicht ein König, der vom Herkules abstamme, Lacedämon durch seinen Tod mit Trauern erfülle.

„Woher dieses Erstaunen auf jedem Gesichte, ihr Männer  
 „von Sparta? Zeuget der Name des Todes diese Furcht und  
 „Verwunderung? O meine Freunde! Warum arbeiten wir durch  
 „die steilen Wege, welche zur Tugend leiten? Fruchtlos wäre  
 „die Arbeit, der entfernte Gipfel wäre von menschlichen Füßen  
 „nicht zu erreichen, wenn die Furcht des Todes unsere Reise  
 „unterbrechen könnte. Aber vergebens nimmt er seine finster-  
 „sten Runzeln und Schrecken an, um die Festigkeit einer Seele  
 „zu erschüttern, welche weiß, daß ein Leben dem die Tugend  
 „mangelt, Mühseligkeit und Elend ist; daß selbst die Tugend

\* Im ersten Stücke der Sammlung vermischter Schriften.



„trauert, wenn ihr die Freyheit mangelt, und nach der Glückseligkeit vergebens herumfiehet. Sprich also, o Sparta, und fordere mein Leben; mein Herz jauchzt deinem Rufe entgegen, und lächelt das rühmliche Schicksal an. Mit Ruhm zu leben erlauben die Götter vielen; aber mit gleichem Glanze zu sterben, das ist ein Glück, welches der Himmel von allen den besten Gütern des Geschicks ausliest, und mit sparerer Hand nur wenigen schenket.

Das war Prosa, und nun hören Sie Poesie!

Warum sitzt denn nun das Schrecken auf jedem Gesichte,

O ihr Männer von Sparta! Kann der Name des Todes,

Solche Furcht und Wunder erwecken? O theuerste Freunde!

Warum dringt ihr euch mühsam durch die beschwerlichen Pfade,

Die zur Tugend führen? Umsonst wäre die Arbeit,

Und der entfernte Gipfel wäre für menschliche Füße

Allzu sehr erhaben, wenn die Furcht vor dem Tode

Uns den Durchgang versagte. Nein, er bedient sich vergeblich

Seines grimmigen Anblicks, seiner schwärzesten Schrecken,

Um ein Herz in Kleinmuth zu setzen, dem es bekannt ist

Daß die Tugend weine, wenn die Freyheit dahin ist,

Als um eine Sache, die sie einzig beglücket.

Rede denn frey, o Sparta! sprich, und fordre mein Leben.

Ja mein frohes Herz giebt es willig, wenn du es forderst,

Und wünscht einen herrlichen Tod. Mit Ruhm zu leben,

Haben die Götter vielen gewähret; rühmlich zu sterben

Ist ein edlerer Segen; aus der Fülle der Gnaden,

Die das Schicksal besizet, hat ihn der Himmel gewählet;

Er ist sparsam damit, und hat ihn nicht vielen gegeben.

Man sollte darauf schwören, der Schweizer habe die Ubertsche Uebersetzung vor sich gehabt, und mit Fleiß alle nachdrückliche Wörter, alle kürzern und edlern Wendungen verändert, um ein Beyspiel von dem Gegentheile dessen, was ich oben von den schweizerischen Uebersetzungen überhaupt gerühmt habe, zu geben. Welches spricht die Prosa, und welches die Poesie? Warum sitzt denn nun das Schrecken, oder Woher dieses Erstaunen? Sich durch beschwerliche Pfade mühsam dringen, oder sich durcharbeiten?

Nein, wahrlich, nein, solche Hexameter meint der Vorredner zu der Uebersetzung des verlorenen Paradieses nicht, wenn er sagt, daß man jenes grosse Gedicht noch erst in der vollen Pracht des deutschen Hexameters übersetzen müsse, um es dem Grade der Vollkommenheit, den es in seiner ursprünglichen Sprache hat, so viel als möglich zu nähern. Denn von allen den Freyheiten, die man sich, wie er glaubt, in dieser Versart nehmen dürfte, vornehmlich in der Nachahmung fremder Mundarten, in anständigen Versetzungen der Wortfügung, in dem Gebrauche alter Machtwörter, in morgenländischen Metaphern, und andern dergleichen Erhebungen der Sprache, von allen diesen Freyheiten, sage ich, hat unser Uebersetzer keine einzige gebraucht. Und doch führt er diese nehmliche Stelle des gedachten Vorredners gleichsam zu seiner Vertheidigung an.

Wozu hat er sich nun also die Mühe genommen, Gedichte, welche bereits in Prosa recht gut übersezt sind, noch einmal in Verse zu übersezen, die weit schlechter, als schlechte Prosa sind? Er fragt zwar auf dem Titelblatte:

Die mihi quid melius desidiosus agam?

Aber hat er die Antwort auf diese Frage niemals bey dem Horaz gelesen? Quiescas!

Und nun habe ich Ihnen noch von dem Seltsamsten an diesem Werke etwas zu sagen. Sein Verfasser muß sich in die Hexameter ausserordentlich verliebt haben, denn er hat seine Zueignungsschrift sogar in englischen Hexametern abgefaßt. Wollen Sie nicht einige davon lesen?

Yes, the Man confin'd to books in the eyes of the worldling  
Seems a creature unable of recreation and pleasure,

Through himself bereft of all the social blessings,

And unworthy of the providential kindness &c.

Sollte ein geborner Engländer nicht schon mehr als einmal gefragt haben: Was heist das? Es gehört wirklich eine rare Stirne dazu, in einer fremden Sprache, die man nicht vollkommen versteht, Verse zu machen. In einer todten, mag es noch hingehen; denn eine todte versteht niemand vollkommen mehr: aber in einer lebendigen, wo mich ein jeder, dessen Muttersprache es ist, auslachen kann, — das ist mir zu unbegreiflich.

Daß unterdessen Herr Simon Grynäus, (denn so heißt unser hexametrischer Uebersetzer, wie man aus der Unterschrift seiner Zueignung siehet) nur nicht etwa gar glaubt, daß er der erste sey, welcher englische Hexameter gemacht hat. Er ist nur der erste, welcher sie; so wie die deutschen, ohne alle Regeln, ja allen schon angenommenen Regeln zum Troge, gemacht hat.

Philipp Sidney, unter der Regierung der Königin Elisabeth, wagte es bereits in seinem Arcadien, Hexameter und Pentameter, und sapphische Oden in seiner Sprache zu machen. Und noch vor einige zwanzig Jahren hat ein Ungenannter einen neuen Versuch gethan, die alten Sylbenmaße im Englischen einzuführen.\* Unter den prosodischen Regeln, die er dabey beobachtet hat, ist unter andern auch die Position, und er macht alle Selbstlauter lang auf welche zwey oder mehr Mitlauter folgen; wenige Fälle ausgenommen, z. E. wo sie auch im Lateinischen kurz seyn können, wo der zweyte Mitlauter ein y ist, wo es nicht zwey verschiedene Mitlauter sind, sondern eben derselbe nur doppelt stehet &c.

So viel ich, als ein Deutscher, von diesem neuen Versuche urtheilen kann, ist er vortreflich gelungen. Ich habe keinen einzigen Vers darinn wahrgenommen, der sich auf mehr als eine Weise scandiren liesse, und ich glaube, wir könnten stolz darauf seyn, wenn wir viele so gute deutsche Hexameter hätten. Erlauben Sie mir zu versuchen, ob ich den Anfang der vierten Ekloge des Virgils, die auch mit darinn übersetzt ist, noch gut im Gedächtnisse habe:

Sicilian Muses to a Strain more noble ascend we!

Woods and low Tamarisks delight not every fancy.

Groves if we sing of, those Groves be worthy a Consul.

Now is the last Epoch of song Cumæan arrived:

A new and wondrous series of Things is arising.

Now is the bright Virgin, now Saturns Scepter returning.

Now is a new Progeny sent down from lofty Olympus.

The Babe's Birth only, through whom, over Earth universal

\* An Introduction of the ancient Greek and Latin Measures into British Poetry; attempted in the following Pieces, viz. a Translation of Virgils first Eclogue; a Translation of Virgils fourth Eclogue; Jacob and Rachel, a pastoral &c. London 1737. 8vo.

This Iron age ending shall burnish into a golden,  
Chaste Lucina favour! &c.

£.

XX. Den 17. May. 1759.

### Vierzigster Brief.

Und wie kam es gleichwohl, fragen Sie, daß diese wiederhohnten Versuche, die alten griechischen Sylbenmaasse in die brittische Poesie einzuführen, fruchtlos blieben, und der prächtige Hexameter die zehnsylbigen reimlosen Jamben nicht verdringen konnte? Dürfen wir hoffen, setzen Sie hinzu, daß die ähnlichen Versuche unserer Deutschen, von besserer Wirkung seyn werden?

Es ist schwer eine Neuerung durch sie selbst beliebt zu machen, und das Publicum läßt sich in dergleichen Fällen lieber überschleichen, als überreden. Hätte Milton den Hexameter zu seinem verlorren Paradiese gewählt, so würde er längst der Lieblingsvers der Nation geworden seyn, wenn der Dichter auch nicht das geringste zu seiner Anpreisung gesagt hätte. Die innern Schönheiten des Gedichts würden die ungewohnte Versart so lange vertreten haben, bis sich das Ohr unmerklich an sie gewöhnt, und in dem, was es anfangs nur duldet, endlich auch Wohlklang entdeckt hätte. Allein ein neues Metrum aus Gründen anpreisen wollen, und von dem möglichen Gebrauche desselben Muster geben, die auffer diesem neuen Metro selbst, nichts vorzügliches haben, das heißt zu plump zu Werke gehn.

Umsonst würden also auch bey uns, bald ein Omeis, bald ein Gottsched, die Möglichkeit eines deutschen Hexameters erkannt, und nach ihren Kräften Beyspiele davon gegeben haben, wenn nicht andere Männer zugleich mit ins Spiel getreten wären, und der Sache nicht durch ihren kritischen Richterspruch, sondern durch ihren stillschweigenden Gebrauch, den Ausschlag gegeben hätten. Der Verfasser des Mesias und des Frühlings schienen sich das Wort gegeben zu haben, und sie traten fast zu gleicher Zeit mit Werken in dieser Versart hervor, auf deren noch immer wachsenden Beyfall ich allein die Hofnung gründe, daß sich der deutsche Hexameter erhalten werde. Setzen Sie aber einmal, das Unglück hätte es gewollt, und der Verfasser des Nimrods wäre jenen beyden Dichtern im Gebrauche dessel-

ben zuvorgekommen, (wie er sich dessen auch in allem Ernste rühmet) würde er wohl einen einzigen Nachfolger bekommen haben, wenn seine Hexameter auch schon zehnmal richtiger und wohlklingender wären, als sie in der That nicht sind?

Aber was vermuthen Sie bey dem allen von dem Verfasser des Frühlings? Sollte man nicht glauben, er habe nach der Zeit seine neue Versart selbst gemißbilliget? Findet sich auch nur ein einziger Hexameter in seinen neuen Gedichten? Und sein Cissides und Paches, — ich würde darauf geschworen haben, daß dieser in Hexametern seyn müßte.

Ich habe es wohl gedacht, daß ich nicht nöthig haben würde, Ihnen dieses letztere Werk \* bekannt zu machen. Ihre Neugierde ist mir zuvor gekommen. Ich kann nun weiter nichts, als in das Lob, welches Sie ihm ertheilen, mit einstimmen. Es ist wahr, man wird schwerlich ein anderes Gedicht nennen können, in welchem so viele grosse und schreckliche Scenen in einem so engen Raum zusammengedrückt wären. Es würde einem geschickten Mahler etwas leichtes seyn, es ganz, so wie es ist, in eine Folge von Gemälden zu verwandeln. Der Dichter hat ihm alles vorgezeichnet. Das Titeltupfer ist ein Beweis davon, wo sich Herr Meil mit eben so vieler Kunst, als Genauigkeit, an die Worte zu halten gewußt hat.

Zuletzt setzt er den Bogen auf die Brust

Dem Flehenden, mit weggewandten Blick.

Und zu welchen vortreflichen Schilderungen könnte im zweyten Gesange, die Löschung des Durstes, und der Tod des Cissides, so wie im dritten, der getreue Knecht unter dem Teppiche seines todten Herrn, Stoff geben! — Doch derjenigen poetischen Gemälde, die dem Dichter kein Künstler mit Linien und Farben nachbilden wird, sind noch weit mehrere. Als:

Wenn vom Orcan gepeltscht, des Meeres Fluth,

Die mit den sinkenden Gewölken sich,

Hoch in der finstern Luft, zu mischen schien,

Gleich Berg und Felsen im Erdbeben, fällt,

Und wieder steigt und fällt, daß alles heult,

\* Cissides und Paches, in drey Gesängen, von dem Verfasser des Frühlings, Berlin bey Voß 1759.

Und alles Donner wird, und schnell Neptun  
 Den mächtigen Trident mit starkem Arm  
 Aus Wasserbergen hebt; wie dann der Sturm  
 Verstummt, die Flügel nicht mehr regt, und Meer  
 Und Himmel ruhig wird, daß Phöbus lacht,  
 Und jeder Strahl von ihm im Meere blizt:  
 So ic.

Oder:

Und vom Geschrey der Stürmenden erklang  
 Des Himmels Bühne weit, wie sie erklingt  
 Vom tausendstimmigen Sturmwinde, wie  
 Der Wald in Lybien ertönt, wenn Löw  
 Und Tieger, und manch wüthend Thier ins Netz  
 Der schreynden Jäger fällt, und heult und brüllt.

Oder:

— Sein Ross war stolz wie er;  
 Es schien die Erde zu verachten, kaum  
 Berührt es sie mit leichten Füßen, schnob,  
 Und wieherte zu der Trompete Klang,  
 Und forderte zum Kampf heraus, wie er.

Doch warum schreibe ich noch ab, was Sie vielleicht schon auswendig wissen? Kommen Sie; ich will Ihnen eine grössere Freude machen! Ich besitze, aus der gütigen Mittheilung eines Freundes, zwey noch ungedruckte Stücke dieses Dichters, und diese will ich meinem Briefe beylegen. Das eine ist gleichsam der Pendant zu dem Grabliede auf der 24sten Seite seiner neuen Gedichte; und das andere ist eine Hymne. — Hier würde ihre Begierde nach der Beylage meinen Brief doch endigen, wenn ich ihn auch nicht selbst geendigt hätte. E.

#### Geburtslied.

Weh dir, daß du gebohren bist!  
 Das grosse Narrenhaus, die Welt,  
 Erwartet dich zu deiner Quaal.  
 Nicht Wissenschaft, nicht Tugend ist  
 Ein Bollwerk für der Bosheit Wuth,  
 Die dich bestürmen wird. Verdienst  
 Beleidiget die Majestät

Der Dummheit, und wird dir gewiß,  
 (Im Fall du dich einmal erwirbst)  
 Ein Kerkerwerth Verbrechen seyn.  
 Der Schatten eines Fehlers wird,  
 Bey hundert deiner Tugenden,  
 Der Lästung greulichstes Geschrey  
 Dst hinter dir erwecken. Wenn,  
 Voll edeln Jorns, du kühn die Stirn  
 Zum Lästler kehrest, ist alles Ruh.  
 Ein Zeigefinger, der schon sinkt,  
 Ein Nickkopf weist dir kaum, was man  
 Begonnen. Schnell tönt hinter dir  
 Des Unsinn's Stimme wiederum. —  
 Wenn du nicht wie ein Sturmwind sprichst,  
 Nicht säuffst, wie da die Erde säuft,  
 Wo sich das Meer in Strudeln dreht;  
 Wenn kein Erdbeben deinen Leib  
 Zurütteln scheint, indem du zürnst:  
 So mangelt's dir an Heldenmuth.  
 Und tanztst du den Pnythen nicht,  
 Von weiten, einen Reverenz:  
 So mangelt's dir an grosser Welt.  
 Wenn du nicht spielst, und viel gewinnst,  
 Bis der, mit dem du spielst, erwacht;  
 Wenn Wollust unter Rosen nicht  
 Dich in die geilen Arme schlingt:  
 So fehlt dir Witz! so fehlt dir Witz! —  
 Nichts, nichts als Thorheit wirst du sehn  
 Und Unglück. Ganze Länder fliehn,  
 Gejagt vom Feuermeer des Kriegs,  
 Vom bleichen Hunger und der Pest,  
 Des Kriegs Gefellen. Und die See  
 Ergießt sich wild; Verderben schwimmt  
 Auf ihren Wogen, und der Tod.  
 Ein unterirdscher Donner brüllt,  
 Die Erd eröffnet ihren Schlund,  
 Begräbt in Flammen Feld und Wald,

Und was im Feld und Walde wohnt. —  
 Und fast kein tugendhafter Mann  
 Ist ohne Mißsucht, lahmen Fuß,  
 Und ohne Buckel oder Staar;  
 Ihn foltert Schwermuth, weil er lebt! —  
 Dieß alles wirst du sehn und mehr.

Allein du wirst auch die Natur  
 Voll sanfter Schönheit sehn. Das Meer,  
 Der Morgenröthe Spiegel, wird  
 Mit rothem Lichte dich erfreun,  
 Und rauschen dir Entzückung zu.  
 Und kühle Wälder werden dich  
 Berbergen, wenn die Sonne brennt,  
 In Nacht. Der Birken hangend Haar  
 Wird dich beschatten. Oft wirst du,  
 In blühnden Hecken eines Thals  
 Voll Ruh einhergehn, athmen Luft,  
 Und sehen einen Schmetterling  
 Auf jeder Blüth, in bunter Pracht,  
 Und den Fasan im Klee, der dir  
 Denselben Hals bald roth, bald braun,  
 Bald grün, im Glanz der Sonne, zeigt.  
 Auch Wiesen werden dich erfreun,  
 Mit Regenbögen ausgeschmückt,  
 Und in der Fluth ein Labyrinth  
 Von Blumen, und manch bunter Kranz,  
 Aus dessen Mitte Phöbus Bild,  
 Voll Strahlen, blickt, und über dem  
 In holden Düften Zephyr schwärmt.  
 Die Lerche, die in Augen nicht,  
 Doch immer in den Ohren ist,  
 Singt aus den Wolken Freud herab,  
 Dir in die Brust. Auch Tugend ist  
 Noch nicht verschwunden aus der Welt,  
 Und Friedrich lebt, der sie belohnt,  
 Und sie ist selbst ihr reicher Lohn.  
 Mitleiden, Großmuth, Dankbarkeit,



Und Menschenlieb und Edelmuth  
 Wirkt Freud, und Freude nur ist Glück.  
 Fühl Tugenden, so fühlst du Glück! —  
 Und mancher Freund wird dich durch Wig  
 Und Liebe (wie mein \* \* mich)  
 Beseeligen, und sehn dein Trost,  
 Wenn Falschheit dein Verderben sucht.  
 Laß Neid und niedre Raben schreyn.  
 Und trinke du der Sonne Gluth,  
 Gleich einem Adler. Fülle dich  
 In deine Tugend, wenn es stürmt. —  
 Doch öftrer lacht der Himmel dir;  
 Das Leben ist mehr Lust als Schmerz.  
 Wohl dir, daß du gebohren bist!

Hymne.

Groß ist der Herr! die Himmel ohne Zahl  
 Sind seine Wohnungen,  
 Sein Wagen, Sturm und donnernde Gewölk,  
 Und Blize sein Gespann.

Die Morgenröth' ist nur ein Wiederschein  
 Vom Saume seines Kleids,  
 Und gegen seinen Glanz, ist Demmerung  
 Der Sonne flammend Licht.

Er sieht mit gnädgem Blick zur Erd herab;  
 Sie grünnet, blüht und lacht.  
 Er schilt; es fähret Feuer von Felsen auf,  
 Und Meer und Himmel klagt.

Lobt den gewaltigen, den gnädgen Herrn,  
 Ihr Lichter seiner Burg,  
 Ihr Sonnenheere! Flammt zu seinem Ruhm!  
 Ihr Erden singt sein Lob!

Erhebet ihn ihr Meere! Braust sein Lob!  
 Ihr Flüsse rauschet es!  
 Es neige sich der Cedern hohes Haupt,  
 Und jeder Wald für ihn!

Ihr Löwen brüllt zu seiner Ehr im Hayn!  
 Singt ihm, ihr Vögel! singt!

Sehnd sein Altar ihr Felsen, die er traf,  
 Eur Dampf sey Wehrauch ihm!

Der Wiederhall lob ihn! Und die Natur  
 Sing ihm ein froh Concert!

Und du, der Erden Herr, o Mensch! zerfließ  
 In Harmonien ganz!

Dich hat er, mehr als alles sonst, beglückt.  
 Er gab dir einen Geist,

Der durch den Bau des Ganzen dringt und kennt  
 Die Räder der Natur.

Erheb ihn hoch zu deiner Seeligkeit!  
 Er braucht kein Lob zum Glück.

Die niedern Neigungen und Laster fliehn,  
 Wenn du zu ihm dich schwingst.

Die Sonne steige nie aus rother Fluth,  
 Und sinke nie darein,

Daß du nicht deine Stimm vereinigst mit  
 Der Stimme der Natur.

Lob ihn im Regen und in dürrer Zeit,  
 Im Sonnenschein und Sturm!

Wenns schneht, wenn Frost aus Wasser Brücken baut,  
 Und wenn die Erde grünt.

In Ueberschwemmungen, in Krieg und Pest  
 Trau ihm, und sing ihm Lob!

Er sorgt für dich, denn er erschuf zum Glück  
 Das menschliche Geschlecht.

Und o wie liebeich sorgt er auch für mich!  
 Statt Golds und Ruhms, giebt er

Bermögen mir die Wahrheit einzusehn,  
 Und Freund' und Sachtenspiel.

Erhalte mir, o Herr! was du verleihst;  
 Mehr brauch ich nicht zum Glück.

Durch heiligen Schaur will ich, ohnmächtig sonst,  
 Dich preisen ewiglich!

In finstern Wäldern will ich mich allein,  
 Mit dir beschäftigen,

Und seufzen laut, und nach dem Himmel sehn,  
Der durch die Zweige blickt.

Und irren ans Gestad des Meers, und dich  
In jeder Woge sehn,  
Und hören dich im Sturm, bewundern in  
Der Au Tapeten dich.

Ich will entzückt auf Felsen klimmen, durch  
Zerrißne Wolken sehn,  
Und suchen dich den Tag, bis mich die Nacht  
In heilge Träume wiegt.

XXI. Den 24. May. 1759.

### Ein und vierzigster Brief.

Der Verfasser der Schilderungen aus dem Reiche der Natur und der Sittenlehre ist Herr Dusch; eine der fruchtbarsten Federn unsrer Zeit. Und eben weil es Herr Dusch ist, haben die Verfasser der Bibliothek der schönen Wissenschaften von dem zweyten und dritten Theile derselben nichts zu sagen, für gut befunden. Auf eine einzige Erinnerung wider diesen Scribenten, bekömmnt man die Antworten immer zu halben Duzenden zu lesen. Eine jede Critik weis er in eine Streitigkeit zu verwandeln; und wer streitet gern?

Aber nun soll ich wenigstens mit der Sprache gegen Sie heraus. — Sie setzen mich in Verlegenheit. — Was soll ich Ihnen sagen? Ich habe die Schilderungen nicht gelesen; hier und da darinn zu blättern, das ist alles, was mir meine Zeit erlaubt hat. Zwar, die Schilderungen sind auch kein Buch, das man ganz, das man nach der Ordnung lesen müßte. Man mag in der Mitte, man mag am Ende, man mag anfangen wo man will; man findet an einem Orte so viel Zusammenhang, wie an dem andern. Und in dem ganzen Buche gerade so viel Zusammenhang, als — im Calender.

Nun wohl; also kann ich Ihnen doch die Anmerkungen mittheilen, die ich bey dem Durchblättern zu machen, Gelegenheit gehabt habe. Wenn Sie damit zufrieden seyn wollen —

Zur Sache! Ich muß mich wundern, daß die Verfasser der Bibliothek wider die Eintheilung des Werks überhaupt nichts

erinnert haben. Herr Dusch will die Natur schildern; seine Schilderungen sollen eine Art von Verbindung unter sich haben; die Verbindung nach den Jahreszeiten ist schon gebraucht; Herr Dusch ist ein grosser Liebhaber des Neuen, des Selbsterfundenen; er wählt also die Verbindung nach den Monaten. Nach den Monaten! Ein kühner glücklicher Einfall! Aber kennt denn die Natur, möchte ich ihn fragen, diese Eintheilung in Monate? Ist ein Monat von dem andern eben so unterschieden, als eine Jahreszeit von der andern? Welche Bilder, welche Scenen kommen nur diesem und keinem andern Monate zu? Und wenn eben dieselben Bilder und Scenen mehr als einem Monate zukommen können, was für einen zureichenden Grund hat der Scribent, sie uns lieber in diesem, als in einem andern zu zeigen?

Ich tadle hier eben das, was Pope bereits an den Eklogen des Spenser getadelt hat. Auch Spenser hatte einem jeden Monate eine besondere Ekloge gewidmet; und was sagt Pope dazu? „Diese ängstliche Eintheilung seiner Schäfergedichte in „Monate, hat ihn gezwungen, die nehmliche Beschreibung ent- „weder in drey Monaten nach einander, mit veränderten Wor- „ten, zu wiederhohlen, oder, wenn sie das erste mal schon er- „schöpft war, gänzlich wegzulassen; woher es denn kommt, daß „einige von seinen Eklogen, (als zum Exempel die sechste, „achte und zehnte,) sich durch nichts als ihre Titel unterschei- „den. Und wie kann es anders seyn, da das Jahr von der „Mannigfaltigkeit nicht ist, daß es, so wie eine jede Jahreszeit, „also auch einen jeden Monat, mit einer ihm eigenen Beschrei- „bung versorgen könnte?“ — Wenn Herr Dusch, wie man sagt, auch der Uebersetzer von Popens sämtlichen Werken ist, so muß es uns so viel mehr befremden, daß er sich dieser

\* Yet the scrupulous division of his Pastorals into Months, has obliged him either to repeat the same description, in other words, for three months together; or when it was exhausted before, entirely to omit it: whence it comes to pass that some of his Eclogues (as the sixth, eighth and tenth for example) have nothing but their Titles to distinguish them. The reason is evident, because the year has not that variety in it to furnish every month with a particular description, as it may every season.

Anmerkung seines Helden nicht erinnern wollen. \* Wenn er es gethan hätte, so würde es in seinen Schilderungen vielleicht nicht von so vielen Gegenständen, bis zum Eckel, mutatis mutandis heißen: — Noch blüht die schöne Rose nicht! — Nun blüht die schöne Rose! — Nun hat die schöne Rose geblüht!

Doch welche Bedenklichkeit kann Herr Dusch haben, sich selbst auszusprechen; er, der andere mit der allerunglaublichsten Freyheit ausschreibet? Ich wenigstens kann seine Schilderungen für nichts anders, als einen beständigen Cento, aus Pope, Thomson, Hervey, Young, Kleist, Haller und zwanzig andern halten. Und glauben Sie ja nicht, daß er diese Männer nur da ausschreibt; wo er sie in den Noten anführt. Ich kenne leicht keinen Scribenten, der listiger anzuziehen weis. Er bekennt mit der scheinbarsten Offenherzigkeit, nicht selten ganz

\* Der Herausgeber dieser Briefe nimmt hier Gelegenheit eine kleine Nachricht einzuschalten. Herr Dusch hat sich zum zweyten, dritten und viertenmale gegen unsere Critik seiner Uebersetzung des Pope mit vieler Bitterkeit verantwortet. Zum zweytenmale in dem Altonaer Reichspostreuter; zum drittenmale in gewissen neuen Briefen an Freunde und Freundinnen, und zum viertenmale in der Vorrede zu dem zweyten Bande seiner Uebersetzung selbst. Besonders haben wir uns über seinen Brief in dem Reichspostreuter nicht genug verwundern können. Nachdem er darinn einige kleine Nachlässigkeiten, die er begangen hat, die wir aber niemals der Rügung würden werth geschätzt haben, selbst angezeigt, sagt er unter andern: „Und nun möchte ich wohl meinen Prahler auffordern, mir in den beyden „Stücken, der Vorrede nehmlich und der Abhandlung von der Schäferpoesie, „seinen Vorrath (von Fehlern) aufzuweisen. — Wir haben uns zwar nie eines Vorrathes von Fehlern eben in diesen beyden Stücken gerühmt. Aber dem ohngeachtet kann ich ihm hier melden, daß seine Aufforderungen angenommen worden. Es soll sich ehstens zeigen ob Jll. oder Herr Dusch der Prahler ist. In diesen Briefen zwar soll es nicht geschehen, weil wir den Platz zu etwas bessern brauchen können. Dem Leser unter dessen doch einen kleinen Vorschmack zu geben, können wir nicht unangemerkt lassen, daß selbst in dieser kleinen Stelle, welche eben aus der Abhandlung über die Schäferpoesie des Pope angeführet worden, Herr Dusch mehr als einen Fehler begangen hat. Z. E. Wie ungeschickt übersetzt er *The scrupulous division* durch die gar zu richtige Eintheilung. Und *to repeat the same description for three months together* durch für drey Monate zusammen zu wiederholen. Wie links! Wie sinnlos! Hat Herr Dusch in seinem Wörterbuche nicht gefunden, daß *together* eben so wohl nach einander als zusammen heißen kann? (Einschaltung des Herausgebers O.)

entfernte Nachahmungen, um die aller plumptesten Entwendungen damit zu maskiren. Ich kann ihn zehnmal aufschlagen, und ich werde siebenmal mehr eine alte Lecture zu wiederholen, als etwas neues zu lesen glauben.

Aber ich will mich bey solchen allgemeinen Erinnerungen nicht länger aufhalten. — Ich komme auf die Theile selbst, von welchen Sie nähere Nachricht haben wollen. Von dem zweyten, welcher die Sommermonate enthält, will ich wenig oder gar nichts sagen. Ich lief ihn gleich bey seiner Neuheit durch, und habe, was ich damals dabey gedachte, wieder vergessen. So viel weiß ich nur noch: Ich hatte ihn uneingebunden vor mir liegen, und sahe auf der letzten Seite der Vorrede, daß Herr Dusch einen Fehler des Gedächtnisses, den er in den ersten drey Monaten begangen hatte, verbesserte; er hatte nemlich an einem Orte Leda gesetzt, wo Semele stehen sollte. Indem ich noch seine Strenge gegen sich selbst, und seine grosse Liebe zur Genauigkeit bewunderte, schlug ich einige Blätter um, und ein weit größerer Fehler sprang mir auf einmal ins Auge. Lesen Sie doch! „Bewundert sie, die Natur, (sagt Herr Dusch auf „der 280ten Seite) in den Geschlechtern der Thiere, von dem „Hunde bis zum Elephanten; in den gesiederten Schaaren von „der Vogelfliege bis zum wüthenden Strauß; in den Insecten, „die zu betrachten ein Merian, die neue Welt besuchet &c. — Ein Merian? Es gehört eine Note dazu; und die wird uns nähere Nachricht geben. „Merian, heißt die gelehrte Note, „ein bekannter Mahler, reisete, bloß aus der Begierde, die „Schönheiten der Insecten zu betrachten, nach Surinam. — Schade, daß ich den bekannten Mahler nicht kenne! Eine Maria Sibylla Merianin kenne ich wohl, die in einer ernsthaften Absicht, als die blosser Schönheit der Insecten zu betrachten, nach Surinam reisete. — Kurz; hier steht Cadmus, wo Semele stehen sollte.

Ich komme also zum dritten Theile. Und dieser dritte Theil hat eine merkwürdige Vorrede. Herr Dusch hat die Erinnerungen, die in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, gegen seinen ersten Theil gemacht worden, gegründet gefunden, und sich entschlossen, ihnen genug zu thun. — Wie schwer

muß ihm diese Verleugnung seiner selbst geworden seyn! Er dauert mich! — Es ist wahr, seine Schreibart ist nun nicht mehr so geschmückt; seine Prose stolpert nicht mehr so hexametrisch einher; und doch ist sein Buch darum um nichts besser geworden.

Noch immer ist die Tautologie seine liebste Figur. Ein pathetischer Nichts wird man selten auf den Kanzeln hören, als man bey ihm fast auf allen Seiten findet. Z. E. „Wie widersprechend ist die Thorheit, welche sich einmal vorgesetzt hat, einen Irrthum zu behaupten. In was für Widersprüche versinkt sie nicht!“ Wie schwachhaft ist ein Dusch, welcher sich einmal vorgesetzt hat, viel zu schreiben. In was für Geschwäge versinkt er nicht! — Und so gut gerathen ihm seine Tautologien auch nicht einmal allezeit. Sie werden sehr oft zu Ungereimtheiten, die ganz etwas anders sagen, als er hat sagen wollen. Z. E. Die zärtliche Apostrophe an seine Doris aus dem November: „Uns beyde, o Doris, wird der Tod dahin führen, wo unsere Väter seit der Sündfluth schlafen. Wir werden nicht gegen dieses allgemeine Gesetz der Sterblichkeit murren, nicht zittern, unsern Tod zu sehen. Aber wollte der Himmel uns einen Wunsch gewähren, so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen! Eine Stunde sollte unser Leben schliessen; zugleich sollte in einem Seufzer unser Athem entfliehen.“\* Nun ja doch, ja; wir merken es wohl, daß von dem lieben Paare keines das andere überleben will. Aber sagen dem ohngeachtet die Worte: so sollte kein Auge den Verlust des andern beweinen, nicht ganz etwas anders? Ihnen zu Folge wünschet Herr Dusch, daß keines von ihnen einäugig werden möge; nicht aber, daß keines das andere überleben möge. Denn nur alsdenn, wenn man das Unglück hat einäugig zu werden, beweinet ein Auge den Verlust des andern. Und auch für dieses Unglück bewahre ihn der Himmel! Denn eine einäugige Doris, und ein einäugiger Liebhaber sind freylich ein trauriger Anblick. Besonders wenn ein witziger Freund auch nicht einmal sagen könnte:

\* Seite 291.

\*\* Seite 241.

— Puer, lumen quod habes concede puellæ!

Sic tu coecus Amor, sic erit illa Venus.

In ähnliche Ungereimtheiten fällt Herr Dusch auch oft, wenn er Bilder und Umstände ohne alle Wahl häuft. Z. E. „Der Landmann weis der Kälte Arbeit entgegen zu setzen, und wider Willen des Winters Schweiß aus seiner Stirne zu treiben. Unter seinen starken Hieben sinkt die tausendjährige Eiche, unter der Gewalt seiner abgehärteten Hände zerreißt der Pflug die starre Erdscholle, und unter seiner Sichel fallen die Aehren der Felder.“ \* Vortreflich! Nun wissen wir doch, wenn der Landmann sein Korn hauer. Im Winter, um sich eine erwärmende Bewegung zu machen. — Zwar das hat nun Herr Dusch gewiß nicht sagen wollen, sondern seine Feder, die einmal aufgezogen war, hat es wieder seinen Willen hingeschrieben. Denn so viel mag er wohl von der Natur verstehen, daß er ohngefähr weis, in welchen Monat die Erndte fällt. — Mehr aber? — Was er mehr davon weis, das mag er sicherlich nur halb wissen.

Wollen Sie einen Beweis? — Wie billig! — Herr Dusch will im Anfange seines Octobers eine Beschreibung von der herbstlichen Nachtgleiche, (Aequinoctium autumnale) geben, und sagt: „Izo wieget die Waage Tag und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß.“ \*\* Die erste Helfte dieser Beschreibung ist schön, denn sie ist nach einer Zeile des Virgils gemacht, die Herr Dusch selbst anführt.

Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.

Allein was sagen Sie zu der andern Helfte: und der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß? Der Scribent muß träumen. Geschiehet es denn nur bey der Nachtgleiche, daß die Sonne durch ihren Stand den Erdkreis in Licht und Finsterniß theilet? Ich denke es geschiehet immer; die Sonne mag stehen wo sie will. Denn immer ist die eine Helfte der Erdkugel von ihr erleuchtet und die andere nicht; und sie theilet sie also immer in Licht und Finsterniß. Das ist un-

\* Seite 66.

\*\* Seite 112.



widersprechlich. Aber nun will ich Ihnen auch zeigen, wie er zu diesem albernen Zufage gekommen ist. Der gleich darauf folgende Vers bey dem Virgil, den Herr Dusch nicht anführt, heißt:

Et medium luci atque umbris jam dividet orbem.\*

Und diese Zeile hat er offenbar durch sein: der Stand der Sonne theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß, übersetzen wollen. Wenn er sie aber doch erst hätte verstehen lernen! Orbis heißt hier gar nicht der Erdkreis; sondern so viel als orbita, die tägliche Laufbahn der Sonne um die Erde. Und wenn diese zur Helfte in Licht und Finsterniß getheilet ist; wenn die Sonne eben so lange über unserm Horizonte verweilet als unter demselben, alsdenn haben wir nothwendig Nachtgleiche. Virgils Beschreibung ist also sehr richtig, da des Herrn Duschs seine sehr abgeschmactt ist. Es entschuldiget ihn nicht, daß orbis sehr oft so viel heißt als mundus, mundi orbis; es heißt eben so oft ein blosser Kreis, und er hätte wissen sollen, welche Bedeutung sich hier schickt. Hier nimmt es der Römer eben so, wie er es an einer andern Stelle nimmt, wo er sagt:\*\*

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos

Ardebat coelo, & medium sol igneus orbem

Hauferat.

Sie hatte die Helfte ihrer Bahn erreicht; es war Mittag. Ich weis zwar, daß auch Rudus medium orbem durch medium mundum auslegt; allein ich weis auch, daß die prosaische Paraphrasis dieses Jesuiten erbärmlich ist, und daß man den Virgil aus ihr sehr schlecht verstehen lernt. — Und so hätte ich zweyerley auf einmal bewiesen; nemlich daß Herr Dusch das Lateinische, das er nachahmen wollen, nicht verstanden hat, und daß er höchst verwirrte Begriffe von einem Phänomeno in der Natur haben muß, das jeder Anfänger in der Astronomie zu erklären weis.

Aber noch ein ander Beyspiel, was für seltsame Vorstellungen sich Herr Dusch von Dingen aus dieser Wissenschaft, und von dem, was durch ihre Grundsätze und Beobachtungen heraus-

\* Georg. lib. I. v. 209.

\*\* Georg. lib. IV. v. 425.

zubringen ist, machen muß! — In einem Orte seines Septembers sagt er: „Uebung entwickelt die verborgnen Kräfte der Seele, wie die Arbeit die Kräfte des Körpers. Durch sie gestärkt mißt einer die Erde, verfolgt den Planeten auf seiner Bahn, und mißt die Weite von einer Sonne zur andern 2c.“\* — Wer heißt es nun dem Herrn Dusch, auf die Rechnung der Astronomen in einem so pathetischen Tone so greulich zu lügen? Und glaubt er denn, daß sie ihm diese Prablercy danken werden? Nichts macht eine Wissenschaft bey dem Pöbel lächerlicher, als wenn ein Stümper Dinge von ihr rühmt, die sie nie zu leisten unternommen hat, und auf keine Weise leisten kann. Ich weiß zwar, daß Eugenius, und noch in unsern Zeiten Bradley, wahrscheinliche ohngeföhre Berechnungen von dem Abstände der Fixsterne von unserer Erde, und folglich zugleich von der Sonne, gegeben haben. Aber heißt denn das, die Weite von einer Sonne zur andern, das ist, von einem Fixsterne zu dem andern messen? Kann es unterdessen Herr Dusch; ey, so sage er uns doch, wie weit ist es vom Alcor bis zum Kabelesit? Oder um ihm, wenn er denkt, die Aufgabe zu erleichtern; wie weit ist es von einer der Plejaden zu der andern? Denn bey nahe muß ich auf den Verdacht kommen, daß er hier nur die scheinbare Weite eines Fixsterns von dem andern meint, und diese nicht besser zu messen verlangt, als der gemeine Mann den Schweif des Cometen mißt; nach Spannen. Meint er aber nur die Messung dieser scheinbaren Weite, so möchte ich wissen, was für eine Stärke des Geistes dazu gehöre?

Die Fortsetzung künftig.

XXII. Den 31. May. 1759.

Fortsetzung des ein und vierzigsten Briefes.

Man hatte in der Bibliothek dem Herrn Dusch unter andern auch gerathen, seine Gemälde öftrer mit Fictionen zu unterbrechen. Und sehen Sie; auch diesen Rath hat der gut-herzige Scribent angenommen! Er hat mehrere, er hat grössere

\* Seite 64.

eingestreuet; und er versichert, es würde ihm angenehm seyn, wenn sie gefallen könnten.

Lassen Sie mich, Wunders halber, eine ganz flüchtig durchgehen! Ich wähle den Traum dazu, der am Ende des Octobers stehet. Prägen Sie sich es ja wohl ein, daß es ein Traum ist! — Herr Dusch also entschlief und träumte. „Ein unumgrenztes lachendes Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne, mit blauen Gebirgen und Wäldern umgeben, war der Schauplatz, worauf er sich auf einmal im Traum befand. — Bemerken Sie doch sogleich dieses unumgrenzte Thal, in einer kaum sichtbaren Ferne mit Bergen umgrenzt. — Hier also ist er; und wenn wird er aus diesem unumgrenzten Thale wieder herauskommen? Lassen Sie sich die Zeit nicht lang werden. Sieben Zeilen weiter „verfolgt er bereits durch eine Kette von Hügeln den Fußsteig, der ihn endlich an die schönste Ebene bringt. — Willkommen! Aber was machte der Träumer erst in dem unumgrenzten Thale? Warum befand er sich nicht gleich in dieser Ebene? Hätte er den sauern Weg durch eine Kette von Hügeln nicht sich und dem Leser ersparen können? — Und was entdeckt er in der Ebene? Er entdeckt in der Ferne „ein majestätisches Gebäude, das in Erstaunen und Ehrfurcht setzte. Der Mond erhellte einige Seiten und Mauern die sich mir im hellen Lichte entgegen kehrten, andere verbargen sich in tiefen Finsternissen. Unermessliche Schatten fielen auf die unumgrenzte Fläche, und mahlten mit schwarzen Finsternissen die Gestalt des Tempels in erstaunlicher Größe auf das Feld. Mein Blick übermaß die Länge der Schatten nicht, die auf der Fläche lagen, und die Zinnen des Gebäudes schienen an die Wolken zu ragen. Das ganze Gebäude ruhte auf corinthischen Säulen. Alle Theile desselben waren in der vollkommensten Symmetrie zusammen gefügt; und ihre Verbindung war so genau und richtig, daß kein Auge entdecken konnte, wo der eine Theil aufhörte, oder der andere anfing. Kein nöthiges Glied wurde hier vermist, und keine Zierrath war überflüssig. Eine bewundernswürdige Einfalt herrschte in dem Ganzen, und die Majestät des kühnen und regelmäßigen Gebäudes setzte in Erstaunen. — Das nenn ich eine Beschreibung! Ich führe sie

deswegen ganz an, um Ihnen zu zeigen, welch ein vortreflicher Baumeister Herr Dusch ist. Ein großes unermessliches Gebäude, das durch seine Majestät in Erstaunen und Ehrfurcht setzt, dessen Zinnen an die Wolken ragen, das keine einzige überflüssige Zierrath hat, in dessen Ganzen eine bewundernswürdige Einfachheit herrscht; nach welcher Ordnung würden Sie so ein Gebäude aufführen? Geben Sie wohl Acht, und lernen Sie was! Herr Dusch führt es nach der corinthischen Ordnung auf. „Das ganze Gebäude ruhte auf corinthischen Säulen. Es ist um ein aufgeschnapptes Kunstwort eine schöne Sache! Und noch eine schönere, um die edle Treustigkeit, ein solches Kunstwort auf gut Glück zu brauchen! —

Aber, damit ich weiter komme! Ein Genius begegnet dem Träumer, und sagt ihm, daß dieses grosse Gebäude der Tempel der Natur ist. Er er bietet sich ihm zum Führer, und nach verschiedenen vorläufigen Erinnerungen, treten sie mit einander in einen ungeheuren Vorhof des Tempels, wo sie eine Menge von bejahrten Männern nachsinnend, oder mit einander in Unterredung begriffen, erblicken. Alle in der Kleidung der alten Nationen; deren Weltweise und Naturforscher es sind. Nun fängt der Genius sein Collegium an: „Teuer Schwarm in „verschiedenen Trachten, deren Stirnen ein hohes Alter mit „greisen Haaren bestreuet hat, sind die Weltweisen barbarischer „Völker. Du siehst, sie gehen in kleinen Haufen zusammen, „und unterreden sich zum Theil ganz leise, zum Theil durch „Räthsel. — Ihre Lehre war nicht würdig auf die Nachwelt „zu kommen. — Nur wenig ist davon mit Gewißheit für die „Nachwelt übergeblieben. — Hier besinnt sich der wachende Herr Dusch, seinem Genius mit ein Paar Citationen auszu- helfen. Er setzt in einer Note hinzu: „Man muß die Nach- „richten von diesen (den Weltweisen der barbarischen Völker) „aus verschiedenen Schriften, als Bournets Archæolog. Philos. „in der Amsterdammer Ausgabe seiner Theorie der Erde; Reim- „manns Einleitung in die Geschichte der Gelehrsamkeit, und „andern zusammen suchen. Vortreflich! Man muß sie aus de- nen zusammen suchen, die sie zusammen gesucht haben. Und wer ist Bournet? Wenn hat ein Bournet Archæologias philosophicas

geschrieben? Ein Burnet, weiß ich wohl; und was braucht Herr Dusch den ehrlichen Schotten in einen Franzosen zu verwandeln?

„Ein besserer Haufe, fährt der Genius fort, ist der, den du dort in griechischer Kleidung siehst. Und hierauf fängt der erleuchtete Genius an, in dem wahren Tone eines frühzeitigen Adjuncts der philosophischen Facultät, so viel falsches, so viel nur halb wahres, so viel unverdautes Zeug von den verschiedenen griechischen Secten, und einzeln Weltweisen, daher zu plaudern, als man nur immer in dem elendesten Compendio einer Geschichte der Weltweisheit, finden kann. Er hat ein Argument, mit welchem er sie alle abfertigt. Er spricht sein lächerlich! und so gleich erblickt man, anstatt eines ehrwürdigen Philosophen, einen dummen Jungen. Z. E. wenn er vom Pythagoras spricht: „Eine dunkle geheimnißvolle Lehre, die lächerlichste unter allen.“ \* Oder vom Aristoteles: „eben so lächerlich und dunkel nahm Aristoteles Materie, Form und Privation zu seinen Grundquellen an.“ \*\* (Oder an einem andern Orte vom Epicur: „Ich gehe hier nur kurz die Gründe durch, die dieses lächerliche Lehrgebäude zu Boden werfen können.“ \*\*\*) — O mein Herr Genius, diese ihre Beschuldigung des Lächerlichen, ist sehr lächerlich! Sie sind ein lächerlicher Genius; mit aller Hochachtung von einem Geiste gesprochen! Und sagen sie mir, was wollen sie dem guten Herrn Dusch weiß machen, wenn sie unter andern ausrufen: „O Vernunft, wie blind bist du oftmals! Was die ältere Zeit schon längst nicht mehr glaubte, das sucht die neue wieder hervor, und die offenbarsten Irrthümer gewinnen noch einmal Beyfall: und ein Spinoza, Cartes oder Gassendi kleiden den alten Irrthum des Chrysippus oder des Epicurus in eine neuere bessere Tracht. Was sie mit dem Gassendus und Epicur wollen, das kann ich ohngefähr errathen. Aber der alte Irrthum des Chrysippus? Was ist das? Was hat Spinoza dem Chrysippus abgeborgt? Was Cartesius? Beyde eben dasselbe; oder jeder etwas anders? Wenn sie dem Herrn Dusch

\* Seite 179.

\*\* Seite 180.

\*\*\* Seite 274.

wieder im Tramme erscheinen, haben sie doch die Gütigkeit, sich näher zu erklären!

Sie sehen, mein Herr, man kann sich schwerlich einer Tur-  
lupinade enthalten, wenn man sieht, daß Leute mit einer Ge-  
lehrsamkeit prahlen wollen, in der sie offenbare Fremdlinge  
sind. — Wie ich schon bemerkt habe, so hilft Herr Dusch sei-  
nem Genius manchmal in einer Note nach; aber seinen Noten  
möchte man wieder in andern Noten nachhelfen. Von dem  
Anaxagoras sagt er z. E. er lebte in der LXX Olympias.  
Sagt man aber von einem Manne so, der in dieser Olympiade  
erst gebohren worden? Wenigstens lebt der Philosoph, in den  
ersten vier Jahren seiner Kindheit noch nicht.

Auch wird der Genius, wenn er nun von den neuern  
Weltweisen zu reden kömmt, nichts richtiger; so wie ihn Herr  
Dusch auch nichts genauer ergänzt. Der Genius sagt z. E.  
von dem grossen Baco: „Er war es, der die Gesellschaften  
„stiftete, die sich mit vereintem Fleisse um die Erkenntniß der  
„Natur bemühten, und die Wissenschaften ins Aufnehmen zu  
„bringen suchten. Eine vortrefliche Stiftung, die seinem An-  
„denken Ehre macht, und groß genug ist, seinen Namen zu  
„verewigen. England hatte die Ehre, diesen Weltweisen ge-  
„bohren zu haben, und in seinem Schooß die erste Gesellschaft  
„wahrer Philosophen zu hegen u. \* — Wo hat denn der ge-  
lehrte Genius gelesen, daß Baco die englische Societät der  
Wissenschaften gestiftet habe? Gestiftet: so sagt er zweymal.  
Denn wenn es gleich wahr ist, daß die ersten Stifter dersel-  
ben den Anlaß dazu aus der Nova Atlantis des Baco genom-  
men, so kann man deswegen doch nicht sagen, daß sie Baco  
gestiftet habe. — Noch einen größern Fehler aber macht Herr  
Dusch, mit eben diesem Vater der gereinigtern Weltweisheit,  
wenn er in der Note sagt: \*\* „Von diesem Zeitpuncte der  
„Geschichte der Philosophie sagt ein Dichter:

Cartes zerreißt die Fesseln, die mancher schon genagt,

Er zweifelt und sucht Gründe, er findet, und es tagt.

Der Weisheit Genius steigt aus des Moders Hügelu,

Und schüttelt mit Gewalt den Schulstaub von den Flügeln.

\* S. 188.

\*\* S. 187.

Ein Baco, Lock und Newton ersetzt, was noch gebricht,  
Natur, Verstand und Sitten, und alles wurde Licht.

Wohl zu merken, daß der Dichter, der diese sechs Zeilen gereimt hat, wenn ich mich nicht sehr irre, Herr Dusch selbst ist. Wenigstens billiget er sie hier; und zugleich den albern Anachronismus, den sie enthalten. Cartesius hat also eher geschrieben als Baco? Und Baco hat nur ersetzt, was jener noch gebrechen lassen? —

D, ich bin es müde, mehr solche Anmerkungen zu machen. Lassen Sie mich den Traum verfolgen. — Der Genius kömmt endlich mit dem Herrn Dusch in den Tempel selbst. Und nun machen Sie sich fertig in den seltsamsten Maritatenkasten zu gucken! „Zwey mächtige Flügel eröffneten den Eingang durch ein langes Gewölbe, das auf beyden Seiten auf marmornen Säulen ruhte. Zwischen diesen standen in ihren Fächern die Bildsäulen der größten Philosophen, die durch ihre Bemühungen die wichtigsten Wahrheiten aufgeheitert hatten. Einige in der Tracht der Chaldäer &c.“ Ist das nicht lustig? Hier stehen die Bildsäulen der Philosophen, die draussen in dem Vorhofe lebendig herum liefen. Und auch so gar die Bildsäulen derjenigen, deren Lehre nicht werth war, auf die Nachwelt gebracht zu werden; der Chaldäer. Zugleich welch ein kunstmäßiger Ausdruck: die Bildsäulen standen in ihren Fächern! Nischen heißen auf deutsch Blenden, nicht Fächer. — Aber wir sind noch in dem Eingange des Tempels. Wer wird sich überall aufhalten? — Nun merken Sie auf; wir treten herein. „Ein erstaunliches Gewölbe voll majestätischer Einfalt! — Tausend Lichter; eine himmelblaue Decke, und an der Decke alle Augenblicke ein neuer Auftritt; igt geht die Sonne daran auf, und igt unter; igt scheinen die Sterne, igt verlöschen sie; mitten im Tempel ein Altar; gegen die vier Ecken des Altares vier in Marmor gehauene Bilder, welche die vier Jahreszeiten vorstellen; an den Wänden schöne Gemälde von den vornehmsten Gegenständen, die der Mensch auf der Erde zu betrachten findet; eine corinthische Säule, welche eine schwarze marmorne Tafel hält, worauf die Geseze der Natur, der Bewegung und der Schwere geschrieben stehen &c.: das sind

die innern Decorationen, für welche Herr Dusch unmöglich einen grossen Aufwand an Wig und Erfindung kann gemacht haben. —

Aber ist das schon die ganze Natur, die uns der Dichter hier im Kleinen vorstellen will? O nein! Er zieht daher auch weislich, in seinem Kasten ein neues Fach. „Indem eröffneten „zween mächtige Flügel eine weite Aussicht aus dem Tempel „in ein unabsehbares Feld.“ Merke auf, sagte mein Führer zu mir, und betrachte! — Der natürliche Savoyard: Vous allés voir ce que vous allés voir! Hi ha! — Was giebt es denn nun zu betrachten? Da repräsentiren sich: „Entblößte Hügel, „die ihr Inneres aufdecken; Erdarten, Mineralien, Steine, „Metalle &c.“ Und abermals repräsentiret sich: „Die schönste „Gegend; ein ebenes Thal mit unzähligen Kräutern und „Blumen aus allen Himmelsgegenden geschmückt.“ Und abermals repräsentiret sich: „eine unzählbare Menge von Stau- „den.“ Und abermals repräsentiren sich: „theils Pflanzen, „theils lebendige Geschöpfe.“ Und abermals repräsentiren sich — O verzweifelt! Ich wollte meinen Herren, noch das ganze Thierreich repräsentiren; aber sie sehen das Licht geht mir in dem Kasten aus. „Die Betrachtung des Thierreichs soll daher „ihnen selbst überlassen seyn!

Nicht ein Haar besser läßt Herr Dusch seinen Genius in allem Ernste abbrechen, weil, „eine Priesterin, in weissen Alt- „las gekleidet an den Altar tritt, und neuen Weihrauch in die „hellere Flamme gießt.“ — Der Guckkasten wird nun zu einem Marionettenspiele. — Es kömmt noch eine Gestalt dazu; „schön, aber menschlicher gebildet, mit einem denkenden Auge.“ Und noch eine dritte: „ein bejahrter Greis geht ihr zur Rech- „ten, der in dieser Hand ein Schrohr, in der andern das „Meymaaf trägt.“ Und eine vierte: „zu ihrer Linken trägt ein „blühender Genius, ein vollgeschriebenes Buch.“ Diese dreye warffen sich vor die Stufen des Altars auf ihr Antlitz, indem die Priesterin mit zum Himmel gefalteten Händen niederkniete. — Hier endlich, thut der Träumer seine erste Frage an den Genius; denn noch hat der Genius beständig allein gesprochen, und der Träumer hat, wie es sich in einem eckeln Collegio für



beyde schießt, vermuthlich unterdessen — geschlafen. „Wer sind diese, die hier anbethen? — „Jene blühende Gestalt, sagt der Genius, ist die Vernunft, die von der Erfahrung zur Rechten geführt wird. Ein Genius hält ihr beständig das Buch der Natur vor, und beyde führen sie zu dem Altare, wo die natürliche Religion dem Vater der Wesen opfert. Kaum hatte er ausgeredet, als ein Lobgesang von tausend verschiedenen Stimmen erklang. — Und siehe, dieser Lobgesang ist nach dem Englischen des Thomson. Denn sie wissen wohl, daß wir im Traume nicht neues erfinden, sondern uns nur mit oft ungeheuern Zusammensetzungen und Trennungen alter Ideen behelfen. Herr Dusch ist folglich aus Gründen der Psychologie zu entschuldigen, daß er keine neue Hymne singen läßt. —

Nachdem der Lobgesang zu Ende ist, erfolgt eine Stille, und über diese Stille erwacht der Träumer! Sehr wohl! Ein ähnliches Erwachen haben wir an des Schmid's Hunde in der Fabel, der unter dem Getöse der Hämmer sehr ruhig schlief, und nicht eher erwachte, als bis die Hämmer ruhten, und ihn die erfolgte Stille zum Essen rief. Der Beschluß künftig.

XXIV. Den 14 Junius. 1759.

### Beschluß des 41sten Briefes.

Und nun sagen Sie mir, kann man sich eine elendere Fiktion gedenken, als diesen Traum des Herrn Dusch? — Aber vielleicht argwohnen Sie, daß er nur in meinem Auszuge so elend geworden sey. — Wie könnten Sie zwar das argwehnen, und welchen Bewegungsgrund könnte ich haben, Ihnen etwas elender einzubilden, als es in der That ist?

Dem ohngeachtet, sehen Sie hier noch eine andere Erdichtung dieses Dichters! Ich will mich die Mühe nicht tauern lassen, sie Ihnen in ihrem ganzen Umfange abzuschreiben. Und wenn diese nicht eben so elend ist, als der Traum, so will ich es Ihnen erlauben, mich dort für einen Verfälscher zu halten.

Herr Dusch will uns in seinem September\* die Lehre, daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten, durch ein Beyspiel einprägen. Lesen Sie!

\* Seite 93.

„Der Sturmwind zerriß dem Alcest seine Hütte am Strande der  
 „See. In was für Verwünschungen und Klagen brach er wider den  
 „Himmel aus, der ihn gesandt hatte! Welch ein elendes Leben, rief  
 „er zu den Felsen, ist das meinige! Kaum kann ich mir mit den  
 „Arbeiten meiner Hände das Brodt erwerben, das meine Nothdurst  
 „fordert! Unfruchtbar fließt mein Schweiß. Mit der Sonne stehe  
 „ich auf, und die Mitternacht bringt mir erst die Stunde des Schla-  
 „fes. Aus der Tiefe des unsichern Meeres muß ich meine Nahrung  
 „ziehen, oft mit Gefahr des Lebens mit dem Ruder die ungetreuen  
 „Wellen schlagen, und von den Ufern des Todes ein schlechtes Opfer  
 „für meinen Tisch hohlen. Und dennoch, o Himmel, sendest du  
 „Stürme, die meine arme Hütte niederreißen? Soll ich denn den Un-  
 „gewittern und Regen, soll ich allen Beleidigungen des ungütigen  
 „Himmels ausgesetzt, auch nicht in der Nacht die Ruhe haben, die  
 „alle Wesen wieder vergnügt? Der Vogel schläft unter dem grünen  
 „Dache der Blätter. Der Sturm wiegt ihn in den Schlaf, der meine  
 „Wohnung zu Boden reißt. Das Wild ruhet sicher in Höhlen und  
 „in warmen Gebüsch, und der Wurm findet im Schoosse der Erde  
 „eine sichere Ruhestätte: nur ich bin allen Plagen ausgesetzt, und um  
 „mich zu quälen, gießt der Himmel alle Ungewitter aus.

„Mit diesen Klagen und Thränen in den Augen, warf er sich  
 „voll Unmuth, und müde seines Lebens, Alcest, auf einen moosigten  
 „Felsen nieder. Die Nacht umschattete ihn; ein fester Schlaf nahm  
 „ihn in die Arme, und der völlig angebrochene Tag öffnete erst seine  
 „schweren Augenlieder. Traurig stand er von seinem harten Lager  
 „auf, und wandte seine Augen auf das Meer. Dann suchte er seine  
 „Hütte. Die Hütte lag in einem Haufen zusammen, und sein Rahm  
 „stand zerschlagen auf dem trocknen Sande. Jetzt brach ein neuer  
 „Strom von Thränen aus seinen Augen, und neue Klagen stürzten  
 „von seinen Lippen. Verzweifelnd stieg er die Klippe hinunter, und  
 „wanderte zu seinem Rachen. Aber der Rachen war zertrümmert,  
 „und seine Hütte darneben ein Steinhauften. Von wüthender Ver-  
 „zweiflung getrieben eilte er ans Meer, entschlossen sein Leben zu en-  
 „digen, und in demjenigen Elemente den Tod zu suchen, das ihn des  
 „einzigen Mittels der Erhaltung beraubt hatte. Nimm auch mein  
 „Leben, rief er, nimm dieses elende Leben, Schicksaal, das ich nicht  
 „mehr erhalten kann! Jetzt will er sich in die Wellen stürzen; aber

„indem er mit einem Blicke das Ufer übersah, fiel ihm ein Schiff ins  
 „Gesicht, das auf dem Sande auf die Seite gelehnt lag. Die Ma-  
 „sten waren zerbrochen, die Segel zerrissen, und der Kiel stach in ei-  
 „ner Sandbank. Jezo vergaß er seinen Entschluß zu sterben, und  
 „Neubegierde und Hofnung beslügelten seine Füße. Was für Schätze  
 „fand er auf diesem unglücklichen Schiffe, das eben der Sturm, der sei-  
 „nen Kahn und seine Hütte zerschlagen, an diesen Strand getrieben hatte!  
 „Wie vergaß er zu seufzen, und nannte das Ungewitter ein Mittel  
 „seines Glücks, und den Himmel gütig und weise, der ihm den Sturm  
 „gesandt hatte. Tausendfach war ihm sein Verlust ersetzt, und eben  
 „der Sturm den er verwünschte, bereicherte ihn.

Welch ein abscheuliches Beyspiel! Abscheulich in allen mög-  
 lichen Betrachtungen. — Der Held ist ein elender Fischer; und  
 doch spricht dieser elende Fischer, natürlich wie der Poet Dusch.  
 Er schlägt die ungetreuen Wellen; er hohlt von den Ufern des  
 Todes ein schlechtes Opfer. Welch eine Sprache für einen elen-  
 den Fischer! Und was muß dieser Fischer sonst für ein Narr  
 seyn! Der Sturmwind hat seine Hütte zerrissen; er klagt, er  
 murret; er ist seines Lebens müde. Aber doch, denkt er, ehe  
 ich mich ersäuffe, kann ich ja wohl noch eine Nacht gut schla-  
 fen; er wirft sich auf einen moosigten Felsen nieder, und ein  
 fester Schlaf nimmt ihn in die Arme. Gewiß dieser feste  
 Schlaf eines Unglücklichen in der Verzweiflung, ist ein Meisterzug  
 des Herrn Dusch! Cato schief kurz zuvor, ehe er sich umbringen  
 wollte, eben so fest; aber nicht eben so lange. Der Fischer ist ein  
 doppelter Cato; der völlig angebrochene Tag öfnet erst seine schwe-  
 ren Augenlieder! Anstatt aber, daß er seinen Rausch der Verzweif-  
 lung sollte ausgeschlafen haben, wird er noch einmal so wütend als  
 er gestern war. Bey ihm hieß es nicht: la nuit porte avis. Er  
 ist fest entschlossen sein Leben zu enden. — Und nun geben Sie  
 Acht; der Fischer des Herrn Dusch ist nicht bloß ein Narr,  
 der es erst beschlafen muß, ob er sich ersäufen soll, oder nicht:  
 er ist das größte menschliche Ungeheuer, das je gewesen oder  
 erdichtet worden. Er kömmt an den Strand und entdeckt ein  
 verunglücktes Schiff; er entdeckt, daß vielleicht hundert andere  
 durch den Sturm hundertmal mehr verloren haben, als er selbst.  
 Was hätte diese Entdeckung bey ihm wirken müssen, wenn ihm

Schöpfer Dusch nur einen Funken Menschheit gegeben hätte? Hätte sie seine Verzweiflung nicht noch höher treiben müssen? Welch ein Herz muß das seyn, von dem es in einem solchen Falle heißen kann: „er vergaß seinen Entschluß zu sterben, und Neubegierde und Hoffnung besiegelten seine Füße. Herr Dusch fragt an einem andern Orte: \* „Um mich zu trösten, wenn meine Wunde blutet, soll ich einen andern an der seinigen mit dem Tode ringen sehen? Es sind tausend Schmerzen noch heftiger, als der meinige, ein so schrecklicher Gedanke, der in Verzweiflung stürzen muß, sollte mich ermuntern können? — Doch diese bessern Gesinnungen im November, konnte Herr Dusch freylich im September noch nicht haben.

Aber lassen Sie mich dieses Beyspiel noch auf einer andern Seite ansehen. Es ist wahr, es enthält gewissermaassen den allgemeinen trostreichen Satz: Daß wir das oft nützlich befinden, was wir anfänglich schädlich nannten. Aber enthält es nicht auch zugleich einen andern, der nichts weniger als trostreich ist? Diesen nehulich: daß das Unglück vieler, oft das Glück eines einzigen wird. Es ist wahr; wäre der Sturm, der die Hütte des Fischers niederriß, nicht gewesen, so hätte ist auch kein reiches Schiff an den Strand können geworfen werden, durch dessen Plünderung der Fischer seinem Schaden so wohl beykam. Aber muß denn deswegen ein reiches Schiff scheitern, um einen Fischer den Verlust seiner elenden Hütte vergessen zu machen? Kann sich der Unzufriedene, der dieses Beyspiel liest, nicht eben so wohl an die Stelle derjenigen setzen, die an dem verunglückten Schiffe Theil haben, als an die Stelle des Fischers? —

Und nun lassen Sie mich meinen Brief einmal schliessen. Der Mann hat mich angesteckt, von dem die Rede ist. Auch Herr Dusch weis niemals das Ende zu finden, er mag schreiben wovon er will. Er fängt lieber zehnmal wieder von vorne an, als daß er da aufhören sollte, wo seine Gedanken aufhören. — Kann ich aber meinen Brief schliessen, ohne vorher feyerlich zu protestiren, daß ich darum nicht ganz und gar nichts von Herr Duschens halte? Er könnte wirklich ein guter Schrift-

\* Seite 221.

steller geworden seyn, wenn er sich in die ihm zukommende Sphäre hätte einschließen wollen. Und diese haben ihm die Verfasser der Bibliothek deutlich genug angewiesen. Herr Dusch hat nicht Wig und Erfindungskraft genug, ein Dichter zu seyn; und ein Philosoph zu seyn, nicht genug Scharfsinn und Gründlichkeit. Er hat aber von beyden etwas, und ohngefähr gleich so viel, als dazu gehört ein erträgliches moralisches Lehrgedichte zu machen. Dieses mache er; und lasse sich ja weder von seinen Freunden noch von seiner Eitelkeit verführen, Werke de longue halaine zu unternehmen, welche Anlage, Erfindungen und Dekonomie erfordern!

Keine Stelle in den ganzen Schilderungen, die mir wenigstens in die Augen gefallen ist, hat mir mehr gefallen, als die Ausschweifung über die Gewalt der Mode, im October.\* Ich habe so viel schlechte Brocken für Sie daraus abgeschrieben, daß Sie mich für neidisch halten könnten, wenn ich Ihnen nicht auch noch einige gute mittheilte. Wie gesagt; hier und da eine sittliche Betrachtung, ein Charakter, ein satyrischer Zug gelingt dem Herrn Dusch; und das ist es auch alles, was er zu der ihm angerathenen Dichtungsart nöthig hat.

„Siehe, alles in der Stadt unterwirft sich dieser veränderlichen dummen Götin. Was wir am häufigsten sehen, dünkt uns am anständigsten: und der Irrthum dienet uns statt der Wahrheit, wenn er gemein geworden ist.

„Frage den halbsehenden Visto, warum er sich so sehr in Wilber, der verliebt hat, die er doch durch die Brille betrachten müßte, wenn er wissen wollte, was sie vorstellen. Er wird dir sagen, der Geschmack habe ihn verführt; aber vielleicht sagt er zugleich einem Vertrauten leise ins Ohr: es ist Mode, Geschmack zu haben. Denn er starrt, mit einer gleichen Bewunderung, ein elendes Geschmiere und das Meisterstück eines von Dyk an. Was machte, daß sein Landgut in andere Hände fiel? Ach! grausamer Lovaine, sünf deiner verbliebenen Landschaften. —

„Dort tanzt der zarte Curio. Alles bewegt sich, alles lächelt an ihm. Seht doch seinen Federhut, seinen vergoldeten Rock, seinen

„kostbaren Ring, seine weisse Hand, und seine reiche Weste an! Mit ihm schwazet die Schöne von Büchern, vom Schaulpaze, oder vom Grandison. Diesem mit sich selbst vergnügten Anbeter aller Schönen, erlaubet sie, an ihrem werthen Nachttische zu sitzen. — Es ist leichter, ruft der Weichling, ein siegendes Heer anzuführen, oder ein sinkendes Land zu erhalten, als der schönen Flavia Haare zu kräuseln, oder einen Tanz anzuführen, oder neue französische Moden nachzuahmen. —

„Mode erhält meistens die Stadt geschäftig. Ob es Zeit sey, zum Tanze oder zum Tempel zu gehen; Zeit zu spielen, oder zu beten; zu glauben oder sich zu kleiden; zu lachen oder zu trauern; alles bestimmt die Mode, die über alle Geschäfte und Stunden des Tages gebietet. Noch in der letzten Stunde ihres Lebens bekannte Cephise die Herrschaft, die die Mode in ihrem Leben über ihr Herz gewonnen hatte. Mitten in ihrem Gebete, als ihre traurigen Freunde mit gefalteten Händen um ihr Bette standen, rief sie ihre Bediente zu sich: „In Atlas sollst du mich kleiden, und dann soll meine Leiche sechs Tage lang zur Schau stehen; sechs Tage gebietet die Mode.

„Eine Nätin, und keine Carosse, und keine Bediente? Kinder würden über mich lachen, wenn sie sähen, daß ich meine Füße zum gehen brauchen könnte! Wir dürfen nicht so stark sehn! sagte die junge Narcisse zu ihrem Gemahl. — Aber wie? versetzte er, bedenken sie doch! Eine Carosse und Bediente! Ich müßte als ein Betrieger zu Grunde gehen. — Und wollten sie sich noch bedenken, wenn es die Mode so will? —

G.

XXV. Den 21 Junius. 1759.

## Drey und vierzigster Brief.

Der alte Logan ist erschienen; und ich eile, Ihnen mein Versprechen zu halten.\* Er ist in aller der Sauberkeit und Pracht erschienen, die ein klassischer Schriftsteller verdienet. Die Herausgeber sind die Herren Ramler und Lessing.\*\*

\* S. den 36sten Brief.

\*\* Friedrichs von Logan Simgedichte; zwölf Bücher. Mit Anmerkungen über die Sprache des Dichters herausgegeben von E. W. Ramler, und G. E. Lessing. Leipzig, 1759. in der Weidmannischen Buchhandlung. Ein Alphabet, 12 Bogen.

„Friedrich von Logau, sagen sie in ihrer Vorrede, ist mit allem Rechte zc. [f. Band V, S. 104] sich näher nach ihm zu erkundigen.

Sind Sie begierig, diesen Meister und diesen John näher zu kennen? Meister gab 1726 ein elendes Büchelchen heraus, unter dem Titel: Anweisung und Exempel, mehrentheils lustiger und annehmlicher Epigrammatum, aus vielen Autoribus zusammengelesen. Und John schrieb einen Parnassum Silesiacum, sive Recensiones Poetarum Silesiacorum, quotquot vel in patria vel in alia etiam lingua Musis litarunt, wovon die erste Centurie 1728 herausgekommen. Beyde gedenken zwar unsers Dichters, fertigen ihn aber ungemein kalt ab; und es ist wahr, die Beyspiele, die sie aus ihm anführen, sind sehr deutliche Beweise von ihrem elenden Geschmacke. John führt zum Exempel folgendes an:

#### Misjunker.

Ein zartes Mutterkind, das nie vom Haus entnommen,  
Ist einem Dshen gleich, der nie vom Stall gekommen.  
Und gleichwohl sagt er: quæ quidem Epigrammata leporibus suis  
et salibus non destituuntur.

„Wir könnten, fahren die Herren Herausgeber fort, eine lange „Reihe von Kunstrichtern, von Lehrern der Poesie, von Sammlern „der gelehrten Geschichte anführen, die alle seiner entweder gar nicht, „oder mit merklichen Fehlern gedenken. Allein zc. —

In dieser Reihe würde ohne Zweifel auch Herr Professor Gottsched seinen Platz finden. Dieser Mann, der sich mit seiner Kenntniß unsrer alten Dichter so breit macht, nennt ihn in dem Register zu seiner Dichtkunst Salomon Logau; eine seltsame Vermischung seines wahren und angenommenen Namens. Er hat auch nie ein Muster aus ihm angeführt, welches er doch aus Spitzen, Flemmingen, Dachen, Tscherningen und andern gethan hat. Desgleichen würde das Jöchersche allgemeine Gelehrtenlexikon hier eine Verbesserung erhalten können. Es sagt nemlich von unserm Logau: „Er hat den „Ruhm und Beynamen des Schlesiſchen Peirescius erhalten, „und Christ. Gryphii, seines vertrauten Freundes, Entwurf „der Ritterorden, wider dessen Willen, drucken lassen. Allein

dieses ist nicht von ihm, sondern von seinem Sohne, dem Freyherrn Balthaser Friedrich von Logau zu verstehen.

Doch die Herausgeber haben solche Kleinigkeiten ihrer Mühe nicht werth geachtet. „Und wozu, sagen sie, sollten uns diese „Beweise dienen, daß Logau unbekannt gewesen ist? Ein jeder Leser, der ihn nicht kennt, glaubt uns dieses auch ohne „Beweis. — Sie bringen demohngeachtet, im Vorbeygehen, noch zwey Beweise an, die ihr Vorgeben ausser allem Zweifel setzen. Der erste ist dieser: Logau war ein Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft, in die er 1648 unter dem Namen des Verkleinernden aufgenommen ward; gleichwohl aber rechnet ihn der Sprossende, in seiner Beschreibung dieser Gesellschaft, unter diejenigen Glieder nicht, die sich durch Schriften gezeigt haben. Der zweyte Beweis ist von S. v. G. auferweckten Gedichten hergenommen. Schon nehmlich im Jahr 1702 bekam ein Ungenannter den Einfall, einen Auszug aus den Sinngedichten unsers Logau zu machen; und wenn er berechtiget war, diesen Auszug auferweckte Gedichte zu nennen, so ist es ja wohl unleugbar, daß sie vorher schon begraben gewesen sind. „Unter „dessen, sagen die Herausgeber, ist dieser Ungenannte vielleicht „Schuld, daß Logau noch tiefer in die Vergessenheit gerieth, „und nunmehr mit Recht zu einer neuen Begrabung verdammt „werden konnte. Es ist unglaublich, welche Freyheit er sich mit seinem Autor genommen hat; unter hundert Sinngedichten ist nicht eines unverstümmelt geblieben; und doch sieht man meistentheils auch nicht die geringste Ursache, warum er uns seine vermeinten Verbesserungen aufdringen wollen. Ich will einige Exempel davon anführen; denn ich weiß, ihre Neugierde ist grösser, als der Eckel seyn kann, den sie Ihnen verursachen werden. Die vier Hirtinnen, ist eines von den feinsten Sinngedichten des Logau; wenn man ihm einige gezwungene Ausdrücke nehmen könnte, so würde es ein kleines Meisterstück seyn. Es lautet so: [f. Band V, S. 190.]

Aber Welch ein plummes, widerwärtiges Ding hat der Ungenante daraus gemacht!

Chloris, Doris, Iris, Ciris liebten Einen in die Wette;

Chloris krönte ihn mit Blumen; Doris gab ihm Honig ein;



Iris grüßte ihn mit lachen; Ciris wollt die Klügste sehn,  
 Sie behielt den Schäfer Thyrsis, denn sie führte ihn aufs Bette.  
 Solche Nichtswürdigkeiten kritisiren sich selbst. Ich darf die  
 übrigen also bloß nur untereinander segen.

Logau. [f. Band V, S. 154.]

#### Der Ungenannte.

Ohne Rug wird die bewacht,  
 Die auf Geilheit ist bedacht;  
 Denn der kleinste Buhlersich,  
 Ist für sie ein Dieterich.

Logau. [f. Band V, S. 240.]

#### Der Ungenannte.

Die Schafe fressen selbst, ist der Tyrannen List.  
 Denn so vernimmt man nicht, daß sie der Wolf aufrißt.

Logau. [f. Band V, S. 156.]

#### Der Ungenannte.

Wenn man den Feind aufs Haupt geschlagen,  
 So hat der Fuß ihn weggetragen:  
 Man schlag ihn lieber vor die Scheiben,  
 So muß er fein beliegen bleiben.

Und so sind die Verbesserungen des Ungenannten alle. Daß er dabey gleich die allervortrefflichsten Stücke seines Dichters ganz übersehen und gar nicht gerettet hat, ist ein Fehler, den man so einem Stümper kaum aufmugen darf. Er hat seine Sammlung dafür mit Stücken von andern Verfassern bereichert, die überhaupt davon zu reden höchst elend sind; und selbst diejenigen, die er von Canitzen und Bessern eingerücket hat, sind kaum mittelmäßig. Ein einziges habe ich darinn entdeckt, welches so vortrefflich ist, daß ich es unmöglich länger darinn kann vergraben seyn lassen. Es hat einen S. M. zum Verfasser; und wer mag wohl dieser M. seyn? Ein Menantes ist es gewiß nicht.

#### Belise und Thyrsis.

Belise starb und sprach im Scheiden:  
 Nun Thyrsis, nun verlaß ich dich!  
 Ich stürbe willig und mit Freuden,  
 Liebt eine dich so sehr als ich.

Ach, sprach er, mag dich das betrüben?  
 Belise, nur dein Tod ist schwer!  
 Kaufst du mich selbst nicht länger lieben,  
 Bedarf ich keiner Liebe mehr.

Welchem von unsern neuesten zärtlichen Dichtern würde dieses kleine Lied nicht Ehre machen? — O wahrhaftig, das schlechte Buch ist rar, in welches sich gar nichts gutes, auch nicht von obhufesehr eingeschlichen hätte! —

Doch wieder auf den Logau zu kommen. Von seinen Lebensumständen haben die Herren Herausgeber nur wenig entdecken können. Er war im Jahr 1604. geboren; er bekleidete die Stelle eines Cansleyraths bey dem Herzoge zu Liegnitz und Brieg, Ludewig dem vierten, und starb 1655. Sie erwähnen unter seinen Vorfahren des George von Logau auf Schlaupitz, eines der besten lateinischen Dichters in der ersten Helfte des sechzehnten Jahrhunderts. Auch unter seinen Nachkommen hätten sie einen Dichter, und zwar einen deutschen Dichter, finden können; nemlich den Herrn Heinrich Wilhelm von Logau und Altendorf, welcher 1737 ein Poetisches Vergnügen herausgab. Sie werden ihn auch ohne Zweifel gekannt, aber es nicht für anständig gehalten haben, neben einem so grossen Ahnen, poetischen Andenkens, einen Enkel zu nennen, der weiter nichts als ein Reimer ist.

Logau hatte Anfangs nur eine Sammlung von zwey hundert Sinngedichten herausgegeben, die, wie er selbst sagt, wohl aufgenommen worden. Die Herausgeber vermuthen nicht unwahrscheinlich, daß dieses im Jahr 1638 müsse geschehen seyn. Sechzehn Jahr endlich darauf, trat die vollständige Sammlung ans Licht, welche sie bey ihrer Ausgabe zum Grunde gelegt haben. — Und nun sehen Sie; ihre Vermuthung ist eingetroffen. Sie haben sie nicht von Wort zu Wort abdrucken lassen; denn drey tausend fünfshundert und drey und funfzig Sinngedichte können unmöglich alle gut, alle aufbehalten zu werden würdig seyn. Sie haben ihren Dichter auf sein Drittheil herabgesetzt, und hören Sie doch, was sie dabey anmerken! „das „ist unter allen Nationen, sagen sie, immer ein sehr vor- „trefflicher Dichter, von dessen Gedichten ein Drittheil gut ist.“ —

Der Ausspruch ist streng; aber ich glaube doch, er ist wahr. Das ausgesuchte Drittheil haben sie alsdenn in zwölf Bücher vertheilet, die durch ein Paar dazu bequeme Sinngedichte zum Anfange und zum Schlusse, in ein scheinbares Ganze verbunden werden. Der Anfang des ersten 3. B. ist folgender. [f. Band V, S. 109.]

Und der Schluß des zehnten: [f. S. 248.]

Nach dem Inhalte oder dem Tone der Sinngedichte, haben sie sich bey ihrer Abtheilung zwar nicht gerichtet; doch scheint es mir, als ob sie es bey dem einzigen sechsten Buche hätten thun wollen. In diesem nemlich hat fast jedes Stück, eine gewisse Feinheit, Naivität, Zärtlichkeit, ja nicht selten Schalkhaftigkeit; und Logau erscheint da ganz als unser deutscher Catull; wenn er nicht oft noch etwas besseres ist. Urtheilen Sie selbst.

Ursprung der Bienen. [f. Band V, S. 185.]

Welch eine glückliche Fiction! Mit wie viel kleinen Bildern ausgezieret! In welcher einer ungekünstelten, anständig tändelnden Sprache vorgetragen! Und auf welche ernsthafte Wahrheit angewandt! Hier sind noch einige aus diesem Buche.

Rückkunft vom Freunde, Ankunft zur Freundin. [f. S. 180.]

Auf die Pulchra. [S. 181.]

An einen Bräutigam. [S. 182.]

Ich will Ihnen unterdessen nicht einbilden, daß alle behaltene Stücke von gleichem Werthe sind. Die Herren Herausgeber erkennen es selbst; „aber genug, sagen sie, daß in dem „unbeträchtlichsten noch stets etwas zu finden seyn wird, warum „es unsrer Wahl werth gewesen. Ist es nicht allezeit Wig, „so ist es doch allezeit ein guter und grosser Sinn, ein poetisches Bild, ein starker Ausdruck, eine naive Wendung und „dergleichen.“ — Und das muß man ihnen zugestehen! Der gute und grosse Sinn besonders, macht eine Menge von Logaus Sinngedichten, zu so vielen güldenen Sprüchen, die von allen Menschen ins Gedächtniß gefaßt zu werden verdienen.

Einfältiges Gebet. [f. Band V, S. 259.]

Freundschaft. [S. 247.]

Kurz, es ist nichts weniger, als eine Uebertreibung, wenn die Herausgeber sagen: „Es ist unwidersprechlich, daß wir in

„unserm Logau allein, einen Martial, einen Catull, und Dionysius Cato besitzen.

XXVI. Den 29. Junius. 1759.

### Vier und vierzigster Brief.

Es war der bloße Logau, von welchem ich mich mit Ihnen in meinem vorigen Briefe unterhielt; und ich habe davon noch nichts erwähnt, wie sehr sich, auch auffer der guten Wahl, die Herren Herausgeber um ihn, und zugleich um alle Liebhaber der deutschen Sprache, verdient gemacht haben.

Sie sind nehmlich mit ihrem Dichter wie mit einem wirklichen alten klassischen Schriftsteller umgegangen, und haben sich die Mühe nicht verdriessen lassen, die kritischen Erythrai desselben zu werden. Ihren Anmerkungen über seine Sprache haben sie die Gestalt eines Wörterbuchs gegeben, und sie merken mit Grunde an, „daß ähnliche Wörterbücher über alle unsere guten Schriftsteller der erste nähere Schritt zu einem allgemeinen Wörterbuche unserer Sprache seyn würden.

„Die Sprache des Logau, sagen sie, ist, überhaupt zu reden, 2c. [s. Band V, S. 297.]

Von der Sprachenmengerey, die zu seinen Zeiten schon stark eingerissen war, zeigen sie, daß er völlig frey gewesen ist. Was er mit einem deutschen Worte ausdrücken konnte, das drückte er mit keinem lateinischen oder französischen aus; und er hat verschiedene aus andern Sprachen entlehnte Kunstwörter nicht unglücklich übersetzt. Z. E. Accentus durch Beylaut; Inventarium, durch Fundregister; Profil, durch Durchschnitt, und zwar nicht nur von Gebäuden, sondern auch von einem Gesichte, welches der Maler bloß von der Seite genommen hat; Anacostimus durch Wiederzins 2c. Doch war er hierinn kein übertriebener Purist; sondern er spottet vielmehr über die zu weitgehenden Neuerungen des Tesen, der damals zu gottschedisiren anfing.

Es unterscheidet sich aber seine Sprache von derjenigen, welcher sich igt unsere besten Schriftsteller bedienen, vornehmlich in zwey Stücken; in gewissen Wörtern und Fügungen nehmlich, die wir, es sey nun mit Recht oder mit Unrecht, ha-

ben veralten lassen, und in verschiedenen Eigenthümlichkeiten, die er aus der besondern Mundart seiner Provinz beybehalten hat. Von jenen sagen die Herren Herausgeber: „Wir haben „alle sorgfältig gesammelt, 2c. [s. Band V, S. 298.) — Und über die Provinzialsprache ihres Dichters erklären sie sich folgender maassen: „Die Schlesiſche Mundart 2c. [s. S. 299.]

Auf diese beyden Stücke haben sie also in ihrem Wörterbuche ihr vornehmstes Augenmerk gerichtet, von welchem ich Ihnen unmöglich anders einen nähern Begriff machen kann, als wenn ich einige Artikel daraus entlehne, und Sie von diesen auf die übrigen schliessen lasse. Verschieden allgemeine Anmerkungen, die in dem Wörterbuche selbst keine süssliche Stelle finden können, machen den Anfang. Z. E. Logau braucht sehr häufig das Beywort in dem ungewissen Geschlechte als ein Hauptwort. Er sagt:

Seither ist unser Frey in Dienſbarkeit verkehret.

— — — Ein solches Klug,

Dafür ein keuscher Sinn Entsez und Grauen trug.

— — — — —

Hey welchem freyes Wahr, der Freundschaft Seele wohnt.

Für Freyheit, Klugheit, Wahrheit. Die Vortheile, welche dieser Gebrauch besonders einem Dichter verschaffen kann, sind so groß, daß eine bescheidene Nachahmung wohl schwerlich zu mißbilligen wäre. Ich sage aber mit Fleiß, eine bescheidene Nachahmung; denn ich fürchte mich schon im voraus vor den kleinen Affen, die dergleichen substantive Neutra mit einer Verschwendung brauchen dürften, daß wir die wahren Substantiva davon ganz und gar nicht zu haben scheinen könnten. Was ich aber unserer Nachahmung, oder vielmehr unserer uneingeschränktesten Aufnahme für noch weit würdiger halte, ist folgender Gebrauch der Endsylbe, ley. Logau setzt nehmlich diese Endsylbe, die wir izt nur bey den theilenden Zahlwörtern dulden wollen, auch zu fast allen Arten von Fürwörtern, und erlangt dadurch (wie man es nun nennen will) ein Nebenwort oder ein unabänderliches Beywort von besonderm Nachdrucke. Z. E.

Zu etwas Grossem noch wird Cordalus wohl werden,  
Denn seinerley Geburt ist nicht gemein auf Erden.

Wie kurz und bequem ist dieses seinerley; und wie weitschweifig müssen wir igt dafür sagen: eine Geburt, wie seine war &c. Und so wie er seinerley sagt, sagt er, und andere Alte, auch dieserley, meinerley, deinerley &c.

Doch ich eile zu einigen Artickeln aus dem Wörterbuche selbst.  
„Bieder; [f. Band V, S. 309.]

„Biedermann [f. daselbst.]

„Brunst. [S. 311.]

„Demmen. [S. 313.]

„Glitte, die. [S. 317.]

„Zinsichern, sich. [S. 324.]

„Noch, noch; [S. 334.]

Aber ich will aufhören, abzuschreiben. Ich weis gewiß, daß Sie den nun erst auferweckten Logau selbst vor die Hand nehmen, und studiren werden, sobald Ihnen ihre Umstände einen anhaltenden Fleiß wieder erlauben.

### Dritter Theil.

IV. Den 26. Julius. 1759.

#### Acht und vierzigster Brief.

Sie sollen befriediget werden! — Die grossen Lobsprüche, welche der nordische Aufseher in so manchen öffentlichen Blättern erhalten hat, haben auch meine Neugierde gereizet. Ich habe ihn gelesen; ob ich mir es gleich sonst fast zum Gesetze gemacht habe, unsere wöchentliche Moralisten ungelesen zu lassen.

Kopenhagen hat bereits an dem Fremden (einem Werke des seel. Hrn. Prof. Schlegels) eine dergleichen Schrift von sehr vorzüglichem Werthe aufzuweisen. Und nun kann es leicht kommen, daß der nordische Aufseher ein allgemeines Vorurtheil für die deutschen Werke des Wiges, welche in Dänemark erscheinen, veranlassen hilft. Und würde dieses Vorurtheil auch so ganz ohne Grund seyn? — Wenn unsere besten Köpfe, ihr Glück nur einigermassen zu machen, sich expatriiren müssen; wenn —

Ich will hiervon abbrechen, ehe ich recht anfange; ich möchte sonst alles darüber vergessen; Sie möchten, anstatt eines Urtheils über eine schöne Schrift, Satyre über unsere Nation, und Spott über die elende Denkungsart unserer Grossen zu lesen bekommen. Und was würde es helfen? —

Der nordische Aufseher hat mit dem fünften Jenner des Jahres 1758. angefangen, und hat sich in der Fortsetzung weder an einen gewissen Tag noch an eine gewisse Länge der einzelnen Stücke gebunden. Diese Freyheit hätten sich billig alle seine Vorgänger erlauben sollen. Sie würden dadurch nicht nur für ihre Blätter einen gewissen gefallenden Anschein der Ungezwungenheit, sondern auch viel wesentlichere Vortheile erhalten haben. Sie würden ihre Materien nicht so oft haben bald ausdehnen, bald zusammenziehen, bald trennen dürfen; sie hätten sich gewisser Umstände der Zeit zu gelegentlichen Betrachtungen besser bedienen können; sie hätten bald hitziger, bald bequemer arbeiten können &c.

Das ganze 1758ste Jahr bestehet aus sechzig Stücken, die einen ansehnlichen Band in klein Quart ausmachen. Der Herr Hofprediger Cramer hat sich auf dem Titel als Herausgeber genennt.\* Wie viel Antheil er aber sonst daran habe; ob er der einzige, oder der vornehmste Verfasser sey; wer seine Mitarbeiter sind: davon sucht der Leser vergebens einige nähere Nachricht. Er muß versuchen, wie viel er davon aus dem Stil und der Art zu denken, errathen kann.

Doch die wahren Verfasser ist aus den Gedanken zu lassen, so giebt der nordische Aufseher vor, daß er ein Sohn des Nestor Ironside sey, der ehemals das Amt eines Aufsehers der Sitten von Großbritannien übernahm, und mit allgemeinem Beyfalle verwaltete. Er heiße Arthur Ironside; seine Mutter sey die Wittwe eines deutschen Negocianten gewesen, die seinen Vater noch in seinem funfzigsten Jahre gegen die Liebe empfindlich gemacht habe; und vielleicht habe dieser nur deswegen von ihm geschwiegen, um sich nicht, dieser späten Liebe wegen, dem

\* Der nordische Aufseher, herausgegeben von Johann Andreas Cramer. Erster Band. Sechzig Stück. Kopenhagen und Leipzig bey Ackermann. 3 Alphab. 12 Bogen.

muthwilligen Wize der Spötter auszusetzen. Ein besondres Schicksal habe ihn genöthiget sein Vaterland zu verlassen, und er betrachte nun Dänemark als sein zweytes Vaterland, welchem er ohnedem, von seinen väterlichen Vorfahren her, eben so nahe als jenem angehöre; indem diese ursprünglich aus einem nordischen Geschlechte abstammten, welches mit dem Könige Knut nach England gekommen sey, und durch seine Tapferkeit nicht wenig zu den Eroberungen desselben beygetragen habe. — Hierauf beschreibt er, mit den eignen Worten seines Vaters, die Pflichten eines moralischen Aufsehers, und sagt: „Da ich schon „in einem Alter bin, wo ich die Einsamkeit eines unbekanntes und „ruhigen Privatlebens nicht verlassen und in Geschäften gebraucht zu „werden suchen kann, ohne mich dem Verdachte auszusetzen, daß ich „mehr von einem meinen Jahren unanständigen Ehrgeize, als von „einer uneigennütigen Begierde, meine Kräfte dem allgemeinen Besten „aufzuopfern, getrieben würde: So habe ich mich entschlossen, für „mein zweytes Vaterland zu thun, was mein Vater für England „gethan hat.“

Auf zwey Punkte verspricht er dabey seinen Fleis besonders zu wenden; auf die Erziehung der Jugend nehmlich, und auf die Leitung derjenigen, welche sich mit Lesung guter Schriften und mit den Wissenschaften abgeben, ohne eigentlich ein Geschäft aus ihrer Erlernung zu machen. Und er hat auch in der That, in Absicht auf beydes, in diesem ersten Bande bereits schon vieles geleistet. — Seine feinsten Anmerkungen über die beste Art der Erziehung, hat er in die Geschichte seiner eignen Erziehung gebracht,\* welche mehr als ein Stück einnimmt; in welcher aber vielleicht nicht alle Leser die eckeln Umschweife billigen möchten, mit welchen ihm sein Vater die ersten Gründe der Moral und geoffenbarten Religion beygebracht hat. Er erzehlt z. E.\*\* als ihm sein Vater mit den Lehren der Nothwendigkeit und dem Daseyn eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie, bekannt machen wollen: so habe er auch hier der Regel, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortzugehen, zu folgen gesucht, und sey einzig dar-

\* Stück 46. 47. 48.

\*\* Stück 50.



auf bedacht gewesen, ihn Jesum erst bloß als einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund, lieben zu lehren. Allein ich fürchte sehr, daß strenge Verehrer der Religion mit der gewaltsamen Ausdehnung dieser Regel nicht zufrieden seyn werden. Oder sie werden vielmehr nicht einmal zugeben, daß diese Regel hier beobachtet worden. Denn wenn diese Regel sagt, daß man in der Unterweisung von dem Leichten auf das Schwerere fortgehen müsse, so ist dieses Leichtere nicht für eine Verstümmelung, für eine Entkräftung der schweren Wahrheit, für eine solche Herabsetzung derselben anzusehen, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. Und darauf muß Nestor Tronside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott „zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend, in seinem dreißigsten Jahre mit einer so grossen Weisheit, als noch niemals einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt habe, solche herrliche und außerordentliche Thaten zu thun, als sonst niemand außer ihm verrichten können. — Heißt das den geheimnisvollen Begriff eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt, mit einem Worte, sein Kind so lange zum Socinianer machen, bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wenn kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter, dieses Geheimniß einzusehen, als wir es in unsrer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzufloßen, als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten? — Diese Anmerkung im Vorbeygehen!

Was der nordische Aufseher zum Besten der unstudirten Liebhaber guter Schriften gethan hat, beläuft sich ohngefähr auf sechs oder sieben neuere Autores, aus welchen er, nach einer kurzen Beurtheilung, besonders merkwürdige und lehrreiche Stellen beybringt. So preiset er z. E. in dem vierten und siebenden Stücke die Werke des Kanzlers Daguesseau an, und zwar mit diesem Zusage: „Ich kann nicht schliessen, ohne zur Ehre

„dieser Werke und zur Ehre fremder Sprachen zu wünschen, daß sie  
 „mit allen andern vortreflichen Arbeiten des menschlichen Verstandes  
 „einem jeden Uebersetzer unbekannt bleiben mögen, der nur mit der  
 „Hand und nicht mit dem Kopfe; der, mit einem Worte alles zu  
 „sagen, nicht wie Ramler und Ebert unter den Deutschen, und nicht  
 „wie Lodde unter uns übersezt. — In dem dreyzehnten Stücke  
 redet er von Youngs Nachtgedanken und Centaur. Was meinen  
 Sie aber, ist es nicht ein wenig übertrieben, wenn er von  
 diesem Dichter sagt? „Er ist ein Genie, das nicht allein weit über  
 „einen Milton erhoben ist, sondern auch unter den Menschen am  
 „nächsten an den Geist Davids und der Propheten grenzet ic. Nach  
 „der Offenbarung, sezt er hinzu, kenne ich fast kein Buch, welches  
 „ich mehr liebte; kein Buch, welches die Kräfte meiner Seele auf  
 „eine edlere Art beschäftigte, als seine Nachtgedanken. — Die übrigen  
 Schriftsteller, mit welchen er seine Leser unterhält, sind des  
 Bischofs Buttlers\* Analogie der natürlichen und geoffenbarten  
 Religion; Heinrich Beaumonts\*\* moralische Schriften; des  
 Hrn. Basedow\*\*\* praktische Philosophie für alle Stände; des  
 Marquis von Mirabeau† Freund des Menschen; und ein sehr  
 wohl gerathenes Gedicht eines Dänischen Dichters, des Hrn.  
 Tullin.††

Dieses letzte Gedicht führet den Titel: Ein Maytag. Es  
 ist, sagt der Aufseher, zwar nur durch eine von den gewöhnlichen  
 Gelegenheiten veranlaßt worden, die von unsern meisten  
 Dichtern besungen zu werden pflegen; es hat aber doch so viel  
 wahre poetische Schönheiten, daß es eine vorzügliche Aufmerksamkeit  
 verdienet. Erfindung, Anlage, Einrichtung und Aus-  
 führung verrathen einen von der Natur begünstigten Geist, der  
 noch mehr erwarten läßt. — Dieses Urtheil ist keine Schmei-  
 cheley; denn die Strophen welche er im Originale und in einer  
 Uebersetzung daraus anführt, sind so vortreflich, daß ich nicht  
 weiß, ob wir Deutsche jemals ein solches Hochzeitgedicht ge-  
 habt haben. Schließen Sie einmal von dieser einzigen Stelle  
 auf das Uebrige:

\* Stück 9 und 22.

\*\* Stück 21.

\*\*\* Stück 24. 29.

† Stück 34. 36. 38. 40.

†† Stück 52.

„Uuerschaffener Schöpfer, gnädig, weise, dessen Liebe unumschränkt  
 „ist; der du für jeden Sinn, damit man Dich erkennen möge, ein  
 „Paradies erschaffen hast, Du bist alles und alles in Dir; überall  
 „sieht man deinen Fußstapfen — —

„Du machst den Sommer, den Winter, den Herbst zu Predigern  
 „deiner Macht und Ehre. Aber der Frühling — was soll dieser seyn?  
 „O Erschaffer, er ist ganz Ruhm. Er redet zu den tauben ungläu-  
 „bigen Hauffen mit tausend Zungen. — —

„Er ist unter allen am meisten Dir gleich; er erschaffet, er bildet,  
 „er belebt, er erhält, er nähret, er giebt Kraft und Stärke; er ist —  
 „er ist beynah Du selbst. Wie wenig wissen von dieser Freude die,  
 „welche in dem Dunsie und Staube verschlossener Mauern, wenn die  
 „ganze Natur ruft: Komm! unter schweren Gedanken furchtsam  
 „lauren. 2c. G.

V. Den 2. August. 1759.

### Neun und vierzigster Brief.

Sie billigen die Anmerkung, die ich über die Methode des  
 Nestor Ironside, seinen Sohn den Erlöser kennen zu lehren,  
 gemacht habe; und wundern sich, wie der Aufseher eine so he-  
 terodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber  
 wissen sie denn nicht, daß ist ein guter Christ ganz etwas  
 anders zu seyn anfängt, als er noch vor dreyßig, funfzig  
 Jahren war? Die Orthodorie ist ein Gespötte worden; man  
 begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz, die man aus  
 dem Christenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte  
 der Freydenkerey aus, wenn man von der Religion über-  
 haupt nur fein enthusiastisch zu schwagen weiß. Behaupten Sie  
 z. E. daß man ohne Religion kein rechtschafner Mann  
 seyn könne; und man wird Sie von allen Glaubensartikeln den-  
 ken und reden lassen, wie sie immer wollen. Haben Sie vollends  
 die Klugheit, sich gar nicht darüber auszulassen; alle sie betref-  
 fende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzuleh-  
 nen: o so sind Sie vollends ein Christ, ein Gottesgelehrter, so  
 völlig ohne Tadel, als ihn die feinere religiöse Welt nur im-  
 mer verlangen wird.

Auch der nordische Aufseher hat ein ganzes Stück \* dazu angewandt, sich diese Mine der neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben. Er behauptet mit einem entscheidenden Tone, daß Rechtschaffenheit ohne Religion widersprechende Begriffe sind; und beweiset es durch — — durch weiter nichts, als seinen entscheidenden Ton. Er sagt zwar mehr als einmal denn; aber sehen Sie selbst wie bündig sein denn ist. „Denn, sagt er, ein „Mann, welcher sich mit Frömmigkeit brühet, ohne ehrlich und gerecht „gegen uns zu handeln, verdienet mit dem Namen eines Heuchlers „an seiner Stirne gezeichnet zu werden; und ein Mensch, welcher sich „rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob „er sich gleich von demjenigen befreyet achtet, was man unter dem „Namen der Frömmigkeit begreift, ist — — ein Lügner muß ich „sagen, wenn ich nicht strenge sondern nur gerecht urtheilen will; „weil er selbst gestehet, kein rechtschafner Mann gegen Gott zu „seyn. Ist alle Rechtschaffenheit eine getreue und sorgfältige Ueber- „einstimmung seiner Thaten mit seinen Verhältnissen gegen andere, „und wird eine solche Uebereinstimmung für nothwendig und schön er- „klärt: so kann sie nicht weniger nothwendig und rühmlich gegen „Gott seyn, oder man müßte läugnen, daß der Mensch gegen das „Wesen der Wesen in wichtigen Verhältnissen sünde. — — Was kann deutlicher in die Augen leuchten, als daß das Wort Re- ligion in dem Satze ganz etwas anders bedeutet, als er es in dem Beweise bedeuten läßt. In dem Satze heißt ein Mann ohne Religion, ein Mann, der sich von der geoffenbarten Re- ligion nicht überzeugen kann; der kein Christ ist: in dem Be- weise aber, ein Mann, der von gar keiner Religion wissen will. Dort ein Mann, der bey den Verhältnissen, die ihm die Vernunft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zeigt, stehen bleibt: Hier ein Mann, der durchaus gar keine solche Verhältnisse annehmen will. Diese Verwirrung ist unwider- sprechlich; und man muß sehr blödsinnig seyn, wenn man sich kann bereden lassen, daß das, was von dem einen dieser Per- sonen wahr sey, auch von dem andern gelten müsse. Und können Sie glauben, daß der Aufseher diesen Fehlerstreich

\* St. XI.

noch weiter treibet? Aus folgender Schilderung, die er von einem Manne ohne Religion macht, ist es klar. „Polidor, „höre ich zuweilen sagen, ist zu bedauern, daß er kein Christ ist. Er „denkt über die Religion bis zur Ausschweifung frey; sein Witze wird „unerschöpflich, wenn er anfängt ihre Vertheidiger lächerlich zu ma- „chen; aber er ist ein ehrlicher Mann; er handelt rechtschaffen; man „wird ihm keine einzige Ungerechtigkeit vorwerfen können :c. — Aber mit Erlaubnis; diesem Polidor fehlt es nicht bloß an Religion: er ist ein Narr, dem es an gesunder Vernunft fehlt; und von diesem will ich es selbst gern glauben, daß alle seine Tugenden, Tugenden des Temperaments sind. Denn muß er deswegen, weil er sich von einer geoffenbarten Religion nicht überzeugen kann, muß er deswegen darüber spotten? Muß er ihre Vertheidiger deswegen lächerlich machen? — Welche Gradation: ein Mann der von keiner geoffenbarten Religion überzeugt ist; ein Mann der gar keine Religion zugiebt; ein Mann, der über alle Religion spottet! Und ist es billig, alle diese Leute in eine Klasse zu werfen?

Das war also, gelinde zu urtheilen, eine Sophistery! Und nun betrachten sie seinen zweyten Grund, wo er das Wort Rechtschaffenheit in einem engern Verstande nimmt, und es seinen Gegnern noch näher zu legen glaubt. „Allein, sagt er, „wenn wir unter der Rechtschaffenheit auch nur die Pflichten der gesellschaftlichen Billigkeit und Gerechtigkeit verstehen wollten: So könnte „doch vernünftiger Weise nicht vermuthet werden, daß ein Mann „ohne Religion ein rechtschafner Mann seyn würde. Eigennuz, Zorn, „Eifersucht, Wollust, Rache und Stolz, sind Leidenschaften, deren „Anfälle jeder Mensch empfindet, und wer weiß nicht, wie gewaltig „diese Leidenschaften sind? Entsaugt nun ein Mensch der Religion; „entsaagt er künftigen Belohnungen; entsaagt er dem Wohlgefallen der „Gottheit an seinen Handlungen, und ist seine Seele gegen die Schrecken „ihrer Gerechtigkeit verhärtet: Was für eine Versicherung haben wir, „daß er den strengen Gesezen der Rechtschaffenheit gehorchen werde, „wenn aufgebrachte mächtige Leidenschaften die Beleidigung derselben „zu ihrer Befriedigung verlangen? — Uebermals die nehmliche Sophistery! Denn ist man denn schon ein Christ, (diesen versteht der Aufseher unter dem Manne von Religion) wenn man

künftige Belohnungen, einen Wohlgefallen der Gottheit an unsern Handlungen, und eine ewige Gerechtigkeit glaubet? Ich meine, es gehöret noch mehr dazu. Und wer jenes leugnet, leugnet der bloß die geoffenbarte Religion? Aber dieses bey Seite gesetzt; sehen Sie nur, wie listig er die ganze Streitfrage zu verändern weis. Er giebt es stillschweigend zu, daß ein Mann ohne Religion Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, haben könne; und fragt nur, was für eine Versicherung haben wir, daß er auch, wenn ihn heftige Leidenschaften bestürmen, wirklich so handeln werde, wo er nicht auch das und das glaubt? In dieser Frage aber, liegt weiter nichts, als dieses: daß die geoffenbarte Religion, die Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre. Und das ist wahr! Allein kömmt es denn bey unsern Handlungen, bloß auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Und wenn auch ein Mensch alles glaubet, was ihm die Offenbarung zu glauben befehlt, kann man nicht noch immer fragen, was für eine Versicherung haben wir, daß ihn dennoch die Leidenschaften nicht verhindern werden, rechtschaffen zu handeln? Der Aufseher hat diese Frage vorausgesehen; denn er fährt fort: „Allein von einem Manne, der wirklich Religion hat, und entschlossen ist, die Verbindlichkeiten zu erfüllen u. Und entschlossen ist! Gut! Diese Entschlossenheit kann aber auch die blossen Gründe der Vernunft, rechtschaffen zu handeln, begleiten.

Da ich zugegeben, daß die geoffenbarte Religion, unsere Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, vermehre: so sehen Sie wohl, daß ich der Religion nichts vergeben will. Nur auch der Vernunft nichts! Die Religion hat weit höhere Absichten, als den rechtschafnen Mann zu bilden. Sie setzt ihn voraus; und ihr Hauptzweck ist, den rechtschafnen Mann zu höhern Einsichten zu erheben. Es ist wahr, diese höhern Einsichten, können neue Bewegungsgründe, rechtschaffen zu handeln, werden, und werden es wirklich; aber folgt daraus, daß

die andern Bewegungsgründe allezeit ohne Wirkung bleiben müssen? Daß es keine Redlichkeit giebt, als diese mit höhern Einsichten verbundene Redlichkeit?

Vermuthen Sie übrigens ja nicht, daß der nordische Aufseher diese Behauptung, „wer kein Christ sey, könne auch kein ehrlicher Mann seyn,“ mit unsern Gottesgelehrten überhaupt gemein habe. Unsere Gottesgelehrten haben diese unbillige Strenge nie geäußert. Selbst das, was sie von den Tugenden der Heiden sagen, kömmt ihr noch lange nicht bey. Sie leugnen nicht, daß dieser ihre Tugenden Tugenden sind; sie sagen bloß, daß ihnen die Eigenschaft fehle, welche sie allein Gott vorzüglich angenehm machen könne. Und will der Aufseher dieses auch nur sagen; will er bloß sagen, daß alle Rechtschaffenheit, deren ein natürlicher Mensch fähig ist, ohne Glauben vor Gott nichts gelte: warum sagt er es nicht mit deutlichen Worten; und warum enthält er sich des Worts Glaube, auf welches alles dabey ankömmt, so sorgfältig?

Es sind überhaupt alle seine theologischen Stücke von ganz sonderbarem Schlage. Von einem einzigen lassen Sie mich nur noch ein Paar Worte sagen. Von demjenigen \* nehmlich, in welchem der Verfasser bestimmen will, „welche von allen Arten, „über das erste Wesen zu denken die beste sey?“ Er nimmt deren drey an. „Die erste, sagt er, ist eine kalte, metaphysische Art, die „Gott beynabe nur als ein Objekt einer Wissenschaft ansieht, und „eben so unbewegt über ihn philosophiret, als wenn sie die Begriffe „der Zeit oder des Raums entwickelte. Eine von ihren besondern „Unvollkommenheiten ist diese, daß sie in den Ketten irgend einer „Methode einhergeheth, welche ihr so lieb ist, daß sie jede frehere Erfindung einer über Gottes Grösse entzückten Seele fast ohne Untersuchung verwirft &c. Und weil wir durch diese Art von Gott „zu denken, beynabe unfähig werden, uns zu der höhern, von der ich „zuletzt reden werde, zu erheben, so müssen wir auf unsrer Hut sehn, „uns nicht daran zu gewöhnen. — Die zweyete Art, fährt er fort, „will ich die mittlere, oder um noch kürzer sehn zu können, Betrachtungen nennen. Die Betrachtungen verbinden eine frehere Ordnung

\* Stück XXV.

„mit gewissen ruhigen Empfindungen, und nur selten erheben sie sich  
 „zu einer Bewunderung Gottes. 2c. — Die dritte endlich ist, wenn  
 „die ganze Seele von dem, den sie denkt (und wen denkt sie?) so  
 „erfüllt ist, daß alle ihre übrige Kräfte von der Anstrengung ihres  
 „Denkens in eine solche Bewegung gebracht sind, daß sie zugleich und  
 „zu einem Endzweck wirken; wenn alle Arten von Zweifeln und Un-  
 „ruhen über die unbegreiflichen Wege Gottes sich verlieren; wenn wir  
 „uns nicht enthalten können, unser Nachdenken durch irgend eine kurze  
 „Ausrufung der Anbetung zu unterbrechen; wenn, wosfern wir drauf  
 „kämen, das, was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache  
 „zu wenige und schwache Worte dazu haben würde; wenn wir end-  
 „lich mit der allertiefsten Unterwerfung eine Liebe verbinden, die mit  
 „völliger Zuversicht glaubt, daß wir Gott lieben können, und daß wir  
 „ihn lieben dürfen.

Und diese letzte Art über Gott zu denken, wie Sie leicht  
 errathen können, ist es, welche der Verfasser allen andern vorzie-  
 het. Aber was hat er uns damit neues gesagt? — Doch wirk-  
 lich ist etwas neues darinn. Dieses nehmlich; daß er das den-  
 ken nennt, was andere ehrliche Leute empfinden heißen. Seine  
 dritte Art über Gott zu denken, ist ein Stand der Empfin-  
 dung; mit welchem nichts als undeutliche Vorstellungen verbun-  
 den sind, die den Namen des Denkens nicht verdienen. Denn  
 überlegen Sie nur, was bey einem solchen Stande in unsrer  
 Seele vorgeht, so werden Sie finden, daß diese Art über Gott  
 zu denken, nothwendig die schlechteste Art zu denken seyn muß.  
 Als diese ist sie von gar keinem Werthe; als das aber, was  
 sie wirklich ist, von einem desto größern. Bey der kalten Spe-  
 culation gehet die Seele von einem deutlichen Begriffe zu dem  
 andern fort; alle Empfindung die damit verbunden ist, ist die  
 Empfindung ihrer Mühe, ihrer Anstrengung; eine Empfindung,  
 die ihr nur dadurch nicht ganz unangenehm ist, weil sie die  
 Wirksamkeit ihrer Kräfte dabey fühlet. Die Speculation ist  
 also das Mittel gar nicht, aus dem Gegenstande selbst, Ver-  
 gnügen zu schöpfen. Will ich dieses, so müssen alle deutliche  
 Begriffe, die ich mir durch die Speculation von den verschiedenen  
 Theilen meines Gegenstandes gemacht habe, in eine gewisse  
 Entfernung zurückweichen, in welcher sie deutlich zu seyn aufhö-



ren, und ich mich bloß ihre gemeinschaftliche Beziehung auf das Ganze zu fassen, bestrebe. Je mehr diese Theile alsdenn sind, je genauer sie harmoniren; je vollkommner der Gegenstand ist: desto grösser wird auch mein Vergnügen darüber seyn; und der vollkommenste Gegenstand wird nothwendig auch das größte Vergnügen in mir wirken. Und das ist der Fall, wenn ich meine Gedanken von Gott in Empfindungen übergehen lasse.

Ich errege dem Verfasser keinen Wortstreit. Denn es ist kein Wortstreit mehr, wenn man zeigen kann, daß der Mißbrauch der Wörter auf wirkliche Irrthümer leitet. So sieht er es z. E. als einen grossen Vorzug seiner dritten Art über Gott zu denken an, „daß, wofern wir darauf kämen, das was wir denken, durch Worte auszudrücken, die Sprache zu wenige „und schwache Worte dazu haben würde.“ Und dieses kommt doch bloß daher, weil wir alsdenn nicht deutlich denken. Die Sprache kann alles ausdrücken, was wir deutlich denken; daß sie aber alle Nuancen der Empfindung sollte ausdrücken können, das ist eben so unmöglich, als es unnöthig seyn würde.

Doch dieser Irrthum ist bey ihm nur der Uebergang zu einem grössern. Hören Sie, was er weiter sagt: „Wofern man „im Stande wäre, aus der Reihe, und daß ich so sage, aus dem „Gedrengte dieser schnellfortgesetzten Gedanken, dieser Gedanken von so „genauen Bestimmungen, einige mit Kaltinn herauszunehmen, und sie „in kurze Sätze zu bringen: was für neue Wahrheiten von Gott „würden oft darunter seyn! — Keine einzige neue Wahrheit! Die Wahrheit läßt sich nicht so in dem Taumel unsrer Empfindungen haschen! Ich verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so etwas auch nur vermuthen zu können. Er sieht an der wahren Quelle, aus welcher alle fanatische und enthusiastische Begriffe von Gott geflossen sind. Mit wenig deutlichen Ideen von Gott und den göttlichen Vollkommenheiten, setzt sich der Schwärmer hin, überläßt sich ganz seinen Empfindungen, nimmt die Lebhaftigkeit derselben für Deutlichkeit der Begriffe, wagt es, sie in Worte zu kleiden und wird, — ein Böhme, ein Pordage. —

Jene erste kalte methaphysische Art über Gott zu denken, von welcher der Verfasser so verächtlich urtheilet, daß er unter

andern auch sagt: „Unterdeß wird sich ein wahrer Philosoph, ich „meine einen, den sein Kopf und nicht bloß die Methode dazu gemacht hat, bisweilen darauf einlassen, um sich durch die Neuheit zu „verfahren, aufzumuntern: Jene Art, sage ich, muß gleichsam der Probierstein der Dritten, ich meine aller unsrer Empfindungen von Gott seyn. Sie allein kann uns versichern, ob wir wahre, anständige Empfindungen von Gott haben; und der hitzige Kopf, der sich nur bisweilen darauf einläßt, um sich, durch die Neuheit zu verfahren, aufzumuntern — von dem wollte ich wohl wetten, daß er nicht selten, eben am allerunwürdigsten von Gott denkt, wenn er am erhabensten von ihm zu denken glaubt. G.

VI. Den 9 Augusti. 1759.

### Funfzigster Brief.

„So bekannt gewisse Wahrheiten der Sittenlehre sind, sagt der nordische Aufseher an einem Orte, „so oft sie wiederholt und in so „veränderten Arten des Vortrags sie auch ausgebreitet worden sind: „So wenig dürfen sich doch Lehrer der Tugend und der wahren Glückseligkeit des Menschen von der Furcht, daß die Welt ihrer endlich „überdrüssig und müde werden möchte, zurückhalten lassen, ihr Andenken, so oft sie können, zu erneuern. Wenn sie dieses unterließen, „und sich hüten wollten, nichts zu sagen, was nicht original und neu, zu seyn scheinen könnte: So würden sie dadurch eine unanständige „Eitelkeit verrathen. Man würde sie nicht ohne Grund beschuldigen „dürfen, daß sie bey den Arbeiten ihres Geistes mehr die Bewunderung, als den Nutzen ihrer Leser zum Augenmerke hätten, und, indem sie sich Mühe gäben, die Neubegierde derselben zu beschäftigen, „nur dem Stolze ihres Verstandes zu schmeicheln suchten. Ich hoffe, „daß ich wider diesen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller auf „meiner Hut seyn werde.\* —

Ja, das Lob muß man ihm lassen! Er ist wider diesen Fehler sehr auf seiner Hut gewesen. Nur thut er unrecht, daß er ihn einen gemeinen Fehler moralischer Schriftsteller nennt. Das Gegentheil desselben ist wenigstens ein eben so gemeiner Fehler. Und noch dazu mit diesem Unterschiede, daß jenes mei-

\* Zu Anfange des XX. Stückes.

stentheils der Fehler guter, und dieses der Fehler schlechter Scribenten ist. Der gute Scribent will entweder ein vollständiges System der Moral liefern; und alsdenn würde er freylich sehr thöricht handeln, wenn er sich nur auf diejenigen Wahrheiten einschränken wollte, welche original und neu scheinen könnten. Oder er hat eine freyere Absicht, und will sich bloß über diejenigen einzeln Wahrheiten auslassen, die ihm besonders wichtig dünken, und über die er am meisten nachgedacht zu haben glaubet. In diesem Falle hütet er sich sorgfältig, bekannte Wahrheiten und gemeinnützige Wahrheiten für einerley zu halten. Er weiß, daß viel bekannte Wahrheiten nichts weniger als gemeinnützig, und viel gemeinnützige, oder doch solche die es werden können, nichts weniger als bekannt sind. Wenn er nun auf diese legt, wie billig, sein vornehmstes Augenmerk richtet, so kann es nicht fehlen, er wird sehr oft original und neu nicht bloß scheinen, sondern wirklich seyn. Der schlechte Scribent hingegen, der das Bekannteste für das Nützlichste hält, hohlet vergebens, sich einzig durch seine gute Absicht lesenswürdig zu machen. Ist er nun vollends gar so schlecht, daß auch nicht einmal seine Einkleidungen der abgedroschensten Wahrheiten original und neu sind: was hat er denn noch, meine Neubegierde im geringsten zu reizen?

Um diese Einkleidungen, an welchen die moralischen Wochenblätter der Engländer so unerschöpflich sind, scheint sich der nordische Aufseher wenig bekümmert zu haben. Er moralisiret grade zu; und wenn er nicht noch dann und wann von erdichteten Personen Briefe an sich schreiben liesse, so würden seine Blätter ohne alle Abwechslung seyn. Ich wüßte Ihnen nicht mehr als deren zwey zu nennen, von welchen es sich noch endlich sagen liesse, daß seine Erfindungskraft einige Unkosten dabey gehabt habe. Das eine\* ist eine Allegorie von dem Vorzuge der schönen Wissenschaften vor den schönen Künsten. Aber was ist auch die beste Allegorie? Und diese ist noch lange keine von den besten. Das zweyte\*\* ist eine satyrische Nachricht von einer Art neuer Amazonen; und diese ist in der That mit vie-

\* Stück XLIII.

\*\* Stück LIV.

lem Geiste geschrieben. Sie haben das Sinnreichste in dem ganzen nordischen Aufseher gelesen, wenn Sie dieses Stück gelesen haben. Erlauben Sie mir also das Vergnügen, Ihnen die wesentlichsten Stellen daraus abzuschreiben.

„Die Gesellschaft der neuen Amazonen ist, so viel ich noch in  
 „Erfahrung bringen können, nicht zahlreich; unterdeß ist sie doch sehr  
 „furchtbar, und zwar ihrer geheimen Unternehmungen wegen, die nach  
 „sichern Nachrichten auf nichts geringers, als auf die Errichtung eines  
 „Universaldespotismus abzielen. — Sie sollen aber ihre gewalthätigen  
 „Absichten weniger durch offenbare Feindseeligkeiten, als durch die Künste  
 „einer sehr feinen Politik auszuführen suchen. Weil sie sich vorgesetzt  
 „haben, sowohl über die ige, als über die künftige Männerwelt  
 „eine despotische Gewalt auszuüben; denn die Gewalt über die Herzen  
 „haben die Damen schon lange behauptet: So sollen ihre Anstalten  
 „besonders wider unsre jungen Herren gerichtet seyn. Sie haben be-  
 „merkt, daß ein höherer Verstand allezeit über einen schwächern herr-  
 „sche. In dieser Ueberzeugung suchen sie es bey ihnen so weit zu  
 „bringen, daß sie die Ausbildung ihres Geistes unterlassen, ihre Seele  
 „mit Kleinigkeiten beschäftigen, und dadurch zu den eigentlichen männ-  
 „lichen Geschäften und Angelegenheiten unfähig werden mögen. Sie  
 „selbst stellen sich an, als wenn man weder Vernunft noch Witz nöthig  
 „hätte, ihnen zu gefallen; als wenn man ihnen mit ernsthaften und  
 „nützlichen Unterredungen überläßig würde; als wenn sie sich wirklich  
 „mit leeren Complimenten, Artigkeiten und lächerlichen Einfällen be-  
 „friedigen ließen; als wenn sie vor dem bloßen Namen eines Buches  
 „erschrecken, und durch nichts, als Spielwerke glücklich wären. Allein  
 „das ist lauter Politik und List, und so scharfsichtige Augen, als die  
 „meinigen, lassen sich von dieser Verstellung nicht hintergehen. Ich  
 „bedauere nur unsre jungen Herren, welche die Neze gar nicht zu se-  
 „hen scheinen, die ihnen auf eine so feine Art gelegt werden. Um sie  
 „nach und nach ganz unmännlich zu machen, gewöhnen sie dieselben  
 „zum Geschmacke am Puz, zur Veränderung der Moden, und zu  
 „einer ganz frauenzimmerlichen Eitelkeit und Weichlichkeit. Und man  
 „muß erstaunen, wenn man sieht, wie sehr ihnen alle diese feindseli-  
 „gen Anschläge auf den Umsturz der igen Einrichtung der Welt zu  
 „gelingen anfangen. Denn man betrachte nur viele von unsern jun-  
 „gen Herren. Sie kleiden sich nicht etwa ordentlich und anständig;

„sie puzen sich und sind länger vor ihrem Nachttische, als die meisten  
 „Damen; sie sind so stolz auf einen gutfrisirten, wohlgepuderten Kopf;  
 „sie sind so weichlich; sie können so wenig Bitterung und Kälte ver-  
 „tragen; sie haben sogar auch schon ihre Vapeurs und Humeurs,  
 „und wenn die Natur nur ihr Gesicht verändern wollte, so könnte  
 „man einige ganz füglich in Schnürleibern gehen lassen. Wissenschaft  
 „und Geschmack zu haben, darauf machen viele gar keinen Anspruch;  
 „in guten Büchern zu lesen, würde eine Galeerenarbeit für sie seyn;  
 „und wenn sie nicht noch zuweilen mit wirklichen Männern zu thun  
 „hätten, so würden sie gar nichts mehr wissen. So weit haben es  
 „schon unsere Amazonen gebracht. Wie weit dieses noch in der Folge  
 „gehen könne, und ob nicht unsere Jünglinge mit der Zeit, wenn sie  
 „nicht bald auf ihre Vertheidigung denken, Knötchen machen und ihren  
 „Strickbeutel mit in Gesellschaft werden bringen müssen, das will ich  
 „der Ueberlegung und Beurtheilung aller nachdenkenden Leser überlassen.

„Man darf eben nicht glauben, daß die Amazonen ihre Unter-  
 „nehmungen bloß auf unsere jüngere Welt einschränken. Einigen von  
 „ihnen, die verheyrathet sind, soll es schon gelungen seyn, den Des-  
 „potismus, auf den ihre Anschläge abzielen, in ihren Häusern einzu-  
 „führen. Denn ich habe in Erfahrung gebracht, daß sich Männer  
 „bequemt haben, die Verwaltung der Küche und andere wirthschaftliche  
 „Verrichtungen über sich zu nehmen, die man sonst nur unter die Ge-  
 „schäfte des Frauenzimmers gerechnet hat. Der demüthige Mann hält  
 „es für seine Schuldigkeit und Ehre den Einkauf dessen, was in der  
 „Küche nöthig ist, und die Anordnung der Mahlzeiten nach dem Ge-  
 „schmacke seiner hochgebietenden Amazone zu besorgen, und mit eini-  
 „gen soll es auch so weit schon gekommen seyn, daß sie bey der Zu-  
 „bereitung der Speisen gegenwärtig sind, und einen Pudding oder  
 „Kostbeef so gut zu machen wissen, als die angelernteste Köchin.  
 „Man darf, um davon versichert zu werden, nur ein wenig in der  
 „Welt Achtung geben. Denn einige Männer haben an ihren neuen  
 „Geschäften so viel Geschmack gewonnen, daß sie ihre Gelehrsamkeit  
 „auch in Gesellschaften hören lassen &c.

„Weil die Amazonen verhersehen, daß sie, um ihr Project eines  
 „Universaldespotismus auszuführen, nicht allein Verschlagenheit und List,  
 „sondern auch die Stärke, die Kühnheit, die Dreistigkeit und Uner-  
 „schrockenheit der Männer nöthig haben möchten: so haben sie auch schon

„deswegen die nöthigen Maasregeln genommen. Eben hieraus soll die so  
 „weit getriebene Entblößung einiger Frauenzimmer entspringen, denen  
 „andre bloß aus Unwissenheit und um modisch zu sehn, nachfolgen.  
 „Man glaubt gemeiniglich, daß es geschehe, Reizungen zu zeigen, die  
 „billig verborgen bleiben sollten. Allein man irrt sich sehr, und ich  
 „habe die wahre Ursache entdeckt. Es geschiehet bloß, um sich an die  
 „Kälte zu gewöhnen, weil sie nicht wissen, ob sie nicht mit der Zeit  
 „genöthigt sein möchten, Wintercampagnen zu thun.

„Eben daher kömmt es, daß einige nicht mehr erröthen, andere den  
 „jungen Herren und Männern so dreist ins Gesicht sehen, andere in der  
 „Komödie über die Zweydeutigkeiten, bey deren Anhörung man sonst,  
 „wenn man auch lächelte, das Gesicht doch hinter den Fächer zu ver-  
 „bergen pflegte, so laut und dreist lachen, als die kühnste und unver-  
 „schämteste Mannsperson. Eben daher kömmt es auch, daß viele in  
 „den Betheuerungen so geschickt sind, die sich sonst die Kriegsmänner  
 „vorbehielten, und noch andere bis in die späteste Mitternacht wachen,  
 „um der gefährlichen Abendluft gewohnt zu werden.

Ich will nicht untersuchen, ob dieser Einfall dem nordischen  
 Aufseher ganz eigen ist; genug er ist schön, und nicht übel,  
 obgleich ein wenig zu schwaghast, ausgeführt. Viel Worte ma-  
 chen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten  
 aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man  
 dreyimal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen  
 kann: das ist überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen  
 von den Mitarbeitern an dieser Wochenschrift, der die meisten  
 Stücke geschrieben zu haben scheint. Sein Stil ist der schlechte  
 Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche  
 Pnev mata herprediget, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende  
 derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben,  
 und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu ver-  
 stehen. — Ich kenne nur einen einzigen geistlichen Redner igt  
 in unserer Sprache, der noch tollere Perioden macht. Vielleicht  
 unterhalte ich Sie einmal von ihm. —

Izt aber lassen Sie mich Ihnen noch den Beweis vorlegen,  
 wie unbeschreiblich schwaghast der nordische Aufseher oft ist. Es  
 wird mir Mühe kosten, die Stelle, die ich in dieser Absicht an-  
 führen muß, abzuschreiben; aber ein Fehler, wenn er zu einer

ungewöhnlichen Grösse getrieben worden, ist doch ein merkwürdiges Ding; ich will mich die Mühe also immer nicht verdriessen lassen. Der Aufseher will in dem zweyten Stücke von der Fähigkeit, die Glückseligkeit andrer zu empfinden, reden und fängt an: „Derjenige, dessen Geist in den kleinen Bezirken seiner „persönlichen und häuslichen Vortheile eingeschränkt bleibt, und „unfähig zur Empfindung andrer Glückseligkeiten ist, die nicht aus „den Vergnügen der Sinne, aus der Befriedigung eigennütziger Leidenschaft, oder aus dem Glücke seiner Familie entspringen, kömmt „mir wie ein Mensch vor, der ein kurzes und blödes Gesicht hat.“ — Das Gleichniß ist gut; aber nun hören Sie, wie schülerhaft er es ausdehnt. — „Der Kurzsichtige kennt die Natur weder in „ihrer Erösse, noch in ihrer vollen Schönheit und Pracht; er sieht „dieselbe, so zu sagen, nur im kleinen und nicht einmal deutlich! Was „entbehrt er nicht, und wie wenig faßt sein Auge von den unzählbaren und bis ins Unendliche veränderten Wundern der Schöpfung! „Wie unzählbare, mannichfaltige Aussichten, die ein stärkeres Auge „mit einem fröhlichen Erstaunen betrachtet, sind für ihn, als wären „sie gar nicht in der Natur, und wer kann die herrlichen und entzückenden Auftritte alle zählen, die vor ihm ungesehen und unbewundert vorübergehen? Die Sonne hat für ihn weniger Licht und der „Himmel wenig Gestirne, und wie viel Schönheiten verlieret er nicht „auf der Erde? Wenn andre Augen, die in die Weite reichen, in der „Entfernung tausend grosse und herrliche Gegenstände auf einmal und „ohne Verwirrung übersehen, und mit einem Blicke in dieser Weite „Anhöhen und fruchtbare Thäler, und in jener Entfernung blühende „Wiesen und einen weit gestreckten Wald entdecken, so erblickt er „kaum die Blumen, die unter seinen Füßen aufwachsen, und selbst „von diesen bleiben ihm mannichfaltige Reizungen verborgen, die ein „schärferes Auge in ihrem künstlichen Gewebe wahrnimmt. Alles ist „vor ihm, wie mit einem Nebel überzogen; ganze Gebürge verlieren „sich in seinen Augen in Hügel; stolze Palläste bey einem gewissen „Abstände von ihm in Dorfhütten, und vielleicht ganze Landschaften „in einen grünen, mit einigen Gebüschen durchwachsenen Grasplatz. „Dem besten Auge hingegen ist ein jeder Theil der Materie bevölkert, „und ihm wimmelt vielleicht ein jedes Laub von Einwohnern, wenn „dem Kurzsichtigen die Natur fast eine Wüste, einsam und leer von

„Bewegung und Leben zu sehn scheint! Wie unvollkommen müssen  
 „nicht seine Vorstellungen von der Erösse, Ordnung, und Vollkommen-  
 „heit der Natur, von ihrer angenehmen Mannichfaltigkeit und Kunst  
 „bey ihrer so erhabenen Einfalt und Gleichförmigkeit, und von ihrer  
 „bis zur Unbegreiflichkeit bewundernswürdigen Harmonie in allen ih-  
 „ren unzählbaren Abwechslungen seyn, und wie unglücklich ist der  
 „nicht, wenn er nicht mehr errathen, als sehen, und seinem schwachen  
 „Gesichte nicht mit seinem Verstande zu Hülfe kommen kann! Er  
 „muß mit seinen Freuden zu geizen wissen, wenn er mit ihrem klei-  
 „nen Vorrathe auskommen will, da derjenige, welcher gute Augen  
 „gut zu gebrauchen weiß, im Genusse fast verschwendrisch seyn mag,  
 „indem er sich nur umsehen darf, um im Ueberflusse neue Reizungen,  
 „neue Schönheiten und Belustigungen zu entdecken. —

Noch nicht aus? — Ja; nun ist es einmal aus, das ewige  
 Gleichniß! Der Aufseher fährt fort: „Eben so ist es mit denje-  
 „nigen beschaffen u. und, Gott sey Dank, wir sehen wieder Land!  
 Was sagen Sie dazu? Giebt es bey allen guten und schlechten  
 Scribenten wohl ein ähnliches Exempel, wo man, über das  
 Gleichniß, die Sache selbst so lange und so weit aus dem Ge-  
 sichte verlieret? G.

VII. Den 16 August. 1759.

### Ein und funfzigster Brief.

In das Feld der schönen Wissenschaften und der Critik ist  
 der nordische Aufseher nur selten übergegangen.

Von den drey eingerückten Oden, die ohne Zweifel den Herrn  
 Cramer selbst zum Verfasser haben, (die eine auf die Geburt,\*  
 die andere auf das Leiden des Erlösers,\*\* und die dritte auf  
 den Geburtstag des Königs,\*\*\*) von diesen verlangen Sie mein  
 Urtheil nicht; das weiß ich schon. Herr Cramer ist der vor-  
 trefflichste Versificateur; dafür erkennen wir ihn beyde. Daß  
 aber sein poetisches Genie, wenn man ihm überhaupt noch ein  
 poetisches Genie zugestehen kann, sehr einförmig ist, das haben  
 wir oft beyde betauert. Wer eine oder zwey von seinen so ge-  
 nannten Oden gelesen hat, der hat sie ziemlich alle gelesen.

\* Stück LIX.

\*\* Stück XV.

\*\*\* Stück XVIII.



In allen findet sich viel poetische Sprache, und die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; aber auch allen mangelt der schöne versteckte Plan, der auch die kleinste Ode des Pindars und Horatz zu einem so sonderbaren Ganzen macht. Sein Feuer ist, wenn ich so reden darf, ein kaltes Feuer, das mit einer Menge Zeichen der Ausrufung und Frage, blos in die Augen leuchtet.

Es kommen aber noch zwey andere Gedichte vor, die meine Aufmerksamkeit ungleich mehr an sich gezogen haben. Das Klopstockische Siegel ist auf beyden; und das läßt sich so leicht nirgends verkennen. Von dem einen zwar, welches ein geistliches Lied\* auf die Auferstehung des Erlösers ist, weiß ich auch nicht viel sonderliches zu sagen. Es ist, — wie des Herrn Klopstocks Lieder alle sind; so voller Empfindung, daß man oft gar nichts dabey empfindet. Aber das zweyte ist desto merkwürdiger. Es sind Betrachtungen über die Allgegenwart Gottes, oder vielmehr, des Dichters ausgedrückte Empfindungen über dieses grosse Object. Sie scheinen sich von selbst in symmetrische Zeilen geordnet zu haben, die voller Wohlklang sind, ob sie schon kein bestimmtes Sylbenmaaß haben. Ich muß eine Stelle daraus anführen, um Ihnen einen deutlichern Begriff davon zu machen.

Als du mit dem Tode gerungen,  
 Mit dem Tode!  
 Heftiger gebetet hattest!  
 Als dein Schweiß und dein Blut  
 Auf die Erde geronnen war;  
 In der ersten Stunde  
 Thatest du jene grosse Wahrheit kund,  
 Die Wahrheit seyn wird,  
 So lange die Hülle der ewigen Seele  
 Staub ist!  
 Du standest, und sprachest  
 Zu den Schlafenden:  
 Willig ist eure Seele;  
 Allein das Fleisch ist schwach.

\* Stück XVI.

Dieser Endlichkeit Loos,  
 Diese Schwere der Erde,  
 Fühlt auch meine Seele,  
 Wenn sie zu Gott, zu Gott!  
 Zu dem Unendlichen!  
 Sich erheben will!

Anbetend, Vater, sink ich in Staub und steh!  
 Vernimm mein Flehn, die Stimme des Endlichen!  
 Mit Feuer taufe meine Seele,  
 Daß sie zu dir sich, zu dir, erhebe!

Allgegenwärtig, Vater, umgiebst du mich! — —  
 Steh hier, Betrachtung, still, und forsche  
 Diesem Gedanken der Wonne nach!

Und dieses vorbereitende Gebet ist der Anfang des Gedichts selbst. Ein würdiger Anfang! Aber wenn ich Ihnen sagen sollte, was ich denn nun aus dem Folgenden, von der Allgegenwart Gottes mehr gelernt, als ich vorher nicht gewußt; welche von meinen dahin gehörigen Begriffen, der Dichter mir mehr aufgeklärt; in welcher Ueberzeugung er mich mehr bestärket: so weiß ich freylich nichts darauf zu antworten. Eigentlich ist das auch des Dichters Werk nicht. Genug, daß mich eine schöne, prächtige Tirade, über die andere, angenehm unterhalten hat; genug, daß ich mir, während dem Lesen, seine Begeisterung mit ihm zu theilen, geschienen habe: muß uns denn alles etwas zu Denken geben?

Ich hebe meine Augen auf, und sehe,  
 Und siehe, der Herr ist überall!  
 Erde, aus deren Staube  
 Der erste der Menschen geschaffen ward,  
 Auf der ich mein erstes Leben lebe!  
 In der ich verwesen,  
 Aus der ich auferstehen werde!  
 Gott, Gott würdigt auch dich,  
 Dir gegenwärtig zu sehn!

Mit heiligem Schauer  
 Brech ich die Blum ab!

Gott machte sie!

Gott ist, wo die Blum' ist!

Mit heiligem Schauer

Fühl ich das Wehn,

Hier ist das Rauschen der Lüfte!

Er hieß sie wehen und rauschen,

Der Ewige!

Wo sie wehen, und rauschen,

Ist der Ewige!

Freu dich deines Todes, o Leib!

Wo du verwesen wirst,

Wird der Ewige sehn!

Freu dich deines Todes, o Leib!

In den Tiefen der Schöpfung,

In den Höhen der Schöpfung,

Werden deine Trümmern verwehn!

Auch dort, Verweser, Verstäubter,

Wird er sehn der Ewige!

Die Höhen werden sich bücken!

Die Tiefen sich bücken!

Wenn der Allgegenwärtige nun

Wieder aus Staube

Unsterbliche schafft!

Halleluja dem Schaffenden!

'Dem Tödtenden Halleluja!

Halleluja dem Schaffenden!

In diesem stürmischen Feuer ist das ganze Stücke geschrieben. — Aber was sagen Sie zu der Versart; wenn ich es anders eine Versart nennen darf? Denn eigentlich ist es weiter nichts als eine künstliche Prosa, in alle kleinen Theile ihrer Perioden aufgelöset, deren jeden man als einen einzeln Vers eines besondern Sylbenmaasses betrachten kann. Sollte es wohl nicht rathsam seyn, zur musikalischen Composition bestimmte Gedichte in diesem profaischen Sylbenmaasse abzufassen? Sie wissen ja, wie wenig es dem Musikus überhaupt hilft, daß der Dichter ein wohlklingendes Metrum gewählet, und alle Schwierigkeiten desselben sorgfältig und glücklich überwunden hat. Oft ist es ihm so gar

hinderlich, und er muß, um zu seinem Zwecke zu gelangen, die Harmonie wieder zerstören, die dem Dichter so unsägliche Mühe gemacht hat. Da also der prosaische Wohlklang entweder von dem musikalischen verschlungen wird, oder wohl gar durch die Collision leidet, und Wohlklang zu seyn aufhört; wäre es nicht besser, daß der Dichter überhaupt für den Musikus in gar keinem Sylbenmaasse schriebe, und eine Arbeit gänzlich unterliesse, die ihm dieser doch niemals danket? — Ja ich wollte noch weiter gehen, und diese freye Versart so gar für das Drama empfehlen. Wir haben angefangen, Trauerspiele in Prosa zu schreiben, und es sind viel Leser sehr unzufrieden damit gewesen, daß man auch diese Gattung der eigentlichen Poesie dadurch entreißen zu wollen scheint. Diese würden sich vielleicht mit einem solchen Quasi-Metro befriedigen lassen; besonders wenn man ihnen sagte, daß z. E. die Verse des Plautus nicht viel gebundener wären. Der Scribent selbst behielt dabey in der That alle Freyheit, die ihm in der Prose zustatten kömmt, und würde bloß Anlaß finden, seine Perioden desto symmetrischer und wohlklingender zu machen. Wie viel Vortheile auch der Schauspieler daraus ziehen könnte, will ich igt gar nicht erwähnen; wenn sich nemlich der Dichter bey der Abtheilung dieser freyen Zeilen nach den Regeln der Declamation richtete, und jede Zeile so lang oder kurz machte, als jener jedesmal viel oder wenig Worte in einem Athem zusammen aussprechen müßte. &c.

Das einzige Stück des nordischen Aufsehers, welches in die Critik einschlägt, ist das sechs und zwanzigste, und handelt von den Mitteln, durch die man den poetischen Stil über den prosaischen erheben könne und müsse. Es ist sehr wohl geschrieben, und enthält vortrefliche Anmerkungen. — Gleich Anfangs merket der Verfasser an, daß keine Nation weder in der Prose noch in der Poesie vortreflich geworden ist, die ihre poetische Sprache nicht sehr merklich von der prosaischen unterschieden hätte. Er beweiset dieses mit dem Exempel der Griechen Römer, Italiäner und Engländer. Von den Franzosen aber sagt er: „Die Franzosen, welche die Prose der Gesellschaften, und „was derselben nahe kömmt, mit der meisten Feinheit und vielleicht am „besten in Europa schreiben, haben ihre poetische Sprache unter allen

„am wenigsten von der profaischen unterschieden. Einige von ihren  
 „Genies haben selbst über diese Fesseln geklagt, die sich die Nation von  
 „ihren Grammaticis und von ihren Petitsmaiters hat anlegen lassen.  
 „Unterdeß würde man sich sehr irren, wenn man glaubte, daß ihre  
 „Poesie gar nicht von ihrer Prose unterschieden wäre. Sie ist dieses  
 „bisweilen sehr; und wenn sie es nicht ist: so haben wir wenigstens  
 „das Vergnügen, da, wo wir bey ihnen den poetischen Ausdruck ver=  
 „missen, schöne Prose zu finden: ein Vergnügen, das uns diejenigen  
 „unter den Deutschen selten machen, welche an die wesentliche Verschie=  
 „denheit der poetischen und der profaischen Sprache so wenig zu den=  
 „ken scheinen.“ — Er kömmt hierauf auf die Mittel selbst, wo=  
 „durch diese Verschiedenheit erhalten wird. Das erste ist die sorg=  
 „fältige Wahl der Wörter. Der Dichter muß überall die edelsten  
 „und nachdrücklichsten Wörter wählen. Unter die letztern zehlet  
 „er auch diejenigen, die mit Geschmack zusammen gesetzt sind.  
 „Es ist, sagt er, der Natur unserer Sprache gemäß, sie zu brauchen.  
 „Wir sagen so gar im gemeinen Leben: Ein gottesvergefener Mensch.  
 „Warum sollten wir also den Griechen hierinn nicht nachahmen, da uns  
 „unsere Vorfahren schon lange die Erlaubniß dazu gegeben haben?“ —  
 „Das zweyte Mittel bestehet in der veränderten Ordnung der  
 „Wörter; und die Regel der zu verändernden Wortfügung ist  
 „diese: Wir müssen die Gegenstände, die in einer Vorstellung  
 „am meisten rühren, zu erst zeigen. — „Aber nicht allein die Wahl  
 „guter Wörter, fährt der Verfasser fort, und die geänderte Verbin=  
 „dung derselben unterscheiden den poetischen Perioden von dem profais=  
 „schen. Es sind noch verschiedene von denen anscheinenden Kleinigkei=  
 „ten zu beobachten, durch welche Virgil vorzüglich geworden ist, was  
 „er ist. Ich nehme an, daß die Wörter des Perioden und die Ord=  
 „nung derselben, der Handlung, die der Periode ausdrücken soll, ge=  
 „mäß sind. Aber gleichwohl gefällt er noch nicht genug. Hier ist eine  
 „Redensart, wo nur ein Wort seyn sollte. Und nichts tödtet die  
 „Handlung mehr, als gewisse Begriffe in Redensarten ausdehnen. Es  
 „kann auch bisweilen das Gegentheil seyn. Hier sollte eine glückliche  
 „Redensart stehen. Der Gedanke erfordert diese Ausbildung. Dort  
 „sind die Partikeln langweilig, welche die Glieder des Perioden fast  
 „unmerklich verbinden sollten. Sie finds unter andern, wenn sie zu  
 „viel Sylben haben. Ein: dem ungeachtet könnte die schönste Stelle

„verderben. Sie sinds ferner, wenn sie da gesetzt werden, wo sie, ohne daß die Deutlichkeit oder der Nachdruck darunter litte, wegbleiben könnten. Das doch, mit dem man wünscht, gehört vornehmlich hierher. In einer andern Stelle stand die Interjection nicht, wo sie stehen sollte. Das Ach sieng den Perioden an; und es hätte glücklicher vor den Wörtern gestanden, welche die Leidenschaften am meisten ausdrücken. Ein andermal hat der Verfasser nicht gewußt, von welcher Kürze, und von welcher Stärke das Participium gewesen seyn würde. Darauf hat er es wieder gesetzt, wo es nicht hingehörte.“

Schliessen Sie aus dieser Stelle, wie viel feine Anmerkungen und Regeln der Verfasser in einen kleinen Raum zu concentriren gewußt hat. Ich möchte gern allen unsern Dichtern empfehlen, dieses Stück mehr als einmal zu lesen; es mit allem Fleisse zu studiren. Es würde jeder alsdenn wohl von selbst finden, wenn und wie diese oder jene allgemeine Regel des Verfassers eine Ausnahme leiden könne und müsse. Die sorgfältige Wahl der edelsten Wörter, z. E. leidet alsdenn einen grossen Abfall, wenn der Dichter nicht in seiner eignen Person spricht. In dem Drama besonders, wo jede Person, so wie ihre eigene Denkungsart, also auch ihre eigne Art zu sprechen haben muß. Die edelsten Worte sind eben deswegen, weil sie die edelsten sind, fast niemals zugleich diejenigen, die uns in der Geschwindigkeit, und besonders im Affecte, zu erst beyfallen. Sie verrathen die vorhergegangene Ueberlegung, verwandeln die Helden in Declamatores, und stören dadurch die Illusion. Es ist daher sogar ein grosses Kunststück eines tragischen Dichters, wenn er, besonders die erhabensten Gedanken, in die gemeinsten Worte kleidet, und im Affecte nicht das edelste, sondern das nachdrücklichste Wort, wenn es auch schon einen etwas niedrigen Nebenbegriff mit sich führen sollte, ergreifen läßt. Von diesem Kunststücke werden aber freylich diejenigen nichts wissen wollen, die nur an einem correcten Racine Geschmack finden, und so unglücklich sind, keinen Shakespear zu kennen.

VIII. Den 23 August. 1759.

## Zwey und funfzigster Brief.

Ich kann Ihnen nicht Unrecht geben, wenn Sie behaupten, daß es um das Feld der Geschichte in dem ganzen Umfange der deutschen Litteratur, noch am schlechtesten aussehe. Angebauet zwar ist es genug; aber wie? — Auch mit ihrer Ursache, warum wir so wenige, oder auch wohl gar keinen vortrefflichen Geschichtschreiber aufzuweisen haben, mag es vielleicht seine Richtigkeit haben. Unsere schönen Geister sind selten Gelehrte, und unsere Gelehrte selten schöne Geister. Jene wollen gar nicht lesen, gar nicht nachschlagen, gar nicht sammeln; kurz, gar nicht arbeiten: und diese wollen nichts, als das. Jenen mangelt es am Stoffe, und diesen an der Geschicklichkeit ihrem Stoffe eine Gestalt zu ertheilen.

Unterdessen ist es im Ganzen recht gut, daß jene sich gar nicht damit abgeben, und diese sich in ihrem wohlgemeinten Fleiße nicht stören lassen. Denn so haben jene am Ende doch nichts verderben, und diese haben wenigstens nützliche Magazine angelegt, und für unsere künftige Livios und Tacitos Ralf gelöscht und Steine gebrochen.

Doch nein, — lassen Sie uns nicht ungerecht seyn; — verschiedene von diesen haben weit mehr gethan. Es ist eine Kleinigkeit, was einem Bünau, einem Mascou zu vollkommenen Geschichtschreibern fehlen würde, wenn sie sich nicht in zu dunkle Zeiten gewagt hätten. Wem kann hier, wo die Quellen oft gar fehlen, oft so verderbt und unrein sind, daß man sich aus ihnen zu schöpfen scheuen muß; hier, wo man erst hundert Widersprüche zu heben und hundert Dunkelheiten aufzuklären hat, ehe man sich nur des kahlen, trockenen Factums vergewissern kann; hier, wo man mehr eine Geschichte der streitigen Meinungen und Erzählungen von dieser oder jener Begebenheit, als die Begebenheit selbst vortragen zu können, hoffen darf: wem kann hier auch die größte Kunst zu erzählen, zu schildern, zu beurtheilen, wohl viel helfen? Er müßte sich denn kein Gewissen machen, uns seine Vermuthungen für Wahrheiten zu verkaufen, und die Lücken der Zeugnisse aus seiner Erfindung zu

ergänzen. Wollen Sie ihm das wohl erlauben? O weg mit diesem poetischen Geschichtschreiber! Ich mag ihn nicht lesen; Sie mögen ihn auch nicht lesen, als einen Geschichtschreiber wenigstens nicht; und wenn ihn sein Vortrag noch so lesenswürdig machte!

Ueberhaupt aber glaube ich, daß der Name eines wahren Geschichtschreibers nur demjenigen zukömmt, der die Geschichte seiner Zeiten und seines Landes beschreibt. Denn nur der kann selbst als Zeuge auftreten, und darf hoffen, auch von der Nachwelt als ein solcher geschätzt zu werden, wenn alle andere, die sich nur als Abhörer der eigentlichen Zeugen erweisen, nach wenig Jahren, von ihres gleichen gewiß verdrungen sind. Ich bedaure daher oft den mühsamen Fleiß dieser letztern; besonders derjenigen von ihnen, die sich, vermöge ihres Amtes, einer so undankbaren Arbeit unterziehen, und Gebauers bleiben müssen, wenn sie Thuani werden könnten. Die süße Ueberzeugung von dem gegenwärtigen Nutzen, den sie stiften, muß sie allein wegen der kurzen Dauer ihres Ruhmes schadlos halten. Und kann ein ehrlicher Mann mit dieser Schadloshaltung auch nicht zufrieden seyn? —

Genug dieser allgemeinen Betrachtungen! Ich komme auf das neue Werk selbst, welches sie eigentlich veranlasset hat. Seinen Verfasser habe ich bereits genennet. Es ist der verdiente Gelehrte, den Sie schon aus seiner Geschichte des Kaiser Richards kennen müssen. Jetzt hat er uns eine Portugisische Geschichte geliefert.\*

Sie würden mich auslachen, wenn ich meinen Brief mit einem umständlichen Auszuge derselben anfüllen wollte. Was könnten Sie neues daraus lernen? Und ist Ihr Gedächtniß nicht so glücklich, daß es auch nicht einmal darf aufgefrischet werden? Raum verlohnet es sich der Mühe, Ihnen von dem Werke überhaupt nur so viel zu sagen, daß es aus den akademischen Vorlesungen des Verfassers über seinen Grundriß zu einer um-

\* George Christian Gebauers Portugisische Geschichte von den ältesten Zeiten dieses Volks, bis auf die itzigen Zeiten, mit genealogischen Tabellen und vielen Anmerkungen versehen, in denen die Belege und allerhand Untersuchungen der historischen Wahrheiten anzutreffen sind. Leipzig in der Fritschischen Handlung, 1759. In Quart, an drey Alphab.



fändlichen Historie der vornehmsten europäischen Reiche und Staaten entstanden, und in zwey Theile abgesondert ist, deren fünf Abtheilungen folgende Aufschriften haben. I. Abth. Von den ältesten Nachrichten vor Einrichtung des Königreichs. II. Abth. Vom Anfange des Reichs bis zum Ausgange des achten königlichen Stammes. III. Abth. Von dem Ausgange des achten Stammes bis auf die Vereinigung mit Spanien. IV. Abth. Von der Vereinigung mit Spanien bis auf die Erhebung des Hauses Braganza. V. Abth. Von den Königen aus dem Hause Braganza bis igo.

Aber das würde Ihnen vielleicht nicht unangenehm seyn, wenn ich Sie mit dieser oder jener einzeln Begebenheit, auf die unser Verfasser einen vorzüglichen Fleiß gewendet hat, unterhalte? Es wäre der nächste Weg, Sie zugleich selbst von seinem Vortrage, und von der sorgfältigen Art in seinen Untersuchungen zu Werke zu gehen, urtheilen zu lassen. — Und ferne ich nicht auch Ihren Geschmack? Kühne Unternehmungen; sonderbare Unglücksfälle, die einen grossen Mann treffen &c. —

D ich müßte mich sehr irren, oder Sie haben sich, als Sie nun auf die Portugisische Historie kamen, bey der Geschichte des unglücklichen Königs Sebastian, am längsten, am liebsten verweilet. — Der junge Sebastian, wie Sie sich erinnern werden, brannte vor Begierde, sich mit den Ungläubigen in Africa zu versuchen. Er ließ sich nicht lange bitten, dem vertriebenen Könige von Marocco, Muley Mahomet, in eigener Person beizuspringen. Er ging mit einem ansehnlichen Heere, so sehr es ihm auch seine Freunde, so sehr es ihm auch der eben am Himmel drohende Comete zu widerrathen schienen, am Johannisstage 1578 unter Segel; setzte das Heer bey Arzilla ans Land, und ging auf Trache los. Auf diesem Wege kam es in der Ebene von Alcazarquivir mit dem feindlichen Heere des Muley Molucco, zur Schlacht. Sebastian und seine Portugisen erlitten die schrecklichste Niederlage, und er selbst — blieb. So ging wenigstens die gemeine Rede.

Aber wie, wenn er da nicht geblieben wäre? Wie, wenn ein weit empfindlicher Schicksal auf ihn gewartet hätte? — Sie erinnern sich doch noch auch, daß nach und nach vier Pseudo-

Sebastiane aufstund, als Spanien bereits das Königreich Portugal an sich gerissen hatte? Die ersten drey waren offenbare Betrieger, und erhielten ihren verdienten Lohn. „Der vierte hingegen,“ sagt unser Scribent, „wußte sein Thun so scheinbar zu machen, daß es wohl zweifelhaft bleiben wird, ob er nicht der wahre Sebastian gewesen. —

„Er kam, führet Herr Gebauer fort,\* zu Venedig An. 1598 zum Vorscheine, und nachdem er daselbst nicht allein bey dem gemeinen Volke, sondern auch bey etlichen vornehmen Personen Glauben fand, zumal da einige Portugisen, die den König Sebastian wohl gekannt hatten, vor gewiß versicherten, daß er in dem Gesichte, in der Größe, in der Rede, demselben vollkommen gleiche, ward ihm dergestalt unter die Arme gegriffen, daß er sich seinem Stande gemäß auszuführen anfing, und kein Bedenken hatte, sich vor den öffentlich auszugeben, den er vorstellte. Darüber bewegte sich der spanische Gesandte zu Venedig, Dominicus Mendoza, und brachte es bey dem Rathe zu Venedig dahin, daß er in Haft genommen, und über seine Umstände, und wer er sey, befragt wurde. Da erzählte er umständlich, wie er in dem unglücklichen Treffen bey Mcassar in Africa nicht sey erschlagen worden, sondern, ob wohl hart verwundet, der Gefangenschaft wunderbarer Weise entgangen sey. Zu Algarbien, wohin er auf einem leichten Schifflein mit Christoval von Tavora übergesetzt, hätte er sich heilen lassen, und weil er des Aublicks der Menschen nach einem so grossen Unglücke sich gescheuet und geschämet, habe er sich vorgenommen, Abessinien und andere weit entlegene Reiche und Lande zu besuchen. Auf dieser seiner Fahrt sey er nach Persien gekommen, habe mancherley Schlachten behgewohnt, und viele Wunden empfangen; endlich sey er des Herumziehens müde worden, und habe sich mit einem frommen Alten in Georgien in ein einsames Kloster begeben, und daselbst ein Cläuserleben geführt, bis ihm endlich gefallen, seine Unterthanen wieder zu sehen. Auf dieser Rückreise habe er erst in Sicilien gelandet, und von da Marcum Tullium Cotizo von Cosenza nach Portugall abgefertiget, und als der nicht wieder kommen, habe er sich selbst auf den Weg gemacht, der Meinung, sich zusörderst zu

\* Seite 19 des zweyten Theils.

„Kom dem Pabste zu den Füßen zu werfen. Daran habe ihn die  
„Bosheit seiner eigenen Leute verhindert, die ihn unterwegs beraubt,  
„so daß er sich nach Venedig begeben müssen, wo man ihn bald vor  
„denjenigen erkannt, der er wirklich sey. Das war nun geschwinde ge-  
„sagt, aber es fehlte der Beweis, den man aber doch nach der Strenge  
„von ihm nicht fodern konnte. Er sagte mit grosser Freymüthigkeit, daß  
„er zu dem Rathe zu Venedig sich des Besten verseyhe, der sich wohl er-  
„innern würde, was er vor Briefe bey dem letzten Türkenkriege an sie  
„geschrieben, und wie geneigt er sich wegen der Hülfe gegen sie  
„erboten habe. Wer ihn, den König je gesehen habe, müßte ihn  
„kennen. Zu dessen Bestärkung ward befunden, daß er, gleich dem  
„Könige, in dem Gesichte sowohl, als an seinem ganzen Leibe an  
„der linken Seite etwas kürzer war, als an der rechten; an seiner  
„rechten Augenbraune war eine Narbe zu sehen von einer Wunde,  
„wie bey König Sebastian, der solche in seiner Kindheit bekommen  
„hatte; eine große Warze an der Fußzehe und andere Mahle, die man  
„bey dem Könige wahrgenommen hatte, fanden sich bey diesem Se-  
„bastian auch. Er ward drey ganzer Jahre lang in der Haft behalten,  
„und immittelst bewegten die geflüchteten Portugisen Himmel und  
„Erde, daß ihr König ihnen möchte frey gegeben werden. Selbst  
„König Heinrich IV. in Frankreich, ließ durch seinen Gesandten,  
„den Herrn du Fresne, den Rath zu Venedig bitten, sie möchten  
„in der Sache sprechen, und die Portugisen nicht im Irthume las-  
„sen. Das Erkenntniß besund nun darinn, daß dieser Mann binuen  
„acht Tagen das Venetianische Gebiete räumen sollte, bey ewiger Ga-  
„leerenstrafe. Nun überlegten die Portugisen fleißig, was vor einen  
„Weg ihr König erwählen sollte, um sicher in sein Königreich zu ge-  
„langen, ob er durch Graupündten und die Schweiz, oder durch  
„das Florentinische seinen Weg nehmen sollte. Zu seinem grossen  
„Unglücke erwählte er den letztern. Er hatte kaum als ein Domini-  
„caner Mönch das Florentinische Gebiete betreten, als er daselbst  
„erwischt, und von dem Großherzoge Ferdinand dem I. an die Spa-  
„nier nach Neapel ausgeliefert wurde. Da gingen die Untersuchun-  
„gen von neuem an, zu grosser Verwunderung derer, die ihn des  
„Betruges überführen wollten. Als ihn der spanische Unterkönig,  
„Don Ferdinand Ruiz von Castro, Graf von Lemos, vor sich  
„kommen ließ, trat er ihm mit grosser Zuversicht unter die Augen,

„und weil er sahe daß der Graf unbedeckt war, sprach er zu ihm:  
 „deckt euch, Graf von Lemos. Als dieser erwiderte, wer ihm die  
 „Macht gegeben habe, ihn mit solcher Kühnheit anzureden? soll er  
 „versezt haben: diese Macht sey mit ihm geböhren; wie er sich denn  
 „selbst so aufstellen dürfe, als wenn er ihn nicht kenne? er müsse sich  
 „doch erinnern, daß sein Vetter, der König Philipp, ihn zweymal  
 „an ihn abgesandt habe, und daß der Degen, den er an seiner Seite  
 „habe, ihm damals von ihm sey geschenkt worden. Andere sagen, er  
 „habe ihn nur erinnert, daß er damals den Grafen mit einem Degen,  
 „seine Gemahlin aber mit einem Juwel beschenkt habe. Weil dies nun  
 „an sich seine Richtigkeit gehabt, habe der Graf ein ganz Bund seiner  
 „Degen, und die Juwelen seiner Gemahlin in das Zimmer bringen  
 „lassen, da unser Sebastian nicht allein die rechten Stücke gleich er-  
 „kannt, und unter den andern herausgenommen, sondern auch an dem  
 „Juwel ihm gewiesen, wie man dasselbe an einem gewissen Orte eröffnen,  
 „und den darunter verborgenen Namen Sebastian, entdecken könne,  
 „welches Kunststück bisher dem Grafen und seiner Gemahlin verborgen  
 „gewesen. Der Ausgang war, daß man den Sebastian als einen  
 „Betrieger auf einen Esel setzte, ihn in Neapel schimpflich herum-  
 „führte, sodann aber auf die Galeeren bringen ließ. Als er sich der  
 „Spanischen Küste näherte, ward alles in Portugall rege, so daß  
 „man ihn nach St. Lucar auf das Schloß setzen mußte, um seiner  
 „Person mehr versichert zu seyn, an welchem Orte er geblieben und ge-  
 „storben, ohne daß die Art seines Todes jemals recht bekannt worden.

Dieses ist die Geschichte! Dabey aber läßt es unser Ver-  
 fasser nicht bewenden, sondern stellet eine umständliche Untersu-  
 chung darüber an, welche ein Meisterstück in ihrer Art ist. Es  
 kömmt hierbey, sagt er, auf zwey Fragen an; „ob der Tod des  
 „König Sebastians dergestalt in der Gewißheit beruhe, daß man  
 „keine Ursache habe, daran weiter zu zweifeln, und wenn diese erste  
 „Frage sollte nicht können bejaet werden, ob jedoch der vierte Seba-  
 „stian unter diejenigen billig gezählt werde, welche unter einem fal-  
 „schen Namen in der Welt eine grosse Rolle spielen wollen, oder ob  
 „auch dies im Zweifel beruhe.“

Kann man das erste mit Zuverlässigkeit erweisen, ist Se-  
 bastian bey Alcazar gewiß geblieben, so ist das zweyte zugleich  
 entschieden. Aber, leider, kann man jenes nicht, und aus allen

Zeugnissen erhellet weiter nichts, als daß man den König eine Wunde in den Kopf bekommen und von seinem Pferde herab sinken sehen. Die Leiche, die man für die königliche, den Tag nach der Schlacht, aufgehoben, ist viel zu zersezt und verunstaltet gewesen, als daß sie hätte kenntbar seyn können. Und haben sie gleich verschiedene von des Königs Leuten, besonders ein Sebastianus Resendius, in Gegenwart des Muley Hamet wirklich dafür erkannt, so läßt sich doch mit unserm Gebauer sehr wohl darauf antworten: „Es war wohl nichts natürlicher, „als dieser Beyfall. Wer hätte in des barbarischen Königs Gegenwart „mit dem Resendio darüber wollen einen Streit anfangen, da nach- „denkliche Leute leicht begreifen konnten, daß es dem Könige, wenn „er sollte der Gefahr entflohen, oder auch unter den übrigen geringern „Gefangenen annoch verborgen sehn, allemal zuträglicher sey, daß man „auf Mohrischer Seite seinen Tod glaube, als daß ihm nachgesezt, „oder sonst weiter nachgespüret werde.“ — Es ist auch nicht zu leugnen, daß sogleich ein Ruf entstanden, der von der Wahlstatt aufgehobene Körper, sey nicht der wahre Körper des Sebastians, sondern der Körper eines Schweigers. Die Märchen übrigens, welche, nach dem Ferreras und Thuanus, die Vermuthung, als ob der König aus der Schlacht entkommen sey, fälschlich veranlaßt haben sollen, sind ohne alle Wahrscheinlichkeit.

Die Fortsetzung künftig.

IX. Den 30 August. 1759.

### Beschluß des 52sten Briefes.

Und folglich läßt sich aus diesem Punkte, der anmaßliche Sebastian nicht verdammen. Aber, wenn man ihn selbst näher betrachtet, findet sich auch da keine Spur des Betrugese? Keine; und hundert außerordentliche Umstände sind alle für ihn. — Er ist in den Händen der Dieci, oder der Zehnherren, zu Venedig. Sie kennen diesen strengen peinlichen Gerichtshof, dieses erschreckliche Fehmgerichte, dessen erste Regel es ist: correre alla pena, prima di esaminar la colpa. Dieses Gerichte läßt ihn drey ganze Jahre sitzen, kann in drey ganzen Jahren nichts auf ihn bringen, ob gleich die Spanier, während der Zeit, es nicht werden haben ermangeln lassen, ihm alles

an die Hand zu geben, wodurch sich, hinter die Posheit eines so listigen Feindes kommen zu können, nur einigermaßen hoffen ließ. Und da man es ihm endlich so nahe legt, daß es seinen Urtheilspruch nicht länger verweigern kann; was erkennt es? Eigentlich nichts; es will aber den Unglücklichen los seyn, und befiehlt ihm, binnen acht Tagen das Venetianische Gebiete zu räumen. Binnen acht Tagen! „Das sieht, sagt unser Historicus, eher einem Verfahren ähnlich, mit dem man verunglückten Staatsdienern, oder unangenehmen Gesandten begegnet, als der Weise, nach welcher man mit schuldig erkannten Missethättern verfähret, die man durch die Gerichtsfolge an die Grenzen bringen, und von da in die weite Welt laufen läßt. — Es war den Venetianern hernach auch gar nicht gleichgültig, daß der Großherzog von Florenz ihren Verwiesenen anhielt, und an die Spanier auslieferte; denn der Cardinal von Vssat schreibt in einem seiner Briefe ausdrücklich, daß sie es für eine starke Beleidigung aufgenommen haben. — Nun ist er in Neapel. Aber auch da muß man ihn nicht haben überführen können; denn warum wäre man sonst glimpflicher mit ihm umgegangen, als mit den drey vorhergehenden Betriegern, die man alle eines schimpflichen Todes sterben ließ?

Ich würde Sie ermüden, wenn ich unserm Verfasser durch alle kleine Umstände dieser Untersuchung folgen wollte; so interessant sie auch bey ihm selbst ist. Es ist wahr, er hätte sie ungleich interessanter machen können, wenn er nur ein klein wenig besser zu schreiben wüßte, und nicht überall den docirenden Professor so sehr hören ließe. Aber sind wir nicht darüber schon einig geworden, daß wir unsern Gelehrten überhaupt daraus keinen Vorwurf machen wollen? Genug daß er sich überall, als den belesensten, als den sorgfältigsten und unpartheyischsten Mann zeigt.

„Als den unpartheyischsten? Was könnte einen Deutschen auch wohl bewegen, in einer Portugisischen Geschichte partheyisch zu seyn? — Das könnten Sie mir nun wohl einwerfen! Aber doch glaube ich, daß sich ein Mann, der partheyisch seyn kann, auch in gleichgültigen Dingen verräth. Er ist immer geneigt, sich geradezu zu erklären, und urtheilet da allezeit selbst, wo er

blos seine Leser sollte urtheilen lassen. — Auch gebe ich das noch nicht zu, daß in der Portugisifchen Geschichte gar nichts vorkomme, wobey ein Deutscher, aus diesem oder jenem Vorurtheile, sollte es auch nur die Liebe zu seinem Volke seyn, zur Partheylichkeit gereizet werden könnte.

Z. E. Wenn er von des Königs Johannes des zweyten eifrigen Bemühungen zur Aufnahme der Schiffahrt redet, gedenket er des bekannten Martin Beheims, der ihm sehr ersprießliche Dienste dabey geleistet habe. Nun wissen Sie, was verschiedene patriotische Gelehrte von diesem Nürenbergischen Geschlechter behaupten wollen; daß nemlich Er, der erste wahre Entdecker der neuen Welt zu nennen sey. Sie stützen sich dabey vornehmlich auf die Zeugnisse des Ricciolus und Benzonus. Jener giebt zu verstehen, daß Beheim den Columbus vielleicht auf die Spur geholfen habe; und dieser sagt mit ausdrücklichen Worten,\* daß Magellanus die in der Folge nach ihm genannte Meerenge, aus einer Seekarte des Beheims habe kennen lernen. Ist es also einem Deutschen wohl zu verdenken, daß er hier einem Stüven und Doppelmayr beytritt, und mit dem Verfasser der Progrès des Allemands &c. Triumph ruft, daß seine Landesleute nicht allein die Druckerey und das Pulver, sondern auch die neue Welt entdeckt haben? Über hören Sie, was dem ohngeachtet unser Historicus hiervon sagt:\*\* „Ob übrigens Martin Beheim die neue Welt entdeckt habe, ja gar „das Fretum Magellanicum gekannt, wie jenes Joh. Bapt. Ricciolus,“\*\* dieses aber Sieron. Benzonus bejahet, dünket mich eine

\* Hujus Freti observatio Magellano tribuenda est, nam reliquarum navium præfecti, fretum esse negabant, & sinum duntaxat esse censabant. Magellanus tamen fretum istic esse norat quia ut fertur, in charta marina adunctatum viderat, descripta ab insigni quodam Nauclero cui nomen *Martinus Bohemus*, quam Lusitanæ Rex in suo Musæo adservabat. *Benzonus de India occidentali. Tom. IV. Americae Theodori de Bry.*

\*\* Erster Band, S. 124 in der Anmerkung.

\*\*\* Herr Gebauer hätte nicht sagen sollen, daß es Ricciolus bejahet. Er läßt es sehr ungewiß. Die Stelle ist diese: Christophorus Columbus — cum prius in Madera Insula, ubi conficiendis ac delineandis chartis Geographicis vacabat, *sive* suoapte ingenio, ut erat vir Astronomiæ, Cosmographiæ & Physices gnarus, *sive* indicio habito a *Martino Bohemo*, aut

„sehr ungewisse Sache zu sehn. Wenn Hartmann Schedel in seiner „lateinischen Chronick schreibet, daß er und Jacobus Canus (der „Congo entdeckt hat) über die Aequinoctiallinie hinaus und so weit „gefahren, daß ihr Schatten, wenn sie gegen Osten zugesehen, ihnen „zur rechten Hand gefallen; mag daraus noch nicht geschlossen werden, „daß sie bis nach America gekommen. Das erfährt jedermann, der „nur über die Linie hinaus ist. Die alten Urkunden, welche Wülfer, „Wagenseil, Stüven und Doppelmayer angezogen, sprechen davon „nichts; und die größte Schwierigkeit finde ich in der an. 1492. von „Beheim gefertigten Weltkugel, in welchem Jahre Columbus schon „auf der Fahrt gewesen. Der Herr Doppelmayer hat diese Erdku- „gel in Kupfer vorgestellt, und je länger ich sie betrachte, je weniger „finde ich, daß er den obbemeldeten grossen Erfindern, Christophoro „Columbo und Ferdinando Magellani ihren bisher gehabtten Ruhm „zweifelhaft machen können.“ — — Und an einem andern Orte\* fügt er noch dieses hinzu: „Columbus hat also die neue Welt, „Vesputius aber das eigentliche America entdeckt, oder doch in der „alten Welt zuerst recht bekannt gemacht. Wir Deutsche, die wir sonst „recht grosse Erfinder sind, haben hier keinen Theil, nachdem Martin „Beheims Verdienste hier nicht zulangten wollen, und müssen diese „Ehre den Genuesern und Florentinern überlassen, es wäre denn, „daß wir dieses vor unsere Ehre rechnen wollten, daß dieser vierte „Theil der Welt dennoch einen deutschen Namen führet. Amerigo „oder Americus ist nichts anders als der gute deutsche Name Em- „rich, und America folglich so viel als Emrichsland.

Nach dieser unstreitigen Probe einer rühmlichen Unparthey-  
lichkeit, erlauben Sie mir, Ihnen auch noch eine Probe zu ge-  
ben, wie weit unser Verfasser auch in Kleinigkeiten seine sorg-  
fältige Untersuchung treibet. Ich wehle aber eine Stelle dazu,  
wo er dem ohngeachtet nicht auf den rechten Grund gekommen  
ist. Sie enthält die Geschichte eines bon-mot!

Herr Gebauer erzehlt in dem Texte von dem Vater des

ut Hispani dicitant, ab Alphonso Sanchez de Helva nauclero, qui forte  
inciderit in Insulam postea Dominicam dictam, cogitasset de navigatione  
in Indiam occidentalem &c. *Geographiae & Hydrographiae Reform.*  
*Lib. III. cap. 22. p. 93.*

\* Ebendasselbst S. 139.



igtregierenden Königs von Portugal, Johann dem fünften, daß er gegen seinen Adel vielfmals gesagt: „König Johann der vierte liebte euch, Don Pedro fürchtete sich für euch; allein ich, der ich Herr bin de jure & heredad, fürchte mich nicht für euch; und werde euch nicht lieben, als in so ferne euch eure Aufführung meiner königlichen Achtbarkeit würdig wachet.“ — In einer Note aber fügt er folgendes hinzu: „Da ich neulicher Zeit die Memoires pour servir à l’Histoire de Madame de Maintenon, die voller sonderlichen Nachrichten sind, wieder durchlaufe, bemerke ich eine Stelle, der ich hiebey gedenken muß. Es wird T. III. c. 4. von der Wiederrufung des berühmten Edicts von Nantes gehandelt, und gemeldet, daß der Erzbischof zu Paris, de Harley, der Bischof zu Meaux Bossuet, und des Königs Beichtvater, der P. de la Chaise, König Ludwig dem XIV. in Frankreich, nachdem er angefangen fromm zu werden, die Ausrottung des Ungeheuers, das sechs seiner Vorfahren niederzulegen nicht vermocht hätten, dergestalt angepriesen, daß er sich endlich beredet habe, das wahre Mittel seine Sünden zu tilgen sey, wenn er sein ganzes Reich katholisch mache. Das sey so weit gegangen, daß er gegen den Mr. de Ruvigni eines Tages sich herausgelassen habe, er wolle zufrieden seyn, daß eine seiner Hände die andere abhau, wenn die Kezerey dadurch könne ausgerottet werden. Dieser Mr. de Ruvigni ist der berühmte Marquis von Ruvigni, Heinrich, der bey der hernach entstandenen Verfolgung mit einigen wenigen Personen erlanget, daß er mit seinem Hause das Königreich hat verlassen, und sich nach England begeben dürfen. Histoire de l’Edit de Nantes par Benoit T. III. P. II. p. 898. Er hat sich hernach in dem Irländischen, und Spanischen Successionskriege unter dem Namen des Grafen von Galloway hervorgethan, zu welcher Würde ihn König William III. erhoben. Eben dieser Herr soll dem König Ludewig XIV. die Vorstellung gethan haben, daß König Heinrich IV. oberwähntes Edict gegeben, Ludewig XIII. solches erhalten, er selber es bestätigt habe, und dennoch dasselbe alle Tage durch die Erklärungen des königlichen Raths gebrochen werde, worauf der König soll geantwortet haben: Mon grand Pere vous aimoit, mon Pere vous craignoit; pour moi, je ne vous crains ni ne vous aime. Mein Großvater liebte euch, mein Vater fürchtete euch, aber ich, ich

„fürchte euch nicht und liebe euch nicht. Wobey unten die geschriebenen Memoires des Bischofs von Agen angezogen werden, und der lateinische Vers beygefüget wird:

Vos dilexit avus, metuit pater, at ego neutrum.

„Es wäre doch was sonderliches, wenn zween so grosse Könige einerley Einfall gehabt hätten. Die Ehre der ersten Erfindung hätte König Ludewig; denn er soll das noch vor der Aufhebung des Edicts von Nantes gesprochen haben, zu welcher Zeit König Johannes von Portugal noch nicht gebohren war. Daß aber dieser das sollte gewußt haben, was König Ludewig in Frankreich so lange Zeit vorher dem Marquis von Ruvigni soll gleichsam in das Ohr gesprochen haben, und solches sollte auf seine Umstände angewandt haben, ist schlechterdings unglaublich. Und bey reiferer Ueberlegung wird man bald merken, daß das bon-mot sich besser auf König Johann und seine Grossen, als auf König Ludwig und seine Sugonotten schicke. Es braucht also dieß einen bessern Beweis, als noch vorhanden, zumal da bekannt, daß den Französischen Scribenten nicht ungewöhnlich ist, bey einem artigen Einfall über die historische Wahrheit weg zu schreiten. Wenigstens hat König Ludwig XIV. den Lateinischen Vers nicht gebraucht, vielweniger gemacht, da er kein Wort Latein gekonnt, wie die Beweissthümer davon in eben diesen Mémoires de Maintenon anzutreffen sind. &c.

Ich bin im Stande, ein Theil von den Schwierigkeiten zu lösen, die sich unser Historicus hier macht, und die er sich gewiß nicht würde gemacht haben, wenn er gewußt hätte, daß Johann V. und Ludwig XIV. ihren sinnreichen Einfall beyde aus einer Quelle haben schöpfen können. Lesen Sie nehmlich was ich von Heinrich dem vierten, zufälliger Weise, gefunden habe. Quelques uns se plaignoient que le Roi ne tiendroit point ce qu'il avoit promis aux Huguenots, sçavoir, ne feroit publier les Edicts faits en leur faveur, là où le Roy Henry le troisième son predecesseur leur avoit toujours tenu parole: il leur respondit: *c'est aultre chose; le Roy Henry vous craignoit & ne vous aimoit pas; mais moi je vous aime & ne vous crains pas.* Diese Stelle stehet unter den Apophthegmes de Henry le Grand, so wie sie Zinkgräf dem zweyten Theile seiner denkwürdigen Reden beygefüget und übersetzt hat. Was erhellet

aber unwidersprechlicher daraus, als daß Ludwig XIV. zu dieser wirklich königlichen Rede seines Großvaters, aufs höchste nur den elenden Schwanz erfunden hat. Heinrich der vierte sagte: Mein Vorfahr fürchtete euch und liebte euch nicht; ich aber liebe euch, und fürchte euch nicht; und Ludewig XIV. fühlte sich groß genug — keines von beyden zu thun; und fromm genug — die sein Großvater geliebt hatte, zu hassen. Ein grosser Verstand; ein in der Familie vom Vater auf den Sohn geerbtes Sprüchelchen so zu erweitern! Dazu hat er es auch noch verfälscht. Denn das ist zwar wahr, daß sein Vater Ludewig XIII. einfältig genug war, sich sowohl für alles, als für nichts zu fürchten; gleichwohl aber waren unter seiner Regierung die Hugonotten nichts weniger als gefährlich, und sie spielten die grosse Rolle bey weitem nicht mehr, die sie unter dem dritten Heinrich gespielt hatten, von welchem sein Nachfolger mit Recht sagen konnte, daß er sie fürchten müssen. — Und was hindert, daß auch Johann V. diese Rede des grossen Heinrichs nicht sollte gelesen haben? G.

X. Den 7 September. 1759.

### Drey und funfzigster Brief.

Ich lief das sehr ansehnliche Verzeichniß der Schriften durch, die Herr Gebauer alle bey seinem Werke gebraucht oder angezogen hat; und vermifste von ohngefehr eine Kleinigkeit, von welcher ich gleichwohl gewünscht hätte, daß sie ihm bekannt geworden wäre. —

Sie wissen, welche Unruhen in Portugall auf die Nachricht von dem Tode des Sebastians folgten. Der Kardinal Heinrich war zu alt, war zu blödsinnig, und regierte zu kurze Zeit, als daß er das Königreich bey seinem Tode nicht in der äussersten Verwirrung hätte lassen sollen. Unter denen, welche Ansprüche auf den erledigten Thron machten, war Don Antonio einer der vornehmsten, und wie Sie sich erinnern werden, der einzige, welcher sich der Usurpation des Königs von Spanien auf eine thätliche Weise widersetzte. Diesen Herrn hat unser Historicus nun zwar nicht unter die Zahl der wirklichen Könige von Portugall gerechnet, wie es wohl die französischen und

englischen Geschichtschreiber zu thun pflegen; er scheint aber doch alles sorgfältig genug gesammelt zu haben, um uns auch diesen Durchlauchtigen Unglücklichen so kennen zu lehren, als er von der unpartheyischen Nachwelt gekannt zu werden verdienet. —

Nun hat des Don Antonio Leben unter andern auch die Frau Gillot de Saintonge beschrieben; und diese kleine Lebensbeschreibung ist es, von welcher ich mich wundere, daß sie dem Herrn Gebauer entwischen können. Der Amsterdammer Nachdruck, den ich davon vor mir habe, ist 1696 ans Licht getreten, und das Pariser Original kann, vermuthet ich, nicht viel älter seyn. — Ich kenne diese Verfasserin sonst aus einigen mittelmäßigen Gedichten, und würde eine historische Geburt von ihr schwerlich eines Anblicks gewürdiget haben, wenn sie sich nicht, gleich auf dem Titel derselben, einer besondern Quelle und eines Währmannes rühmte, der alle Achtung verdienet. Sie versichert nehmlich, sich der *Memoires des Gomes Vasconcellos de Figueredo* bedienet zu haben.\* Von diesem Manne ist es bekannt, daß er und sein Bruder die allergetreuesten Anhänger des Don Antonio gewesen sind. Den letztern erkennet Herr Gebauer selbst dafür. Nur möchte er vielleicht fragen: aber wie kommen diese *Memoires* in die Hände der von Saintonge? Sie wäre nicht die erste Nouvellenschreiberin, die sich dergleichen geheimer Nachrichten fälschlich gerühmt hätte. Ich selbst würde der blossen Versicherung einer schreibsüchtigen Französin hierin wenig trauen; aber überlegen Sie diesen Umstand: eben der Gomes Vasconcellos de Figueredo, auf welchen sich die Frau von Saintonge beruft, war ihr Großvater. Warum soll man einer Enkelin nicht glauben, wenn sie gewisse Handschriften von ihrem Großvater geerbt zu haben vorgiebt? Und wenn das, was sie daraus mittheilet, an und vor sich selbst nicht unglücklich ist, noch mit andern unverdächtigen Zeugnissen streitet, was kann ein Historicus wider sie einwenden?

Erlauben Sie mir also, Ihnen in diesem Briefe verschiedenes daraus ausziehen zu dürfen, was diese und jene Stelle bey unserm Gebauer berichtigen oder in ein größers Licht setzen kann.

\* *Histoire de Dom Antoine Roy de Portugal; tirée des Memoires de Dom Gomes Vasconcellos de Figueredo par Mad. de Saintonge.* In Duodez.

Vorher aber ein Wort von der Partheylichkeit der Fr. von Sainctonge. Die eheliche Geburt des Don Antonio ist bey ihr ausser Zweifel. Ihr zu Folge hatte sein Vater, der Herzog Ludewig von Beja, es ausdrücklich in seinem Testamente bekannt, daß die Mutter des Antonio ihm wirklich, obgleich heimlich angetraut gewesen sey. \* Gleichwohl sagt sie an einem andern Orte, daß sich Antonio selbst, bis zu seiner Zurückkunft aus Africa, bloß für einen natürlichen Sohn des Herzog Ludewigs gehalten habe.\*\* Wenn dieses seine Richtigkeit hat, so kann jenes nicht wahr seyn. Herzog Ludewig starb 1555, und die Zurückkunft des Antonio fällt in das Jahr 1568. Sollte Antonio ganzer dreyzehn Jahr von dem Testamente seines Vaters nichts erfahren haben? Kurz, dieser Umstand ist falsch. Ludewig setzte den Antonio zwar zu seinem völligen Erben ein, aber diese Einsetzung beweiset für seine eheliche Geburt so viel als nichts. Wäre in dem Testamente ihrer gedacht gewesen, so würde man keinen weitem Beweis gefordert haben, den die Freunde des Antonio doch hernach unständiglich führen mußten. — Was meine Geschichtschreiberin von dem Tode des Cardinal Heinrichs sagt, beweiset ihre unbedachtsame Partheylichkeit noch mehr. Der Cardinal starb in seinem 68sten Jahre, und sie sagt selbst: *il estoit vieux & usé, c'en devoit estre assez pour faire juger qu'il n'iroit pas loin.* Warum läßt sie es also nicht dabey? Warum läßt sie uns, ausser dem Alter und der Krankheit, noch eine andere Ursache seines Todes argwohnen? Doch was argwohnen? Sie sagt mit trockenen Worten: *Quelques Historiens disent que Philippes trouva le secret de l'empescher de languir.*\*\*\* Philippus erbarmte sich des kranken Heinrichs, und lies ihn aus der Welt schaffen. Wenn sie doch nur einen von den Geschichtschreibern genannt hätte, die dieses sagen! Herr Gebauer wenigstens führt keinen an, dem diese grausame Beschuldigung eingekommen wäre; und ich Sorge, die Fr. von Sainctonge wird die unselige Urheberin derselben bleiben.

So etwas macht ihr nun zwar keine Ehre; doch muß sie auch darum nicht lauter Unwahrheiten geschrieben haben. Das

\* S. 18.

\*\* S. 26.

\*\*\* S. 31. 32.

worinn man ihr am sichersten trauen kann, sind ohne Zweifel die Nachrichten, die sie uns von dem Bruder ihres Großvaters giebt, und die Herr Gebauer bey folgender Stelle sehr wohl würde haben brauchen können. „In den Azorischen Inseln, sonderlich auf Terceira, hatte sich ein Ruf ausgebreitet, König Sebastian sey nicht erschlagen, sondern entkommen, und werde sich bald seinen treuen Unterthanen wieder zeigen. Als hierauf Antonius des König Heinrichs Tod und seine Erhebung denen auf Terceira wissen ließ, waren sie dessen wohl zu frieden, und ob sie gleich durch ihre Abgeordnete des Antonii Niederlage bey Alcantara und Flucht erfuhren, blieben sie doch in der Treue gegen ihren angebohrnen König beständig, zumal da Cyprian von Figueredo, ein standhafter Diener von dem unglückseligen Antonio, sie bey diesen Gedanken erhielt, und Petrus Valdes mit seinen Spaniern in einer Landung unglücklich war.“\* — Herr Gebauer ist hier, wider seine Gewohnheit sehr concis, und führt auch, welches er sehr selten zu thun pflegt, ganz und gar keinen Währmann an. Er würde aber ohne Zweifel die Fr. von Saintonge hier angeführt haben, wenn er sie gekannt hätte. Wenigstens würde er ihr in dem Vornahmen des Figueredo gefolgt seyn, welches eben der obgedachte Bruder ihres Großvaters war. Denn diese Kleinigkeit hat sie, aller Wahrscheinlichkeit nach, richtiger wissen müssen, als alle andere Scribenten. Sie nennet ihn Scipio Vasconcellos de Figueredo; und nicht Cyprian. Er war, sagt sie,\*\* Gouverneur auf Terceira, und hatte sich für den Antonio erklärt, ohne im geringsten auf die Vorschläge, die ihm der König von Spanien durch den Prinzen von Eboly, Ruy Gomes, thun ließ, hören zu wollen. Philipp II. brauchte also gegen ihn Ernst, und bemächtigte sich vors erste aller Güter, die er in Portugall hatte. Die Expedition aber, die er hierauf dem Petrus Valdes wider ihn auftrug, war nicht die einzige, welche Figueredo durch seinen standhaften Muth fruchtlos machte. Valdes oder, wie ihn die Frau von Saintonges ohne Zweifel nicht so richtig nennet, Balde war ein von sich selbst so eingenommener Mann, daß er glaubte, der Sieg könne ihm gar nicht fehlen. Er konte

\* S. 4. 5. des zweyten Bandes.

\*\* S. 60. und 3.

sich nicht einbilden, daß man einen Augenblick gegen ihn bestehen könne, und behauptete doch, als es zur That kam, die Ehre seiner Nation sehr schlecht. Er ward gänzlich geschlagen, und kam, mit Schande und Verwirrung überhäuft, nach Portugall zurück. Philippus ließ ihn noch dazu in Verhaft nehmen, weil er ihm zur Last legte, daß er sich ohne seinen Befehl ins Treffen eingelassen habe; und Valdes bedurfte der kräftigsten Vorsprache aller seiner Freunde, um der ihm drohenden Gefahr zu entkommen. — Das Jahr darauf wurde ein zweyter Versuch auf Tercera unternommen, welcher noch unglücklicher ablief. Herr Gebauer scheint von diesem gar nichts zu wissen; die Frau von Sainctonge aber erzehlet folgendes davon: Der Gouverneur (Figueredo) habe so wenig Soldaten übrig gehabt, daß ein minder unerschrockener Mann als er, eher an eine vortheilhafte Capitulation, als an die Vertheidigung würde gedacht haben. Seinen Muth aber habe nichts erschüttern können; und er sey auf eine List gefallen, die von sehr guter Wirkung gewesen. Er habe nehmlich eine grosse Anzahl Ochsen aus dem Gebirge kommen, und sie an dem Tage der Schlacht, mit brennenden Luntten auf ihren Hörnern, mitten unter dem kleinen Haufen seiner Truppen forttreiben lassen. Die Spanier, die einen sehr schwachen Feind vor sich zu finden geglaubt hätten, wären durch den Schein betrogen worden; sie hätten mit einer überlegenen Macht zu thun zu haben vermeinet, und daher mit so weniger Ordnung gestritten, daß auch eine gemeine Tapferkeit zureichend gewesen seyn würde, sie zu überwinden. Das Megelein sey erschrecklich gewesen; von allen spanischen Soldaten wären nur zwey entkommen, die sich in ein paar hohle Weiden verkrochen gehabt. Diese zwey hätten losen müssen, und der, den das glückliche Loos getroffen, habe die Nachricht von dieser schrecklichen Niederlage nach Portugall überbringen müssen.\*

So glücklich nun aber Figueredo in Tercera war, so hielt es doch Antonio für noch vortheilhafter, wenn er einen so tapfern Mann beständig um sich haben könnte. Er ließ ihn folglich nach Frankreich überkommen, und vertraute Tercera dem

\* S. 75. 76.

Emanuel von Sylva an. Die Frau von Saintonge beklagt sich, daß verschiedene Geschichtschreiber aus dieser Veränderung geschlossen hätten, Antonio müsse mit dem Scipio nicht zufrieden gewesen seyn, und führet dagegen eine Stelle aus einem Briefe des Antonio an den Papst Gregorius XIII. an, worinn er seiner Treue und Tapferkeit völlige Gerechtigkeit wiederfahren läßt.

Nach den Erzählungen des Herrn Gebauers muß man glauben, daß sich Antonio, nachdem er sein Portugall verlassen müssen, beständig in Frankreich aufgehalten habe. Der Fr. von Saintonge zu Folge aber, hat er sich weit öfter und länger in England aufgehalten. Seine erste Reise dahin that er sogleich nach seiner glücklichen Entkommung aus dem Reiche, von Calais aus, wohin ihn das Enkhäusische Schiff gebracht hatte. Sie fällt in das Jahr 1581. und ich finde daß Camden in seinem Leben der Königin Elisabeth, wie auch, aus ihm, Rapin, ihrer unter diesem Jahre gedenken. Zu seiner zweyten Reise nach England, brachten ihn die Nachstellungen, welchen er von Seiten des Königs von Spanien, während den Unruhen der Ligue, in Frankreich ausgesetzt war. Sie muß in dem Jahre 1585 geschehen seyn, und die Frau von Saintonge erzehlet uns einen merkwürdigen Umstand davon, den sie aus den eigenhändigen Memoires des Don Antonio gezogen zu haben versichert. „Die Königin Elisabeth, sagt sie, lud ihn auf das „inständigste ein, zu ihr nach England zu kommen. Er that „es also, und ward auf eine sehr galante Weise daselbst empfangen. Die Königin hatte eine grosse Anzahl von Edel- „leuten ihres Hofes sich in Schäfer verkleiden lassen, und schickte sie „ihm, bis auf die Höhe von Salisbury entgegen, mit dem „Bermelden, daß er sich von der grossen Schäferin des Landes allen möglichen Beystand zu versprechen habe. In allen „Städten, wo er durch mußte, hielt man ihm den prächtigsten „Einzug, so daß man ihn eher für einen Sieger, als für einen „seiner Länder beraubten König hätte ansehen sollen.“ — Dieser sein zweyter Aufenthalt in England dauerte bis in das Jahr 1590. Die Angelegenheiten von Frankreich hatten durch den Tod Heinrichs III. eine andere Gestalt gewonnen, und Don



Antonio glaubte sich nunmehr von Heinrich dem vierten einen nachdrücklichen Beystand versprechen zu dürfen. Heinrich war damals zu Dieppe, und Don Antonio kam zu ihm herüber. Allein der König dünkte sich selbst auf seinem Throne noch nicht befestiget genug, daß er sich mit fremden Händeln abgeben könnte. Don Antonio kehrte also zwar unverrichteter Sache, aber doch mit vielen Versprechungen auf eine bequemere Zukunft, wieder nach England, wo er bis ins Jahr 1594 blieb, da ihm Heinrich IV durch seinen Gesandten, den Herrn Beauvais la Moelle versichern lies, daß er, wenn er nach Frankreich kommen wollte, nunmehr sehr willkommen seyn werde. Er ging also nach Calais über, und von da zu dem Könige nach Chartres. Heinrich bezeugte sich ungemein willig, ihm zu dienen; lies ihm auch durch den Marschall de Matignon sagen, daß wenn er bey seiner (Heinrichs) Krönung mit gegenwärtig seyn wollte, man ihm nicht allein den Vortritt dabey lassen, sondern ihn auch mit allem, was er zu dieser Ceremonie brauchen würde, versehen wollte. Don Antonio ließ sich aber mit seinem kurzen Athem entschuldigen, der ihm keinen Augenblick Ruhe gönne, und ging nach Paris, wohin ihm auch der König bald drauf folgte. Hier lag Antonio den König sehr an, ihm mit einer Summe von 26000 Thalern beyzuspringen; weil aber Heinrich sein baares Geld gegenwärtig selbst brauchte, so erlaubte er ihm, auf seinen Namen Geld zu bergen, und versprach es das folgende Jahr wieder zu geben. Clermont d'Amboise war bereits ernennet, die Truppen zu commandiren, die der König dem Antonio geben wolle. Doch das Schicksal hatte es anders beschlossen, und der unglückliche Antonio starb. — Alles dieses erzehlet die Frau von Saintonge, und es kann zu einer guten Ergänzung des Herrn Gebauers dienen, bey dem sich, wie gesagt, auch nicht die geringste Spur findet, daß sich Antonio in England aufgehalten habe. — Was meinen Sie aber, ob es wohl Heinrichen IV jemals ein wahrer Ernst gewesen ist, dem Antonio zu helfen, oder ob auch Er eitel genug war, ihn bloß deswegen aus England kommen zu lassen, um seine Krönung durch die Gegenwart einer solchen Person glänzender zu machen? —

Das Besondere was ich sonst bey der Frau von Saintonge finde, sind verschiedene Anekdoten, die Nachkommen des Don Antonio betreffend. Vornehmlich erzehlt sie ein Liebesabentheur, welches Don Ludewig, des Antonio Enkel, in Italien gehabt, sehr weitläufig. Die Dame aber, mit welcher er es gehabt, weil er sie endlich geheyrathet, kann keine andere seyn, als die Prinzessin von Monteleone, mit der er sich, zu Folge der *Histoire Genealogique de la Maison Royale de France*, verbunden hat; wobey es mich aber wundert, daß sie die Frau von Saintonge schlechtweg *une Dame Italienne* nennet, und von ihrem Stande sehr kleine Begriffe erwecket. Damals muß sich Don Ludewig auch dem spanischen Gehorsame noch nicht unterworfen gehabt haben; denn der Vicerönig von Neapel war sehr erfreut, seiner habhaft zu werden. Er muß seine Ansprüche erst spät, mit seinem Vater dem Don Emanuel, aufgegeben haben, von welchem letztern die Frau von Saintonge auch meldet, daß er ein Capuciner gewesen, ehe er diesen schimpflichen Schritt gethan habe. G.

---

## Vierter Theil.

III. Den 18. October. 1759.

### Drey und sechzigster Brief.

Freuen Sie sich mit mir! Herr Wieland hat die aetherischen Sphären verlassen, und wandelt wieder unter den Menschenkindern.

Hier haben sie vors erste sein Trauerspiel, *Lady Johanna Gray!* Ein Trauerspiel, das er in allem Ernste für die Bühne gemacht hat, und das auch wirklich bereits aufgeführt worden; in der Schweiz nemlich, und wie man sagt, mit großem Beyfalle. Ihnen einen Begriff überhaupt davon zu machen, das werde ich nicht besser als mit einer Stelle aus des Dichters eigener Vorrede thun können. „Die Tragödie, sagt er, ist dem „edlen Endzweck gewidmet, das Große, Schöne und Heroische der Tu- „gend auf die rührendste Art vorzustellen, — sie in Handlungen nach „dem Leben zu mahlen, und den Menschen Bewunderung und Liebe

„für sie abzunöthigen. Von dieser Voraussetzung können Sie leicht einen Schluß auf die Charaktere und auf die Handlung seines Stückes machen. Die meisten von jenen sind moralisch gut; was bekümmert sich ein Dichter, wie Herr Wieland, darum, ob sie poetisch böse sind? Die Johanna Gray ist ein liebes frommes Mädchen; die Lady Suffolk ist eine liebe fromme Mutter; der Herzog von Suffolk ein lieber frommer Vater; der Lord Guilford ein lieber frommer Gemahl; sogar die Vertraute der Johanna, die Sidney, ist eine liebe fromme — ich weiß selbst nicht was. Sie sind alle in einer Form gegossen; in der idealischen Form der Vollkommenheit, die der Dichter mit aus den ätherischen Gegenden gebracht hat. Oder weniger figürlich zu reden: der Mann der sich so lange unter lauter Cherubim und Seraphim aufgehalten, hat den gutherzigen Fehler, auch unter uns schwachen Sterblichen eine Menge Cherubim und Seraphim, besonders weiblichen Geschlechts, zu finden. Teufel zwar erblickt er auch nicht wenige; sie verhüllen sich aber alle vor seinen Augen in finstere Wolken, aus welchen er sie nicht im geringsten zu exorcisiren sucht, aus Furcht sie möchten uns, wenn wir sie näher und in ihrer Wirksamkeit kennen lernten, ein wenig liebenswürdig vorkommen. So hat er es mit seinem Herzoge von Northumberland, und mit seinem Bischoff Gardiner gehalten. Abscheulich sind sie genug; aber Schade, daß man sie nur lästern hört, ohne sie handeln zu sehen. — Lassen sie es gut seyn; wenn Herr Wieland wieder lange genug wird unter den Menschen gewesen seyn, so wird sich dieser Fehler seines Gesichts schon verlieren. Er wird die Menschen in ihrer wahren Gestalt wieder erblicken; er wird sich, mit dem Homer, weit von den übertriebenen Moralisten entfernen, die sich einbilden, \* *μητε τι φαυλον ἀρετη προσειναι, μητε κακια χρησον;* er wird finden, daß *ἐν τοις πραγμασι και τῷ βιω των πολλων*, der Ausspruch seines Euripides wahr sey: *Ουκ ἂν γενοιτο χωρις ἐσθλα και κακα,*  
*Αλλ' ἐσι τις συγκρασις.*

Und alsdenn, wenn er diese innere Mischung des Guten und

\* Plutarch.

Bösen in dem Menschen wird erkannt, wird studiret haben, alsdenn geben Sie Acht, was für vortreffliche Trauerspiele er uns liefern wird! Bis igt hat er den vermeinten edeln Endzweck des Trauerspiels nur halb erreicht: er hat das Groesse und Schöne der Tugend vorgestellt, aber nicht auf die rührendeste Art; er hat die Tugend gemahlt, aber nicht in Handlungen, nicht nach dem Leben.

Ich werde mich in keine Critik über den Plan seiner Johanna Gray einlassen. Ich finde, daß die Verfasser der Bibliothek es bereits gethan haben; (\*) und es so gethan haben, daß die Critik selbst damit zufrieden seyn muß. Ich unterschreibe ihren Tadel; noch lieber aber ihr Lob, das sie dem Stücke in Ansehung des Sylbenmasses, des Stils, des Vortrags ertheilet haben. Alles was mir also Ihnen davon zu sagen übrig geblieben, bestehet in einigen Anmerkungen, die den Schöpfergeist des Herrn Wielands in ihr Licht setzen sollen.

Die Geschichte der Johanna Gray ist Ihnen bekannt. Eduard VI. starb den 6ten Julius 1553. Fünf Tage darauf ward Johanna zur Königin ausgerufen. Sie besaß den Thron neun Tage, und ward gefänglich in den Tour gesetzt, wo sie den 12ten Februar des folgenden Jahres hingerichtet ward. — Diesen ganzen Zeitraum von sieben Monaten hat Herr Wieland in die Dauer seines Trauerspiels einzuschränken gewußt. Eduard stirbt: erster Aufzug. Johanna wird Königin: zweyter Aufzug. Johanna wird abgesetzt und gefangen genommen: dritter Aufzug. Johanna ist gefangen: vierter Aufzug. Johanna wird hingerichtet: fünfter Aufzug. Alles dieses rollt bey dem Herrn Wieland so geschwind hinter einander weg, daß der Leser nicht mehr als ein einziges mal, zwischen dem vierten und fünften Aufzuge nehmlich, Zeit zu schlafen bekömmt.

Doch lassen Sie mich nicht, wie ein Gottschedianer kritisiren! Der Dichter ist Herr über die Geschichte; und er kann die Begebenheiten so nahe zusammen rücken, als er will. Ich sage: er ist Herr über die Geschichte! Wir wollen sehen ob Herr

(\*) Bibliothek der schönen Wissenschaften, vierten Bandes, zweytes Stück. S. 785.

Wieland diese Herrschaft in mehrern und wesentlichern Stücken zu behaupten gewußt hat.

Johanna war ein gelehrtes Mädchen. Sie verstand Griechisch, und konnte den Plato in der Grundsprache lesen. Das sagt die Geschichte, und Herr Wieland sagt es der Geschichte nach, ob er gleich von dieser Eigenschaft seiner Heldin in dem Stücke nicht den geringsten Vortheil ziehet.

— — Nimmer werden uns

Bei Platons göttlichen Gesprächen

Die holden Stunden zu Minuten werden!

läßt er das Mädchen ausrufen; und der Leser macht sich in allem Ernste Hoffnung, sie eine Stelle aus dem Phädon exponiren zu hören. Aber seine Hoffnung schlägt fehl, und endlich denkt er, das eitle Mädchen habe mit ihrer Gelehrsamkeit nur prahlen wollen. Sie ist ohnedem eine Erzpédantin, der manchmal weiter nichts fehlt, als daß sie noch Hauptstück und Seite citire! Man höre nur:

— Was Gut, was Schön, was Edel ist,

Was erst den Menschen, denn den König bildet,

Des ersten Edwards väterlicher Sinn

Zu seinem Volk, und Richards Löwenmuth,

Der kluge Geist des Salomons der Britten,

Das ganze Chor der Schwester-Tugenden

Die einst sich Alfreds Brust zum Tempel wehnten,

Befruchteten sein Herz. Wie Davids Sohn

Bat er von Gott nicht Macht, nicht Ruhm, nicht Gold,

Er bat um Weisheit und er ward erhört!

Umsouft erbot ihm mit Ehrenenlippen

Die Wollust ihre schnöden Süßigkeiten.

Wie Herkules, verschmäht er sie und wählte

Der Tugend steilen Pfad, den Weg der Helden!

Welch eine gelehrte Parentation auf ihren Mitschüler! Von allen ist etwas darinn: vaterländische Historie, Bibel und Mythologie!

Die Geschichte sagt ausdrücklich, daß Johanna vornehmlich durch das ungestüme Zusetzen ihres Gemahls, des Guilford Dudley, sey bewogen worden, die Krone anzunehmen. Auch der Dichter adoptirt diesen häßlichen Umstand, der uns

von dem Guilford eine sehr nichtswürdige Seite zeigt. Wenn Guilford seine Gemahlin bittet, den Thron zu besteigen, was bittet er anders, als ihn nachzuheben? Diese schimpfliche Eigennützigkeit, reimet sich zu dem edlen Charakter, den Herr Wieland dem Guilford sonst gegeben hat, im geringsten nicht.

Ferner sagt die Geschichte, daß der Herzog von Northumberland als der feigste Bösewicht gestorben sey, und noch auf dem Blutgerüste seinen Glauben verleugnet habe. Herr Wieland will dieses nicht umsonst gelesen haben; er bringt es an, ohne zu überlegen, daß der Antheil, welchen der Zuschauer an dem Schicksale seiner Johanna nimmt, unendlich dadurch geschwächt werde. Denn nunmehr, wie die Verfasser der Bibliothek mit Recht sagen, ist Johanna mehr eine betrogene, als eine verfolgte Unschuld, die sich mehr über die Ihrigen, als über ihre Feinde zu beklagen hat.

Und so könnte ich Ihnen noch mehr als einen Umstand anführen, den Herr Wieland ganz roh aus der Geschichte genommen hat, und der, so wahr er immer ist, dem Interesse seines Stücks schnur stracks zuwider läuft. Heißt das, als ein Genie arbeiten? Ich meinte, nur der Verfasser der Parisischen Bluthochzeit stehe in dem schülerhaften Wahne, daß der Dichter an einer Begebenheit, die er auf die tragische Bühne bringen wolle, weiter nichts ändern dürfte, als was mit den Einheiten nicht bestehen wolle, übrigens aber genau bey den Charakteren, wie sie die Geschichte von seinen Helden entwirft, bleiben müsse.

Aber wozu alle diese Anmerkungen? Das Trauerspiel des Herrn Wielands muß dem ohngeachtet ein vortrefliches Stück seyn; und davon überzeugt mich ein ganz besonderer Umstand. Dieser nemlich: ich finde, daß die deutsche Johanna Gray in ihrem wahren Vaterlande bekannt geworden ist, und da einen englischen Dichter gereizt hat, sie zu plündern; sie recht augenscheinlich zu plündern. Die englischen Highwaymen aber berauben, wie bekannt, nur lauter reiche Beutel und machen sie auch selten ganz leer. Folglich! —

Sollte nicht Milton auch einen Deutschen geplündert haben? Gottsched triumphirte über diese vermeintliche Entdeckung

gewaltig! Aber es war eine Calummie, und Gottsched hatte zu zeitig triumphirt. Hier will ich ihm also mit einem bessern, gegründetern Beyspiele an die Hand gehen, wie gern sich die englische Biene auf unsern blumenreichen deutschen Auen treffen läßt. Einfältig muß unterdeß mein englischer Plagiarius nicht seyn; denn er hat sich darauf verstanden, was gut ist. Z. E. die vortrefliche Stelle, wo Johanna zu ihrer Mutter sagt:

• • • Doch wenn Edward wirklich

Berechtigt war, die Kron auf Heinrichs Schwesterkinder

Zu übertragen, ist die Reihe denn

An mir? • • Was müßte meine Mutter seyn,

Eh mir der Thron gebührte?

und ihre Mutter antwortet:

• • • Deine Mutter!

Und stolzer auf den Titel deiner Mutter

Als auf den Ruhm die glänzende Monarchin

Der ganzen Welt zu seyn!

Diese vortrefliche Stelle, sage ich, die so hervorsteicht, daß alle Recensenten des Wielandischen Stück's sie ausgezogen haben, hat sich der Engländer sein eigen gemacht. Er übersetzt sie so:

Ev'n you my gracious Mother, what must you be

Ere i can be a Queen?

*Duchefs of Suffolk.*

That, and that only,

Thy Mother; fonder of that tender Name,

Than all the proud Additions Pow'r can give.

Der Beschluß künftig.

IV. Den 25. October. 1759.

Beschluß des drey und sechzigsten Briefes.

Nicht schlimm übersetzt! Gewiß, man sieht, der Engländer muß ein Mann seyn, der etwas eben so schönes auch wohl aus seinem eigenen Kopfe hätte sagen können. Vergleichen Sie noch folgende Stellen, und Sie werden finden, daß er Herr Wielanden, in der Wahl der edelsten und stärksten Ausdrücke, fast erreicht hat.

## Wieland.

—— ——— Ach, Kerkerbande  
 Und Schwerdt und Flammen sind den Heiligen  
 Gedräut, den unbeweglichen Bekennern  
 Des Evangeliums! — Die Grausamkeit  
 Der Priester schon des schwächeren Geschlechts,  
 Der Kinder nicht! Der Säugling selber wird  
 Des Speers geweihtes Eisen färben! —

## Der Engländer.

— — — Persecution,  
 That Fiend of *Rome* and Hell, prepares her Tortures;  
 See where she comes in *Mary's* priestly Train!  
 Still wilt thou doubt, till thou behold her stalk,  
 Red with the Blood of Martyrs, and wide wasting  
 O'er *Englands* Bosom? All the mourning Year  
 Our Towns shall glow with unextinguish'd Fires;  
 Our Youth on Racks shall stretch their crackling Bones,  
 Our Babes shall sprawl on consecrated spears &c.

## Wieland.

Heil dir, Prinzessin, Heil dir, Enkelin  
 Von alten Königen, du schönste Blume  
 Von Yorks und Lancasters vereintem Stamme!  
 Durch deren Eifer, unter deren Schutze  
 Die göttliche Religion der Christen  
 Ihr leuchtend Angesicht, von ihren Flecken  
 Vereinigt, siegreich über alle Länder  
 Erheben soll, durch deren klugen Scepter  
 Gesetz und Freyheit, Fleiß und Ueberfluß  
 Und Sonne diese segensvolle Insel  
 Zur Königin der Erde krönen sollen.  
 Mein Knie beugt sich zuerst dir ehrfurchtsvoll,  
 Den Bund der unverletzten Treu zu weihen!  
 Heil, Ruhm und Glück der Königin Johanna!

## Der Engländer.

Hail, sacred Princes! sprung from ancient Kings,  
 Our *England's* dearest Hope, undoubted Offspring  
 Of *York* and *Lancaster's* united Line;



By whose bright Zeal, by whose victorious Faith  
 Guarded and fenc'd around, our pure Religion,  
 That Lamp of Truth which shines upon our Altars,  
 Shall lift its golden Head and flourish long;  
 Beneath whose awful Rule, and righteous sceptre,  
 The plenteous Years shall roll in long Succession;  
 Law shall prevail and ancient Right take place,  
 Fair Liberty shall lift her chearful Head,  
 Fearless of Tyranny and proud Oppression;  
 No sad Complaining in our streets shall cry,  
 But Justice shall be exercis'd in Mercy.  
 Hail, royal *Jane* &c.

Wieland.

Bermünscht sey mein fataler Rath! Bermünscht  
 Die Zunge, die zu deinem Untergang  
 So wortreich war. — Ach meine Tochter,  
 Mir bricht mein Herz.

Der Engländer.

Curs'd be my fatal Counsels, curs'd my Tongue  
 That pleaded for thy Ruin, and persuaded  
 Thy guiltless Feet to tread the Paths of Greatness!  
 My Child! — I have undone thee!

Genug! Leben Sie wohl; und lernen Sie hieraus, wie be-  
 kannt wir deutschen Dichter unter den Engländern sind.

G.

Vier und sechzigster Brief.

So? Bermuthen Sie, daß hinter meinem Engländer, der  
 den Herrn Wieland soll ausgeschrieben haben, eine kleine Bos-  
 heit stecke? Sie meinen doch wohl nicht, daß ich, ein zweyter  
 Lauder, die englische Verse selbst gemacht habe? Allzuviel Ehre  
 für mich! Nein, nein; mein Engländer existiret; und heißt —  
 Nicholas Rowe. Was kann Herr Wieland dafür, daß Ni-  
 cholas Rowe schon vor vierzig und mehr Jahren gestorben ist?

Aber Scherz bey Seite! Es sey fern von mir, dem Herrn  
 Wieland ein Verbrechen daraus zu machen, daß er bey seinem  
 Stücke einen der größten englischen Dichter vor Augen gehabt

hat. Mich befremdet weiter nichts dabey, als das todte Still-schweigen, welches er wegen dieser seiner Nachahmung beobachtet. Und wenn er dem Rowe nur noch bloss einzelne Stellen zu danken hätte! Allein so hat er ihm auch den ganzen Plan zu danken; und ich kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß fast keine einzige Situation sein eigen ist. — Sie hiervon zu überzeugen, erlauben Sie mir, Ihnen den Plan der englischen Johanna Gray mit wenigen vorzuzeichnen.

Edward lebt noch, und Johanna Gray ist mit ihrem Guilford noch nicht vermählet. Von diesem Punkte gehet Rowe aus. Die Herzoge von Northumberland und Suffolck, nebst einem gewissen Johann Gates eröffnen die Scene. Wir erfahren, daß der König in den letzten Zügen lieget, und daß der Herzog von Northumberland bereits seine Maafregeln genommen hat, die Nachfolge der päpstischen Maria zu verhindern. Die Gegenwart der Johanna ist dazu unumgänglich nöthig; und der Herzog von Suffolck gehet ab, ihre Ankunft bey Hofe zu beschleunigen; so wie kurz zuvor Gates abgeht, ihre Freunde auf allen Fall in Bereitschaft zu halten. Northumberland verräth in einer Monologue weitaussehende Anschläge, deren glücklicher Fortgang vornehmlich darauf beruhe, daß Johanna, noch vor Edwards Absterben, mit seinem Sohne, dem Guilford vermählet werde. Der Graf von Pembrock kömmt dazu; ein junger hitziger Mann, den Northumberland durch Schmeicheleyen zu gewinnen sucht. Pembrock stuzt darüber um so vielmehr, da er der erklärte Nebenbuhler seines Sohnes ist. Doch der alte Herzog versichert ihm, daß diese Sache zu klein sey, als daß sie seiner Achtung gegen ihn das geringste benehmen könnte, sie möge auch einen Ausgang haben, was für einen sie wolle. Er geht ab, und sagt, daß er des Pembrocks im geheimen Rathe erwarte. Pembrock bleibt allein und spottet des alten Bischofs Gardiner, der nicht aufhöre, ihm den Northumberland als einen falschen Mann abzumahlen, ohne Zweifel aus blossem Hasse gegen die neue Religion, welcher der Herzog zugethan sey. Er hält den Vater für eben so aufrichtig und edelgesinnt als den Sohn, mit dem er, ihrer Rivalität ungeachtet, eine vertraute Freundschaft unterhält. Guilford

könnt, und ihre Freundschaft ist ihr Gespräch. Guilford zittert, daß diese einen so gefährlichen Feind an ihrer beiderseitigen, auf eben denselben Gegenstand abzielenden Liebe haben müsse! Pembrock kann den Gedanken nicht ertragen, daß Johanna ihm den Guilford vielleicht vorziehen möchte. Er wird in den geheimen Rath gerufen, und bedingt sich von seinem Freunde nur noch dieses, daß sie in ihrer gemeinschaftlichen Bewerbung offenherzig und ohne die geringste Hinterlist, zu Werke gehen wollen. Guilford bleibt zurück, und empfängt die Johanna, die nunmehr bey Hofe anlangt. Sie haben ein kurzes Gespräch, in welchem sich, ungeachtet der Traurigkeit über den nahen Tod ihres königlichen Freundes, die Liebe der Johanna gegen den Guilford zeigt. — Aus diesem Aufzuge hat Herr Wieland nichts entlehnen können, indem er mit der Geschichte so weit nicht zurückgegangen ist. Die Person des Pembrocks aber hat er aus seinem Stücke ganz und gar auszuschließen für gut befunden; als eine Person, ohne Zweifel, die in der Geschichte eine ganz andere Rolle spielet. Den Grafen Wilhelm Herbert von Pembrock kann Rowe schwerlich darunter verstehen; er muß vielmehr den Sohn dieses Grafen meinen, welcher nachher mit der jüngern Schwester der Johanna vermählt ward.

Den zweyten Aufzug eröffnen abermals Northumberland und Suffolk. Die Väter haben nunmehr die Verbindung ihrer Kinder verabredet. Die Herzogin von Suffolk und Guilford kommen dazu. Guilford ist in der äussersten Entzückung über sein nahes Glück. Sie gedenken der Johanna, die an dem Bette des sterbenden Königs weine. Indem tritt sie herein, und verkündigt den Tod desselben. — Die letzte Rede des Königs ist bey dem Herrn Wieland folgende:

O Gott,

— — — nimm mich zu dir,

Nimm meinen Geist aus dieser Welt des Abfalls

Zu dir und zu den Geistern, die dich lieben,

Und deinen Willen thun. — O meine Seele

Lehzt lange schon, dein Angesicht zu schauen!

Du, Vater, weissest es, wie gut mirs wäre,

Beh dir zu sehn! Und doch um derer willen,

Die zu dir weinen, laß mich länger leben!  
 Noch leben, bis das grosse Werk vollbracht ist,  
 Dein Reich in Englands Grenzen fest zu gründen.  
 Doch nicht mein Will, o Vater, sondern deiner  
 Gescheh! 2c. —

In dieser Stelle hat Herr Wieland dem Rowe nichts zu danken; sie ist ganz fein! Rowe glaubte, ohne Zweifel, daß ein sterbender König sich nicht wie eine sterbende alte Frau ausdrücken müsse, und legt ihm pathetischere Worte in den Mund:

————— Merciful, great Defender!

Preserve thy holy Altars undefil'd.  
 Protect this Land from bloody Men and Idols,  
 Save my poor People from the Yoke of *Rome*  
 And take thy painful servant to thy Mercy!

Northumberland und Suffolk beschliessen, den Tod des Königs geheim zu halten, trösten die Johanna, und lassen sie mit ihrem Guilford allein, der ihr den gefassten Entschluß, wegen ihrer schleinigen Verbindung, beybringen soll. Guilford thut es auf die zärtlichste und selbst ihrer Traurigkeit schmeichelhafteste Art. Eine sonderbare Scene! Johanna tritt ab, und auf einmal wird Guilford von seinem Freunde überrascht. Pembrock sieht ihn verwirrt, und will die Ursache seiner Verwirrung wissen. Guilford sucht ihn allmählig darauf vorzubereiten; endlich muß er mit dem Geheimnisse heraus, daß ihm sein gutes Glück bey ihrer Geliebten den Vorzug verschafft habe. Pembrock geräth in Wuth, beschuldiget ihn eines verrätherischen Verfahrens, daß er, wider ihre Abrede, auf eine unedle Art seine Hofnung untergraben habe, und geht in völliger Raserey ab.

Die Scene war bisher bey Hofe gewesen, und nunmehr, mit dem Anfange des dritten Aufzuges, verlegt sie der Dichter in den Tower. Gardiner der daselbst in einem weiten Verhafte gehalten wird, unterredet sich mit dem Pembrock. Der Bischoff hat erfahren, daß die Vermählung zwischen der Johanna und dem Guilford wirklich vor sich gegangen, und zieht den Pembrock dadurch völlig auf seine und der Maria Seite. Sie treten ab, und Guilford führet seine Johanna herein, weil der geheime Rath sich in dem Tower versammeln will. Er bereitet

sie auf die grosse Nachricht vor, die sie nun bald erfahren soll. Kurz darauf erscheint ihre Mutter, ihr Vater, der Herzog von Northumberland, nebst anderen Herren des geheimen Raths, und der edle Streit nimmt seinen Anfang, mit welchem Herr Wieland seinen ganzen zweyten Aufzug anfüllet. Hier ist es, wo er dem Engelländer das meiste abgeborgt hat.

Die erste Scene des vierten Aufzuges haben wiederum Pembrock und Gardiner. Sie versprechen sich beide, daß das Unsterblichkeit des Northumberland einen blutigen Ausgang haben werde. Indem erscheint die Wache, und führet den Bischof auf Befehl der neuen Königin in eine engere Haft. Auch Pembrock soll abgeführt werden, aber Guilford kömmt dazu, schickt die Wache ab, und sagt, daß er selbst für diesen Gefangenen stehen wolle. Er war gekommen, seinen Freund zu retten, giebt ihm seinen Degen wieder, und dringt in ihn, daß er sich augenblicklich in Sicherheit begeben soll. Der ergrimmete Pembrock ist über dieses Verfahren betroffen, und will der Großmuth seines Freundes lange nicht Gerechtigkeit wiederfahren lassen, bis ihm dieser den Befehl seines eignen Vaters zu seiner plötzlichen Hinrichtung zeigt, welchen er auf keine andere Weise, als durch die anscheinende Gefangennehmung, zu vereiteln geruht habe. Nun kömmt Pembrock auf einmal wieder zu sich, und es erfolgt die rührendste Aussöhnung, bey der man sich unmöglich der Thränen enthalten kann. Kaum aber ist Pembrock fort, als Johanna mit einem Buche in der Hand (es ist der Phädon des Plato) herein tritt. Die Katastrophe ist ausgebrochen, und sie beruhiget sich mit Betrachtungen über die Unsterblichkeit der Seele. Diese Scene ist es, welche sich Herr Wieland hätte zu Nutze machen müssen, wenn seine Heldin nicht vergebens von ihrer Gelehrsamkeit geschwagt haben sollte. Guilford erfährt von ihr, daß sie der geheime Rath verlassen und sich zu der Maria begeben habe. Die Herzogin, ihre Mutter, kömmt dazu; sie jammert; Guilford tobet, und Johanna bleibt ruhig. Indem erscheinen der Graf Sussex und Gardiner mit der Wache, und nehmen alle drey, in Namen der Königin Maria, gefangen.

Zu dem fünften Aufzuge erblicken wir den geschäftigten Bischof, der zur Hinrichtung der Gefangenen die nöthigen Befehle erteilet. Zu ihm kömmt Pembrock. Seine mit dem Guilford erneuerte Freundschaft hat ihn nicht müßig gelassen; er hat bey der Königin, für die Gefangenen Gnade ausgewirkt, und giebt dem Gardiner frohlockend davon Nachricht. Doch das ist im geringsten nicht nach des Bischofs Sinne, er eilet also zur Maria, ihr diese unzeitige Gnade auszureden; und Pembrock begiebt sich zu seinem Guilford. Ist wird die hinterste Scene aufgezogen, und man sieht die Johanna auf ihren Knien liegen und beten. Guilford tritt zu ihr herein. Sie unterhalten sich mit Todesbetrachtungen, als Pembrock kömmt und ihnen seine fröhliche Bothschaft bringet. Nur einen Augenblick glänzet ihnen dieser Strahl von Hofnung. Gardiner erscheinet, und bekräftiget zwar die Gnade der Königin, aber bloß unter der Bedingung, daß sie beyde zur römischen Kirche zurückkehren sollen. Diese Bedingung wird abgeschlagen; sogleich wird Guilford zum Tode geführt; die Scene eröffnet sich noch weiter; man erblickt das Blutgerüste; Johanna besteiget es, als eine wahre Heldin; Gardiner triumphiret; Pembrock verwünscht den Geist der Verfolgung; und das Stück schließt.

Nummehr sagen Sie mir, was Herr Wieland mit diesem grossen Plane anders gemacht hat, als daß er einen prächtigen Tempel eingerissen, um eine kleine Hütte davon zu bauen? Er hat die rührende Episode des Pembrocks herausgerissen, und die letzten drey Aufzüge in fünf ausge dehnet, durch welche Ausdehnung, besonders des fünften Aufzuges in seine beyden letzten, die Handlung ungemein schläfrig geworden ist. Herr Wieland läßt den Guilford an einem Orte zur Johanna sagen:

Und selbst, o Scheusal, deine Rätthe selbst,

Die kaum mit aufgehabnen Händen schwuren,

Dir, dem Gesetz und unserm heiligen Glauben

Getreu zu bleiben, alle sind Verräther,

Verdamnte Heuchler! — Pembrock, ach! mein Freund,

Mein Pembrock selbst, vom Gardiner betrogen,

Ziel zu Marien ab.

Man weiß gar nicht, was das für ein Pembrock hier ist, und wie Guilford auf einmal eines Freundes nahmentlich gedenket, der in dem Stücke ganz und gar nicht vorkömmt? Aber nun werden Sie dieses Räthsel auflösen können. Es ist eben der Pembrock des Rowe, dem er in seinem Stücke keinen Platz gönnen wollen, und der ihm dafür den Poffen thut, sich, gleichsam wider seinen Willen, einmal einzuschleichen. G.

V. Den 2. November. 1759.

### Fünf und sechzigster Brief.

Den Einfall des Herrn Professor Gottscheds, seinen Kern der deutschen Sprachkunst den sämtlichen berühmten Lehrern der Schulen in und auffer Deutschland, zuzuschreiben, muß man ihn nicht für einen recht unverschämten Kniff eines gelehrten Charlatans halten? Denn was ist diese Zuschrift anders, als ein Bettelbrief, seine Grammatik zu einer klassischen Grammatik deswegen machen zu helfen, weil sie in vier Jahren dreyimal gedruckt worden, und der Herr Autor darüber ein Compliment aus Wien und aus Ehur im Graubündnerlande erhalten hat? Wenn der Name des Verlegers unter dieser Zuschrift stünde, so würde ich weiter nichts daran auszusetzen haben, als daß dieser vergessen, den Herren Rectoren und Conrectoren in jedes Duzend Exemplare, die ihre Schüler verbrauchen würden, das dreyzehnte gratis obenein zu versprechen. Aber daß sich Gottsched selbst durch seine blinde Eitelkeit zu diesem Schritte verleiten lassen, das muß ihn nothwendig in den Augen aller Rechtschaffenen nicht bloß lächerlich, es muß ihn verächtlich machen. Denn wenn es auch schon unwidersprechlich wäre, daß seine Sprachkunst, vor allen andern in den Schulen eingeführt zu werden, verdiente; hätte ein grosser Mann, wie er seyn will, — denn alle grosse Männer sind bescheiden — einen dergleichen Vorzug nicht vielmehr in der Stille abwarten, als ihn zu erschleichen suchen sollen? —

Aber die berühmten Lehrer der Schulen, wie haben die sich dabey verhalten? Sehr leidend; doch scheineth es eben nicht, daß sie so leicht zu bestechen gewesen sind. Und in der That wäre es für den Herrn Professor selbst sehr zu wünschen, daß sie

sämmtlich ganz und gar nicht auf seine Zuschrift reflectiret hätten. Denn ich forge, ich forge, man fängt auch schon auf kleinen Schulen an, den berühmten Gottsched — auszulachen. Wenn nun der Lehrer das Büchelchen, über welches er zu lesen gebeten worden, auf allen Seiten verbessern und widerlegen muß, was für eine Achtung können die Schüler für den Professor mit auf die Universität bringen?

Und daß jenes zum Theil wirklich geschehen, beweisen unter andern die Anmerkungen, welche Herr Heinz, Rector zu Lüneburg, über die Gottschedische Sprachlehre vor kurzen ans Licht gestellt hat. \* „Da das Werk, hebt er seine Vorrede an, welches diese Anmerkungen veranlaßt hat, den Schulen gewidmet und zugeschrieben war: so hat, deucht mir, der berühmte Verfasser, wenn er uns anders so viel zutrauet, schon längst eine Critik darüber vermuthen müssen: und da unter so vielen Schullehrern sich doch, meines Wissens, keiner dazu entschlossen hat, so dürfte ich mir wohl ohne Eitelkeit den Vorzug anmaassen, daß ich die Aufmerksamkeit desselben auf die Schulen, unter allen mit der größten Achtung erwiedert habe. — In diesem schleichenden Tone eines trocknen naiven Mannes fährt Herr Heinz fort, und gestehet endlich, daß freylich seine ganze Beurtheilung so ausgefallen, daß ihm der Herr Verfasser schwerlich Dank dafür wissen könne. „Ich verlange, sagt er, auch nichts unmögliches: beruffe mich aber schlechterdings darauf, daß sie nicht anders gerathen können, und daß sie gerecht sey.“

Ich möchte meinen Brief am aller ungernesten mit grammaticalischen Streitigkeiten anfüllen; und Sie wollen überhaupt, nicht so wohl diese Streitigkeiten selbst, als vielmehr bloß das Resultat derselben wissen. Hören Sie also, wie Herr Heinz seine ganze Critik schließt. \*\* „Wollen wir, sagt er, noch kürzlich zusammenrechnen, ehe ich meinen Scribenten verlasse? so ist, deucht mir, durch die bisherige Prüfung folgendes wohl ganz ausgemacht: daß beyde Sprachlehren des Herrn Prof. wohl schwerlich mit Einsicht und reiffer Gelehrsamkeit geschriebene Werke heißen können: daß

\* Johann Michael Heinzens Anmerkungen über des Herrn Professor Gottscheds deutsche Sprachlehre, nebst einem Anhang einer neuen Prosodie. Göttingen und Leipzig in Rübners Verlage 1759.

\*\* Seite 205.



„sie ohne Critik beynabe unbrauchbar sind, wegen der gar zu vielen  
 „Fehler, welche doch theils durch die ausnehmende Zuversicht, womit  
 „Herr G. seine Meinungen vorträgt, theils durch den ihm gewöhnli-  
 „chen Dunst von Worten, theils durch das Gepränge einer eiteln und  
 „mageren Philosophie, vor unwissenden und trenherzigen Lesern ziem-  
 „lich versteckt werden. Ein Gelehrter wird nirgends etwas finden,  
 „das die gewöhnliche Erkenntniß der deutschen Sprache überstiege, und  
 „woraus ein grammatikalischer Geist, oder ein Naturell, das zur  
 „Philologie gebahren, oder erzogen wäre, hervorleuchtete. An dessen  
 „statt offenbaret sich durch das ganze Werk eine enthusiastische Liebe  
 „und eigensinnige Parteylichkeit des V. für die deutsche Sprache, oder  
 „vielmehr für seine Meinungen und Vorurtheile von derselben, nebst  
 „einem allzugrossen Vertrauen auf seine Einsicht, welche oft in unbe-  
 „dächtige Urtheile und schändte Verachtung gegen angesehene Schrift-  
 „steller, oder gar gegen unschuldige Städte und Provinzen ausbrechen.  
 „Wenn andere Sprachlehrer mit ihm einerley Frage abhandeln, so  
 „wiegt er immer am leichtesten: und der Mangel des Scharfsinnes,  
 „der Ueberlegung, und einer genugsamen Uebung in diesem Felde, ist  
 „allen seinen Urtheilen anzusehen. Die grosse Grammatik hat vor der  
 „andern sonst nichts voraus, als die Weitläufigkeit, mit welcher die  
 „Sachen nicht gründlicher, vollständiger, gelehrter, sondern gedehuter,  
 „langweiliger, und in einem gewissen schlechten Verstande, philosophi-  
 „scher gesagt sind. Zur Probe kann das Capitel von Nebenwörtern  
 „dienen; aber auch jedes andere Stück. Sie macht durchgängig viel  
 „Aufhebens von Kleinigkeiten, und thut, als ob vor ihr nicht nur  
 „keine Deutsche, sondern überall noch keine Sprachlehre geschrieben  
 „wäre; und als ob sie alle grammatikalische Begriffe und Eintheilun-  
 „gen zuerst aus dem tieffen Brunnen, worinn die Wahrheit verborgen  
 „liegt, herausgehohlete, welches in der That weder Gelehrsamkeit noch  
 „Bescheidenheit beweiset. Freylich hätte man denken sollen, daß Hr.  
 „G. viel weiter sehen würde, als alle seine Vorgänger: da er sich  
 „nicht weniger als vier und zwanzig Jahr zur Ausarbeitung seiner  
 „Grammatik genommen, wie das Privilegium und die Vorrede bezeu-  
 „gen. Aber der Leser wird angemerkt haben, daß ich unsern V. oft  
 „aus Bökckern und Frischen verbessern können: hingegen zur Ver-  
 „besserung dieser Männer aus Gottscheden wüßte ich auch nicht  
 „eine Stelle anzugeben. Ist das aber recht, seiner Vorgänger Ver-

„dienste zu unterdrücken, und ihre Bücher der Jugend aus den Hän-  
 „den zu spielen, wenn man es ihnen nicht einmal gleich thut? Wenn  
 „uns Deutschen nicht so gar leicht Genüge geschähe, so würde der  
 „Herr Prof. mit seiner lange erwarteten neuen Sprachlehre schwerlich  
 „eine andere Aufnahme erfahren haben, als ehemals ein gewisser Poet  
 „in Frankreich mit seinem Heldengedichte. Weil aber Herr G. alles  
 „mit der Erwartung seiner Grammatik angefüllt hatte, so wurden  
 „unsere alten wohlverdienten Sprachlehrer wenig gelesen, sondern die  
 „meisten sparten ihren Appetit nach grammatischer Erkenntniß auf  
 „das grosse Mahl, so er ihnen bereitete, und das ist wohl die Ursache  
 „des grossen Beyfalles, womit die neue Sprachlehre aufgenommen  
 „worden. Was mag er aber in so lieber langer Zeit daran gebauet  
 „und ausgefeilet haben! da doch noch iho, nach so vielen gelehrten  
 „Erinnerungen so vieler Gönner und Freunde, wie in der an-  
 „dern Vorrede stehet, und nun nach so viel wiederholten Auflagen,  
 „gleichwohl noch so viel, ich mag wohl sagen, kindische Fehler darinn  
 „sind? — Herr Gottsched, schliesset er endlich, hätte daher viel bes-  
 „ser gethan, wenn er doch ein Sprachlehrer werden wollte, daß er  
 „die Böklerischen und Frischischen Grundsätze bloß in bequemere  
 „Ordnung gebracht hätte. Ich will damit nicht sagen, daß ers hätte  
 „thun sollen, denn meiner Meynung nach, mußte er gar keine Sprach-  
 „lehre schreiben: weil die grammatische Muse, nach so vielen feindsel-  
 „ligen Angriffen, welche er in dem Baylischen Wörterbuche, und sonst  
 „überall, auf sie selbst, und auf ihre größten Günstlinge gethan hatte,  
 „ihm von je her, nicht anders, als gehässig seyn konte.

Was sagen Sie hierzu; vorausgesetzt, daß Herr Heinz ein ehrlicher Mann ist, der im geringsten nichts übertreibt? (Wenn Sie es nicht voraussetzen wollen, so glauben Sie es so lange auf mein Wort, bis Sie Lust bekommen, sich selbst davon zu überzeugen.) Wird es Ihnen noch wahrscheinlich seyn, daß einer, ob er schon ein magrer Philosoph, und ein schlechter Dichter ist, dennoch wohl eine gute Sprachkunst schreiben könne? Oder gestehen Sie es nun bald, daß ein seichter Kopf nirgends erträglich ist?

Und Herr Professor Gottsched muß es selbst gefühlt haben, daß ihm dieser Gegner ein wenig zu sehr überlegen sey! Sie

glauben nicht, wie seltsam er sich in seinem *Neuesten*° gegen ihn gekehrt! Ohne sich auch nur auf einen einzigen Tadel einzulassen, eifert und sprudelt er da etwas her, woraus kein Mensch klug werden kann; und begegnet dem Rector mit einem so groben Professorstolze, als verhielte sich der Rector zum Professor, wie der Schüler zum Rector; da doch das Verhältniß in diesem Falle grade umgekehrt ist. „Hier sieht abermal,“ ruft er mit vollem Maule aus, „hier sieht abermal ein Grammatiker „auf, der an Herrn Prof. Gottscheds Sprachkunst zum Ritter werden will. Herr Rector Heinz zu Lüneburg, ist von einem innern „Berufe genagt worden, sich durch einen Angriff eines berühmten „Mannes auch berühmt zu machen. Und was war leichter als dieß? „Man kann ja bald etliche Bogen über ein Buch zusammen schreiben, „dessen gute Aufnahme in Deutschland ihm ein Dorn im Auge war. „Besondre Ursachen zur Feindschaft gegen denselben hatte er nicht: „das gestehet er selbst. Die Pflichten der Mitglieder einer Gesellschaft, „dergleichen die Deutsche zu Göttingen ist, werdens ihm vermunthlich „auch nicht auferlegt haben, einen seiner ältern Gesellschafter so stür- „mend anzugreifen. Um desto mehr wundern wir uns, daß er den- „noch kein Bedenken getragen, einen solchen Anfall auf einen Mann „zu thun, der ihm nicht den geringsten Anlaß dazu gegeben.“ — Wenn werden die schlechten Scribenten einmal aufhören zu glauben, daß nothwendig persönliche Feindschaft zum Grunde liegen müsse, wenn sie einer von ihren betrogenen Lesern vor den Richtstuhl der Critik fordert? — „Doch wie? fährt das *Neueste* fort; „hat nicht Herr Prof. G. seine kleine Sprachlehre „den sämtlichen berühmten Schullehrern in Deutschland zugeschrieben? „Es ist wahr, und der Augenschein zeigt es, daß solches mit viel „Höflichkeit, mit vielen Lobsprüchen, und in dem besten Vertrauen zu „ihnen geschehen ist. War nun das etwa ein zureichender Grund, „denjenigen so grämisch anzuschnarchen, der ihm zugleich mit andern „eine solche Ehre erwiesen? Welcher Wohlgesittete kann das begreifen? — Derjenige Wohlgesittete, würde ich hierauf antworten, bey dem die Höflichkeit nicht alles in allen ist. Der die Wahrheit für keine Schmeicheleyen verleugnet, und überzeugt ist, daß die

° In seinem *Seumonde* dieses Jahres S. 546.

nachdrückliche Warnung vor einem schlechten Buche ein Dienst ist, den man dem gemeinen Wesen leistet, und der daher einem ehrlichen Manne weit besser anstehet, als die knechtische Geschicklichkeit, Lob für Lob einzuhandeln. Zudem weis ich auch gar nicht, was das Neueste mit dem grämischen Anschnarchen will; zwey altfränkische Wörter, die schwerlich aus einer andern, als des Herrn Professors eigener Feder können geflossen seyn. Man kann nicht mit kälterm Blute kritisiren, als es Herr Heinz thut; und die Stelle, die Sie oben gelesen haben, ist die stärkste in seinem ganzen Buche. Was finden sie darin grämisches und angeschnarchtes? Grämisch anschnarchen kann niemand als Herr Gottsched selbst; und zwar fällt er in diesen Ton gemeiniglich alsdenn, wenn er satyrisch seyn will.

Z. E. Was ist geschnarchter als folgende Stelle? „Doch Herr Heinz besorget, es werde bey seinem Stillschweigen, die Gottschedische Grammatik ein klaßisches Ansehen gewinnen; da ers zumal nicht ohne Calle bemerket, daß bisher alle seine Herrn Collegen stille dazu geschwiegen: weswegen er glaubet; es sey besser, daß einer, als daß keiner das Maul aufthue, und diesem grossen Unheile steure und wehre. Allein mit seiner gütigen Erlaubniß, fragen wir hier, ob er denn wohl glaube, daß ein Buch darum gleich zu Boden geschlagen sey, weil Er, Herr Heinz von Lüneburg, sich demselben wiedersezet? Wir glauben es gewißlich noch nicht! Die Gottschedische Sprachkunst hat schon mehr solche grimmige Auffälle überstanden, und steht doch noch. Sie wird gewiß, den seinigen auch überstehn.“ — Welche Schreibart! Und wie wüßig ist das? Herr Heinz von Lüneburg, auf welches einige Zeilen darauf der Secundaner Kunz folgt!

Noch eine recht lustige Stelle aus dem Heumonde des Hrn. Prof. kann ich mich nicht enthalten, Ihnen abzuschreiben. Indem er Herr Heizenen aushunzt, kommen ihm auch die Verfasser der göttingischen gelehrten Zeitung in den Weg, die sich dann und wann unterstehen, ihm eine kleine Wahrheit zu sagen, ohne zu bedenken, daß der Herr Professor ein altes Mitglied ihrer deutschen Gesellschaft ist. Er meint, er habe zu dieser Frechheit nun lange genug stille geschwiegen; und wenn sie ihn

weiter „böse machten, so werde er einmal aufwachen, und ihnen „durch den Zuruf:

Tecum habita et noris, quam sit tibi curta suppellex  
 „ihre Schwäche bekannt machen. — Wir wissen auch nicht, fährt hier= „auf der Seumond fort, was ihn bisher zu solcher Geduld und Ge= „lassenheit bewogen; zumal da die göttingischen Zeitungen für ein „Werk von einer ganzen Societät der Wissenschaften gelten sollen, „unter deren Aufsicht, und mit vermuthlicher Genehmhaltung sie her= „auskommen. Gewiß in solchen Zeitungen verdammt zu werden, ist „kein solcher Spaß, als wenn einen ein jeder unbekannter und unge= „nannter Kritiker herunter macht. Wer also auf seinen guten „Namen hält, der ist in seinem Gewissen verbunden, von einem so „unbefugten und gewaltsamen Richter sich auf einen höhern zu beru= „fen, und den Ungrund seiner Urtheile zu zeigen. Nichts, als die Ver= „bindung mit der göttingischen deutschen Gesellschaft kann ihn, unsers „Erachtens, bisher abgehalten haben, hier so lange stille zu „sitzen. Allein wer weiß, wie lange es dauert, so schicket er ihr sein „Diplom (nach Hrn. Rath Königs in Haag Beyspiele) zurück; und „setzet sich wieder in die natürliche Freyheit, seine Ehre zu retten. „Bis dahin kann er ihnen mit dem Achill in der Iphigenia zurufen:

Dankt es dem Bande blos, das meinen Jorn noch hemmet,

Sonst hätt er schon mein Herz gewaltsam überschwemmet.

— Welch eine Drohung! Die arme deutsche Gesellschaft, wenn ihr dieses Unglück begegnen sollte! Ich glaube, sie würde darüber zu einer wendischen. Denn wie kann eine deutsche Gesellschaft ohne Gottscheden bestehen? D.

VIII. Den 23. November. 1759.

### Siebenzigster Brief.

Hier ist etwas von einem Verfasser, der ziemlich lange aus= geruhet hat! — Es sind die Fabeln des Herrn \* Lessings.

Er meldet uns in der Vorrede, daß er vor Jahr und Tag einen kritischen Blick auf seine Schriften geworfen, nachdem er ihrer lange gnug vergessen gehabt, um sie völlig als fremde Geburten betrachten zu können. Anfangs habe er sie ganz ver=

\* Berlin bey C. F. Wof in 8vo.

werfen wollen; endlich aber habe er sie, in Betrachtung so vieler freundschaftlichen Leser, die er nicht gern dem Vorwurfe aussetzen wollen, ihren Beyfall an etwas ganz unwürdiges verschwendet zu haben, zu verbessern beschlossen.

Den Anfang dieser Verbesserung hat er mit seinen Fabeln gemacht. „Ich hatte mich, sagt er, bei keiner Gattung von „Gedichten ic. [i. Band V, S. 356] Phrygiens gemacht. ic.

Und kurz; hieraus ist das gegenwärtige kleine Werk seiner Fabeln entstanden, welches man als den ersten Band der gänzlichen Umarbeitung seiner Schriften anzusehen hat. Ich muß die Ordnung, die er darinn beobachtet, umkehren, und Ihnen vorher von seinen beygefügtten Abhandlungen über diese Dichtungsart etwas sagen, ehe ich die Fabeln selbst ihrem Urtheile unterwerfen kann.

Es sind diese Abhandlungen fünf. Die erste, welche die weitläufigste und dabey die wichtigste ist, untersucht das Wesen der Fabel. Nachdem die Eintheilung der Fabeln in einfache und zusammengesetzte, (das ist in solche, die bey der allgemeinen Wahrheit, welche sie einprägen sollen, stehen bleiben, und in solche, die ihre allgemeine Wahrheit auf einen wirklich geschehenen, oder doch als wirklich geschehen, angenommenen Fall, weiter anwenden) vorausgeschickt worden, gehet der Verfasser die Erklärungen durch, welche de la Motte, Richer, Breitinger und Batteux von der Fabel gegeben haben. Bey der Erklärung des ersten, die allen folgenden Erklärungen zum Muster gedienet habe, ist er vornehmlich gegen das Wort Allegorie, und behauptet, daß die Fabel überhaupt nicht in der Erzählung einer allegorischen Handlung bestehe, sondern daß die Handlung nur in der zusammengesetzten Fabel allegorisch werde, und zwar allegorisch, nicht mit dem darinn enthaltenen allgemeinen Sage, sondern mit dem wirklichen Falle, der dazu Gelegenheit gegeben hat. An der Erklärung des Richer setzet er vornehmlich dieses aus, daß sie ein blosses allegorisches Bild zu einer Fabel für hinreichend hält. „Ein Bild, sagt er, heisset überhaupt ic. [i. Band V, S. 369] eine Fabel? — Ein jedes Gleichniß ic. [i. S. 370] „durch das Wort Handlung ausdrücken. — Mit diesem Worte verbindet er aber einen viel weitern Sinn, als man gemeinlich

damit zu verbinden pflaget, und verstehet darunter jede Folge von Veränderungen, die zusammen ein Ganzes ausmachen. Denn daß die Erklärung, welche Batteux von der Handlung giebt, daß sie nemlich eine Unternehmung seyn müsse, die mit Wahl und Absicht geschieht, bey der Fabel nicht Statt finde, zeigt er umständlich, indem die allerwenigsten Aesopischen Fabeln in diesem Verstande Handlung haben. Batteux, wie der Verfasser sehr wahrscheinlich zeigt, hat seine Erklärung nur von einem einzigen, in seiner Art zwar sehr vollkommenen, deswegen aber doch zu keinem allgemeinen Muster tauglichen Exempel abstrahiret, und überhaupt die Handlung der Aesopischen Fabel mit der Handlung der Epöee und des Drama viel zu sehr verwirrt. „Die Handlung der beyden letztern, sagt er, muß ic. [s. Band V, S. 379] damit erreichet ic. Der Grund hiervon liegt in den Leidenschaften welche jene erregen sollen, und auf deren Erregung diese ganz und gar keinen Anspruch macht. — Diese und verschiedene andere Anmerkungen nimmt der Verfasser nummehr zusammen, und sagt: „In der Fabel wird nicht eine jede Wahrheit, sondern ein allgemeiner moralischer Satz, nicht unter die allgemeine Handlung, sondern auf einen einzeln Fall, nicht versteckt oder verkleidet, sondern so zurückgeführt, daß ich, nicht blos einige Aehnlichkeit mit dem moralischen Satze in ihm entdecke, sondern diesen ganz anschauend darinn erkenne.“ — Und das ist das Wesen der Fabel? Noch nicht völlig. Noch fehlt ein wichtiger Punkt, von welchem die Kunstrichter bloß ein dunkles Gefühl gehabt zu haben scheinen; dieser nemlich: der einzelne Fall, aus welchem die Fabel bestehet, muß als wirklich vorgestellt werden. Begnügen wir uns an der Möglichkeit desselben, so ist es ein Beyspiel, eine Parabel.

Der Beschluß künftig.

IX. Den 29. November. 1759.

### Beschluß des siebenzigsten Briefes.

Nachdem der Verfasser diesen wichtigen Unterschied an einigen Beyspielen gezeigt, läßt er sich auf die psychologische Ursache ein, warum sich das Exempel der practischen Sittenlehre, wie man die Fabel nennen kann, nicht mit der blossen Möglichkeit begnüge, an welcher sich die Exempel anderer Wissen-

schaften begnügen. Er findet diese Ursache darinn, weil das Mögliche als eine Art des Allgemeinen, die Lebhaftigkeit der anschauenden Erkenntniß verhindere; welche Lebhaftigkeit gleichwohl unentbehrlich ist, wenn die anschauende Erkenntniß zur lebendigen Erkenntniß, als worauf die Moral bey ihren Wahrheiten vornehmlich sieht, erhöht werden soll. Er zeigt hierauf, daß schon Aristoteles diese Kraft des Wirklichen gekannt, aber eine falsche Anwendung davon gemacht habe, weil er sie aus einer unrechten Quelle hergeleitet. Aristoteles lehret nemlich, die historischen Exempel hätten deswegen eine grössere Kraft zu überzeugen, als die Fabeln, weil das Vergangene gemeinlich dem Zukünftigen ähnlich sey. Unser Verfasser aber sagt: „Hierinn, glaube ich, hat Aristoteles geirret. ic. [f. S. 387] vor den historischen Exempeln gebühre. — Und nunmehr trägt der Verfasser seine völlige Erklärung der Fabel vor, und sagt: Wenn wir ic. [f. S. 388.] so heist diese Erdichtung eine Fabel.

Die zweyte Abhandlung betrifft den Gebrauch der Thiere in der Fabel. „Der größte Theil der Fabeln, sagt der Verfasser, hat Thiere, oder ic. [f. S. 388.] Oder was ist es?“ Batteux hat sich auf diese Fragen nicht eingelassen, sondern listig genug den Gebrauch der Thiere seiner Erklärung der Fabel sogleich mit angeflickt. Breitinger hingegen behauptet, daß die Erreichung des Wunderbaren die Ursache davon sey, und glaubt daher die Fabel überhaupt nicht besser als durch ein lehrreiches Wunderbare erklären zu können. Allein unser Verfasser zeigt, daß die Einführung der Thiere in der Fabel nicht wunderbar ist, indem es darinn vorausgesetzt und angenommen werde, daß die Thiere und andere niedrige Geschöpfe, Sprache und Vernunft besitzen. Seine Meinung gehet also dahin, daß die allgemein bekannte Bestandtheit ihrer Charaktere diese Voraussetzung veranlasset und so allgemein beliebt gemacht habe. „Je tiefer wir, setzt er hinzu, auf der Leiter der Wesen herabsteigen, ic. [f. S. 395] von ihm abstehen.

In der dritten Abhandlung sucht der Verfasser eine richtigere Eintheilung der Fabeln festzusetzen. Die alte Eintheilung des Aphthonius ist offenbar mangelhaft. Schon Wolf hat bloß die Benennungen davon beybehalten, den damit zu verknüpfen-



den Sinn aber dahin bestimmt, daß man den Subjecten der Fabel entweder solche Handlungen und Leidenschaften, überhaupt solche Prädicate, die ihnen zukommen, oder solche die ihnen nicht zukommen, beylege. In dem ersten Falle hießen es vernünftige Fabeln; in dem andern sittliche Fabeln; und vermischte Fabeln hießen sie alsdenn, wenn sie etwas sowohl von der Eigenschaft der sittlichen als vernünftigen Fabel hätten. Allein auch diese verbesserte Eintheilung will unserm Verfasser darum nicht gefallen, weil das nicht zukommen einen übeln Verstand machen, und man wohl gar daraus schliessen könnte, daß der Dichter eben nicht gehalten sey, auf die Natur der Geschöpfe zu sehen, die er in seinen Fabeln aufführet. Diese Klippe also zu vermeiden, glaubt er, man werde am sichersten die Verschiedenheit der Fabeln auf die verschiedene Möglichkeit der einzeln Fälle, welche sie enthalten, gründen können. Diese Möglichkeit aber ist entweder eine unbedingte oder eine bedingte Möglichkeit; und um die alten Benennungen gleichfalls beyzubehalten, so nennt er diejenige Fabeln, vernünftige Fabeln, deren einzelner Fall schlechterdings möglich ist; diejenigen hingegen, wo er es nur unter gewissen Voraussetzungen ist, nennt er sittliche Fabeln. Die vernünftigen sind keiner fernern Abtheilung fähig; wohl aber die sittlichen. Denn die Voraussetzungen betreffen entweder die Subjecte der Fabeln, oder die Prädicate dieser Subjecte. Fabeln, worinn die Subjecte vorausgesetzt werden, nennet er mythische Fabeln; und Fabeln, worinn erhöhtere Eigenschaften wirklicher Subjecte angenommen werden, nennet er hyperphysische Fabeln. Die ferner daraus entstehende vermischte Gattungen nennet er die vernünftig mythischen, die vernünftig hyperphysischen, und die hyperphysischen mythischen Fabeln. — Welche Wörter! werden Sie ausrufen. Welche unnütze scholastische Grübele! Und fast sollte ich Ihnen Recht geben. Da doch aber einmal die Frage von der Eintheilung der Fabel war, so war es ihm auch nicht so ganz zu verdenken, daß er die Subtilität in dieser Kleinigkeit so weit trieb, als sie sich treiben läßt. — Was er auf die Fragen antwortet, wie weit in den hyperphysischen Fabeln die Natur der Thiere zu erhöhen sey, und ob sich die Aesopische Fabel zu der Länge eines

epischen Gedichts ausdehnen lasse, ist wichtiger; ich übergehe es aber, weil es ohne seine Versuche, die er in Absicht der letztern Frage, gewagt hat, nicht wohl zu verstehen ist. Wenn Sie es einmal selbst lesen sollten, so werden Sie leicht finden, daß seine Versuche seine Speculation nicht erschöpfen.

In der vierten Abhandlung redet er von dem Vortrage der Fabeln. Er characterisirt den Vertrag des Aesopus und Phädrus, und scheint mit dem Vortrage des La Fontaine am wenigsten zufrieden zu seyn. La Fontaine bekannte aufrichtig, daß er die zierliche Präcision, und die außerordentliche Kürze, durch die sich Phädrus so sehr empfehle, nicht habe erreichen können; und daß alle die Lustigkeit, mit welcher er seine Fabeln aufzustücken gesucht, weiter nichts als eine etwanige Schadenshaltung für jene wesentlichere Schönheiten seyn solle. „Welch „Bekentniß! ruft unser Verfasser aus. 1c. [f. Band V, S. 410] mot „plaisant, mais solide! — Er gehet hierauf die Zierrathen durch, deren die Fabel, nach dem Batteur, fähig seyn soll, und zeigt, daß sie schnurstracks mit dem Wesen der Fabel streiten. Sogar Phädrus kömmt ihm nicht ungetadelt davon, und er ist kühn genug, zu behaupten, daß Phädrus, so oft er sich von der Einfalt der griechischen Fabeln auch nur einen Schritt entferne, einen plumpen Fehler begehe. Er giebt verschiedene Beweise hiervon, und drohet seine Beschuldigung vielleicht gar durch eine eigene Ausgabe des Phädrus zu rechtfertigen. — Ich besorge sehr, unser Verfasser wird mit dieser Abhandlung am wenigsten durchkommen, und er wird von Glück zu sagen haben, wenn man ihm keine schlimmere Absicht giebt, als die Absicht, seine eigene Art zu erzehlen, so viel als möglich, zu beschönigen.

Die fünfte Abhandlung ist die kürzeste, und redet von einem besondern Nutzen der Fabeln in den Schulen. Es ist hier nicht die Frage von dem moralischen Nutzen, sondern von einem Nutzen, welchen der Verfasser den hevristischen nennet. Er glaubt nemlich, daß die Erfindung der Fabeln eine von den besten Uebungen sey, durch die ein junges Genie gebildet werden könne. Da aber die wahre Art, wie eine Fabel erfunden wird, vielen Schwierigkeiten unterworfen ist, so räth er vors erste die Fabeln mehr finden als erfinden zu lassen; „und die allmählig

„Stufen von diesem Sinden zum Erfinden, sagt er, „sind es eigentlich, was ich durch verschiedene Versuche meines zweyten Buches habe zeigen wollen. Es sind aber diese Versuche nichts anders als Umschmelzungen alter Fabeln, deren Geschichte er bald eher abbricht, bald weiter fortführet, bald diesen oder jenen Umstand derselben so verändert, daß sich eine andere Moral darinn erkennen läßt. Aus einigen Beyspielen werden Sie sich einen deutlichern Begriff davon machen können. Z. E. die bekannte Fabel von der Krähe, die sich mit den ausgefallenen Federn anderer Vögel geschmückt hatte, führt er einen Schritt weiter, und macht folgende neue Fabel daraus.

Die sechste des zweyten Buchs. [f. Band I, S. 144.]

Diese Fabel kann für neu gelten, ob sie gleich aus alten Stücken zum Theil zusammen gesetzt ist: denn es liegt eine neue Moral darinn. „So geht es dem Plagiarius! u. [f. Bd V, S. 421.] — Oder die Fabel von den Fröschen die sich einen König erbeten hatten:

Die dreyzehnte des zweyten Buchs. [f. Band I, S. 147.]

Diese Fabel fängt da an, wo die alte aufhöret, und erhält dadurch gleichsam eine Art von historischer Wahrscheinlichkeit. — Und aus diesen Proben werden Sie zugleich von dem Tone und der Schreibart unsers Fabulisten urtheilen können. Jedes von den drey Büchern enthält dreyßig Fabeln; und wenn ich Ihnen nunmehr noch einige aus dem ersten und zweyten Buche vorlege, so wird es hoffentlich alles seyn, was Sie diesmal von mir erwarten. Die erste, welche ich anführen will, scheint er mit Rücksicht auf sich selbst und die einfältige Art seines Vortrages gemacht zu haben.

Der Besitzer des Bogens. [f. Band I, S. 154.]

Die Schwalbe. [S. 163.]

Der Geist des Salomo. [S. 155.]

G.

X. Den 6. December. 1759.

Ein und siebenzigster Brief.

Ein Gelehrter, den Sie, so viel ich weiß, in Frankfurt an der Oder suchen müssen, sieng bereits im vorigen Jahre an,

eine Sammlung ungedruckter Briefe gelehrter Männer herauszugeben. In dem ersten Buche derselben nahmen sich besonders verschiedene Briefe von des Vignoles und Theoph. Sig. Bayern aus, indem sie an nützlichen Sachen ungleich reicher waren, als die übrigen. In dem zweyten Buche versprach der Herausgeber den gelehrten Briefwechsel des Stephanus Vinandus Pighius zu liefern. Es scheint aber, daß ihn ein sehr glücklicher Umstand dieses Versprechen aufzuschieben, verleitet hat. Sein Unternehmen selbst hat nehmlich so viel Beyfall gefunden, daß ihm nicht nur verschiedene Gelehrte ihre litterarischen Schätze von dieser Art mitgetheilet haben, sondern daß ihm auch, durch Vermittelung des Herrn von Münchhausen der ganze Vorrath ungedruckter Briefe in der königlichen Bibliothek zu Hannover, zu beliebigem Gebrauche angetragen worden. Durch diesen Beitrag also ist er in den Stand gesetzt worden, uns noch vorher mit andern lesenswürdigern Briefen zu unterhalten, als ihm die Briefe des Pighius mögen geschienen haben.

Die ersten vier Bücher, auf welche die Sammlung nunmehr angewachsen ist, und welche den ersten Band derselben ausmachen, enthalten hundert und neunzig Briefe.\* Bynckershoek, Beverland, Gisbert Cuper, d'Orville, J. A. Fabricius, Grævius, Gramm, Schannat, J. P. von Ludewig, Gesner &c. sind die berühmten Namen ihrer Verfasser.

Sogar von Leibnizen finden sich in dem vierten Buche ein Duzend Briefe, und Sie können leicht glauben, daß ich diese zu lesen am begierigsten gewesen bin. Die ersten zwey derselben sind an P. J. Spenern geschrieben und enthalten wenig mehr, als einige jetzt veraltete Neuigkeiten. Die folgenden sechs aber an den berühmten Suetius sind desto interessanter und enthalten Gedanken eines Philosophen, die noch immer unterrichten können. Die zwey ersten sind von dem Jahre 1673 und zu Paris geschrieben, aus welchen Datis, wenn Sie sich der Lebensgeschichte unsers Weltweisen erinnern, Sie ohngefehr den Inhalt errathen können. Suetius hatte damals die Be-

\* Sylloge nova Epistolarum varii argumenti. Volumen I. libros III. priores continens. Norimbergæ impensis Hered. Felseckeri 1760. 2 Alph. 4 Bogen.

sorgung der Ausgabe der klassischen Schriftsteller, welche vornehmlich zum Gebrauche des Dauphins eingerichtet seyn sollten; und er glaubte, daß er sich bey dieser Arbeit auch unsers Leibnitz versichern müßte. Ob dieser nun gleich damals sich mit ganz andern Dingen beschäftigte, und besonders an seiner Rechenmaschine arbeitete: so lies er sich doch bewegen; denn ihm war in dem ganzen Bezirke der Wissenschaften nichts zu klein, so wie ihm nichts zu groß war. Nur bat er sich aus, daß man ihm einen Autor geben möchte, bey welchem sich Philosophie, und eine gesunde Philosophie anbringen liesse. Man schlug ihm in dieser Absicht den ältern Plinius, den Mela, die Schriftsteller vom Ackerbaue, den Apulejus, den Capella und den Boethius vor. „Mich zum Plinius zu entschliessen, schreibt er, ver-  
 „stehe ich zu wenig von der Arzneygelahrtheit; und von den Schrift-  
 „stellern des Ackerbaues schreckt mich meine geringe Kenntniß der  
 „Oekonomie ab. Er wählte also den Martianus Capella, und das Urtheil, das er von diesem Schriftsteller fällt, ist sehr vortheilhaft, und sollte hinlänglich genug seyn, dem Capella mehr Leser zu verschaffen, als er iziger Zeit wohl haben mag: Martianum Capellam, usus ingentis auctorem, gratum varietate, scientias non libantem tantum, sed intransantem, solum ex superstitionibus scriptorem cujusdam artium liberalium encyclopædiae. Er fing auch schon wirklich an daran zu arbeiten, und wollte die Anmerkungen des Grotius, die dieser in seinem funfzehnten Jahre gemacht hat, seiner Ausgabe ganz einverleiben. Allein welches Schicksal war es, das uns derselben beraubte? Jaucourt sagt in seiner Lebensbeschreibung unsers Weltweisen, daß ihm alles, was er dazu aufgeschrieben, boshaft entwendet worden, und daß er in der Folge keine müßigen Augenblicke finden können, es wieder herzustellen. Leibnitz muß diesen Verlust noch in Paris erlitten haben, denn in den Briefen, die er 1679. aus Hanover an den Suetius schreibt, wird des Capella gar nicht mehr gedacht, als einer ohne Zweifel schon längst aufgegebenen und abgethanen Sache. Jaucourt kann übrigens aus diesem Briefe darinn verbessert werden, daß Leibnitz den Capella selbst aus eigenem Antriebe gewählt, und daß es eben nicht der Einsicht des Suetius zuzuschreiben, daß er sich nur

mit diesem und keinem andern Autor abgeben wollen. Denn Leibnitz kannte sich wirklich besser, als ihn Suetius kannte; welches unter andern auch daraus zu ersehen, daß ihm dieser mit aller Gewalt auch den Vitruvius aufdringen wollte, mit dem er sich aber abzugeben rund abschlug, weil er nicht hoffen könne, etwas außerordentliches dabey zu leisten. — Uebrigens muß es ein wenig verdriessen, daß Leibnitz bey dieser Gelegenheit nicht allein allzuklein von sich selbst, (denn ein bescheidner Mann kann sich selbst so viel vergeben, als er will,) sondern auch allzu klein von seiner Nation spricht: *Id enim fateor, tametsi neque ingenium, neque doctrinam mihi arrogem, diligentiae tamen laudem aliquando apud æquos censores consecutum. Et quid aliud expectes a Germano, cui nationi inter animi dotes sola laboriositas relicta est?* Nun wundere man sich noch, wie es komme, daß die Franzosen einen deutschen Gelehrten so gering schätzen, wenn die besten deutschen Köpfe ihre Landesleute unter ihnen so erniedrigen, nur damit man ihnen Höflichkeit und Lebensart nicht absprechen könne. Denn das bilde man sich ja nicht ein, daß diese aus Complimenten zusammengesetzte Nation, auch das für Complimente halte, was gewissermassen zur Verkleinerung ihrer Nachbarn dienen kann.

Die drey folgenden Briefe hat Leibnitz bey Gelegenheit des Suetischen Werkes von der Wahrheit der christlichen Religion, geschrieben, und sie enthalten sehr vortrefliche Gedanken über den Gebrauch der Philologie und Critik. „Die Critik, sagt er, „die sich mit Prüfung der alten Handschriften, Münzen, und „Inscriptionen beschäftigt, ist eine sehr nöthige Kunst, und zur „Festsetzung der Wahrheit unsrer Religion, ganz unentbehrlich. „Denn das glaube ich gewiß, gehet die Critik verloren, so ist „es auch mit den Schriften unsers Glaubens geschehen, und „es ist nichts gründliches mehr übrig, woraus man einem Chineser oder Mohametaner unsere Religion demonstriren könne. „Denn gesetzt, man könnte die fabelhaften Historien von Theodorico Veronensi, wie sie bey uns die Ammen unter dem „Namen Dietrichs von Bern, den Kindern erzehlen, von den „Erzehlungen des Casiodorus, eines zeitverwandten Schriftstellers, der bey diesem Könige Canzler war, nicht unterschei-

„den; gesetzt, es käme die Zeit, da man mit den Türken zwei-  
 „felte, ob nicht Alexander der Große des Königs Salomon  
 „oberster Feldherr gewesen sey; gesetzt, es wären uns, anstatt  
 „des Livius und Tacitus weiter nichts als einige von den  
 „zierlichen aber im Grunde abgeschmackten geheimen Nachrichten  
 „von den Liebeshändeln grosser Männer, wie sie igt geschrieben  
 „werden, übrig; gesetzt, es kämen die fabelhaften Zeiten wieder,  
 „dergleichen bey den Griechen vor dem Herodotus waren:  
 „würde nicht alle Gewißheit von geschenehen Dingen wegfallen?  
 „Wir würden nicht einmal zeigen können, daß die Bücher der  
 „heiligen Schrift nicht untergeschoben wären, noch vielweniger,  
 „daß sie göttlichen Ursprungs wären. Unter allen Hindernissen,  
 „welche die Ausbreitung der christlichen Religion in den Mor-  
 „genländern findet, ist dieses, meiner Meinung nach, auch das  
 „vornehmste, daß das dasige Volk, weil es von der allgemeinen  
 „Geschichte ganz und gar nichts weis, die historischen Beweise,  
 „auf welche sich die christliche Religion stützet, nicht begreifen  
 „kann. — Er giebt hierauf eine sehr sinnreiche, aber aus dem  
 „vorhergehenden sehr natürlich fließende Ursache an, warum zu  
 „Anfange des vorigen Jahrhunderts, die Critik so stark getrieben,  
 „und in den neuern Zeiten hingegen so sehr vernachlässiget wor-  
 „den. „Die Critik, sagt er, wenn ich die Wahrheit gestehen  
 „soll, ward damals durch die theologischen Streitigkeiten genäh-  
 „ret. Denn es ist kein Uebel in der Welt, das nicht etwas  
 „gutes veranlassen sollte. Indem man nehmlich von dem Sinne  
 „der Schrift, von der Uebereinstimmung der Alten, von echten  
 „und untergeschobenen Büchern häufig streiten mußte, und nur  
 „derjenige von den Kirchenscribenten aller Jahrhunderte richtig  
 „urtheilen konnte, der sich in den übrigen Werken des Alter-  
 „thums gehörig umgesehen hatte: so durchsuchte man aufs ge-  
 „naueste alle Bibliotheken. Der König von England Jacobus  
 „selbst, und andere von den vornehmsten Gliedern der Kirche  
 „und des Staats, gaben sich mit dergleichen Streitigkeiten,  
 „vielleicht ein wenig nur allzusehr ab. Als aber diese Strei-  
 „tigkeiten in Kriege ausbrachen, und nach so viel vergossenem  
 „Blute, die Klügern wohl sahen, daß mit alle dem Geschrey  
 „nichts ausgerichtet werde, so bekamen, nach wiederhergestelltem

„Frieden, sehr viele vor diesem Theile der Gelehrsamkeit einen  
 „Eckel. Und nun sieng sich ein neuer Periodus mit den Wissen-  
 „schaften an; indem in Italien Galiläus, in England Baco,  
 „Harvāus und Gilbertus, in Frankreich Cartesius und Gassen-  
 „dus, und in Deutschland der einzige, den ich diesen Männern  
 „entgegen zu setzen wüßte, Joachim Junge, durch verschiedene  
 „treffliche Erfindungen oder Gedanken, den Menschen Hofnung  
 „machten, die Natur vermittelst der mathematischen Wissensschaf-  
 „ten näher kennen zu lernen. — Ich will jetzt nicht untersu-  
 „chen, worinn es, wie ich glaube, heut zu Tage versehen wird,  
 „und woher es kömmt, daß die Schüler so grosser Männer,  
 „ob sie gleich mit so vielen Hülfsmitteln versehen sind, dennoch  
 „nichts besonderes leisten; denn es ist hier nicht der Ort dazu.  
 „Ich will nur dieses einzige anmerken, daß seit dieser Zeit das  
 „Studium der Alterthümer und die gründliche Gelehrsamkeit  
 „hin und wieder in Verachtung gekommen, so daß sich wohl  
 „gar einige in ihren Schriften irgend einen Autor zu citiren,  
 „sorgfältig enthalten, theils damit sie alles aus ihrem Kopfe  
 „genommen zu haben scheinen mögen, theils weil es ihrer Faul-  
 „heit so bequemer ist; da gleichwohl die Ausführung der Zeugen,  
 „wenn es auf geschehene Dinge ankömmt, von der unumgäng-  
 „lichsten Nothwendigkeit ist, und nur durch sie gründliche Un-  
 „tersuchungen sich von einem seichten Geschwäge unterscheiden.  
 „Damit also dieses Uebel nicht weiter um sich fresse, kann man  
 „die Welt nicht ernstlich genug erinnern, wie viel der Religion  
 „an der Erhaltung der gründlichen Gelehrsamkeit gelegen sey. —

Und was meinen Sie, wenn diese Erinnerung schon zu  
 Leibnitz Zeiten, da noch Gudii und Spanheime, Vossii und  
 Keinsii lebten, so nöthig war, wie viel nöthiger wird sie jetzt  
 seyn, jetzt da wir noch kaum hier und da Schatten von diesen  
 Männern haben, und besonders unsere Gottesgelehrte, die sich  
 die Erhaltung dieser gründlichen Gelehrsamkeit am meisten soll-  
 ten angelegen seyn lassen, gleich das allerwenigste davon verste-  
 hen? Doch anstatt diese verkleinernde Parallele weiter auszu-  
 führen, erlauben Sie mir lieber, Ihnen noch den Schluß des  
 Leibnigischen Briefes vorzulegen.



„Ich kann überhaupt mit denjenigen gar nicht zufrieden seyn,  
 „die alle Hochachtung gegen das Alterthum ablegen, und von  
 „dem Plato und Aristoteles nicht anders als von ein Paar  
 „elenden Sophisten reden. Hätten sie diese vortrefflichen Män-  
 „ner aufmerksam gelesen, so würden sie ganz anders von ihnen  
 „urtheilen. Denn die metaphysische und moralische Lehre des  
 „Plato, welche die wenigsten aus ihrer Quelle schöpfen, ist wahr  
 „und heilig, und das, was er von den Ideen und ewigen  
 „Wahrheiten sagt, verdienet Bewunderung. Die Logik, Rheto-  
 „rik, und Politik des Aristoteles hingegen, können im gemei-  
 „nen Leben von sehr großem Nutzen seyn, wenn sie sich in  
 „einem guten Kopfe, der die Welt und ihre Händel kennet,  
 „finden. Sogar kann man ihm nicht genug dafür danken, daß  
 „er in seiner Physik den wahren Begriff des Stetigen gegen  
 „die scheinbaren Irrthümer der Platoniker gerettet hat. Und  
 „wer endlich den Archimedes und Apollonius versteht, der  
 „wird die Erfindungen der allergrößten Neuern sparsamer  
 „bewundern.

Gewiß die Critik auf dieser Seite betrachtet, und das Stu-  
 dium der Alten bis zu dieser Bekanntschaft getrieben, ist keine  
 Pedanterey, sondern vielmehr das Mittel, wodurch Leibnitz  
 der geworden ist, der er war, und der einzige Weg, durch wel-  
 chen sich ein fleißiger und denkender Mann ihm nähern kann. —  
 Aber welchen lustigen Contrast machet mit dieser wahren Schät-  
 zung der Critik und alten Schriftsteller, die Denkungsart dieses  
 und jenen grundgelehrten Wortforschers, von welchem sich in  
 eben dieser Sammlung Briefe finden. J. G. Gisbert Cupers.  
 Dieser Mann war ohnstreitig einer von den größten Antiqua-  
 riis, der aber die Antiquitäten einzig und allein um der Anti-  
 quitäten willen studirte. Er hält sich stark darüber auf: *Sæcu-  
 lis superioribus plerosque eruditorum magis stilo operam dedisse,  
 quam ritibus, moribus, aliisque præclaris rebus, quæ veterum  
 libris continentur, illustrandis.* Und damit Sie ja nicht etwa  
 denken, daß er unter diesen præclaris rebus vielleicht auch die  
 philosophischen Meinungen der Alten verstehe, so lesen Sie fol-  
 gende Stelle aus einem andern seiner Briefe: *Recte facis,  
 quod edere constitueris Jamblichi Protrepticon, nam illius nec*

Græca valent nec Latina. Ego olim illud percucurri, sed eidem inhærere non poteram, quia me magis oblectabant antiqui ritus, veteris ævi reliquiæ & historia; nec capiebar admodum tricis philosophicis &c.

Unter dessen ist doch in den Briefen dieses Cupers, deren uns eine ansehnliche Folge an den von Ameloveen und an J. A. Fabricius mitgetheilet wird, viel nütliches und nicht selten auch angenehmes. So macht er unter andern die Anmerkung, daß die Wahrheit bey den Alten zwar als eine allegorische Person eingeführet, und von einigen die Tochter des Jupiters, von andern die Tochter des Saturnus oder der Zeit, von andern die Säugamme des Apollo geneunt werde, daß sie aber doch als keine Göttin von ihnen verehret worden, daß sie weder Tempel noch Altäre gehabt habe. Vossius, sagt er, in seinem Werke de Idololatria habe zwar angemerkt, daß Anaxagoras zwey Altäre, den einen dem Verstande, und den andern der Wahrheit gesetzt habe. Allein Vossius habe sich hier geirret, weil diese Altäre nicht Anaxagoras gesetzt habe, sondern sie dem Anaxagoras gesetzt worden, welcher durch die Aufschriften derselben *Νου* und *Αληθείας* selbst bezeichnet worden, indem, wie anderweitig bekannt sey, Anaxagoras wirklich den Beynamen *Νου* geführt habe. (Wenn Sie Kühns Ausgabe des *Ælianus* nachsehen wollen, so werden Sie finden, daß Cuper den Vossius hier nur zur Helfte verbessert hat. Denn Kühn zeigt deutlich, daß *Ælianus* nicht von zwey Altären, sondern nur von einem einzigen rede, welcher nach einigen die Aufschrift *Νου* und nach andern die Aufschrift *Αληθείας* geführt habe.) Die Betrachtung endlich die Cuper über diese von den Heiden unterlassene göttliche Verehrung der Wahrheit anstellet, macht seiner Frömmigkeit mehr Ehre, als seiner Scharfsinnigkeit: *Quod si jam admiscere vellem hisce profanis rebus sanctæ nostræ religionis christianæ mysteria; an non inde concludere possimus, Deum veritatem genuinam suis, & primo quidem Iudæis, inde Christianis, & præcipue veris, solis revelasse; gentiles eam male quæsisse in indagazione rerum naturalium, & ita Deum voluisse, ut nec summam hanc virtutem uti aliquod Numen colerent &c.* Ich würde auf eine natürlichere Ursache gefallen seyn. Wenn

die Alten die Wahrheit als keine Göttin verehret haben, so kam es ohne Zweifel daher, weil der abstracte Begriff der Wahrheit nur in den Köpfen ihrer Weltweisen existirte, und ihre Weltweisen die Leute nicht waren, die gern vergötterten, und die Menge der Altäre vermehrten.

Wollen Sie, daß ich Sie noch ein andermal mit verschiedenen artigen Kleinigkeiten und litterarischen Anekdoten aus dieser Sammlung von Briefen unterhalten soll: so erwarte ich nur einen Wink. G.

### Fünfter Theil.

I. Den 3. Januar. 1760.

#### Sieben und siebenzigster Brief.

Ecce iterum Crispinus!

Ich werde abermals das Vergnügen haben, Sie mit einem Werke zu unterhalten, das durch die Feder des berühmten Herrn Dusch gestossen ist.

- - - Et est mihi saepe vocandus

Ad partes. - - -

Und wie oft werde ich dieses abermals, abermals brauchen müssen! Herr Dusch hat geschrieben, schreibt und wird schreiben, so lange er noch aus Hamburg Kiele bekommen kann: Schooßhunde und Gedichte; Liebestempel und Verleumdungen; bald nordische und bald allgemeine Magazine; bald satyrische, bald hämische Schriften; bald verliebte, bald freymüthige, bald moralische Briefe; bald Schilderungen, bald Uebersetzungen; und Uebersetzungen bald aus dem Englischen, bald aus dem Lateinischen.

- - Monstrum nulla virtute redemptum!

O der Polygraph! Bey ihm ist alle Critik umsonst. Ja man sollte sich fast ein Gewissen machen, ihn zu critisiren; denn die kleinste Critik, die man sich gegen ihn entfahren läßt, giebt ihm Anlaß und Stoff zu einem Buche. Und so macht sich ja der Criticus seiner Sünden theilhaft? — Zwar von diesen seinen Streitbüchern, sage ich Ihnen diesesmal nichts. Sie sind noch schlechter als seine Uebersetzungen; und das Beste muß ich Ihnen doch zuerst bekannt machen.

Eine Duschische Uebersetzung also abermals! Und der Abwechselung wegen, nicht sowohl aus dem Englischen als aus dem Lateinischen! Eine Zwitterübersetzung aus beiden; wenn man sie recht benennen soll. — Lesen Sie den Titel davon am Rande.\* — „Aber wo steht denn da etwas von Herr Dusch? „Sie werden sich irren.“ — Nicht doch; ich irre mich nicht. Das Buch ist ja so dicke; und scheint mit einer so liebenswürdigen Geschwindigkeit translatiret zu seyn! Wer kann aber dickere Bücher geschwinder translatiren, als Herr Dusch?

Doch wenn Ihnen allenfalls dieser Beweis, weil er in Deutschland geführt wird, nicht bündig genug scheint: — Hier ist ein anderer! „Der Jugend besser fortzuhelfen, sagt Herr Dusch in der Vorrede, „und in eben der Absicht, worin Herr „Martin seinem lateinischen Texte eine engländische Uebersetzung „beygesetzt hat, habe ich eine eigene deutsche Uebersetzung unternommen. — Aus dieser eigenen deutschen Uebersetzung nun, führe ich meinen andern bündigern Beweis.

Er lautet so! — Sie erinnern sich doch, daß ich in einem meiner vorigen Briefe,\*\* eine Stelle aus den Schilderungen des Hrn. Dusch getadelt habe, welche eine Beschreibung der herbstlichen Nachtgleiche seyn sollte? „Iho wieget die Waage Tag „und Nacht in gleichen Schalen, und der Stand der Sonne „theilet den Erdkreis in Licht und Finsterniß. Sie erinnern sich doch, daß diese Beschreibung nach zwey Zeilen des Virgils sollte gemacht seyn, die Herr Dusch nicht verstanden hatte?

*Libra die somnique pares ubi fecerit horas,*

*Et medium luci atque umbris jam dividit orbem.*

Nun sind diese Zeilen aus dem ersten Buche *Georgicorum*; und ich weiß selbst nicht aus welcher heimlichen Abndung ich nach der Uebersetzung derselben zu allererst sahe. Und was mei-

\* Virgillii Maronis *Georgicorum libri IV.* Mit critischen und öconomischen Erklärungen Hrn. D. Johann Martins, Lehrers der Botanic zu Cambridge, und anderer der berühmtesten Ausleger. Nebst einer deutschen Uebersetzung und Anmerkungen. Zum Gebrauch der Schulen, um die Jugend zu einer frühen Erlernung der Haushaltungskunst zu ermuntern. Hamburg und Leipzig bey Grunds Wittwe und Holle. 1759 in groß Octav 2 Alph. 6 Bogen.

\*\* S. den ein und vierzigsten Brief im zweyten Theil.

nen Sie, daß ich da fand? Ich fand: „Wenn die Waage die „Tage und die Stunden des Schlags gleich gemacht, und den „Erdfreis in Licht und Finsterniß getheilet hat.“ O Herr Dusch! rief ich aus. Willkommen Hr. Dusch! — Urtheilen Sie selbst, ob es wohl wahrscheinlich ist, daß zwey verschiedene Scribenten eben denselben lächerlichen Fehler sollten gemacht haben? Gewiß nicht! Der Verfasser der Schilderungen und unser Uebersetzer müssen eins seyn; und müssen eins seyn in Herr Duschen!

Aber wenn es Herr Dusch wäre, werden Sie vielleicht einwenden, warum sollte Herr Dusch eben denselben Fehler mit Vorsage noch einmal wiederholt haben? — Ich antworte: weil er ihn für keinen Fehler hielt; weil er, ohne Zweifel, als er ihn zum andernmale begieng, meine Critik noch nicht gelesen hatte. Und als er sie endlich zu lesen bekam, war der Bogen Nr in seiner Uebersetzung leider schon abgedruckt. Einen Car- ton aber machen zu lassen, das würde ihn zu sehr verrathen haben; und er wollte mit diesem kleinen Triumphe seinen Kunst- richter durchaus nicht beglücken. Gnug, daß er sich meine Er- innerung da stillschweigend zu Nuzge machte, wo es noch mög- lich war. In der Parallelstelle nehmlich, die ich dauals anführte:

Jam rapidus torrens sitientes Sirius Indos

Ardebat coelo & *medium* sol igneus orbem

Hauferat

hat er das *medium orbem* richtig übersetzt; ob es gleich auch hier Ruäus falsch versteht, indem er *medium orbem* hauferat durch *siccaverat medium orbem* giebt, aus welchem *siccaverat* es unwidersprechlich erhellet, daß er unter *orbem* den Erdfreis verstanden hat. Ich will zwar nicht verhelen, daß den Herrn Dusch hier sein Martin eben sowohl kann zurechte gewiesen haben, als ich. Denn Martin merket bey dieser Stelle sehr wohl an, daß von der Zeit des Nachmittags die Rede sey, weil Virgil sagt, die Sonne habe die Mitte oder die Helfte ihres Laufes vollendet. Aber doch will ich noch wetten, daß Herr Dusch bey der Uebersetzung seinen Martin würde vergessen haben, wenn er nicht auf einer andern Seite einen kleinen Denktettel bekommen hätte. — Sie sollen gleich meiner Meinung seyn. —

Denn, was giebt mir Herr Dusch, wenn ich ihm in eben denselben Worten: „Wenn die Waage die Tage und die Stunden des Schlafes gleich gemachet, und den Erdkreis in Licht und Finsterniß getheilet hat“ noch einen recht häßlichen, abscheulichen Fehler zeige? — Im Lateinischen heißt die erste Zeile *Libra die somnique pares ubi fecerit horas &c.*

Man findet sie aber auch so:

*Libra dies somnique pares &c.*

Und was ist hier dies und dort die? Beydes, wie Sie wissen, ist der alte Genitivus für diei. Aber wußte das Herr Dusch? Hat er nicht offenbar dies für den Accusativus in der mehreren Zahl genommen, da er übersetzt: „wenn die Waage, die Tage und die Stunden des Schlafes gleich macht? Die Waage macht die Tage gleich? Welcher Unsinn! Wenn ist denn bey Herr Dusch in Einem Herbst ein Tag dem andern gleich? Was kann der Mann doch gedacht haben? Virgil sagt: Wenn die Waage die Stunden des Tages und des Schlafes gleichgemacht ic. Ist denn das nicht ganz etwas anders? — Dieser Fehler des Herrn Dusch ist also unwidersprechlich. Und ich setze dazu: unverzeihlich; denn wenn er sich der Anmerkung seines Martin noch erinnert hätte, wenn er sich Zeit genommen hätte, sie wieder nachzulesen: so hätte er ihn unmöglich begehen können. „Bey den alten Römern, sagt Martin, endigte sich der Genitiv der fünften Declination in es: also war Dies eben das, was wir igt Diei schreiben. Dst wurde es Die geschrieben, welches an dieser Stelle alle Herausgeber annehmen. Ich aber habe, auf Glauben des Aulus Gellius, Dies dafür gesetzt; er sagt nehmlich, diejenigen, die Virgils eigenes Manuscript gesehen, hätten versichert, daß es Dies geschrieben wäre. Q. Ennius in sexto decimo annali *Dies scripsit pro diei in hoc versu:*

*Postrema longinqua dies confecerit aetas.*

„Ciceronem quoque affirmat Cæsellius in oratione, quam pro P. Sestio fecit, *dies scripsisse pro diei*, quod ego impensa opera conquestis veteribus libris plusculis ita, ut Cæsellius ait, scriptum inveni. Verba sunt hæc Marci Tullii: *Equites vero daturos illius dies poenas.* Quo circa factum hercle est, ut fa-

„cile iis credam, qui scripserunt idiographum librum Virgilio se  
 „inspexisse, in quo ita scriptum est:

*Libra dies somnique pares ubi fecerit horas;*

„id est: *Libra diei somnique.* — Denken Sie doch nur! Diese lange Anmerkung schreibt Herr Dusch auf dem Bogen C von Wort zu Wort hin; und auf dem Bogen Nr hat er sie schon wieder vergessen. Was soll man von ihm sagen? Ist es nicht offenbar, daß er ohne zu denken schreibt? daß er weder bey der Anmerkung, noch bey der Uebersetzung muß gedacht haben? — Und nun wieder auf mein voriges zu kommen: So gut er hier seinen Martin vergessen hatte; eben so gut hätte er ihn ja auch bey dem *hauserat medium orbem* vergessen können, wenn er nicht, bey meinem Ausdrucke zu bleiben, von einer andern Seite einen kleinen Denkjettel bekommen hätte.

Als Herr V. unsere Briefe herauszugeben anfing, sagte er davon: „Ich theile sie dem Publico mit, weil ich glaube, daß sie manchem, sowohl von dem schreibenden, als lesenden Theile der so genannten Gelehrten, nützlich seyn können.“ — Sie glauben nicht, wie sehr des Herrn Duschs anderes Ich, oder sein critischer Freund, sich über diese gute Meinung unseres ehrlichen V. formalisiret hat. Und hier ist doch gleich ein Exempel, an seinem eigenen Freunde, daß unsere Briefe wirklich einem sogenannten Gelehrten von dem schreibenden Theile, nützlich gewesen sind, und noch nützlicher hätten seyn können, wenn es sein Autorstolz nicht verhindert hätte!

Unterdessen muß bey Fehlern von dieser Art noch etwas mehr als die bloße Nachlässigkeit des Herrn Dusch Schuld haben. Dieser Schilderer der Natur, dieser phantasiereiche Dichter muß sich von dem Weltgebäude nicht die geringste Vorstellung, nicht das allerkleinste Bild, weder nach den alten, noch nach den neuern Hypothesen, zu machen wissen. Hier ist ein neues recht lustiges Exempel: Virgil redet (lib. I. v. 242. 43.) von den beyden Polen, und sagt:

*Hic vertex semper nobis sublimis; at illum*

*Sub pedibus Styx atra videt, manesque profundi.*

\* S. die Einleitung zu dem ersten Theile dieser Briefe.

Der eine Pol, sagt er, ist uns sublimis; der andere ist uns sub pedibus, und diesen, der uns sub pedibus ist, den sehen Styx atra, manesque profundi. Was kann deutlicher seyn? Und doch war es Herrn Dusch nicht deutlich genug, denn er übersetzt: „Ein Pol ist uns allezeit erhaben, den andern aber sehen „der Styx und die Manes, unter ihren Füßen. — Die Manes, unter ihren Füßen? Warum nicht gar unter ihrem Kopfe. Denn Herr Dusch wird wohl einmal gehört haben, daß die Antipoden auf den Köpfen gehen. Und unter den Köpfen läßt sich immer noch eher etwas sehen, als unter den Füßen. — Der Uebersetzer hat sich ohne Zweifel abermals durch die Interpretation des Ruäus verführen lassen, welcher den Vers:

Sub pedibus Styx atra videt, Manesque profundi.

in seiner Prose so versetzt und erläutert: sed illum Styx nigra, & umbræ infernæ vident sub pedibus. Nur daß man es dem Ruäus nicht so unwidersprechlich beweisen kann, daß er sub pedibus auf die Manes gezogen hat, als dem Herrn Dusch!

Wie finden Sie diese Proben? Was glauben Sie auf die ganze Uebersetzung daraus schliessen zu können? „daß sie elend ist!“ — Uebereilen Sie sich nicht. Herr Dusch hat es für eine Bosheit erklärt, aus zwey oder drey Fehlern das Ganze zu verdammen. — Nach dem die Fehler sind, mein Herr Dusch! — Aber diese Ausflucht soll ihm inskünftige nicht mehr zu statten kommen. Und Sie müssen es sich gefallen lassen, darunter zu leiden. — Werfen Sie allenfals den Brief hier weg, wenn Sie sich ihrer Schuljahre nicht gern erinnern wollen.

„Ich habe mich genauer an meinen Text gebunden, sagt „Herr Dusch, um jungen Leuten die Mühe zu erleichtern, als „ich ohne diese Absicht würde gethan haben. — Gut! Aber mußte sich diese Sklaverey gegen den Text auch so weit erstrecken, daß die Worte der deutschen Uebersetzung dem Schüler kaum so viel helfen, als ob er sie nach und nach aus dem Wörterbuche zusammen gestoppelt und so hingeschrieben hätte? Daß er nunmehr für:

— — — tenuisque Lageos

Tentatura pedes olim, vincturaque linguam

weiter nichts zu lesen bekömmt, als: den leichten Lageos, der



einst deine Füße versuchen, und deine Zunge binden wird? Mußte sie gar so weit gehen, daß Herr Dusch im Deutschen lieber zu einem ganz andern Verstande Anlaß geben, als von der wörtlichen Bedeutung abgehen wollte? Z. E.

Cui tu lacte favos & miti dilue Baccho

übersetzt Herr Dusch: Du aber opfere ihr mit Milch und reifem Weine vermischten Honigseim. Miti Baccho, mit reifem Weine? Es ist wahr, mitis hat die Bedeutung reif, als wo Virgil sagt:

Heu male tum *mites* defendit pampinus *uvas*.

Wenn wir aber im Deutschen reif zu Weine setzen, so bedeutet Wein *uvas*, nicht aber *vinnm*. Gleichwohl will Virgil nicht sagen, daß man der Ceres Honigseim mit Milch und reifen Trauben, sondern mit Milch und lieblichem Weine vermischt, opfern solle. — Mit dem nehmlichen Worte reif, begehet Herr Dusch kurz zuvor einen ähnlichen Fehler, der aber noch weit lächerlicher ausfällt. Virgil sagt:

- - - - - annua magnæ

Sacra refer Cereri, lætis operatus in herbis:

Extremæ sub casum hyemis, jam vere sereno.

Tunc agni pingues, & tunc *mollissima* vina.

Und Herr D. übersetzt: Seyere der grossen Ceres ihr jährliches Fest, und bringe ihr auf den grünenden Rasen ihr Opfer; wenn der Winter zu Ende gehet, und der Frühling schon heiter wird. Denn sind die Lämmer fett; denn ist der Wein am reifsten. — Wenn ist der Wein am reifsten? Das ist: wenn giebt es die reifsten Trauben? Wenn der Winter zu Ende geht? Wenn der Frühling nun heiter wird? O mein Herr Dusch; wie leben Sie in der Zeit! — Es kann wohl seyn, daß *mollis* hier und da auch soviel als reif heißt, ob ich mich gleich auf keine Stelle zu besinnen wüßte. Aber es heißt doch nicht immer reif, und wenn es auch immer reif hiesse: so hätten Sie es doch hier nicht durch reif geben sollen. —

Die Fortsetzung folgt.

II. Den 10. Januar. 1760.

Beschluß des sieben und siebenzigsten Briefes.

Bald vergesse ich es, an wen ich schreibe. Ich wende mich wieder zu Ihnen. Eine wörtliche Uebersetzung von dieser Art muß nothwendig auch da, wo sie richtig ist, unendlichen Zweydeutigkeiten unterworfen seyn, und hat, wenn noch so wenig an ihr zu tadeln ist, doch weiter keinen Nutzen, als daß der junge Mensch, dem Herr Dusch die Mühe zu erleichtern sucht, sein Wörterbuch seltener nachschlagen darf.

Aber wehe dir, junger Mensch, „dem Herr Dusch, die Mühe „zu erleichtern sucht,“ wenn du darum dein Wörterbuch seltener nachschlägst! Höre im Vertrauen: Herr Dusch selbst hat es zu wenig nachgeschlagen. Er hat dich keiner Mühe überhoben; weil er sich selbst die Mühe nicht geben wollen, das was er nicht wußte, dir zum Besten zu lernen! Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt Myrtus? du findest ein Myrtenbaum. Und Herr Dusch glaubt, es heiße ein Lorbeerbaum. Denn er übersetzt:

— *cingens materna tempora myrto* °

durch: Daß er die Schläfe mit dem mütterlichen Lorbeer umgürte. Nimm dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt *caper*? Du findest, ein Ziegenbock. Und Herr Dusch sagt, es heiße eine Ziege. Denn er übersetzt:

*Non aliam ob culpam Baccho caper omnibus aris  
Cæditur.* \*\*

durch: Nur dieses Verbrechens wegen wird dem Bacchus auf allen Altären eine Ziege geschlachtet. Willst du unterdessen deinen guten Freund hier entschuldigen, so sage: Ey, die Ziege ist hier ein Bock! Und das ist wahr! — Nimm nochmals dein Wörterbuch, und schlage nach, was heißt *pernox*? Du findest übernächtigt. Und Herr D. sagt, es heiße hartnäckigt. Denn, wenn Virgil von dem Ochsen sagt, der in dem blutigen Kampfe mit seinen Nebenbuhlern den Kürzern gezogen:

*Victus abit, longæque ignotis exulat oris:*

*Multa gemens ignominiam, plagasque superbi*

° Lib. I. v. 38.

\*\* Lib. II. 380.

Victoris, tum quos amisit inultus amores:

Et stabula aspectans regnis excessit avitis.

Ergo omni cura vires exercet, et inter

Dura jacet *pernox* instrato saxa cubili:

so übersetzt Herr Dusch: Der Ueberwundene gehet davon, und scheidet weit weg in eine entfernte unbekannte Gegend, und beseufzet kläglich seine Schmach, die Wunde, die er von dem stolzen Sieger empfing, und die Geliebten, die er ungerädet verlor; schauet den Stall an, und scheidet aus dem Reiche seiner Väter. Dann giebt er sich alle Mühe, seine Kräfte zu üben, und liegt hartnäckig auf harten Steinen, ohne Streue. — *Pernox*, hartnäckig! Siehest du, Herr Dusch wußte nur von einem einzigen Adjectivo in x, und das war *pertinax*!

Nede ich nicht schon wiederum mit jemand andern? — Als wenn ich es nicht wüßte, daß Sie ohnedem nicht so weit lesen würden. — Wenn ich daher dennoch einen neuen Fogen anlege, so geschieht es nicht, Sie zu unterhalten; es geschieht Herr Dusch zu belehren.

Hier sind noch einige Stellen, mein Herr Dusch, die ich unter dem Durchblättern ihrer Uebersetzung, mit der Bleyfeder angestrichen habe. Wir wollen sie näher betrachten.

Virgil sagt, Lib. I. v. 111. daß auch derjenige Landmann seinem Acker einen grossen Dienst erzeige,

— qui ne gravidis procumbat culmus aristis,

Luxuriam segetum tenera depascit in herba,

Cum primum sulcos æquant lata.

dieses übersetzen Sie: Der die geile Saat, sobald sie mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht, von seinem Viehe, wenn sie noch im zarten Kraute stehet, abfressen läßt zc. — Mit der Furche eine gleiche Höhe erreicht: ist sehr schlecht gesagt. Die Furchen sind die tiefen Einschnitte, die der Pflug gezogen hat, und sind also auf dem gepflügten Felde, gegen die Striche Erde, welche der Pflug aufwirft, das niedrigste. Wie kann also die Saat zur Höhe dieses niedrigsten Theiles des Ackers wachsen? Die Furchen stehen hier für den Acker überhaupt; und *æquare* heißt hier eben machen. Der Dichter

will also sagen: Wenn die Saat die Furchen eben macht; sie gleichsam mit einem ausgespannten grünen Teppiche überziehet, unter welchem die unebene Fläche des Aekers versteckt liegt. Daß æquare aber eben machen heiße, hätten Sie aus dem 175 Verse eben desselben Buchs lernen können:

Area cum primis ingenti æquanda cylindro.

Es hilft Ihnen nichts, wenn Sie zu ihrer Entschuldigung auch schon das *ventos æquante sagitta* aus der *Aeneis* anführen wollten. Ein Uebersetzer muß sehen, was einen Sinn macht.

Lib. I. 113.

Virgil fährt fort: auch der erzeige seinem Acker eine erspriessliche Wohlthat:

— — — Quique paludis

Collectum humorem bibula deducit arena;

Præsertim incertis si mensibus annis abundans

Exit, & obducto late tenet omnia limo,

Unde cavæ tepido sudant humore lacunæ.

Der Dichter will sagen: Wenn nach starken Regengüssen, oder nach ausgetretenen Flüssen, auf den Vertiefungen des Aekers Wasser stehen bleibt, und Pflügen macht, so soll der Landmann diese Pflügen *bibula deducere arena*. Das ist, wie ich es verstehe, mit Sande, als welcher die Eigenschaft hat, daß er das Wasser leicht in sich schluckt, austrocknen. *Bibula arena* ist mir also das Mittel, wodurch er das Wasser wegschaffen soll. Sie hingegen verstehen den Ort darunter, von welchem er es wegschaffen soll, und übersetzen: der von dem schwammigten Lande das gesammelte Wasser eines Sumpfes ableitet. Sie machen dem Landmanne eine unendliche Mühe! Das Wasser durch Kanäle von dem Acker abzuleiten, ist nichts geringes; und oft wird es für ihn schlechterdings unmöglich seyn. Aber die Pflügen mit Sand austrocknen; das kann ihm sehr leicht seyn. Ich weiß wohl, Sie haben diesen Fehler mit den gemeinen Auslegern gemein. Denn auch *Rudius* erklärt die gegenwärtige Stelle durch: *qui derivat ex terra bibula aquam illic collectam, instar paludis*. Aber entschuldigen blinde Führer?

Lib. I. v. 133.

Virgil will die Ursache angeben, warum Jupiter die frey-

willige Fruchtbarkeit des goldnen Weltalters aufgehoben habe, und sagt, es sey geschehen:

Ut varias usus meditando excuteret artes

Paulatim et sulcis frumenti quaereret herbam.

So wie in der ersten Zeile meditando das Mittel und den Weg anzeigt, wie die verschiedenen Künste hervorgebracht werden sollten: so zeigt es auch sulcis in der zweyten an. Die Menschen sollten durch ackern, sich Getraide verschaffen lernen. Sie übersezen daher ganz links: Damit Erfahrung und Nachsinnen nach und nach verschiedene Künste mit Mühe erfinden, und in den Furchen das Kraut des Getraides suchen möchte. Hier ist alles nur halb recht!

Lib. I. v. 308.

— — tum figere damas,

Stupea torquentem Balearis verbera fundæ:

Cum nix alta jacet, glaciem cum flumina trudent.

Der Dichter redet von den Beschäftigungen im Winter, und rechnet darunter auch, Genssen mit der Balearischen Schleuder zu erlegen. Sie aber, mein Herr, machen aus der Balearischen Schleuder, einen Balearischen Schleuderer und sagen dadurch eine Absurdität, denn ich glaube eben nicht, daß auf den Balearischen Inseln tiefer Schnee liegt, und die Flüsse Eisschollen treiben. Dann ist es Zeit für den Balearischen Schleuderer Genssen zu erlegen, wenn ein tiefer Schnee liegt &c.

Lib. I. v. 475.

— — pecudesque locutæ,

Infandum!

übersezen Sie: Und Thiere redeten ein entsetzliches Zeichen. Sie nehmen also Infandum hier für das Adjectivum, und glauben es werde als ein Substantivum gebraucht. So aber habe ich es nie gefunden. Es ist hier das Adverbium, oder die Interjection, wie Sie es nennen wollen. Eben wie in der Aeneis:

Navibus, infandum, amissis unius ob iram

Prodimur.

Doch Sie werden sagen: Es fehlet meiner Uebersetzung weiter nichts als die Interpunction nach redeten. Ich will Ihnen glauben.

Sie sehen, ich bin noch immer in dem ersten Buche. Und mehr als das erste Buch habe ich von ihrer Uebersetzung auch nicht gelesen; und auch dieses nur obenhin gelesen. Alles andere aus den übrigen Büchern ist mir blos bey dem Aufschlagen in die Augen gefallen.

Ich fand z. E. Jährlich muß man drey bis viermal den Boden pflügen, und mit der umgekehrten Hacke die Klöße beständig zerschlagen, und dem ganzen Weingarten die Last der Blätter leichter machen. Was kann man unter diesen letztern Worten anders verstehen, als daß der Dichter die abgefallenen Blätter aus dem Weingarten wegzuschaffen, oder sie unterzuhacken befiehlt? Und doch will Virgil ganz etwas anders sagen; denn

— — omne levandum

Fronde nemus \*

ist von dem so genannten Blatten zu verstehen, da man die obersten Blätter abreißt, um der Sonne mehr Kraft zu geben. Nemus ist hier eben das, was der Dichter in der 417ten Zeile arbuta nennet. Und ihre zweydeutige Uebersetzung würde nur alsdenn zu entschuldigen seyn, wenn anstatt nemus, vinea stünde.

Ferner fand ich in eben demselben Buche: Und den Hyläus, der dem Lapithära mit einem schweren Becher drohet. Lapithära? Was ist das für ein Ding? Ich würde es unmöglich haben errathen können, wenn ich nicht den Text zu Hülfe genommen hätte.

— — Hylæum Lapithis cratere minantem. \*\*

Ein ganzes Volk so zu einer einzelnen Person zu verstümmeln!

Desgleichen: Auf büschichten Feldern wo Grufß liegt. Grufß? Was heißt Grufß? Ich muß wirklich den Text wieder zu Hülfe nehmen:

et dumosis calcans arvis \*\*\*

Ah, Sie haben Gries wollen schreiben! Es ist doch vortreflich, daß Sie Virgil manchmal besser verstehet, als ich. Daß dumosis noch etwas mehr als büschicht heiße, will ich so hingehen lassen.

\* Lib. II. v. 400.

\*\* Lib. II. v. 457.

\*\*\* Lib. II. v. 180.

Auch las ich von ohngefehr die ersten funfzig Zeilen des dritten Buchs. Und wie mancherley war mir da anstößig. Ich will Ihnen nicht aufmugen, wie kindisch Sie diese Zeilen:

— Tentanda via est, qua me quoque possim

Tollere humo, victorque virum volitare per ora°

übersetzt haben: Auch ich muß es versuchen, mich auf einer neuen Bahn von der Erde zu erheben, und als ein Sieger durch den Mund der Welt zu fliegen. Volitare per ora virum: durch den Mund der Welt fliegen. Ich will nicht erwähnen, daß es einen ganz schielenden Verstand macht, wenn Sie

Primus Idumæas referam tibi, Mantua, palmas.\*\*

übersetzen: Ich will der erste seyn, der dir, Mantua, die idumäische Palmen bringt. Was für idumäische? Denn so heißt mich der vorgesezte Artikel die fragen? Es ist kein bloßes poetisches Beywort mehr, sobald dieser vorgesezt wird. — Es möchte alles gut seyn, wenn Sie nur nicht aus dem feinen Hofmanne, der Virgil war, einen plumpen Prahler machten. Wie haben Sie immer und ewig die Zeilen:

Cuncta mihi, Alpheum linquens lucosque Molorchi

Cursibus et crudo decernet Græcia cestu.\*\*°

übersetzen können: Das ganze Griechenland wird mir zu Ehren im Wettlaufe streiten. Das vorbergehende illi, nehmlich dem Cäsar,

Centum quadrijugos agitabo ad flumina currus

zeigt deutlich, daß mihi hier bloß als ein Füllwort stehet, so wie in unzähligen Stellen: als

Depresso incipiat jam tum mihi taurus aratro

Ingemere etc.

oder

— ah nimium ne sit mihi fertilis illa.

Wenn ein Uebersetzer bey dergleichen Gelegenheiten das mihi also ja ausdrücken will, so muß es gleichfalls durch das bloße deutsche Füllwort mir geschehen: „Das ganze Griechenland soll mir im Weltlaufe streiten.“ Oder hätten Sie ihm durchaus eine bestimmte Bedeutung geben wollen, so hätten Sie anstatt mir zu Ehren, auf mein Geheiß sagen müssen. Denn nur

\* Lib. III. v. 8. 9.

\*\* Lib. III. v. 12.

\*\*\* Lib. III. v. 19. 20.

dieses kann höchstens der Zusammenhang leiden. Ruäus selbst erkläret diese Stelle richtiger, als es sonst seine Gewohnheit ist, durch: *meo iussu certabit cursu &c.* — Doch igt erst werde ich gewahr, daß ihr Martin selbst, dem Dr. Trapp zu Folge, dieses *mihi*, durch *in meum honorem* giebt. Er irret sich ganz gewiß; und Sie, der Sie an mehrern Stellen von ihm abgehen, hätten ihm hier am wenigsten folgen sollen. Eben so wenig hätten Sie sich, bey dem 58ten Verse, durch seine angeführte Stelle aus dem Columella, sollen verführen lassen. Der Dichter will lehren, wie eine gute Zuchtkuh gestaltet seyn müsse, und setzt endlich hinzu

- - quæque ardua tota.\*

Sie übersetzen dieses: *ingleichen*, wenn sie hoch ist. *Arduus* heißt nicht was vergleichungsweise hoch ist, sondern was sich hoch trägt. So sagt der Dichter anderswo:

*Hinc bellator equus campo sese arduus infert.*

Desgleichen sagt er von einer überfahrenen Schlange:

*Parte ferox, ardensque oculis & sibilis colla*

*Arduus attollens &c.*

Und noch von einem andern Pferde:

- *Frontemque ostentans arduus albam.*

Kurz, der Dichter redet von einer Kuh, die den Hals hoch trägt, und nicht von einer, die ihrer ganzen Gestalt nach hoch ist. Eben dasselbe Merkmal verlangt er auch an einer Zuchstutte, wo er sich weniger zweyfelhaft ausdrücket:

- - *Illi ardua cervix &c.*

Und nun sollte ich Ihnen auch etwas aus dem vierten Buche anführen. Doch dieses will ich nicht eher thun, als bis Sie mir Trog bieten werden, Ihnen in dem vierten Buche einen Fehler zu zeigen. Ich weiß, mit diesem Trog bieten sind Sie sehr geschwind.

Auch sollte ich von Ihren Anmerkungen noch etwas sagen. Wo Sie gute Leute ausgeschrieben haben, da sind sie so ziemlich gut. Wo Sie aber etwas aus Ihren eigenen Kräften versuchen wollen, da glauben Sie gar nicht wie klein Sie erscheinen! Ich nehme die Anmerkung 20) Seite 625 zum Beweise; wo die Worte:

\* *Lib. III. v. 58.*



nec gratia terræ nulla est, quam inaratae terræ, ein sauberes Pröbchen einer ganz vortreflichen Latinität sind.

Und warum prahlen Sie mit der Richtigkeit ihres Textes? Er ist höchst fehlerhaft, und ohne eine bessere Ausgabe nicht wohl zu brauchen. So stehet injusta für injusta, sperantia für spirantia &c. — Doch das sind alles Kleinigkeiten! Sie haben uns wieder ein dickes Buch geliefert; und dafür müssen wir Ihnen freylich verbunden seyn. —

Genug mit dem Herrn Dusch gesprochen! Was unsere galanten Brieffsteller die courtoisie nennen, das ist nunmehr wieder an Sie gerichtet. Ich bin &c. A.

VI. Den 7. Februar. 1760.

### Ein und achtzigster Brief.

Der Verfasser der scherzhaften Lieder, deren größter Theil Ihnen wegen seiner naiven Wendungen und feinen Sprache, so viel Vergnügen gemacht hat, und von welchen bereits eine zweyte verbesserte Auflage erschienen ist, hat sich aufs neue in einer andern, und höheren Sphäre gezeigt. In der tragischen. (\*) Und mit Ehren.

„Was? — wird ohne Zweifel auch hier der kritische Freund des Herrn Dusch auffahren — „Was? ein Wigling, der den „Geist der anakreontischen Gedichte besizet, sollte auch den Geist „der Tragödie besizet? Der eine erschüttert das Herz; Schrecken „und Thränen stehen ihm zu Gebothe; der andere erregt ein „kurzes Vergnügen über einen unerwarteten Einfall; und wenn „er uns ermuntert hat, und wenn wir lachen, so hat er alle „Ehre, die er hoffen kann. — Man sollte glauben, fährt dieser tiefsinnige Kunsttrichter fort, „daß diese beyden sehr verschiede- „nen Eigenschaften sich nicht wohl mit einander vertragen könn- „ten. Ich wenigstens (\*\*)

Ja, Er wenigstens! — Er, der Freund des Herrn Dusch! — Er wird es solchergestalt gleich a priori wissen, daß die Trauerspiele unsers scherzhaften Liederdichters nichts taugen. — Wollen Sie es bey dieser philosophischen Nativitätstellung bewenden las-

(\*) Beytrag zum deutschen Theater. Leipzig bey Dyß 1759.

(\*\*) S. Duschs vermischte Schriften. S. 46.

sen? Oder wünschten Sie lieber, mit ihren eigenen Augen zu sehen, und nach ihren eigenen Empfindungen zu schliessen? — Ich weiß schon, was Sie thun werden; und dieser Brief mag Sie darauf vorbereiten.

In dem Vorberichte klaget Herr Weise — denn warum sollte ich Bedenken tragen, Ihnen den Mann zu nennen, der Ihnen gefallen hat, und den Sie nun bald hoch schätzen werden? — über den Mangel an deutschen Trauerspielen. Daß es den Deutschen am tragischen Genie fehlen sollte, kann er sich nicht überreden. „Aber ein unglückliches Schicksal, sagt er, hat „bisher über die deutsche Schaubühne gewaltet. Einige dieser „Lieblinge der Musen sind in der Morgenröthe ihres Wizes „verblühet, und haben uns durch ihre ersten Früchte gezeiget, „was für eine angenehme Hoffnung wir mit ihnen verloren ha- „ben. — Dieses muß Sie an die Herren von Cronegg und von Brawe erinnern, von welchen beyden ohne Zweifel der letztere das grössere tragische Genie war. Er hat noch ein Trauerspiel in Versen völlig ausgearbeitet hinterlassen, und Freunde, die es gelesen haben, versichern mich, daß er darinn mehr geleistet, als er selbst durch seinen Freygeist zu versprechen geschienen. — „Anderer, fährt Herr W. fort, lassen, wir wissen nicht „aus was für unglücklichen Ursachen, die Jahre des Genies „vorbey fliehen: sie schmeicheln uns mit Hoffnung, und lassen „sie unerfüllet, bis sie die Geschäfte des Lebens überhäuffen, „oder sie sich in andere Sorgen vertheilen.“ — Ich kann nicht sagen, wer diese andere sind. Sind es aber wirklich tragische Genies, so verspreche ich mir von ihrer Verzögerung mehr Gutes als Schlimmes. Die Jahre der Jugend sind die Jahre nicht, von welchen wir tragische Meisterstücke erwarten dürfen. Alles was auch der beste Kopf in dieser Gattung, unter dem dreyßigsten Jahre, leisten kann, sind Versuche. Je mehr man versucht, je mehr verdirbt man sich oft. Man fange nicht eher an zu arbeiten, als bis man seiner Sache zum größten Theile gewiß ist! Und wenn kann man dieses seyn? Wenn man die Natur, wenn man die Alten gnugsam studiret hat. Das aber sind lange Lehrjahre! Gnug, daß die Jahre der Meisterschaft dafür auch desto länger dauern. Sophokles schrieb Trauerspiele

bis in die achtzigsten Jahre. Und wie gut ist es einem Tragicus, wenn er das wilde Feuer, die jugendliche Fertigkeit verloren hat, die so oft Genie heißen, und es so selten sind. „Noch andern, heißt es weiter, „fehlt es an Aufmunterung; „sie haben niemals eine gute Schauspielergesellschaft gesehen, „und kennen die dramatische Dichtkunst bloß aus den Aristoteles „und Sedelin. —

Das ist ohne Zweifel ein Hauptpunkt! Wir haben kein Theater. Wir haben keine Schauspieler. Wir haben keine Zuhörer. — Hören Sie, was ein neuer französischer Schriftsteller (\*) von diesem Punkte der Aufmunterung sagt: „Eigentlich zu reden, sagt er, giebt es ganz und gar keine öffentlichen Schauspiele mehr. Was sind unsere Versammlungen in dem Schaulage, auch an den allerzahlreichsten Tagen, gegen die Versammlungen des Volks zu Athen und zu Rom? Die alten Bühnen konnten an die achtzig tausend Bürger einnehmen. Die Bühne des Scaurus war mit drey hundert und sechzig Säulen, und mit drey tausend Statuen gezieret. Wie viel Gewalt aber eine große Menge von Zuschauern habe, das kann man überhaupt aus dem Eindrucke, den die Menschen auf einander machen, und aus der Mittheilung der Leidenschaften abnehmen, die man bey Rebellionen wahrnimmt. Ja der, dessen Empfindungen, durch die große Anzahl derjenigen, welche daran Theil nehmen, nicht höher steigen, muß irgend ein heimliches Laster haben; es findet sich in seinem Charakter etwas Einsidlerisches, das mir nicht gefällt. Kann nun ein großer Zulauf von Menschen die Nührung der Zuschauer so sehr vermehren, welchen Einfluß muß er nicht auf die Verfasser, und auf die Schauspieler haben? Welcher Unterschied, zwischen heut oder morgen einmal, ein Paar Stunden, einige hundert Personen, an einem finstern Orte zu unterhalten; und die Aufmerksamkeit eines ganzes Volkes, an seinen feyerlichsten Tagen zu beschäftigen, im Besiz seiner prächtigsten Gebäude zu seyn, und diese Gebäude mit einer unzählbaren Menge umringt und erfüllt zu sehen, deren Vergnügen oder Langeweile von unsern

(\*) Diderot in den Unterredungen über seinen natürlichen Sohn.

„Talenten abhängen soll? — So redet ein Franzose! Und welcher Sprung von dem Franzosen auf den Deutschen! Der Franzose hat doch wenigstens noch eine Bühne; da der Deutsche kaum Buden hat. Die Bühne des Franzosen ist doch wenigstens das Vergnügen einer ganzen grossen Hauptstadt; da in den Hauptstädten des Deutschen, die Bude der Spott des Pöbels ist. Der Franzose kann sich doch wenigstens rühmen, oft seinen Monarchen, einen ganzen prächtigen Hof, die größten und würdigsten Männer des Reichs, die feinste Welt zu unterhalten; da der Deutsche sehr zufrieden seyn muß, wenn ihm ein Paar Dugend ehrliche Privatleute, die sich schüchtern nach der Bude geschlichen, zuhören wollen.

Doch lassen Sie uns recht aufrichtig seyn. Daß es mit dem deutschen Drama noch so gar elend aussiehet, ist vielleicht nicht einzig und allein die Schuld der Grossen, die es an ihrem Schutze, an ihrer Unterstützung mangeln lassen. Die Grossen geben sich nicht gern mit Dingen ab, bey welchen sie wenig oder gar keinen glücklichen Fortgang voraussehen. Und wenn sie unsere Schauspieler betrachten, was können Ihnen diese versprechen? Leute ohne Erziehung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar Monaten Wäscher mädchen war &c. Was können die Grossen an solchen Leuten erblicken, das ihnen im geringsten ähnlich wäre, und sie auffrischen könnte, diese ihre Repräsentarii auf der Bühne, in einen bessern und geachteteren Stand zu setzen? —

Ich verliere mich in diesen allgemeinen Betrachtungen, die uns noch sobald keine Aenderung hoffen lassen. — Das erste Trauerspiel des Hrn. Weise heisst: Eduard der Dritte.

Eduard der Zweyte war gezwungen worden, sich von der Regierung los zu sagen, und es geschehen zu lassen, daß sie auf seinen Sohn, Eduard den Dritten übergetragen wurde, während dessen Minderjährigkeit seine Mutter Isabella, mit ihrem Lieblinge Mortimer freye Hand zu haben hofen, und sie eine Zeitlang auch wirklich hatten. Der abgesetzte König ward aus einem Gefängnisse ins andere geschleppt; und ich habe folgenden Umstand bey dem Kapin nie ohne die größte Rührung lesen können. „Als ihn die Ritter Maltraves und Gournay,

„die ihm als Wächter oder vielmehr als Peiniger zugegeben  
 „waren, in sein letztes Gefängniß, in das Schloß zu Barkley  
 „brachten, nahmen sie tausend unanständige Dinge mit ihm  
 „vor, sogar daß sie ihm auf freyem Felde mit kaltem Wasser,  
 „welches aus einem schlammigten Graben genommen worden,  
 „den Bart puzen ließen. So viel Beständigkeit er auch bis  
 „dahin bezeuget hatte, so konnte er sich doch bey dieser Gele-  
 „genheit nicht enthalten, sein Unglück zu beweinen, und zu er-  
 „kennen zu geben, wie sehr er davon gerührt sey. Unter den  
 „Klagen und Vorwürfen, die er denjenigen machte, welche ihn  
 „mit so vieler Grausamkeit begegneten, sagte er, daß sie, sie  
 „möchten auch machen, was sie wollten, ihm doch nicht den  
 „Gebrauch des heißen Wassers nehmen sollten, um sich den  
 „Bart puzen zu lassen. Und indem ließ er zwey Ströme von  
 „heissen Thränen aus seinen Augen die Wangen herabfließen.

Der arme Mann! — Und es war ein König! — Aber  
 was fällt Ihnen sonst bey dieser Antwort ein? Wenn sie ein  
 Dichter erfunden hätte, würde nicht der gemeine Hauffe der  
 Kunststrichter sagen: sie ist unnatürlich; der Schmerz ist so wi-  
 zig nicht? Und doch war der Schmerz hier so wigig; wenn  
 derjenige anders wigig ist, der das sagt, was ihm die Umstände  
 in den Mund legen. Demnach denke nur auch der Dichter vor  
 allen Dingen darauf, seine Personen, so zu reden, in eine  
 wigige Situation zu setzen, und er kann gewiß seyn, daß alle  
 der Wig, den ihnen diese Situation giebt, nicht nur untadel-  
 haft, sondern höchst pathetisch seyn wird. Diderot, den ich  
 Ihnen oben angeführt habe, erläutert den nehmlichen Satz durch  
 das Exempel einer geringern Person: „Eine Bäuerin, erzählt  
 „er, schickte ihren Mann zu ihren Aeltern, die in einem benach-  
 „barten Dorfe wohnten. Und da ward dieser Unglückliche von  
 „einem seiner Schwäger erschlagen. Des Tages darauf ging  
 „ich in das Haus, wo sich der Fall zugetragen hatte. Ich er-  
 „blickte ein Bild, und hörte eine Rede, die ich noch nicht ver-  
 „gessen habe. Der Todte lag auf einem Bette. Die nack-  
 „ten Beine hingen aus dem Bette heraus. Seine Frau lag,  
 „mit zerstreuten Haaren, auf der Erde. Sie hielt die Füße  
 „ihres Mannes, und sagte unter Vergießung von Thränen,

„und mit einer Action, die allen Anwesenden Thränen auspreßte: „Ach, als ich dich hieher schickte, hätte ich wohl geglaubt, „daß diese Füße dich zum Tode trügen!“ Auch das war Wig, und noch dazu Wig einer Bäuerin; aber die Umstände machten ihn unvermeidlich. Und folglich auch muß man die Entschuldigung der wigigen Ausdrücke des Schmerzes und der Betrübniß nicht darinn suchen, daß die Person, welche sie sagt, eine vornehme, wohl erzogene, verständige und auch sonst wigige Person sey; denn die Leidenschaften machen alle Menschen wieder gleich: sondern darinn, daß wahrscheinlicher Weise ein jeder Mensch ohne Unterschied, in den nehmlichen Umständen das nehmliche sagen würde. Den Gedanken der Bäuerin hätte eine Königin haben können, und haben müssen: so wie das, was dort der König sagt, auch ein Bauer hätte sagen können, und ohne Zweifel würde gesagt haben.

Aber ich komme von unserm Eduard ab. Sie wissen sein grausames Ende. Er wollte vor Betrübniß und Kummer nicht bald genug sterben. Seine Wächter erhielten also Befehl, Hand anzulegen. Sie überfielen ihn, und steckten ihm eine Röhre von Horn in den Leib, durch welche sie ein glüendes Eisen stießen, das ihm das Eingeweide verbrennen mußte. Er starb unter den entsetzlichsten Schmerzen; und sein Sohn ward überredet, daß er eines natürlichen Todes gestorben sey.

Der Bruder dieses Unglücklichen, und der Oheim des jungen Königes, Edmund Graf von Kent, hatte an der Veränderung der Regierung nicht geringen Antheil gehabt. Er hatte sich von den Kunstgriffen der Isabella hintergehen lassen, und erkannte es zu spät, daß er seiner brüderlichen Liebe, zum Besten einer Buhlerin, und nicht zum Besten seines Vaterlandes, vergessen habe. Seine Großmuth erlaubte ihm nicht, sich lange zu verstellen. Er ließ es Isabellen und ihrem Mortimer gar bald merken, wie übel er mit ihrer Aufführung zufrieden sey; und da sein Verhalten sonst unsträflich war, so konnten ihm diese nicht anders als mit List beykommen. Sie ließen ihm nehmlich durch Personen, die er für seine Freunde hielt, auf eine geschickte Art zu verstehen geben, daß sein Bruder Eduard noch am Leben sey, und daß man seinen Tod aus keiner an-

dem Ursache ausgesprengt habe, als um den Bewegungen zuvor zu kommen, die seine Anhänger erwecken könnten. Sie fügten hinzu, daß er in dem Schlosse Corfe genau bewahret werde, und wußten dieses vorgegebene Geheimniß nicht allein durch verschiedene Umstände zu unterstützen, sondern auch durch das Zeugniß vieler angesehenen Personen zu bestätigen, unter welchen sich zwey Bischöfe befanden, die entweder sowohl als Edmund betrogen waren, oder ihn betrogen hielten. Der ehrliche Edmund ließ sich in dieser Schlinge fangen, und faßte den Anschlag, seinen Bruder aus dem Gefängnisse zu ziehen. Er begab sich selbst nach Corfe, und verlangte frey heraus, zu seinem Bruder gelassen zu werden. Der Befehlshaber des Schlosses stellte sich bestürzt, daß Edmund von diesem Geheimnisse Nachricht bekommen habe, und leugnete ihm gar nicht, daß Eduard in dem Schlosse sey; aber er versicherte ihm, daß er die nachdrücklichsten Befehle habe, niemanden zu ihm zu lassen. Edmund verdoppelte sein Anhalten; der Befehlshaber bestand auf seiner Weigerung; endlich faßte jener den unglücklichen Entschluß, diesem ein Schreiben an den Gefangenen anzuvertrauen, in welchem er ihm versicherte, daß er mit allem Ernste an seiner Freyheit arbeiten wolle. Dieses Schreiben ward sogleich der Königin gebracht! Sie hatte ihren Zweck erreicht; Edmund hatte sich strafbar gemacht. Sie vergrößerte ihrem Sohne die Gefahr, in der er sich durch die Ränke seines Oheims befinde; und kurz, Edmund verlor seinen Kopf.

Nun darf ich Ihnen bloß sagen, daß unser Dichter diese gegen den Edmund gebrauchte List, als eine Wahrheit angenommen, und das Schicksal des Edmunds mit dem Schicksale des gefangenen Königs verbunden hat: und sogleich wird Ihnen der ganze Inhalt des Stückes ohngefähr in die Gedanken schießen. Die Dekonomie ist die gewöhnliche Dekonomie der französischen Trauerspiele, an welcher wenig auszusetzen, aber selten auch viel zu rühmen ist. Und eben daher kann ich mich in keine Zergliederung einlassen.

Das erste Duzend Verse verspricht, in Ansehung des Ausdruckes und der Wendung, nichts geringers als eine Schlegelsche Versification.

Lokester zu dem Grafen von Kent.

Ja Freund, dieß ist der Dank, den man am Hofe giebt,  
 Wo man den Edeln haßt, und den Verräther liebt!  
 Ich, der der Königin ein Heer nach Suffolck brachte,  
 Mich bey der Welt verhaßt, und sie gefürchtet machte,  
 Die oft durch meinen Rath, stets durch mein Schwert gekriegt,  
 Durch jenen Ruhm erwarb, durch dieses oft gesiegt;  
 Ich, der an sie zuletzt den König selbst verrathen,  
 So sehr sein Glend sprach und Freunde für ihn baten:  
 Ich werd igt kaum gehört, und niemals mehr befragt,  
 Und wär ich ohne dich, so wär ich schon verzagt.

Doch dieser schöne Anfang zeigt nur, wie edel die Sprache unsers Dichters seyn könnte, wenn er sich überall die gehörige Mühe gegeben hätte. Er hat sich leider ein wenig zu oft vernachlässiget, und dadurch selbst seinen Charakteren und Situationen den größten Schaden gethan. Charaktere und Situationen sind die Contours des Gemäldes; die Sprache ist die Colorite; und man bleibt ohne diese nur immer die Helfte von einem Mahler, die Helfte von einem Dichter.

Ich will Sie aber dadurch nicht abgeschreckt haben! So wie der Anfang ist, so werden Sie noch unzählliche Stellen finden. Besonders in den Scenen, die Edmund mit dem jungen Könige, und mit der Isabella hat. Was kann, einige Kleinigkeiten ausgenommen, stärker seyn, als folgende Stelle? Edmund hat der Königin bittere Wahrheiten in Gegenwart ihres Sohnes hören lassen; und sie versezt: Er habe eine andere Sprache geführt,

— — — — so lang er noch geglaubt,  
 Daß er für sich allein nur Englands Thron geraubt.

Edmund.

— — — — Nein; sprich, so lang er glaubte,  
 Daß nicht die Königin für Mortimern ihn raubte;  
 So lang er noch geglaubt, es sritte seine Hand  
 Für Freyheit, und Gesetz, und Prinz und Waterland;  
 So lang er noch geglaubt, daß er der Britten Rechte,  
 Die Schottland an sich riß, durch seinen Muth verächtete;  
 So lang er noch geglaubt, daß Englands Ruh und Glück



Dein grosser Endzweck wär, und daß man das Geschick  
 Der Staaten Albions, der Herrschaft schwere Bürde,  
 Den Weisesten des Reichs indeß vertrauen würde:  
 Allein se bald er sah, daß Geiz nach eigener Macht,  
 Stolz, blinde Rachbegier den Anschlag ausgedacht,  
 Daß man nicht für das Glück des besten Prinzen sorgte,  
 Und zu der Missethat frech seinen Namen borgte,  
 Daß man den König nicht der Freiheit überließ,  
 Durch Barbarngleiche Wuth ihn in den Kerker stieß,  
 Wo man vielleicht noch jetzt den Unglücksseelgen quälet,  
 Wenn unaussprechlich Leid ihn nicht bereits entselet —  
 Isabella (die ihrem Sohne den Degen von der Seite  
 reißen will.)

Berwegner! Rasender! entgehe meiner Wuth —

Eduard.

Kühl in des Lieblings Arm dein aufgebrachtes Blut! :c.

G.

XVI. Den 20. März. 1760.

Ein und neunzigster Brief. \*)

— Noch ein Wort von der schuldigen Ehrenrettung des Herrn Prof. Gottscheds! Die vermeinte Ehrenrührung, darüber sich Herr Gottsched beschwert, gründet sich auf einen Brief im 17ten Stücke der Schadischen Staats- und gelehrten Zeitung, in welchem ein gewisser G. aus L. versichert, er sey der Verfasser der bekannten Schrift, die der Herr von B. unter dem Titel: *Candide ou l'Optimisme, traduit de l'allemand de Moul. le Docteur Ralph*, im französischen herausgegeben. Er, Herr G. aus L. habe das Manuscript an seinen vertrauten Freund, den Herrn S. W. nach Paris geschickt, es sey aber demselben entwendet, und darauf so ins Französische übersetzt worden, „wie die Herrn Franzosen gemeiniglich die deutschen Schriften zu übersetzen pflegen.“ Er verwundert sich über den Herrn von B. daß er ihm einen solchen Streich gespielt, da er, B. ihm, dem Herrn G. doch mehr als einmal öffentliche Zeugnisse seiner Hochachtung gegeben, und noch mehr befremdet es ihn, daß ihm B.

\*) Er ist von Mendelssohn und handelt von der Einleitung in die höhere Weltweisheit. :c. von Georg Schade, Altona 1760.

den Namen Doctor Kalph beygelegt, da ihm doch der Name G. bey-  
 nahe so gut bekannt seyn müßte, als sein eigener. „Zedoch, setzt  
 „Herr G. hinzu, man kann ungefähr die Ursachen des Meides erra-  
 „then, seitdem ich einer Gnade gewürdiget worden, von welcher nicht  
 „nur ganz Germanien spricht, sondern die auch in Frankreich hat be-  
 „kannt werden müssen.“ Herr Gottsched, der selten Spasß versteht,  
 besorgte, die ganze Welt würde ihn für den Verfasser des Candide  
 halten, „und einem Unschuldigen, wie er sich im Neuesten ausdrückt,  
 „solche groben Irthümer, und satyrische Berwegenheit zuschreiben,  
 „davon ihm in seinem Leben nicht geträumet hat.“ Er machte gewal-  
 tigen Lärm in seinem Neuesten, schrieb auch deswegen an Schade.  
 Dieser schiebt die Schuld auf den Secretär Dreyer, und versichert,  
 er habe die Schrift, Candide niemals gelesen, und sich daher gar nicht  
 vorstellen können, daß eine Bosheit darunter stecke. Um aber dem  
 Herrn Dreyer gar keine Ausflucht zu lassen, beweiset Herr Schade  
 in bester Form, daß man den Herrn Pr. Gottsched nothwendig für  
 den Urheber besagten Briefes halten müsse; 1) aus dem Anfangs-  
 buchstaben des Orts L. 2) aus dem Anfangsbuchstaben des Namens  
 G. 3) aus der Gnade, die dem Herrn Pr. Gottsched von Er.  
 Königl. Maj. in Preussen wiederfahren, und endlich 4) aus dem  
 vertrauten Freund S. G. zu Paris. Doch trauet Herr Sch. dem  
 letzten Beweis selbst nicht viel zu, und mit Recht! denn wer weiß,  
 wie viel vertraute Freunde in Paris S. G. heißen mögen?

Dem sey, wie ihm wolle, Gottsched erlangt Genugthuung, und  
 Herr Schade demonstrirt gar deutlich, daß Herr Gottsched un-  
 möglich der Verf. des Candide seyn könne. Ich dünkte Gottsched  
 hätte sich immer auf seine Unschuld verlassen können. Kein Vernünf-  
 tiger wird in ihm den schalkhaften Doctor Kalph suchen. Eher möchte  
 ich Dreyer für den Erfinder der vernünftigen Archäenwanderung,  
 als Gottsched für den Verf. des Candide halten. J.

### N. C.

Ich kann diesen Brief unsers J. unmöglich ohne einen klei-  
 nen Zusatz fortschicken. Der gute J. sehe ich wohl, versteht  
 von den Gottschedischen Autorstreichen eben so wenig als von  
 der Schadischen Archäenwanderung. Würde er sonst die Pro-  
 testation des Professors, daß er der Verfasser des Candide nicht  
 sey, so gutherzig an und aufgenommen haben? Woraus bewei-

set Herr Gottsched, daß er den Candide nicht könne gemacht haben? Nicht wahr, aus seiner Verabscheuung der darinn vorgetragenen Lehren? Wenn ich Ihnen nun aber beweise, daß er diese Verabscheuung nur vorgiebt, und daß er das aller unsinnigste, was im Candide zu finden ist, in völligem Ernste behauptet? Wie da? Und nichts ist leichter zu beweisen. Erinnern Sie sich wohl des närrischen italiänischen Grafen im Candide, dem nichts mehr gefällt, der alles überdrüssig geworden ist, der von den vortreflichsten Werken der Alten und Neuern auf eine so scurrille Art urtheilet, daß man nothwendig an seinem gesunden Verstande zweifeln muß? Sollte man nicht glauben, daß dieser rasende Virtuose nur deswegen eingeführet worden, um ihn durch seinen eigenen Mund lächerlich und verächtlich zu machen? Nothwendig. Und doch betriegen wir uns alle, die wir dieses glauben. Denn siehe, Herr Gottsched erklärt ausdrücklich, in seinem Handlexico der schönen Wissenschaften, daß es die pure lautere Wahrheit seyn soll, was der närrische Italiäner sagt. Kann man das anders als eine authentische Erklärung, als eine Erklärung annehmen, die der Verfasser als derjenige giebt, der sich seiner Meinung am besten bewußt seyn muß? Er schreibt nehmlich unter dem Artikel Milton. „Das „verlorene Paradies hat unter den Deutschen so viele Bewun- „derer und Tadler gefunden, daß wir unsere Meinung nicht „sagen, sondern nur die Worte eines auch unstreitig grossen „französischen Dichters (der aber auch gut Engländisch versteht) „hieber setzen wollen. — Und nun folgt das atrabiläre Urtheil des Grafen, welches ich Ihnen unmöglich abschreiben kann, weil es wahre Tollheiten sind. Herr Gottsched aber schließt es mit den Worten: „So schreibt Herr von Voltaire in seinem Opti- „misme.“ — Wir kennen den Voltaire nunmehr, der das geschrieben hat! Denn was? Das wäre Voltaires Urtheil über den Milton? Das ist das Urtheil des Sénateur Procuranté Noble Venitien! (Denn igt besinne ich mich erst, daß ihn Herr Gottsched zu keinem Grafen gemacht hat.) Das ist das Urtheil Viri celeberrimi Joannis Christophori Gottschedii P. P. Metaphysices ordinarii & Poeseos extraordinarii in Academia Lipsiensis. — Und kurz, glauben Sie mir nur auf mein Wort,

ich weiß es eben so gewiß, daß Herr Gottsched den Candide gemacht hat, als Herr Gottsched weiß, daß der Verfasser der Miß Sara Sampson die Briefe die neueste Litteratur betreffend, macht. \* G.

### Sechster Theil.

XIX. Den 8. May. 1760.

### Hundert und zweyter Brief.

Der zweyte Theil des Nordischen Aufsehers ist noch nicht hier. Sie müssen sich gedulden. — Aber hätte ich Ihnen doch nie etwas von diesem Werke geschrieben! Ich hätte es voraussehen sollen, wofür man meine Freymüthigkeit aufnehmen würde. Die kleine Wolke, die der Hamb. Anzeiger über meinen Horizont heraufgeführt, \*\* hat sich in ein erschreckliches Ungewitter ausgebreitet. Und es ist keine unbekante Stimme mehr, die aus der finstern Höhe desselben auf mich herabdonnert. Es ist die Stimme eines Professors, eines berühmten Professors, der von der Grammatik an bis auf die Philosophie, seine Lehrbücher geschrieben hat.

Hier ist der Titel dieses Ungewitters: Vergleichung der Lehren und Schreibart des Nordischen Aufsehers, und besonders des Herrn Hofprediger Eramers, mit den merkwürdigen Beschuldigungen gegen dieselben, in den Briefen, die neueste Litteratur betreffend, aufrichtig angestellt von Johann Basedow, Prof. der Königl. Dän. Ritteracad.\*\*\* Nun? werden Sie sagen. Das verspricht doch auch kein Ungewitter. Herr Basedow will ja nur vergleichen; und aufrichtig vergleichen; er redet ja nur von merkwürdigen Beschuldigungen. — O Sie vergessen, daß das Titelblatt eines Orkans die Meerstille ist.

Erlauben Sie mir immer, mich ein wenig posierlich auszudrücken. Denn wenn ich einen ernsthaften Ton annehmen

\* Man sehe das Neueste aus der anmuthigen Gelehrsamkeit No. II. von diesem Jahre.

\*\* Man sehe den zwey und neunzigsten Brief.

\*\*\* Soröe 1760, in groß Octav, fünf Bogen.

wollte: so könnte ich leicht empfindlich werden. Und das wäre ein Sieg, den ich nicht gern einem Gegner über mich verstaten wollte. — Was Herr Basedow auf dem Titel werkwürdige Beschuldigungen nennt, heißen einige Seiten weiter, offenbar falsche, grausame, bis zu einer seltenen Grausamkeit getriebene Beschuldigungen. Meine Critik ist hart, bitter, lieblos, unbesonnen; und zwar so lieblos und so unbesonnen, daß man ohne Traurigkeit an ihre Existenz zu unsern Zeiten nicht denken kann. Sie ist ein Phänomenon, dessen Wirklichkeit man ohne einigen Beweis auf ein blosses Wort fast nicht glauben würde. Ich besitze eine schamlose Dreistigkeit. Ich verleumde. Ich habe abscheuliche Absichten. Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Er wünschet aus Menschenliebe, daß ich mich den Augen der Welt verbergen könne.

Nun da! So einen Freund haben Sie! — Wie beredt ist die Menschenliebe des Herrn Basedow! Welch ein Spiegel hält sie mir vor! Er stehet hinter mir, und zeigt mir ein Ungeheuer darinn. Ich erschrecke, und sehe mich um, welcher von uns beyden das Ungeheuer ist. Diese Bewegung ist natürlich.

Könnte man härtere Dinge von mir sagen, wenn ich mich auch des Hochverraths schuldig gemacht hätte? Wenn ich auch den Himmel gelästert hätte? Ich habe das schwärzeste Laster begangen. Ich habe einen unglücklichen Charakter. Ich verdiene den Abscheu der Welt. Wer ist denn die Majestät, die ich beleidiget habe? „Alle Kenner, stößt Herr Basedow in die Trommete, „alle Kenner der ighigen Gelehrsamkeit der „Deutschen, wissen die Verdienste des Herrn Hofprediger Cramers. „Der Verfasser der nach dem Bossuetschen Muster fortgesetzten „Weltgeschichte; der neueste und sorgfältigste Ausleger des Briefes an die Hebräer; der geistliche Redner, der in unsern Tagen „kaum so viel Predigten schreiben kann, als die Welt von ihm zu „lesen verlangt; der Uebersetzer des Chrysostomus, welcher seinem Original gleich, das er durch viele Anmerkungen und „Abhandlungen bereichert hat; derjenige, dem wir die beste „Uebersetzung der Davidischen Psalmen in gebundner Schreib-

„art zu danken haben; der Verfasser des Schutzgeistes; der-  
 „jenige, der an dem Jünglinge, den Bremischen Beyträgen,  
 „und darauf erfolgten vermischten Schriften, einen ansehnlichen  
 „Antheil genommen hat, endlich der Verfasser der meisten Stücke  
 „des Nordischen Aufsehers, sind nur — — ein einziger Mann,  
 „welcher in der ersten Hälfte der gewöhnlichen Lebenszeit ein  
 „solcher einziger Mann ist! —

Sie sehen, Herr Basedow nimmt das Maul voll, er mag  
 schmähen, oder er mag loben. Die Hyperbel ist seine Lieblings-  
 figur in beyden Fällen. Dieser einzige Mann! Nicht zu ver-  
 gessen; er war auch einer von den häßlichen Bemühern, die-  
 ser einzige Mann! — Aber soll ich ungerecht gegen jemand seyn,  
 weil ihn ein Schmeichler auf eine unverschämte Art lobt? Nein. —  
 Herr Cramer ist allerdings ein verdienter Gottesgelehrter; einer  
 von unsern trefflichsten Schriftstellern. Aber Herr Cramer ist  
 ein Mensch; könnte er in einer Wochenschrift nicht etwas ge-  
 macht haben, was ihm nicht ähnlich wäre? Und wenn ich das  
 und das an ihm mißbillige, verkenne ich darum seine Verdienste?

Ich weiß gar nicht, was Herr Basedow will. Für ihn schickte  
 es sich am allerwenigsten, der Verfechter des Nordischen Auf-  
 sehers zu werden. Er hat Lobsprüche darinn erhalten, die seine  
 Unpartheylichkeit sehr zweifelhaft machen müssen. Ich beneide  
 ihm diese Lobsprüche nicht. Ich spreche sie ihm auch nicht ab.  
 Aber man dürfte sagen: eine Hand wäscht die andere. Und noch  
 mehr. Herr Basedow ist selbst einer von den Verfassern des Nor-  
 dischen Aufsehers. Es würde mir ein Leichtes seyn, die Stücke  
 zu nennen, die ganz gewiß niemand anders als Er gemacht  
 hat: oder ich müßte mich auf die Schreibart wenig verstehen.  
 Wenn man nun also vermuthete, daß es ihm nicht sowohl um  
 die Wahrheit, nicht sowohl um die Ehre des Herrn Cramers,  
 als um seine eigene Ehre, um die Ehre eines Buchs zu thun  
 sey, in welchem er gerne wolle, daß ein ewiger Weyrauch für  
 ihn dampfe; eines Buchs, das er gewisser maassen auch sein  
 Buch nennen kann?

Herr Cramer selbst findet sich ja durch unsere Critick bey  
 weiten nicht so beleidiget, als ihn Herr Basedow beleidiget zu  
 seyn vorgiebt. Denn er soll ihrer, in der Vorrede zu dem

zweyten Bande, ganz gleichgültig erwähnt haben. Und warum nicht? Herr Cramer ist ein rechtschaffener Mann, den es auf keine Weise befremdet, wenn andere anderer Meinung sind, und er nicht immer den Beyfall erhält, den er sich überhaupt zu erhalten bestrebet. Diese lautere Quelle gebe ich seinem Betragen, ob ihm gleich Herr Basedow eine ganz andere giebt. „Die Selbstvertheidigung, sagt er, wenn sie nicht zu unvollständig scheinen sollte, müßte oftmahls in einem Tone reden, der von denjenigen, die alles, was sie sehen und hören, in Fehler und Laster verwandeln, für den Ton einer verdächtigen Zufriedenheit mit sich selbst könnte ausgegeben werden. Ueberdem pflegen Seelen von einer gewissen Würde so wenig furchtsam und argwöhnisch zu seyn, daß sie, wenn ihre Unschuld in einem gewissen Grade klar ist, bey der verständigen und billigen Welt keine Verantwortung derselben zu bedürfen glauben.“ — Nicht doch! So ein grosses Mir hat Herr Cramer gewiß nicht affectiren wollen. Hätte er es aber affectiren wollen, so hätte sein Freund keinen solchen Commentarium darüber schreiben müssen. Er hätte es müssen darauf ankommen lassen, ob man diesen edlen Stolz, den Seelen von einer gewissen Würde haben, von selbst merken werde. Denn nur alsdenn thut er seine Wirkung. Keine Großmuth will mit Fingern gewiesen seyn. Sind es gar die Finger eines Freundes, o so wird sie vollends lächerlich! *ic.*

G.

### Hundert und dritter Brief.

Auch nicht in der geringsten Kleinigkeit will mich Herr Basedow Recht haben lassen. Lieber stellt er sich unwissender als ein Kind, verwirret die bekanntesten Dinge, und verfälscht auf die hämischste Art meine Worte, die ich mit vielem Bedachte gewählt hatte.

Ich habe gezweifelt, ob man dem Herrn Cramer ein poetisches Genie zugestehen könne. Ich habe aber mit Vergnügen bekannt, daß er der vortrefflichste Versificateur ist. Ich nehme beyde Ausdrücke so, wie sie die feinsten Kunststrichter der Engländer und Franzosen nehmen. „Ein poetisches Genie, sagt einer

von den ersten,\* den ich eben vor mir liegen habe, „ist so außerordentlich selten, that no country in the succession of many ages has produced above three or four persons that deserve the title. The *man of rhymes* may be easily found; but the genuine poet, of a lively plastic imagination, the true *Maker of Creator*, is so uncommon a prodigy, that one is almost tempted to subscribe to the opinion of sir William Temple, where he says: „That of all the numbers of mankind, that live within „the compass of a thousand years, for one man that is born capable of making a great poet, there may be a thousand born „capable of making as great generals, or ministers of state, as „the most renowned in story. Und ich habe ein Verbrechen begangen, daß ich gezweifelt habe, ob der Herr Hofprediger ein solcher außerordentlicher Mensch ist? Wenn er es wäre: er würde ganz sicherlich ein schlechter Hofprediger seyn. Eben dieser Engländer erkennet unter seinen Landsleuten eigentlich nur drey Männer für Poeten, den Spenser, den Schakespear, den Milton. Eben derselbe spricht Popen den Namen eines Poeten schlechterdings ab. Popen spricht er ihn ab, der unter so vielen vortrefflichen Werken, auch eine Ode auf die Musik gemacht hat, die wenigstens nicht schlechter ist, als die beste Cramersche Ode. Und wozu macht er dafür Popen? Eben dazu, wozu ich Cramern mache: zu dem vortrefflichsten Versificateur. Und ich habe Cramern geschmäht, daß ich ihn mit Popen auf Eine Bank setze? Ist denn ein Versificateur nichts als ein Reimer? Kann man der vortrefflichste Versificateur seyn, ohne ein Mann von vielem Wize, von vielem Verstande, von vielem Geschmacke zu seyn? Diderot, der neueste, und unter den neuen unstreitig der beste französische Kunsttrichter, verbindet keinen geringern Begriff mit dem Namen eines Versificateurs. Quelle difference entre le Versificateur & le Poete! Cependant *ne croyez pas que je meprise le premier: son talent est rare. Mais si vous faites du versificateur un Apollon, le poete sera pour moi un Hercule. Or supposez une lyre à la main d'Hercule, & vous n'en ferez pas un Apollon. Appuyez un Apollon*

\* Der Verfasser des *Essay on the Writings and Genius of Pope*, S. 111.



sur une massue; jettez sur les epaules la peau du lion de Némée, & vous n'en ferez pas un Hercule. Dieses seltene Talent gebe ich dem Herrn Cramer, und gebe es ihm in dem höchsten Grade: und doch habe ich ihn geschmäht, doch habe ich ihn auf eine ungezogene Art geschmäht? Sind seine Schmeichler nicht die unverschämtesten, die unwissendsten, die unter der Sonne seyn können? Wenn sie noch nicht gelernt haben, wie sehr und worinn der Poet von dem Versificateur unterschieden ist: so mögen sie es doch nur erst lernen, ehe sie einen ehrlichen Mann, der es zu begreifen gesucht hat, und sich diesem Begriffe gemäß ausdrückt, darüber chicaniren. Wäre das nicht billig? Oder suchen sie es erst aus unsern Briefen zu lernen? Jeder von uns wird ihnen sagen: *παρ' ἐμοι ποκος οὐ κναπτεται*.

Und der aufrichtige Herr Basedow! Mit aller seiner Aufrichtigkeit ist er ein offenbarer Falsarius. Ich habe, wenn Sie meine alten Briefe nachsehen wollen, Cramern den vortrefflichsten Versificateur genennt: und Herr Basedow macht seinen Lesern weiß, ich hätte ihn nur einen guten Versificateur genennt, und läßt\* diese beyden Worte mit Schwabacher drucken, als ob es meine eigene Worte wären. Welch eine schamlose Dreistigkeit! mich seines eigenen Ausdrucks zu bedienen. Ist denn ein guter, mit welchem Beyworte man oft eine kalte Ironie verbindet, eben das, was der vortrefflichste ist, mit welchem Beyworte sich leicht nichts zweydeutiges, nichts ironisches verbinden läßt? — Ich sage ferner: Cramer besitzt die beneidenswürdigste Leichtigkeit zu reimen; und Basedow läßt mich ihm nur eine beneidenswürdige beylegen. Ich brauche nicht gern einen Superlativum ohne Ursache. Und wo ich ihn brauche, will ich, daß mir ihn mein Gegner lasse, wenn ich an seiner Aufrichtigkeit, mit der er so pralet, nicht sehr zweifeln soll.

Aber wie elend führt er, auch nach dieser Verfälschung, die Sache seines Freundes. Hören Sie doch nur. „Das poetische Genie des Herrn Hofpredigers, und besonders zu erhabenen und zugleich lehrreichen Dden, ist zu bekannt, als daß der Journalist mit Grunde hätte hoffen können, Beyfall zu fin-

\* Seite 9.

„den, da er es ihm despotisch absprach, und nichts als die „Vollkommenheit eines Versificateurs lassen wollte. — Es ist zu bekannt? Was ist denn zu bekannt? Daß in den Cramer'schen Oden, (weil es doch mit aller Gewalt Oden heißen sollen) sich Genie zeigt? Das habe ich nie geleugnet. Aber Genie eines Versificateurs, und nicht Genie eines Poeten. Dieses spreche ihm ab; nicht jenes. Oder ich müßte glauben, daß man der Vortrefflichste in seiner Art seyn könne, ohne Genie zu haben. — Hören Sie doch den guten Basedow noch weiter: „Ob desselben drey Oden, im ersten Theile des Nordischen Aufsehers, Anlaß geben, ein solches Urtheil zu fällen, werden die „Leser aus folgenden Strophen sehen. — Aus einzeln Strophen will Herr Basedow beweisen, daß Cramer ein poetisches Genie habe? Und wenn diese Strophen auch die vollkommensten von der Welt wären; so könnten sie das nicht beweisen. Hier sind sie.

Aus der Ode über die Geburt Christi.

Erst wird er niederknien und streiten  
 Der Löw aus Juda. Ewigkeiten  
 Voll Ehre sind der Preis des Siegs!  
 Er leidet, Gott uns zu versöhnen,  
 Dann werden ihm die Völker dienen,  
 Wir sind die Beute seines Kriegs.  
 Nun werden wir wieder den Himmel bewohnen,  
 Uns, wenn wir nur kämpfen, erwarten auch Kronen!  
 Wie herrlich ist der Sieger Lohn?  
 D kämpfet, o kämpfet, uns krönet der Sohn.

Aus der Ode über das Leiden Jesu.

Ich, ewig hab ich es begehret,  
 Ich habe, Vater, dich verkläret,  
 Verklären will ich dich noch mehr.  
 Ich hätte tief in Dual versunken,  
 Schon mehr als einen Kelch getrunken,  
 Ach wie ist deine Hand so schwer?  
 Allein ich will sie ganz versöhnen,  
 Laß sie in diesen Wunden ruhn.

Vergib, vergib, o Vater, ihnen,  
Sie wissen, Herr, nicht was sie thun.

Aus der Ode auf den Geburtstag des Königs.

Da sie dem Throne nahe kamen,  
Ertönt auf einmal ihr Gesang,  
Und alle nannten Friedrichs Namen,  
Und alle nannten ihn voll Dank:  
Uns hat Jehovah sein Leben,  
In einer der gnädigsten Stunden gegeben,  
Flieg unser Dank, flieg mit umher,  
Er, der ihn gab, gedenke Seiner!  
Wer liebt nicht seine Beherrscher? doch keiner  
Wird billiger geliebt, als Er.

Können Sie sich des Lachens enthalten? Diese Strophen sollen beweisen, daß Herr Cramer ein Poet ist, und ich ein Verleumder bin? Bald bewiesen sie, daß ich ein Schmeichler wäre. Denn wenn nicht in sehr vielen Cramerschen Oden, sehr viele, viel schönere Strophen wären: so wäre ich es wirklich, und ich würde mir es nimmermehr vergeben, daß ich einen solchen Sänger den vortrefflichsten Versificateur genennet hätte. In diesen Strophen ist er kaum ein leidlicher. G.

XX. Den 15. May. 1760.

### Hundert und vierter Brief.

Ich habe geurtheilet: „Viele Worte machen; einen kleinen Gedanken durch weitschweifende Redensarten aufschwellen; labyrinthische Perioden flechten, bey welchen man dreyimal Athem hohlen muß, ehe man einen ganzen Sinn fassen kann: Das sey überhaupt die vorzügliche Geschicklichkeit desjenigen von den Mitarbeitern an dem Nordischen Aufseher, der die meisten Stücke geschrieben zu haben scheint.“ Soll ich mein Urtheil widerrufen, weil es Herr Basedow für eine Verläumdung ausschreyet? Es ist wahr, ich habe es mit keinen Beyspielen bestätigt. Aber mit wie vielen will er es noch bestätigt haben? Mit unzähligen? — Ich darf das Buch nur auffallen lassen, wo es auffallen will. — Aber, wer wird mir abschreiben helfen? Und o des armen Papiers, das ich so verschwenden muß!

— Was hilfts? Herr Basedow hat einen zu starken Trumpf darauf gesetzt. Ich muß, liebe Hand.

Also, z. E.

„Große Beispiele der Frömmigkeit und Tugend unter denen, welche sich durch Geburt und Würden über andere Menschen erheben, sind nicht allein so rührend, sondern auch so unterweisend und lehrreich, daß nach meinem Urtheile, selbst die, welche sie nicht nach ihrer ganzen Größe kennen, aus Ehrfurcht und Liebe gegen die Religion das Andenken derselben zu erhalten und fortzupflanzen verbunden sind, und von der bloßen Furcht, nicht genug von ihnen sagen zu können, nie zurückgehalten werden dürfen, öffentlich auszubreiten und zu rühmen, was sie davon wissen, wenn sich zumal alle Stimmen zu ihrem Ruhme vereinigen. :c.

„Die Trunkenheit ist eine so schändliche Beleidigung der Tugend; sie erniedriget den Menschen so tief; die Vernachlässigung und Uebertretung der edelsten Pflichten, ist bey ihren Ausschweifungen so unausbleiblich, und sie hat so viele nachtheilige und unglückselige Einflüsse, nicht allein auf die Wohlfahrt derjenigen, welche sich dadurch der schönsten Vorzüge unserer Natur berauben, sondern auch auf das öffentliche und gemeine Beste, daß sowohl der Menschenfreund, als der Patriot, unter einer dringenden Verbindlichkeit stehet, für sichere und zuverlässige Mittel besorgt zu seyn, einem so gefährlichen Laster Grenzen zu setzen, und den ausschweifenden Gebrauch berauschender Getränke zu verhindern. :c.

Wie gefallen Ihnen diese Perioden? — Aber sie könnten noch länger seyn. — O Geduld, ich will sie auch nur erst in Athem setzen. Da sind schon etwas längere.

Z. E. „So sorgfältig sich auch Aeltern in der Erziehung ihrer Kinder bestreben mögen, sie von ihrer ersten Kindheit an zur Tugend zu bilden, und alles zu verhindern, was ihr Herz verderben, oder die angebohrne Unordnung desselben unterhalten und vermehren kann; so nothwendig es auch ist, sehr frühzeitig mit denselben, als mit vernünftigen Wesen umzugehen, die des Nachdenkens und der Uezeugung fähig sind: So ist es dennoch beynah unmöglich, diese wichtigen Endzwecke ohne allen Gebrauch schmerzhafter Mittel zu erreichen, ob es gleich eine eben so unläugbare Erfahrung bleibt, daß

„nach den von Natur sehr verschiedenen Charakteren der Kinder, einige  
 „der Züchtigung mehr, und andere derselben weniger bedürfen.

Der: „So oft ich mich zurück erinnere, wie sorgfältig mein Va-  
 „ter schon in meiner frühesten Jugend den Geist der Frömmigkeit und  
 „eine lebhaftige Neigung, aus Gehorsam und Liebe gegen das höchste  
 „Wesen, tugendhaft zu sehn, in meine Seele zu pflanzen suchte, und  
 „wenn mir mein Gedächtniß sagt, vor welchen Ausschweifungen, zu  
 „denen ich, gleich andern, starke Reizungen und Versuchungen gehabt  
 „habe, diese Neigung mich bewahret hat: so fühle ich mich allezeit  
 „von den zärtlichsten Empfindungen der Dankbarkeit durchdrungen, ob  
 „ich sie gleich durch nichts beweisen kann, als nur dadurch, daß ich  
 „das Andenken seiner Gesinnungen erhalte, und durch sein Beyspiel  
 „andere Väter aufmuntere, Kinder, die sie glücklich zu machen wün-  
 „schen, auf eine ähnliche Weise zu erziehen.

Wie nun? — Welcher Schwall von Worten! Welche  
 Theuerung an Gedanken! Gedanken? Daß man der schändli-  
 chen Trunkenheit steuern müsse; daß man die Kinder auch  
 manchmal züchtigen müsse &c. Kann man abgedroschnere War-  
 heiten mit aufgeblasenem Backen predigen? — Mit diesen vier  
 Perioden fangen sich vier verschiedene Stücke an. Und wenn  
 ich Ihnen versichre, daß sich dreyßig andere nicht viel erträgli-  
 cher anfangen; daß in allen Mittel und Ende dem Anfange  
 vollkommen gemäß sind; daß der Verfasser sehr oft mitten in  
 seiner Materie noch weit schleppender, langweiliger, verworrener  
 wird: werden Sie mir auf mein Wort glauben? Nicht? Ich  
 begehre es auch nicht. Aber ihr Athem soll es empfinden. Le-  
 sen Sie; nehmen Sie dabey alle ihre Gedanken zusammen; und  
 sagen Sie mir am Ende, was Sie gelesen haben.

„Da sich, hebt das dreyßigste Stück an, in unsern Zeiten die  
 „Bestreitung, und Verachtung der Religion so weit ausbreitet, daß  
 „sie auch die Gespräche des Umganges vergiftet; so ist es für diejeni-  
 „gen, welche sich nach ihren äusserlichen Umständen in die Gesellschaf-  
 „ten der größern Welt eingeslochten sehn, nicht genug, mit den  
 „Wahrheiten ihres Glaubens bekannt zu sehn, und die Gründe einzu-  
 „sehen, die einen vernünftigen Beyfall wirken. Wer Anfälle zu be-  
 „fürchten hat, der muß seine Feinde; er muß ihre Stärke, ihre Waffen,  
 „und die Art, wie sie streiten, kennen, damit er sich zur Zeit des

„Kampfes desto glücklicher vertheidigen könne. Es scheineth zwar, daß  
 „man von den Einwendungen wider die Wahrheit nicht unterrichtet  
 „zu seyn brauche, sobald man sie nicht aus Vorurtheil und Gewohn-  
 „heit annimmt; sobald man sie bekennt, weil es richtige, überwiegende  
 „und unumsstößliche Beweise waren, die uns überredeten. Allein, wenn  
 „man diese Wissenschaft besitzt, und die Schwäche, die Nichtigkeit, und  
 „besonders auch die Strafbarkeit der Einwürfe kennt: So hat man  
 „weniger zu befürchten, daß die Ruhe unsers Verstandes in der  
 „Wahrheit eine unerwartete und gewaltsame Erschütterung leiden werde;  
 „unsre Vernunft ist selbst vor einer plötzlichen Unordnung und Ver-  
 „dunklung sicher; man ist vorbereiteter und geübter, zu widerstehen,  
 „und ist der rechtschaffene Mann, der seinen Glauben liebt, nicht  
 „verbunden, denen zu widerstehen, welche die grossen Grundsätze dessel-  
 „ben angreifen, und entweder durch künstliche und verblendende Schlüsse,  
 „oder durch Einfälle, welche voll Wig zu seyn scheinen, ihrer Würde  
 „und zugleich ihres Nutzens zu berauben suchen? Vielleicht ist seine  
 „Ueberzeugung so gewiß und unbeweglich, daß ihn keine Einwürfe  
 „irren können; aber wenn er in irgend einem gesellschaftlichen Ge-  
 „spräche, durch solche Zudringungen aufgefodert, welche ihn verbinden,  
 „beleidigte Wahrheiten zu vertheidigen, auf gewisse Einwürfe nicht  
 „antworten kann; wenn er nicht fähig ist, ihnen ihren falschen Schim-  
 „mer von Wahrheit und Vernunft zu nehmen, und das Falsche in  
 „feindseligen Beschuldigungen zu entdecken: So wird er wider seinen  
 „Willen die stolzen Verächter seines Glaubens in der Einbildung be-  
 „stärken, daß sie diejenigen, die sich für verbunden achten, Religion  
 „zu haben, weit übersehen; sie werden sein Stillschweigen und die  
 „Verwirrung, worein sie ihn brachten, für einen Triumph über sie  
 „selbst halten, und den Schwächern können sie vielleicht mit geringerer  
 „Mühe zur Gleichgültigkeit gegen Wahrheiten verführen, die er nicht  
 „genug schätzt, weil er sie nicht genug untersucht hat. &c.

Was plaudert der Mann? Sie werden ihn schon noch einmal lesen müssen. Und wenn Sie denn nun sein Bischen Gedanken weghaben; wollten Sie sich nicht getrauen, es mit dem siedenden Theile seiner Worte, eben so stark und schöner vorzutragen?  
 G.

## Hundert und fünfter Brief.

Nun frage ich Sie, wenn dergleichen labyrinthische Perioden, bey welchen man dreymal Athem hohlen muß, ehe sich der Sinn schliesset; wenn dergleichen Perioden, die man geschrieben oder gedruckt, durch alle ihre verschränkte und verschraubte Glieder und Einschüßel, kaum mit dem Auge verfolgen kann, ohne drehend und schwindlicht zu werden; wenn dergleichen Perioden uns von der bedächtlichen langsamen Aussprache eines Kanzelredners Wort vor Wort zugezählet würden, ob wohl die feurigste Aufmerksamkeit, das beste Gedächtniß sie in ihrem ganzen Zusammenhange fassen, und am Ende auf einmal übersehen könnte? Nimmermehr. Was habe ich denn also für ein Verbrechen begangen, wenn ich gesagt habe, der Stil dieses Verfassers im Nordischen Aufseher, „sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten, der nur deswegen solche Pnevmatata herpredige, damit die Zuhörer, ehe sie ans Ende derselben kommen, den Anfang schon mögen vergessen haben, und ihn deutlich hören können, ohne ihn im geringsten zu verstehen?“ Habe ich etwas anders als die strengste Wahrheit gesagt? Freylich ist das nicht der einzige schlechte Kanzelstil; freylich predigen nicht alle seichte Homileten so: sondern nur die seichten Homileten predigen so, die in Mitternachts Rhetorik das Kapitel von den zusammengesetzten Perioden nicht ohne Nutzen studiret haben.

Welche invidiöse Wendung aber Herr Basedow dieser meiner Critik giebt, das ist ganz unbegreiflich. Alles nehmlich, was ich wider diesen vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers sage, soll ich wider den Herrn Hofprediger Cramer gesagt haben. Von diesem, dem Herrn Hofprediger Cramer, soll ich mit schamloser Dreistigkeit, ohne den geringsten Beweis gesagt haben: Sein Stil sey der schlechte Kanzelstil eines seichten Homileten ꝛc. — Träumt Herr Basedow? O so träumt er sehr boshaft.

Was habe ich denn mit dem Herrn Cramer zu thun? Ist Herr Cramer jener vornehmste von mir getadelte Verfasser des Nordischen Aufsehers: so sey er es immerhin. War ich denn verbunden, es zu wissen? — Doch nein; das will ich nicht einmal für

mich anführen. Ich will es gewußt haben. — Geht denn das wider den Herrn Cramer überhaupt, was wider den Herrn Cramer als Nordischen Aufseher geht? Muß die Critik, die einzelne Blätter von ihm trifft, alle seine Schriften treffen? Wenn ich zum Exempel zu dem Herrn Basedow sagte: Mein Herr, in dieser ihrer Ausdehnung meines Tadel, ist eben so wenig Billigkeit, als Verstand. Habe ich damit gesagt, in allen Basedowschen Schriften sey eben so wenig Billigkeit als Verstand?

Ich habe immer geglaubt, es sey die Pflicht des Criticus, so oft er ein Werk zu beurtheilen vornimmt, sich nur auf dieses Werk allein einzuschränken; an keinen Verfasser dabey zu denken; sich unbekümmert zu lassen, ob der Verfasser noch andere Bücher, ob er noch schlechtere, oder noch bessere geschrieben habe; uns nur aufrichtig zu sagen, was für einen Begriff sich man aus diesem gegenwärtigen allein, mit Grund von ihm machen könne. Das, sage ich, habe ich geglaubt, sey die Pflicht des Criticus. Ist sie es denn nicht?

Hätte ich zu verstehen geben wollen, daß der Vorwurf, den ich dem vornehmsten Verfasser des Nordischen Aufsehers, wegen seiner unleidlichen Schreibart mache, auch allen andern Schriften des Herrn Hofprediger Cramers zu machen sey: so würde ich es gewiß ausdrücklich gesagt haben: ich würde den Herrn Cramer dabey genannt haben, so wie ich es ohne die geringste Zurückhaltung bey dem allgemeinen Urtheile über seine Toden gethan habe. Aber wie konnte ich das hier thun, da ich mir deutlich bewußt war, daß Herr Cramer in seinen moralischen Abhandlungen, die in den Bremischen Beyträgen und den vermischten Schriften zerstreuet sind, diese Schreibart nicht habe: daß er diese Schreibart von seinem Chrysostomus und Bossuet nicht könne gelernet haben? Ob er sie in seinen Predigten hat; das weiß ich nicht: denn diese habe ich nie gelesen. So viel aber weiß ich, wenn er diese Schreibart in seinen Predigten hat, daß ich den Herrn Hofprediger betauere; daß ich seine Zuhörer betauere. Aber es kann nicht seyn; es muß in seinen Predigten mehr Licht, mehr Ordnung, mehr nachdrückliche Kürze herrschen: oder er verkennet die geistliche Beredsamkeit ganz. Welcher Prophet, welcher Apostel, welcher Kir-



chenlehrer, hat je das Wort des Herrn in solchen Ciceronischen Perioden verkündigt? In Perioden, die Cicero selbst nur alsdenn flochte, wenn er die Ohren einer unwissenden Menge kügeln, wenn er gerichtliche Ränke brauchen, wenn er mehr betäuben, als überzeugen wollte?

Und im Grunde sind das nichts weniger, als Ciceronische Perioden, die Arthur Ironside macht. Man suche mit Fleiß die allerlängsten aus den Reden des Römers, und ich will verloren haben, wenn man einen einzigen findet, in welchem alle Symmetrie sowohl unter den Worten, als unter den Gedanken so gewaltig vernachlässiget ist. Und nur diese Symmetrie, von welcher Arthur gar nichts weiß, macht die langen zusammengesetzten Perioden erträglich, besonders wenn sie eben so selten eingestreuet werden, als es die kurzen und einfachen bey ihm sind.

Unterdessen muß bey dem Herrn Basedow Cicero doch derjenige seyn, dessen Beredtsamkeit noch grössere Armseligkeiten des Arthur Ironside decken, und wenn Gott will, gar in Schönheiten verwandeln muß. Sie erinnern sich der eckelhaften Ausdehnung des Gleichnisses von einem Menschen, der ein kurzes und blödes Gesicht hat. \* Herr Basedow gesteht zwar selbst, daß dieses Gleichniß um fünf bis sechs Zeilen kürzer seyn könnte: Aber können Sie sich einbilden, was er gleichwohl davon sagt? „Ich gestehe es, sagt er, einige grosse Schriftsteller, die mehr „Demosthenisch als Tullianisch sind, würden hier ein so ausführliches Gleichniß nicht gewählt haben. Aber wer war grösser, Tullius oder Demosthenes? Viele gute Schriftsteller würden dies Gleichniß nicht so haben ausführen können, wenn sie auch gewolt hätten. Aber diese würden auch dadurch gezeigt haben, daß ihnen eine gewisse Art der Grösse in der Beredtsamkeit fehle, die man an einem Cramer mit Ehrerbietung bewundert. — Da haben wirs! Nun will ich gern nicht stärker in den Herrn Basedow dringen; nun will ich ihn gern nicht auffordern, mir doch ein ähnliches so ausgerektes Gleichniß bey dem Tullius zu zeigen. Denn wenn er gestehen müßte, daß auch bey dem Tullius keines anzutreffen wäre, was hätten wir

\* Man sehe unsern fünfzigsten Brief.

nach der einsichtsvollen Frage: Aber wer war grösser, Tullius oder Demosthenes? anders zu erwarten, als die zweyte Frage: Aber wer ist grösser, Tullius oder Cramer? — Lieber will ich bewundern, mit Ehrerbietung bewundern und schweigen. G.

XXI. Den 22. May. 1760.

### Hundert und sechster Brief.

Welche verrätherische Blicke Herr Basedow in das menschliche Herz schieffet! Auch meines liegt so klar und aufgedeckt vor seinen Augen, daß ich darüber erstaune. — Sie erinnern sich, daß mir das Blatt, in welchem der nordische Aufseher beweisen will, ein Mann ohne Religion könne kein rechtschaffener Mann seyn, mißfiel. Ich glaubte, es mißfiel mir deswegen, weil darinn von einem unbestimmten Sage unbestimmt raisonniret werde. Aber nein, mein Mißfallen hat einen andern Grund. Herr Basedow weiß, daß es mir deswegen mißfallen habe, „weil in demselben einigen, die ich selbst für rechtschaffene Männer halte, dieser beliebte Name abgesprochen wird.“ Ich erschrock, als ich diese Worte zum ersten male las. Ich las sie noch einmal, um zu sehen, ob ich wenigstens nicht ein Vielleicht dabey überhüpft hätte. Aber da war kein Vielleicht. Was Herr Basedow weiß, das weiß er ganz gewiß. Allwissender Mann! rief ich aus; Sie kennen mein Herz so vollkommen, so vollkommen, daß — daß mir das ihrige ganz Finsterniß, ganz Räthsel ist. — Mag ich es doch auch nicht kennen!

Die vornehmste Erinnerung, die ich dem Aufseher gegen seine Erhärtung eines so strengen Ausspruchs machte, war diese, daß er das Wort, ein Mann ohne Religion, in dem Beweise ganz etwas anders bedeuten lasse, als es in dem zu beweisenden Sage bedeute. Und diese Zweydeutigkeit habe ich eine Sophisterey genannt. Der Text ist lustig, den mir Herr Basedow darüber liefert. Gesetzt, sagt er, daß es mit diesem Vorwurfe auch seine Richtigkeit hätte: „ist es nicht ein menschlicher Fehler „der größten Philosophen, sich selbst durch eine unvermerkte „Zweydeutigkeit der Worte zu hintergehen? Niemand hat noch „eine Metaphysik ohne Fehler geschrieben, und ich getraue mir „zu sagen, daß die Fehler in dieser Wissenschaft mehrentheils

„aus der Zweydeutigkeit der Worte entstehen. Wer nur solche  
 „Zweydeutigkeiten nicht mit Fleiß braucht, um andere zu ver-  
 „blenden, wer in ein solches Versehen nicht oft verfällt, wer  
 „sich nicht, wenn man ihm seinen Fehler entdeckt hat, durch  
 „neue Zweydeutigkeiten hartnäckig vertheidiget, der kann allemal  
 „ein grosser und verehrungswürdiger Mann seyn, und dem kann  
 „man, ohne Lust an gelehrten Scheltworten, nicht Sophiste-  
 „reyn und Fechterstreiche vorwerfen. Sonst müßte kein Leib-  
 „nitz, Wolf, Mosheim, ja kein grosser Mann, von seinen  
 „Beurtheilern mit Recht verlangen können, daß er mit solchen  
 „unhöflichen Vorwürfen möchte verschont bleiben. — Ich ver-  
 stehe von der Höflichkeit nichts, die Herr Basedow hier predi-  
 get. Er nennet gelehrte Scheltworte, was nichts weniger als  
 Scheltworte sind. Wenn ein grosser Mann eine Sophisterey  
 begehret, und ich sage, daß er eine begangen hat: so habe ich  
 das Kind bey seinem Namen genennt. Ein anderes wäre es,  
 wenn ich ihn deswegen einen Sophisten nennte. Man kann  
 sich einer Sophisterey schuldig machen, ohne ein Sophist zu seyn;  
 so wie man eine Unwahrheit kann gesagt haben, ohne darum ein  
 Lügner zu seyn; so wie man sich betrinken kann, ohne darum ein  
 Trunkenbold zu seyn. Herr Cramer ist ein grosser und verehrungs-  
 würdiger Mann. Nun ja; und er soll es auch bleiben. Aber was  
 verbindet mich denn, von einem grossen und verehrungswürdigen  
 Manne in dem Tone eines kriechenden Klienten zu sprechen?  
 Und ist das der Ton, der einem grossen und verehrungswürdi-  
 gen Manne gefällt? Ein solcher Mann sieht auf die Wahrheit,  
 und nicht auf die Art, wie sie gesagt wird; und hat er sich  
 wo geirret, so ist es ihm unendlich lieber, wenn man ohne Um-  
 stände sagt: das und das dünkt mich eine Sophisterey: als wenn  
 man viel von menschlichen Fehlern der größten Philosophen  
 präliminiret, und ihn um gnädige Verzeihung bittet, daß man  
 es auch einmal so gemacht hat, wie er es macht, daß man  
 auch einmal seinen eigenen Verstand gebraucht hat.

So viel von der Höflichkeit meiner Erinnerung. Nun hö-  
 ren Sie wie Herr Basedow beweisen will, daß mein Tadel  
 auch ungegründet und falsch sey. Er analysiret in dieser Ab-

sicht das ganze Blatt; und es ist nöthig, daß ich Ihnen das Skelet, welches er davon macht, vor Augen lege.

„Satz: Keine Rechtschaffenheit ist ohne Religion.

„Erster Beweis. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die „aus seinen Verhältnissen gegen andere folgen, allesamt getreu und „sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, „welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet.

„Erster Zusatz. Polidam, dessen unerschöpflicher Witz über Leh- „ren spottet, die er niemahls untersucht hat, und Lehren lächerlich „macht, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen, ist „also kein rechtschaffener Mann, ob er gleich seine Zusage hält, und „zuweilen mitleidig ist, welches vielleicht noch eine Wirkung des in der „Jugend gelernten Catechismus sehn kann, den er nunmehr verachtet.

„Zweyter Zusatz. Der Mensch hat eine natürliche Neigung „zu denen Handlungen, die, wenn sie aus dem rechten Grunde ge- „schehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im hohen „Grade schwach und unzuverlässig.

„Zweyter Beweis. Ein Rechtschaffener muß eine gründliche „Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man recht- „schaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt „er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese zum „Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die Pflicht, eine vor- „gegebene Offenbarung ohne sorgfältige Untersuchung nicht zu verwer- „fen, vielweniger zu verspotten. Thut er es, so ist er (vermöge des „ersten Beweises) nicht rechtschaffen.

„Dritter Beweis. Wegen der Macht der Leidenschaften ist nicht „zu erwarten, daß ein Mensch, der weder geoffenbarte noch natürliche „Religion hat, die gesellschaftlichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, „und also in dieser eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffener Mann „sehn könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn er die „Religion in seinem Verstande für wahr hält, und sein Herz zur „Ausübung derselben gewöhnt.“

Was für eine kleine, unansehnliche, gebrechliche Schöne ist der nordische Aufseher, wenn man ihm seine rauschende Einkleidung, seinen rhetorischen Glitterstaat, seine Rothurnen nimmt. Eine solche Venus kann nicht sagen: Ich bin nackend mächtiger, als gekleidet. Gegen sie darf Minerva nur ihre Eule zu

Felde schicken. — Doch lieber keinen Wig! Herr Basedow ist ein Todfeind von allem Wige. Er erwartet Gründe; und wie können Gründe bey Wig bestehen?

Erlauben Sie mir also, eine ganz trockene Prüfung der drey Beweise, wie sie Herr Basedow ausgezogen hat, anzustellen. — Vor allen Dingen muß ich wegen der Bedeutung des Worts ein Mann ohne Religion mit ihm einig werden. Ein Mann ohne Religion also, heißt entweder ein Mann, der kein Christ ist, der diejenige Religion nicht hat, die ein Christ vorzüglicher Weise die Religion nennet: Das ist die erste Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der gar keine geoffenbarte Religion zugeht, der weder Christ, noch Jude, noch Türke, noch Chineser u. weiter als dem Namen nach ist, der aber eine natürliche Religion erkennt, und die Wahrheiten derselben auf sich wirken läßt: Das ist die zweyte Bedeutung. Oder es heißt ein Mann, der sich weder von einer geoffenbarten, noch von der natürlichen Religion überzeugen können; der alle Pflichten gegen ein höheres Wesen läugnet: Das ist die dritte Bedeutung. Mehr als diese drey Bedeutungen sollte das Wort ein Mann ohne Religion nicht haben. Allein, ich weiß nicht wie es gekommen ist, daß man ihm auch eine vierte giebt, und einen Mann — ich will sogleich den rechten Ausdruck brauchen, — einen Narren oder Böfewicht darunter versteht, der über alle Religion spottet.

Nun lassen Sie uns sehen, auf welche von diesen vier Bedeutungen der erste Beweis passet. Ein Rechtschaffener sucht die Pflichten, die aus seinen Verhältnissen gegen andre folgen, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Und man hat auch Pflichten gegen Gott, welche ein Mensch ohne Religion nicht zu erfüllen trachtet. Gut. Aber was für ein Mensch ohne Religion? In der ersten Bedeutung? Nein. Denn ist er schon kein Christ, so erkennet er doch als Türke, oder Jude u. Pflichten gegen Gott, und trachtet diese Pflichten zu erfüllen. In der zweyten Bedeutung? Auch nicht. Denn auch dieser erkennet Pflichten gegen Gott, die er zu erfüllen trachtet, obgleich nur aus der Vernunft erkannte, und nicht geoffenbarte Pflichten. Ob es bey jenem die rechten Pflichten sind; ob sie bey diesem hinlänglich sind: Das ist hier die Frage nicht. Ge-

nug jener glaubt, daß es die rechten sind; dieser glaubt, daß sie hinlänglich sind. Also wird der Beweis wohl auf die dritte Bedeutung passen? Auf einen Menschen, der gar keine Pflichten gegen ein höchstes Wesen erkennt? Eben so wenig. Denn gegen diesen ist der gegenwärtige Beweis ein offener Zirkel! Man setzt nemlich das, was er leugnet, als bewiesen voraus, und bringt in die Erklärung der Redlichkeit Pflichten, die er für keine Pflichten erkennt. Sollte dieser Beweis gelten: so mag sich der Herr Hofprediger Cramer in Acht nehmen, daß ihn ein Papist nicht gegen ihn selbst kehret, und in der nemlichen Form von ihm erhärtet, daß er kein guter Christ sey. Der Papist dürfte nemlich nur sagen: Ein guter Christ suchet die Pflichten, die ihm seine Religion auflegt, allesamt getreu und sorgfältig zu erfüllen. Nun legt ihm diese auch Pflichten gegen den Pabst auf, die Pflicht nemlich, dieses Oberhaupt der Kirche für untrüglich zu halten, welche Herr Cramer nicht zu erfüllen trachtet. Der Beweis wäre lächerlich; aber könnte Herr Cramer im Ernst etwas anders darauf antworten, als was der Mann ohne Religion in unsrer dritten Bedeutung, zu seiner Vertheidigung vorbringen würde? Das ist unwidersprechlich, sollte ich meynen. Also, zur vierten Bedeutung. Gilt der Beweis gegen einen Mann, der über alle Religion spottet? Hier giebt es zu unterscheiden. Entweder er spottet darüber, weil er von der Falschheit aller Religion überzeugt ist; oder er spottet darüber, ohne diese Ueberzeugung zu haben. In dem ersten Falle trifft ihn der Beweis eben so wenig, als den Mann ohne Religion in der dritten Bedeutung. In dem andern Falle aber ist er ein Rasender, dem man schlechterdings die gesunde Vernunft und nicht bloß die Religion absprechen muß. Gegen diesen hat Herr Cramer Recht; vollkommen Recht: ein Rasender, ein Mann ohne gesunde Vernunft, kann kein rechtschaffner Mann seyn.

Und das hat Herr Cramer mit seinem ersten Beweise bewiesen! Doch die Wahrheit ist mir zu lieb, als daß ich ihm hier nicht mehr einräumen sollte, als er bewiesen hat. Aus seinem Beweise erhellt es zwar nicht, daß derjenige, der über die Religion spottet, weil er von der Falschheit derselben über-

zeugt ist, kein rechtschaffner Mann sey: aber dennoch ist es wahr; er ist keiner. Allein er ist nicht deswegen kein rechtschaffner Mann, weil er keine Religion hat, sondern weil er spottet. Wer giebt ihm das Recht, über Dinge zu spotten, die unzählige Menschen für die heiligsten auf der Welt halten? Was kann ihn entschuldigen, wenn er durch Spöttereien arme Blödsinnige um ihre Ruhe, und vielleicht noch um ein mehreres bringt? Er verräth Lieblosigkeit, wenigstens Leichtsin; und handelt unrechtschaffen an seinem Nächsten. Denn auch so gar ein Christ, der gegen Mahometaner über den Mahomet spotten, weiter nichts als spotten wollte, würde kein rechtschaffner Mann seyn. Er lehre, wenn er glaubt, daß seine Lehren angeschlagen werden; und sey überzeugt, daß jede Unwahrheit, die er aufdeckt, sich ohne sein Zuthun von selbst verspotten wird.

Wey dem allen scheint es, als habe es Herr Cramer selbst empfunden, daß er hier nicht eigentlich mit einem Manne ohne Religion, sondern mit einem Religionsspötter zu thun habe; und zwar auch nur mit diesem in so fern er spottet, und nicht in so fern er keine Religion hat. Denn was ist sein Polidar, den er in dem ersten Zusatz seines Beweises, zu einem Exempel eines Mannes ohne Religion macht, anders, als ein Religionspötter? Und zwar noch dazu einer von den allerdümmsten, dem man unmöglich einen Funken Menschenverstand zugestehen kann; denn er spottet über Lehren, die er niemals untersucht hat, und macht Lehren lächerlich, ohne sich darum zu bekümmern, ob sie es verdienen. Und das heißt ein Mann ohne Religion? Es gemahnt mich nicht anders, als wenn man einen Lahmen beschreiben wollte: ein Lahmer sey ein Mensch ohne Flügel.

Der Beschluß künftig.

XXII. Den 29. May. 1760.

### Beschluß des 106ten Briefes.

Ich wende mich zu dem zweyten Beweise. „Ein Rechtschaffner muß eine gründliche Erkenntniß von den Gegenständen haben, gegen welche man rechtschaffen handeln muß. Indem er zu dieser Erkenntniß kömmt, gelangt er auch zur natürlichen Erkenntniß Gottes; und durch diese

„zum Wunsche einer Offenbarung. Alsdann hat er die  
 „Pflicht, eine vorgegebene Offenbarung, ohne sorgfältige  
 „Untersuchung nicht zu verwerfen, vielweniger zu verspotten.  
 „Thut er es; so ist er (vermöge des ersten Beweises) nicht  
 „rechtschaffen. — Das ist ein Beweis? Und ein zweyter Be-  
 weis? Wenn doch Herr Basedow so gut seyn wollte, ihn in  
 eine syllogistische Form zu bringen. Doch er fühlt es selbst,  
 daß dieses Geschwäze auf den ersten Beweis hinausläuft; daß  
 es weiter nichts ist, als der erste Beweis, auf den Religions-  
 spötter näher eingeschränkt. Und in wie fern der Satz von  
 diesem gilt, darüber habe ich mich erklärt. Er gilt von ihm,  
 nicht in so fern er keine Religion hat, sondern in so fern  
 er spottet.

Also der dritte Beweis: „Wegen der Macht der Leiden-  
 „schaften ist nicht zu erwarten, daß ein Mensch, der weder  
 „geoffenbarte noch natürliche Religion hat, die gesellschaft-  
 „lichen Pflichten zu erfüllen geneigt sey, und also in dieser  
 „eingeschränkten Bedeutung ein rechtschaffner Mann seyn  
 „könne. Man hat aber bessern Grund es zu hoffen, wenn  
 „er die Religion in seinem Verstande für wahr hält, und  
 „sein Herz zur Ausübung derselben gewöhnt. Auch dieses  
 Raisonnement ist kein Beweis unsers Satzes. Herr Basedow  
 hat für gut befunden, meine Einwendung dagegen gar nicht zu  
 verstehen. Ich sage nehmlich: Hier ist die ganze Streitfrage  
 verändert; anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Recht-  
 schaffenheit seyn könne, sucht man nur taliter qualiter so viel  
 zu erschleichen, daß es wahrscheinlicher sey, es werde eher ein  
 Mann von Religion, als ein Mann ohne Religion rechtschaffen  
 handeln. Aber weil jenes wahrscheinlicher ist, ist dieses darum  
 unmöglich? Und von der Unmöglichkeit ist gleichwohl in dem  
 Satze die Rede: Es kann keine Rechtschaffenheit ohne Religion  
 seyn. Herr Basedow sagt selbst, es solle diesem Beweise der  
 zweyte Zusatz zur Einleitung dienen. Und wie lautet der zweyte  
 Zusatz? „Der Mensch hat eine natürliche Neigung zu denen  
 „Handlungen, die wenn sie aus dem rechten Grunde ge-  
 „schehen, rechtschaffen heißen. Aber diese Neigung ist im  
 „hohen Grade schwach und unzuverlässig. Warum ist sie



so schwach und unzuverlässig? Wegen der Gewalt der Leidenschaften. Und diese zu bändigen, das lehrt uns nur die Religion? Oder haben wir nicht auch hinlängliche Gründe, unsere Leidenschaften der Vernunft zu unterwerfen, die mit unsern Verhältnissen gegen ein höchstes Wesen in gar keiner Verbindung stehen? Ich sollte es meinen. Haben wir nun dergleichen: so kann jene natürliche Neigung zu rechtschaffnen Handlungen, so schwach und unzuverlässig sie wegen der Leidenschaften immer seyn mag, wenn wir diese ihre Hindernisse aus dem Wege räumen, auch ohne Religion stark und zuverlässig werden. Und kann sie das, wie steht es um den Cramerschen Beweis? Ist es nicht offenbar, daß er ihn durch diesen Zusatz selbst untergraben hat? Herr Basedow sage nicht: Aber die Religion giebt uns noch mehrere Gründe, unsre Leidenschaften zu bemeistern &c. Das gebe ich zu. „Allein, habe ich damals schon erinnert, „kömmt es denn bey unsern Handlungen blos „auf die Vielheit der Bewegungsgründe an? Beruhet nicht „weit mehr auf der Intension derselben? Kann nicht ein einziger Bewegungsgrund, dem ich lange und ernstlich nachgedacht „habe, eben so viel ausrichten, als zwanzig Bewegungsgründe, „deren jedem ich nur den zwanzigsten Theil von jenem Nachdenken geschenkt habe? Wenn Herr Basedow das nicht versteht: so kann ich ihm freylich nicht helfen; und man muß ihm erlauben, so lange zu schwagen als er will.

Und wahrhaftig, sein Geschwäge erregt ordentlich Mitleiden. Er räumt es ein, daß ein Mann ohne Religion ein sehr unbestimmtes Wort sey; aber doch, meinet er, habe Herr Cramer nicht nöthig gehabt, es zu bestimmen. Und warum nicht? „Der „Herr Hofprediger, sagt er, trägt im Nordischen Aufseher „kein System vor, und hat die Absicht nicht, allen möglichen „Chicanen eines Widersachers auszuweichen. Sonst hätte er „allerdings ausdrücklich anzeigen müssen, ob er unter einem „Manne ohne Religion, einen solchen verstehe, der gar keine „hat, oder nur denjenigen &c. Kann man eine grössere Absurdität sagen? Deswegen, weil der Herr Hofprediger kein System schreibt, darf er unter eben denselben Worte, bald das, bald

jenes verstehen? Herr Basedow wird nie ein System schreiben: ich wette darauf.

In dem ersten Beweise, fährt er fort, meint Herr Cramer einen Mann ohne alle Religion; in dem zweyten einen leichtsinnigen Spötter der Religion; und in dem dritten wieder einen Mann ohne alle Religion. Als dem Verfasser eines Wochenblats, versichert er, sey ihm diese Vertauschung erlaubt gewesen; und ich verdiene den Abscheu der Welt, und habe das schwärzeste Laster begangen, weil ich Bösewicht geglaubt habe: „Der Nordische Aufseher müsse und wolle in dieser ganzen Abhandlung den Satz: ohne Religion ist keine Rechtschaffenheit, in einer und derselben Bedeutung verstehen.“

Das habe ich leider geglaubt. Ja ich habe sogar geglaubt, daß Herr Cramer unter einem Manne ohne Religion, blos einen Mann verstehe, der die christliche Religion in Zweifel ziehet. Denn ich Bösewicht setzte voraus, Herr Cramer werde doch etwas haben sagen wollen; er werde doch lieber etwas falsches (das ihm aber wahr schein), als gar nichts haben sagen wollen. Nun aber, da uns Herr Basedow sein Wort giebt, daß Herr Cramer wirklich gar nichts habe sagen wollen: muß ich mich freylich auf den Mund schlagen. Sie glauben nicht, wie ich mich schäme! Wolte doch der Himmel, daß ich mich vor den Augen der Welt verbergen könnte! G.

### Hundert und siebender Brief.

Herr Cramern muß es also hier gegangen seyn, wie es allen gehet, die ihre Gedanken unter der Feder reif werden lassen. Man glaubt eine grosse Wahrheit erhascht zu haben; man will sie der Welt ins Licht setzen; indem man damit beschäftigt ist, fängt man selbst an, sie deutlicher und besser einzusehen; man sieht, daß sie das nicht ist, was sie in der Entfernung zu seyn schien; unterdessen hat man sein Wort gegeben; das will man halten; man dreht sich igt so, igt anders; man geht unmerklich von seinem Ziele ab; und schließt endlich damit, daß man etwas ganz anders beweiset, als man zu beweisen versprach; doch immer mit der Versicherung, daß man das Ver-

sprochene bewiesen habe. Amphora coepit institui, currente rota urceus exit.

Ohne Religion kann keine Rechtschaffenheit seyn! diesen grossen Satz wollte Herr Cramer beweisen, um alle Gegner der Religion, wo nicht auf einmal in die Enge zu treiben, doch wenigstens so zu brandmarken, daß sich keiner seiner Entfernung von der Religion mehr öffentlich rühmen dürfe. Der Vorsatz war vortrefflich, und eines eifrigen Gottesgelehrten würdig. Schade nur, daß sich die Wahrheit nicht immer nach unsern guten Absichten bequemen will. Nicht will? D sie wird müssen; wir verstehen uns aufs beweisen. „Denn, sagt Herr Cramer, ein „Mensch, welcher sich rühmet, daß er keine Pflicht der Rechtschaffenheit vernachlässige, ob er sich gleich von demjenigen befreyt achtet, was man unter dem Namen der Frömmigkeit „begrift, ist — ein Lügner, muß ich sagen, wenn ich nicht „strenge, sondern nur gerecht urtheilen will; weil er selbst gestehet, kein rechtschaffener Mann gegen Gott zu seyn.“ Da steht der Beweis; und er ist noch dazu schön gesagt. Nun will Herr Cramer weiter gehen. Aber indem überlegt er seinen Beweis noch einmal: „Ein Rechtschaffener sucht alle Pflichten „zu erfüllen, auch die Pflichten der Religion; nun sucht ein „Mann ohne alle Religion diese nicht zu erfüllen, ergo — „Denn er hält sie für keine Pflichten:“ fällt ihm ein, ehe er sein Ergo ausdenkt. „Er hält sie für keine? das ist etwas „anders. So fällt mein Beweis in die Brüche. Ich striche „ihn gern aus, wenn ich nicht alles austreichen müßte. Ich „muß sehen, wie ich mir helfe.“ — Geschwind schlägt er also die Bolte, und schiebt uns für einen Mann ohne alle Religion, einen Religionsspötter, einen Dummkopf unter, der über Lehren spottet, die er niemals untersucht hat. — „Und so einer „kann doch kein rechtschaffener Mann seyn? — Kein Mensch wird ihn dafür erkennen. — „Kein Mensch? Ja, nun habe „ich zu wenig bewiesen. Vorhin zu viel, igt zu wenig: wie „werde ich es noch machen, daß ich mich mit meinem frommen „Paradoxo durchbringe?“ — So denkt er, und schleicht sich stillschweigend aus dem Paradoxo in die angrenzende Wahrheit. Anstatt zu beweisen, daß ohne Religion keine Rechtschaffenheit

seyn könne, beweiset er, daß da, wo Religion ist, eher Rechtschaffenheit zu vermuthen sey, als wo keine ist. Das, sage ich, beweiset er; versichert aber jenes bewiesen zu haben, und schließt. — Nun, ihr Herrn Basedows,

— — Jovis summi causa clare plaudite!

Wie gesagt: so muß es Herr Cramern hier gegangen seyn. Er versprach etwas zu beweisen, wobey wir alle die Ohren spitzten, und currente calamo bewies er etwas, was keines Beweises braucht. Ich aber, der ich mir dieses von dem Herrn Cramer nicht so gleich einbilden konnte, that ihm dabey Unrecht, bloß weil ich ihm nicht gern Unrecht thun wollte. Ich glaubte nehmlich, er verstehe unter einem Manne ohne Religion, einen Mann ohne Christenthum; ich hielt ihn für einen übertriebenen Eiferer, um ihn für keinen Mann zu halten, der so schreibt, als es in der Hitze des Disput's kaum zu reden erlaubt ist. G.

### Hundert und achter Brief.

Aber ich habe doch gleichwohl den Herrn Hofprediger Cramer zum Socinianer machen wollen? Ich? Ihn zum Socinianer?

Arthur Ironside empfiehlt seinen Lesern die Methode, nach welcher ihn sein Vater in der Kindheit den Erlöser kennen lehrte. Diese Methode bestand darinn, daß er anfangs von der Gottheit desselben gänzlich schwieg, und ihn bloß als einen frommen und heiligen Mann, und als einen Kinderfreund vorstellte. Ich mache hierüber die Anmerkung, daß ein Kind, so lange es den Erlöser nur von dieser Seite kennet, ein Socinianer sey. Folglich habe ich Herr Cramern zum Socinianer gemacht? O Herr Basedow! O Logik!

Und hören Sie nur, was er wider die Anmerkung selbst erinnert. „Das Kind, sagt er, ist zu der Zeit, da es Christum „als einen Menschenfreund, Wunderthäter und Lehrer denkt, kein „Socinianer; denn obgleich ein Socinianer ihn auch so denkt, so „leugnet derselbe doch zugleich, daß er auch Gott und ein wahrer „Versöhner sey, und nur durch das letzte verdienet er den „Namen eines Socinianers. — Nur durch das Leugnen? Ist denn aber das Leugnen etwas anders, als eine Folge des Widerspruchs? Man frage so ein Kind, das Christum nur als ei-

nen Menschen kennet: war nicht Christus auch wahrer Gott? „Gott? das wüßte ich nicht.“ — Ja, er war es ganz gewiß. — „Ach nicht doch; Papa, der mir so viel von ihm gesagt hat, „hätte mir das sonst auch wohl gesagt.“ Nun leugnet das Kind. Nun ist das Kind erst ein Socinianer? Oder von einer andern Seite. Das Kind eines Socinianers, das den Lehrbegriff seines Vaters eingesogen hat, aber von keinen Leuten weiß, die Christum für mehr als einen grossen und heiligen Mann halten, das also mit diesen Leuten noch nie in Widerspruch gerathen können; das Kind ist kein Socinianer? Armselige Ausflüchte!

Nestor Ironside rechtfertigte seine Methode damit, daß man auch hier von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schwerern fortgehen müsse. Ich erkenne diese Regel der Didaktik; ich erinnere aber, daß dieses Leichtere, von welchem man auf das Schwerere fortgehen müsse, nie eine Verstümmelung, eine Entkräftung der schweren Wahrheit, eine solche Herabsetzung derselben seyn müsse, daß sie das, was sie eigentlich seyn sollte, gar nicht mehr bleibt. „Und daran, fahre ich fort, muß Nestor Ironside nicht gedacht haben, wenn er es, nur ein Jahr lang, „dabey hat können bewenden lassen, den göttlichen Erlöser seinem Sohne bloß als einen Mann vorzustellen, den Gott zur „Belohnung seiner unschuldigen Kindheit, in seinem dreißigsten Jahre mit einer so grossen Weisheit, als noch niemals „einem Menschen gegeben worden, ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet, und zugleich mit der Kraft begabt „habe, solche herrliche und ausserordentliche Thaten zu thun, als „sonst niemand ausser ihm verrichten können. — In dieser Stelle habe ich, nach dem Herrn Basedow, nicht mehr als zwey Verfälschungen begangen. Denn er fragt: Steht denn im Nordischen Aufseher etwas von einem Jahrlang? Werden das selbst die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes, für eine Belohnung seiner unschuldigen Kindheit ausgegeben?

Antwort auf die erste Frage: Das Jahrlang ist freylich mein Zusatz, aber ich sollte meynen, ein so billiger Zusatz, daß mir Herr Cramer Dank dafür wissen sollte. „Ein Kind, sagt „Herr Basedow, ist früher fähig zu fassen daß der Heiland

„ein gehorsames Kind, ein weiser und unschuldiger Mann, ein grosser Lehrer, Wunderthäter und Menschenfreund war, als es seine Gottheit und Erlösung fassen kann.“ Wie viel früher? Weniger als ein Jahr? So muß die Erkenntniß des Kindes mehr als menschlich zunehmen; oder der Uebergang von dem einen Sage zu dem andern muß sehr gering und leicht seyn. Ich Abscheu der Welt! Ich setze nur ein Jahr, wo ich vier bis fünf Jahre hätte setzen können.

Antwort auf die zweite Frage: Ja, allerdings läßt es der Aufseher den Nestor Ironside seinem kleinen Arthur sagen, daß die vortrefflichen Eigenschaften des Heilandes eine Belohnung seiner tugendhaften Kindheit gewesen wären. Nestor, sagt er, habe ihm erzählt, wie unschuldig, wie lehrbegierig, wie fromm, wie gehorsam das Kind Christus gewesen sey. „Und darum, läßt er ihn fortfahren, darum hätte er auch täglich an Weisheit und Gnade vor Gott und Menschen zugenommen; er wäre die Freude, das Wohlgefallen und die Bewunderung aller seiner Freunde und Bekannten geworden, und Gott hätte ihn endlich, nachdem er seine unschuldige Jugend in der Stille und Zufriedenheit mit der Armuth und dem Mangel seiner Aeltern zurück gelegt hatte, in seinem dreyßigsten Jahre mit einer so grossen Weisheit ausgerüstet &c.“ Das ist eine zusammengesetzte periodus consecutiva, und das Darum, womit die Periode anfängt, muß auf alle Glieder derselben gezogen werden. Wenn ich also lese: Darum, weil er ein so unschuldiges, lehrreiches, frommes, gehorsames Kind war, rüstete ihn Gott in seinem dreyßigsten Jahre mit so grosser Weisheit aus &c: so habe ich hoffentlich nicht falsch construirt. Und wofür hätte der junge Arthur die Wundergaben, womit Christus in seinem dreyßigsten Jahre ausgerüstet ward, auch anders halten können, als für Belohnungen und Folgen seiner tugendhaften Kindheit? Er wußte ja sonst nichts anders von Christo!

XXII. Den 5. Junius. 1760.

## Hundert und neunter Brief.

„Warum verschweigt der Criticus die Rechtfertigung, die Herr Cramer seinem Rathe (einem Kinde den Erlöser, vers erste nur als einen frommen und heiligen Mann vorzustellen) „wahrlich um schwächerer Personen willen, als ein Journalist seyn „sollte, in demselben funfzigsten Stücke zugesügt hat? — So fragt Herr Basedow, und wahrlich in einem Tone, daß ein treuberziger Leser darauf schwören sollte, ich hätte diese Rechtfertigung aus blosser Tücke verschwiegen. Und ich bin mir doch bewußt, daß ich sie aus blossem Mitleiden verschwiegen habe.

Dem wie lautet diese Rechtfertigung? So wie folget: „Mein Vater fand selbst in der Offenbarung eine Anleitung zu einer „vorzüglichen Art des Unterrichts in diesen uns so nothwendigen und „unentbehrlichen Lehren, und zwar so wohl in der vortrefflichen Rede, „die Paulus vor den Atheniensen, als in der Schutzrede, die er vor „dem Landpfleger Felix und dem Könige Agrippa hielt. In beyden „redet er von Christo: aber auf eine solche Art, die uns lehrt, wie „man diejenigen von ihm unterrichten müsse, die noch gar keine Erkenntnisse von seiner erhabenen und herrlichen Person haben. Er „schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensen gab, von den schweren und tiefsten „Geheimnissen des Christenthums. Er sieng damit an, daß er ihnen „einen Begriff von der Gottheit bejubringen suchte. Die Schöpfung „und Regierung der Welt von Gott, und seine Vorsehung, die Schuldigkeit ihn kennen zu lernen, und seinen Gesetzen zu gehorchen, und „das künftige Gericht durch einen Menschen, den er dazu ersehen, „und deswegen von den Todten erweckt hätte, waren die ersten Lehren, „die er ihnen verkündigte: und er wählte sie offenbar deswegen, weil „sie schon einige obgleich falsche Begriffe davon hatten. So wenig „sagt er das erstemal von Christo, ob er gleich genug sagte, ihre Neugierde und Aufmerksamkeit zu reizen. Lehren von einem tiefern „Inhalte würden eine ganz widrige Wirkung hervorgebracht, und ihren „Verstand nicht sowohl erleuchtet, als verblendet haben. Man sieht „diesen grossen Lehrer der Völker in seiner Schutzrede vor Felix und „Agrippa eine ähnliche Methode beobachten, und ihn aus den Lehren

„von dem Heilande der Welt dasjenige aussuchen, was von einem  
 „noch ununterrichteten Verstande am leichtesten gefaßt werden konnte.  
 „Er machte ihnen Christum, welches besonders merkwürdig ist, zuerst  
 „nicht als einen Versöhner, der für die Menschen eine vollkommene  
 „Genugthuung geleistet hätte, sondern als den Lehrer des menschlichen  
 „Geschlechts bekannt, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem  
 „Volke Israel und den Heiden.

„Diese Rechtfertigung (setzt Herr Basedow von dem Seinigen  
 hinzu) „ist vollkommen gründlich, und dem Criticus zu stark, als daß  
 „er ihrer erwehnen dürfte. Man darf nicht sagen, daß das Apostoli-  
 „sche Exempel deswegen, weil Heiden und Juden Meinungen hatten,  
 „die den Geheimnissen des Christenthums gerade entgegen gesetzt wa-  
 „ren, einem stufenweise zunehmenden Unterrichte der Kinder nicht zur  
 „Rechtfertigung dienen könne. Denn ersichtlich erhellet doch so viel dar-  
 „aus, daß es nicht keckerisch sey, von Christo anfangs dasjenige zu  
 „sagen, was weniger wunderbar ist, und vors erste von dem Schwe-  
 „ren und Geheimnisvollen zu schweigen. Zweytens ist das Unvermö-  
 „gen kleiner Kinder, den Ausdruck der Geheimnisse zu verstehen, ge-  
 „wiß eine eben so wichtige Ursache dieser Lehrart, als die Vorurtheile  
 „der Juden und Heiden.

Herr Basedow glaube ja nicht, daß ich auf diesem Ein-  
 wurfe, den er sich selbst macht, und selbst beantwortet, bestehen  
 werde. Und warum nicht? Weil er eine Kleinigkeit als un-  
 streitig voraussetzet, an der ich mir die Freyheit nehme, noch  
 sehr zu zweifeln. An der ich zweifle? Die ich schlechterdings  
 leugne. Und welches ist diese Kleinigkeit? Nur diese: daß  
 Paulus bey besagten Gelegenheiten besagte Methode wirklich ge-  
 braucht habe.

Dieses, wie gesagt, leugne ich. Urtheilen Sie, ob ich  
 Grund habe. — Zuerst von der Rede des Apostels vor den  
 Atheniensern.\* Der Apostel wird vor Gerichte geführt, und  
 er soll da sagen, was dieses für eine neue Lehre sey, die er  
 lehre. Er fängt an zu reden; wirft ihnen ihren Aberglauben  
 vor; dringet auf den wahren Begriff einer einzigen höchsten  
 Gottheit, der ihren eignen Weisen nicht ganz unbekannt gewe-

\* Apostelg. XVII.



fen sey; und eilet zu der Sache zu kommen, die man eigentlich von ihm zu wissen verlangt, zu seiner neuen Lehre. Die Worte, Und zwar hat Gott die Zeit der Unwissenheit übersehen; nun aber gebeut er allen Menschen an allen Enden Buße zu thun; diese Worte, sage ich, sollen den Einwurf vorläufig beantworten, den man von der Neuheit seiner Lehre hernehmen könnte; und nun ist er auf einmal Mitten in seiner Materie: Darum, daß er einen Tag gesetzt hat, auf welchen er richten will den Kreis des Erdbodens mit Gerechtigkeit durch einen Mann, in welchem ers beschlossen hat und jedermann fürhält den Glauben, nachdem er ihn hat von den Todten auferweckt. Das sind die Sätze, über die er sich nunmehr weiter verbreiten will; die er den Atheniensern in der Folge seiner Rede näher erklären will. Aber was geschieht? Da sie hörten die Auferstehung der Todten, da hattens etliche ihren Spott, etliche aber sprachen: wir wollen dich davon weiter hören. Es waren Theils Epikurer, Theils Stoiker, die den Apostel vor Gerichte geführt hatten. Die Epikurer spotteten; die Stoiker wurden kalt: jene lachen; diese gähnen: keiner besteht auf seiner Anklage, und also gieng Paulus von ihnen. Nun frag ich: wie kann man dieses für eine ganze, vollständige Rede des Apostels halten? Es ist ja offenbar nichts mehr, als der bloße Anfang einer Rede. Er ward unterbrochen; man wollte ihn nicht mehr hören, als er nun eben auf das kam, wovon Herr Cramer sagt, daß er es vorsehlich mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte verschwiegen habe. Verschwiegen? Verschweigt man das, wo zu man uns nicht kommen läßt? Paulus erwähnt des Glaubens, erwähnt des Gerichts: aber seine Zuhörer gehen fort. Lag die Ursache also in dem Paulus, lag sie also in seiner didaktischen Klugheit, von dem minder Wunderbaren anzufangen, daß er ihnen von diesem Glauben nicht mehr sagte? daß er sie den Mann nicht näher kennen lehrte, durch welchen Gott den Kreis des Erdbodens richten wolle? Herr Cramer macht, zu meinem nicht geringern Erstaunen, aus diesem Manne einen Menschen; aus diesem Manne, den Petrus mit einer ihm

selbst am besten bewußten Emphasis \*, den Mann von Gott nennt, einen Menschen. Ich möchte doch wissen, wie er diese Vertauschung bey unsern Eregeten verantworten wollte. Sie ist ganz gewiß unverantwortlich; ob ich sie gleich für weiter gar nichts ansgeben will, als für eine Uebereilung des Herrn Hofpredigers. Hätte Paulus weiter reden können, so würde sein zweytes Wort unfehlbar von der Gottheit dieses Mannes gewesen seyn. Denn er beobachtete in diesem Punkte die menschliche Klugheit des Herrn Hofpredigers so wenig, daß er schon vorher zu Athen auf dem Markte alle Tage, zu denen, die sich herzufanden, von der Gottheit Christi gesprochen hatte. Wie hätte sonst der heilige Geschichtschreiber hinzusetzen können: Etliche aber der Epicurer und Stoiker Philosophi zankten mit ihm, und etliche sprachen: Was will dieser Lotterbube sagen? Etliche aber: Es siehet, als wolle er neue Götter verkündigen. Das machte, er hatte das Evangelium von Jesu, und von der Auferstehung ihnen verkündigt. Man überlege die Worte: „Es scheinet als wolle er neue Götter verkündigen; das machte, er hatte ihnen das Evangelium von Jesu verkündigt.“ Nichts kann deutlicher seyn. Folglich kann Herr Cramer aus der obigen Rede für sich nichts schliessen. Erstlich, weil sie nicht der erste Unterricht war, den der Apostel den Atheniensern gab; und zweytens weil es eine unterbrochene Rede war. Vielmehr kann man den Herrn Cramer aus diesem Exempel förmlich widerlegen; weil es drittens offenbar ist, daß der Apostel gerade das Gegentheil von dem gethan hat, was er ihn thun läßt; daß er seinen Unterricht ohne Umschweife von der Gottheit Christi angefangen hat. Denn er schien neue Götter zu verkündigen, weil er ihnen das Evangelium von Jesu verkündigte.

Ich hätte hier eine feine Gelegenheit, gelehrte Bücher zu plündern, und meinem Briefe selbst dadurch ein gelehrtes Ansehen zu geben. Aber wer betrachtet gern etwas durch ein Vergrößerungsglas, was er mit blossen Augen deutlich genug sehen kann? Erlauben Sie mir unterdessen, nur einen einzigen Mann

\* Apostelg. II, 22.

anzuführen, dessen ergetische Gelehrsamkeit ein wenig mehr ausser Zweifel gesetzt ist, als des Herrn Cramers oder meine. Es ist D. Zeumann. Herr Basedow sey so gut, und lese dieses würdigen Gottesgelehrten Erklärung der Apostelgeschichte, wenn er die Meinung seines Freundes von der obigen Rede des Paulus, Vers vor Vers widerlegt und verworfen finden will. Gleich Anfangs gedenkt der Doctor der Vorstellungen, welche Sebastian Schmidt, und Franciscus Fabricius von dieser Rede des Apostels gemacht haben, und sagt: „Beyden aber kann ich darinn keinen Beyfall geben, wenn sie „glauben, es habe Paulus diese Rede an die Professoren der „Stoischen und Epicurischen Weisheit gehalten, und daher die „Lehren der Vernunft von Gott oder der philosophischen Theo- „logie vornehmlich vorgetragen. Der letztere, Fabricius, will „auch die Klugheit unsers heiligen Redners zeigen, und suchet „sie auch darinnen, daß Paulus Gott nicht den Gott Abra- „hams, Isaacs und Jacobs genennet, auch seine Lehren nicht „aus den Propheten, sondern aus heidnischen Poeten, bestätigt, „wie auch Jesum nicht einmal mit Namen genenut habe. „Wie unbedachtsam ist doch dieses! Wird nicht auf diese Weise „Paulo fast eben die Klugheit beygelegt, welche die Jesuiten „in China ausüben, deren Befehrungsklugheit von ihren eige- „nen Religionsverwandten gemisbilliget wird? — Was sagen Sie zu dieser Stelle? Der Doctor will von keiner Befehrungsklugheit wissen, die der Hofprediger eine bewundernswürdige Weisheit nennt. Er schwieg mit einer bewundernswürdigen Weisheit in dem ersten Unterrichte, den er den Atheniensen gab, von den schweren und tiefsten Geheimnissen des Christenthums. Die Rede, die der Apostel auf dem Areopago hielt, war der erste Unterricht nicht, den er den Atheniensen gab; und in dem vorhergegangenen ersten Unterrichte, sagt der Doctor ausdrücklich, „lehrte Paulus, Jesus „sey der Sohn Gottes.\* Die Spötter nannten Jesum einen „neuen und fremden, das ist, bisher unerhörten Gott. Sie „sagten neue Götter, und meinten doch nur den von Paulo

\* S. dessen Erklärung des neuen Testaments, Seite 246 des sechsten Theiles.

„gepredigten Jesum. Diese Art zu reden ist gewöhnlich, wenn man indefinite redet u. Eben so ausdrücklich behauptet der Doctor, daß Paulus in der gedachten Rede selbst, allerdings von den eigentlichen Glaubenslehren würde geredet haben, wenn ihn das laute Gelächter der spöttischen Zuhörer nicht aufzuhören gezwungen hätte. Er erklärt die letzten Worte *πιστιν παροχελει πασιν* durch, die Glaubenslehren „allen Menschen vortragen, und sie belehren, daß, die Seligkeit zu erlangen, der Glaube an Jesum das einzige Mittel sey. Er sagt nicht, daß der Apostel den Atheniensern nur deswegen von einem künftigen Gerichte durch einen Mann, den Gott dazu ersehen, geprediget, weil dieses eine Lehre gewesen sey, von welcher sie schon einige, obgleich falsche Begriffe gehabt hätten: sondern er sagt, daß es deswegen geschehen sey, weil Paulus durch diese drohende Vorstellung des Gerichts, seine Zuhörer aufmerksam machen, und bewegen wollen, daß sie den Beweis seiner göttlichen Gesandtschaft von ihm verlangen möchten. „Diesen Beweis, fährt der Doctor fort, würde er ihnen überzeuglich gegeben haben, wenn sie nicht bald darauf mit spöttischem Schreyen ihm in die Rede gefallen wären, und dieselbe zu beschließen, ihn genöthigt hätten. u.

Nun von des Apostels Schuzrede vor dem Landpfleger Felix. — Auch in dieser ist nicht die geringste Spur von der didaktischen Klugheit, welche die Methode des Herrn Cramers entschuldigen soll. Und wie könnte es auch? Paulus hat darinn nichts weniger als die Absicht zu unterrichten, und seiner Lehre Proselyten zu schaffen: sondern er sucht einzig und allein die bürgerliche Klage von sich abzulehnen, welche die Juden gegen ihn erhoben hatten. Er zeigt aus den Umständen der Zeit, daß die Beschuldigung, als habe er einen Aufruhr erregen wollen, schon an und vor sich selbst unwahrscheinlich sey, und füget die wahre Ursache hinzu, warum er von den Juden so verleumdet werde; darum nehmlich, weil er nach diesem Wege, den sie eine Secte heißen, also dem Gotte seiner Väter diene, daß er glaube allem, was geschrieben steht im Gesetze und in den Propheten. Von diesem Wege sagt er alsdenn nur auch ganz allgemeine Dinge, und wenig mehr als ohnge-

sehr einen Einfluß auf den Charakter eines ehrlichen Mannes, eines ruhigen und wohlthätigen Bürgers haben konnte. Und dieses thut er, nicht um den Felix zu grössern Geheimnissen vorzubereiten, sondern bloß um von ihm als Richter, bürgerliche Gerechtigkeit zu erlangen. Kurz, es ist mir unbegreiflich, wie Herr Cramer in dieser Rede seine Methode hat finden können. Hätte er unterdessen nur einige Zeilen weiter gelesen; so würde er gerade das Gegentheil derselben, auch hier gefunden haben. Nach etlichen Tagen aber, fährt der Geschichtschreiber fort, kam Felix mit seinem Weibe Drusilla, die eine Jüdin war, und fodert Paulum, und hört ihn von dem Glauben an Christo. Da aber Paulus redet von der Gerechtigkeit, und von der Keuschheit, und von dem zukünftigen Gerichte, erschrock Felix und antwortete: Gehe hin auf diesmal, wenn ich gelegene Zeit habe, will ich dich her lassen rufen. Diese Stelle ist höchst merkwürdig. Felix und seine Gemahlin hören den Apostel von dem Glauben an Christo, von den unbegreiflichsten Geheimnissen unsrer Religion. Aber nicht über diese unbegreifliche Geheimnisse erschrocken sie; nicht diese unbegreifliche Geheimnisse hatten Schuld, daß sie nicht Christen wurden: sondern das strenge und tugendhafte Leben, auf welches der Apostel zugleich mit draug, das schreckte sie ab.

Aber ich eile, auch noch ein Wort von der Schugrede des Paulus vor dem Könige Agrippa, zu sagen. — Ich werde hier recht sehr auf meiner Hut seyn müssen, daß mir nicht etwas hartes gegen den Herrn Cramer entfehret. Seine ganze Theologie mußte ihn verlassen haben, als er schreiben konnte, „Paulus habe Christum dem Agrippa, zuerst nicht als einen Vorsehner, der für die Menschen eine vollkommene Gnugthuung geleistet hatte, sondern als den Lehrer des menschlichen Geschlechts bekannt gemacht, als den, der verkündigen sollte ein Licht dem Volke Israel und den Heiden.“ Das ist zu arg! Hören Sie nur. Agrippa war ein Jude; also ein Mann, der mit dem Apostel in dem Begriffe von dem Messias übereinkam; also ein Mann, dem er nicht erst beweisen durfte, daß Gott durch die Propheten einen Messias versprochen habe; sondern den er bloß überführen mußte, daß Jesus der versprochene

Messias sey. Und dieses that er dadurch, daß er zeigte, die Prophezeyungen, der Messias werde leiden müssen, werde der erste unter denen seyn, die von den Todten auferstehen, diese Prophezeyungen wären in Jesu erfüllt worden. Paulus schwieg also von der Göttlichkeit und Genugthuung des Messias hier so wenig, daß er beydes vielmehr bey dem Agrippa voraussetzte. Leiden, Sterben, Auferstehen, ein Licht dem Volke und den Heiden verkündigen: alles dieses faßt der Apostel in einen einzigen Perioden: und doch kann Herr Cramer behaupten, daß er von Christo nur als einem Lehrer und nicht als einem Versöhner gegen den Agrippa gesprochen habe? Er lese doch nur: Daß Christus sollte leiden, und der Erste seyn aus der Auferstehung von den Todten, und verkündigen ein Licht dem Volke und den Heiden.

Und das ist nun die Rechtfertigung, welche Herr Basedow vollkommen gründlich, und mir zu stark nennet, als daß ich ihrer hätte erwähnen dürfen. Noch einmal: ich habe ihrer aus blossem Mitleiden nicht erwähnt. G.

XXIV. Den 12. Junius. 1760.

Hundert und zehnter Brief.

Sie sind meine polemischen Briefe müde. Ich glaube es sehr gern. Aber nur noch eine kleine Geduld; ich habe wenig mehr zu sagen, und will mich so kurz als möglich fassen.

Wenn Herr Cramer die Rechtfertigung seiner Methode in der Offenbarung nicht findet: so kann er sie nirgends finden, als in seiner guten Absicht. Diese will ich ihm nicht im geringsten streitig machen. Allein ein Projectmacher, wenn es auch ein theologischer Projectmacher wäre, muß mehr als eine gute Absicht haben. Sein Project muß nicht allein für sich selbst practicabel seyn, sondern die Ausföhrung desselben muß auch unbeschadet anderer guten Verfassungen, die bereits im Gange sind, geschehen können. Beydes vermisse ich an dem Projecte des Herrn Cramers. Vors erste ist es für sich selbst nicht practicabel. Denn so ein Kind, das den Erlöser erst als einen frommen und heiligen Mann, als einen Kinderfreund, soll kennen und lieben lernen, müßte, so lange dieser vorbereitende Un-

terricht dauerte, von allem öffentlichen und häuslichen Gottesdienste zurückgehalten werden; es müßte weder beten noch singen hören, wenn es in den Schranken der mit ihm gebrauchten Methode bleiben sollte. Zweytens streitet das Cramersche Project mit mehr als einer angenommenen Lehre unserer Kirche. Ich will igt nur die Lehre von dem Glauben der Kinder nennen. Herr Cramer muß wissen, was unsere Kirche von dem Glauben der Kinder, auch schon alsdenn, wenn sie noch gar keine Begriffe haben, lehret; er muß wissen, daß die Frage, die einem Täuflinge geschieht: Glaubest du 2c. mehr saget, als: Willst du mit der Zeit glauben 2c.

Und hier will ich abbrechen. Schließlich möchte ich den Herrn Basedow, folgendes zu überlegen, bitten. Als ich in dem Nordischen Aufseher eine Methode angepriesen fand, die mir eine unbehutsame Neuerung eines Mannes zu seyn schien, der die strenge Orthodorie seinen guten Absichten aufopfert; als ich sie mit Gründen angepriesen fand, die den sorgfältigsten Ergeten gewiß nicht verrathen; als ich den betäubenden, niederdonnernden Ausspruch, ohne Religion kann keine Redlichkeit seyn, damit verglich: war es nicht sehr natürlich, daß mir gewisse Gottesgelehrten dabey einfielen, „die sich mit einer lieblichen Quintessenz aus dem Christenthume begnügen, und allem Verdachte der Freydenkerey ausweichen, wenn sie von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwagen wissen. Weder Herr Basedow noch Herr Cramer wird leugnen wollen, daß es dergleichen Gottesgelehrten igt die Menge giebt. Wenn aber jener meine allgemeine Anmerkung so ausleget, als ob ich sie schlechterdings auf diesen angewendet wissen wolle; so muß ich seine Auslegung für eine Calummie erklären, an die ich nie gedacht habe. Ich sage: „auch der Nordische Aufseher „hat ein ganzes Stück dazu angewandt, sich diese Mine der „neumodischen Rechtgläubigkeit zu geben 2c. Ist denn dieses eben so viel, als wenn ich gesagt hätte: Auch der Nordische Aufseher ist einer von diesen Rechtgläubigen? Ich rede ja nur von einer Mine, die er sich geben will. Ich sage ja nicht, daß er sich diese Mine aus eben der Ursache geben will, aus welcher sie jene führen. Jene führen sie, um ihre Freydenkerey

damit zu maskiren; und Er will sie annehmen, vielleicht weil er glaubt, daß sie gut läßt, daß sie bezaubert. Wenn eine neue Mode aus einer gewissen Bedürfniß entsprungen ist, haben darum alle, welche dieser Mode folgen, die nehmliche Bedürfniß? Haben alle, die einen Kragen am Kleide tragen, einen Schaden an ihrem Halse, weil ein solcher Schaden den ersten Kragen, wie man sagt, veranlaßt hat? G.

### Hundert und eilfter Brief.

Die Verlegenheit, in die mich Herr Basedow in Ansehung des zweyten Mitarbeiters an dem Nordischen Aufseher, des Herrn Klopstocks, mit aller Gewalt setzen will, hat mich von Grund des Herzens lachen gemacht.

„Auch das fünf und zwanzigste Stück, sagt Herr Basedow, „von einer dreysachen Art über Gott zu denken, dessen Verfas- „ser der Herr Klopstock ist, wird von dem Herrn Journalisten „sehr feindselig angegriffen. Er muß vermuthlich das Klop- „stockische Siegel nicht darauf gesehen haben, wie auf andern „Stücken desselben Verfassers, von welchen er mit Hochachtung „redet. — Herr Basedow will vermuthlich hier spotten. Vermuthlich aber wird der Spott auf ihn zurück fallen. Denn gesetzt, ich hätte allerdings das Klopstockische Siegel darauf erkannt: was weiter? Hätte ich es blos deswegen, ohne fernere Untersuchung, für gut, für vortrefflich halten sollen? Hätte ich schliessen sollen: weil Herr Klopstock dieses und dieses schöne Stück gemacht hat; so müssen alle seine Stücke schön seyn? Ich danke für diese Logik. „Herr Klopstock, heißt es an einem andern Orte, „so gewogen der Criticus sich demselben auch an- „stellt ic. Anstellt? Warum denn anstellt? Ich kenne den Herrn Klopstock von Person nicht; ich werde ohne Zweifel nie das Vergnügen haben, ihn so kennen zu lernen; er wohnt in Kopenhagen, ich in \*\*; ich kann ihm nicht schaden; er soll mir nichts helfen: was hätte ich denn also nöthig, mich gegen ihn anzustellen? Mein, ich versichere den Herrn Basedow auf meine Ehre, daß ich dem Herrn Klopstock in allem Ernste gewogen bin; so wie ich allen Genies gewogen bin. Aber deswegen, weil ich ihn für ein grosses Genie erkenne, muß er



überall bey mir Recht haben? Mit nichten. Gerade vielmehr das Gegentheil: weil ich ihn für ein großes Genie erkenne, bin ich gegen ihn auf meiner Hut. Ich weiß, daß ein feuriges Pferd auf eben dem Steige, samt seinem Reiter den Hals brechen kann, über welchen der bedächtliche Esel, ohne zu straucheln, gehet.

Wer heißt den Herrn Klopstock philosophiren? So gewogen bin ich ihm freylich nicht, daß ich ihn gern philosophiren hörte. Und können Sie glauben, Herr Basedow selbst ist in dem gedachten Stücke nicht ganz mit ihm zufrieden. Sie wissen, was ich dagegen erinnert habe. Erstlich, daß er uns mit seiner dritten Art über Gott zu denken, nichts Neues sage; das Neue müßte denn darinn liegen, daß er das Denken nennet, was andere empfinden heißen. Das räumt Herr Basedow ein, und fragt blos: „Ob man denn über alte Dinge etwas neues sagen „müsse? Und ob denn Herr Klopstock nicht das Recht gehabt „habe, das Wort Denken anders zu nehmen, als es in der „üblichen Sprache einiger Systeme genommen werde? Ich selbst habe ihm dieses Recht zugestanden, und nur wider den Irrthum, auf welchen er dadurch verfallen ist, protestiret; als worinn mein zweyter Einwurf bestand. Er sagt nehmlich, daß man durch die dritte Art über Gott zu denken, auf neue Wahrheiten von ihm kommen könnte, wenn die Sprache nicht zu arm und schwach wäre, das, was wir dabey dächten, auszudrücken. Ich sage: Keine neue Wahrheiten! Und was sagt Herr Basedow? „Ich gestehe, es wäre vielleicht nicht ganz abzurathen gewesen, „den Ausdruck neue Wahrheiten zu vermeiden, oder ihn viel- „mehr zu erklären.“ Das gesteht Herr Basedow, und doch zankt er mit mir. Ja freylich; wenn es erlaubt ist, allen Worten einen andern Verstand zu geben, als sie in der üblichen Sprache der Weltweisen haben: so kann man leicht etwas Neues vorbringen. Nur muß man mir auch erlauben, dieses Neue nicht immer für wahr zu halten.

Aber wieder auf das Vorige zu kommen: Hätte ich wirklich das Klopstockische Siegel auf dem gedachten Stücke nicht gesehen? O nur allzudeutlich; und ich dünkte, ich hätte es auch nur allzudeutlich zu verstehen gegeben. Ich schrieb nehmlich: „Ich „verdenke es dem Verfasser sehr, daß Er sich bloß gegeben, so

„etwas auch nur vermuthen zu können. Dieses Er war nicht umsonst in dem Manuscripte unterstrichen, ward nicht umsonst mit Schwabacher gedruckt. Dieses Er war Herr Klopstock. Denn Herr Basedow wird doch wohl wissen, wofür die Gottschede und Gudemanns den Herrn Klopstock halten. Dieser Leute wegen that es mir im Ernste leid, daß Er eine Theorie verrathen habe, die ihren kahlen Beschuldigungen auf gewisse Weise zu statten komme.

Und so wenig ich aus des Herrn Klopstocks Philosophie mache, eben so wenig mache ich aus seinen Liedern. Ich habe davon gesagt: „sie wären so voller Empfindung, daß man oft „gar nichts dabey empfinde. Herr Basedow hingegen sagt von dem Liede, von welchem damals vornehmlich die Rede war: „Es ist, wie mich dünkt, ganz so gedankenreich und schön, wie „die folgende Strophe.

Jesus, Gott wird wiederkommen.

Ach laß uns dann mit allen Frommen

Erlöst zu deiner Rechten stehn!

Ach du müßtest, wenn in Flammen

Die Welt zerschmilzt, uns nicht verdammen!

Laß alle kämpfen dich zu sehn!

Dann setz auf deinen Thron

Die Sieger, Gottes Sohn,

Hosianna!

Zur Seligkeit

Mach uns bereit,

Durch Glauben, durch Gerechtigkeit.

Das nennt Herr Basedow gedankenreich? Wenn das gedankenreich ist; so wundere ich mich sehr, daß dieser gedankenreiche Dichter nicht längst der Lieblingsdichter aller alten Weiber geworden ist. Ist das der Dichter, der jenen Traum vom Sokrates gemacht hat? Damit aber Herr Basedow und seines gleichen, nicht etwa meinen mögen, daß mein Urtheil über die Klopstockischen Lieder, ein blosser witziger Einfall sey, so will ich ihnen sagen, was ich dabey gedacht habe. Es kann wahr seyn, dachte ich, daß Herr Klopstock, als er seine Lieder machte, in dem Stande sehr lebhafter Empfindungen gewesen ist. Weil

er aber bloß diese seine Empfindungen auszudrücken suchte, und den Reichthum von deutlichen Gedanken und Vorstellungen, der die Empfindungen bey ihm veranlaßt hatte, durch den er sich in das andächtige Feuer gesetzt hatte, verschwieg und uns nicht mittheilen wollte: so ist es unmöglich, daß sich seine Leser zu eben den Empfindungen, die er dabey gehabt hat, erheben können. Er hat also, wie man im Sprüchworte zu sagen pflegt, die Leiter nach sich gezogen, und uns dadurch Lieder geliefert, die von Seiten seiner, so voller Empfindung sind, daß ein unvorbereiteter Leser oft gar nichts dabey empfindet. Der Hamburgische Anzeiger sagt, es sey ihm dieses mein Urtheil eben so vorgekommen, „als ob jemand von Lessings schönen Fabeln „urtheilen wollte, sie wären so witzig, daß sie oft ganz aber-  
 „witzig darüber würden. Der Herr versuche nunmehr, ob er in seine Instanz eben den richtigen Sinn legen kann, der in meinem Urtheile liegt. Desto schlimmer aber für Lessingen, wenn seine Fabeln nichts als witzig sind! G.

### Hundert und zwölfter Brief.

Herr Basedow — und nun werde ich seiner zum letztenmale gedenken, — wirft auf allen Seiten mit Lieblosigkeiten, mit Verleumdungen um sich; und der Hamburgische Anzeiger sagt, daß ein sehr niedriger Bewegungsgrund mich aufgebracht habe, den Aufseher als ein höchst schlechtes Werk herunter zu setzen. Beyde Herren muß ein verborgenes Geschwür jucken, das sie mit aller Gewalt aufgestochen wissen wollen. Ihr Wille geschehe also. Ich wünsche, daß die Operation wohl bekommen möge.

Erinnern Sie sich wohl des erdichteten Briefes, den der nordische Aufseher in seinem sieben und dreyßigsten Stücke mittheilet? Vielleicht haben Sie ihn überschlagen. Ich meine folgenden.

„Mein Herr!

„Hoffentlich werden Sie sich doch, bey dem Schlusse des ersten  
 „Theils ihrer Blätter, in Kupfer stechen lassen. Ich habe Sie zwar noch  
 „nicht gesehen, so oft ich sie auch auf unsern Spaziergängen aufgesucht  
 „habe, und ich habe ein scharfes Gesicht. Gewiß Sie entziehen sich  
 „dem Publico allzusehr. Dennoch getraue ich mir, Sie vollkommen

„zu treffen. Das verspreche ich: Ihr Portrait soll keinem in der  
 „Bibliothek der schönen Wissenschaften etwas nachgeben. Ein altes  
 „saures Gesicht mit Runzeln, wie Gellert und ein anderer Dichter;  
 „tiefköpfig; schief; auch ein wenig mürrisch; denn im Schatten bin  
 „ich stark. Nicht wahr? Ich warte nur auf Ihre Erlaubnis, mein  
 „Herr, um den Grabstichel in die Hand zu nehmen; die Platte ist  
 „schon fertig. Ich mache auch Inscriptionen in Prosa und Versen,  
 „wenn Sie sie haben wollen. Ihr Verleger ist, wie ich höre, so eigen,  
 „daß er Ihr Bild dem Werke, ohne Ihr Wissen nicht vorsetzen will.  
 „Aber der wunderliche Mann! Er soll nicht dabey zu kurz kommen;  
 „das Buch wird gewiß desto bessern Abgang haben. Nur muß er  
 „meine Mühe nicht umsonst verlangen.

„Das will ich Ihnen noch im Vertrauen sicken: Ich kenne eine  
 „etwas betagte reiche Wittwe, welche alle Augenblicke bereit ist, sich  
 „in Sie zu verlieben, wenn Sie so aussehen, wie ich Sie zeichnen  
 „will. Die Frau sieht nicht übel aus. Sie sind doch noch Witt-  
 „wer? Ich bin                    Mein Herr

Ihr unterthänigster Diener  
 Philipp Kauf.  
 Kupferstecher.

Ich frage einen jeden, dem es bekannt ist, daß der Kupfer-  
 stecher, der ein Paar Portraits vor der Bibliothek der schönen  
 Wissenschaften gemacht hat, wirklich Kaufe heißt, ob diesem  
 Briefe das geringste zu einem förmlichen Pasquille fehlt? Ich  
 wußte nicht, ob ich meinen Augen trauen sollte, als ich sahe,  
 daß sich ein Mann, wie der Nordische Aufseher, der von  
 nichts als Religion und Redlichkeit schwagt, der es seiner  
 Würde für unanständig erklärt hatte, sich mit der Satyre ab-  
 zugeben, daß sich so ein Mann so schändlich vergangen hatte.  
 Gesezt der Künstler spräche zu ihm: „Mein Herr, der sie so  
 „eigenmächtig nicht Tadel, sondern Schande austheilen, darf  
 „ich wohl wissen, wie ich zu diesem Brandmahle komme? Es  
 „ist wahr, ich habe eines von den bewußten Portraits gestochen;  
 „aber nicht aus freyem Willen, sondern weil es mir aufgetra-  
 „gen ward, weil mir die Arbeit bezahlt ward, und ich von  
 „dieser Beschäftigung lebe. Ich habe mein Bestes gethan.  
 „Allein man hat mir ein so schlechtes Gemählde geliefert, daß

„ich nichts besseres daraus habe machen können. Ich sage Ihnen, daß alle die Fehler, die sie in meinem Stiche tadeln, in dem Gemählde gewesen sind; und daß ein Kupferstecher keinen Fehler des Gemähldes nach Gutdünken verbessern kann, ohne in Gefahr zu seyn, die Ähnlichkeit auf einmal zu verächteln. Was weiß ich, ob Herr Gellert ein Adonis ist, oder ein saures Gesicht mit Runzeln hat? Was weiß ich, ob der andere Dichter (den ich nicht einmal gestochen habe) schief und mürrisch aussieht? Wir Kupferstecher stechen die Leute, wie wir sie gemahlt finden. Und als Kupferstecher, sollte ich meinen, hätte ich doch immer noch einen Stichel gezeigt, der fester und kühner ist, und mehr verspricht, als daß er eine so öffentliche Beschimpfung verdient hätte. Doch dem sey wie ihm wolle. Wenn ich auch schon der allerelendeste Kupferstecher wäre, warum gehen Sie aus den Schranken des kritischen Tadelns? Warum muß ich noch etwas schlimmeres als der elendeste Kupferstecher, warum muß ich ihr Kuppler seyn? Muß ich ihr Kuppler seyn, weil ihre Freunde das Unglück durch mich gehabt haben, nicht so schön und artig in der Welt zu erscheinen, als sie sich in ihren Spiegeln erblicken? Dieses einzige frage ich Sie: muß ich darum ihr Kuppler seyn? — Wenn, sage ich, der Künstler zu dem Aufseher so spräche; was könnte der fromme, redliche, großmüthige Mann antworten?

Herr Basedow möchte gar zu gern meinen Namen wissen. Gut; er soll ihn erfahren, sobald einer von ihnen, entweder Herr Cramer, oder Herr Klopstock, oder Er selbst, das Herz hat, sich zu diesem Pasquille zu bekennen. G.

### Siebenter Theil.

XII. Den 18. September. 1760.

#### Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Sie kennen doch den Aesopischen Zahnschreyer, Hermann Axel, den die Schweizerischen Kunstrichter vor einigen Jahren mit so vieler zujuchzenden Bewunderung austrommelten? Er unterschied sich von andern Zahnschreyern besonders dadurch, daß

er sehr wenig redte. Wenn er aber seinen Mund aufthat, so geschah es allezeit mit einer Fabel. Der schnackische Mann war in der Schweiz überall willkommen; er durfte ungebeten bey den Tafeln und Gastmählern vornehmer und geringer Personen erscheinen; man hielt dafür, daß seine Zechen durch die Fabeln, die er unter die Gespräche mischte, überflüssig bezahlt sey. Unter andern mußte er sehr viel von Gauchlingen zu erzehlen; wie die Gauchlinger über ihre böse Sach rathschlagen; wie die Gauchlinger nicht Spighosen anstatt Pluderhosen tragen wollen; wie die Gauchlinger &c. Alle diese Gauchlingiana haben seine Freunde zu Papiere gebracht, und sie in den Freymüthigen Nachrichten, in den Critischen Briefen, in der Vorrede zu M. v. K. Neuen Fabeln, zum ersten, zweyten, dritten, und der Himmel gebe, letzten male drucken lassen.

Das alles wissen Sie. Aber wissen Sie auch, daß Herrmann Axel noch lebt? Daß er nunmehr auf seine eigene Hand ein Autor geworden ist? Daß er einen kläglichen Beweis gegeben, wie wirksam das Gift seiner Schmeichler auf seinen gesunden Verstand gewesen seyn müsse? Diese bösen Leute hatten ihn und den Aesopus so oft zusammen genennt, bis er sich wirklich für einen zweyten Patäcus (*ὄς ἐφασκε την Αἰσωπου ψυχην ἐχειν* \*) gehalten. Nun fiel Lessingen vor kurzem ein, an dieser Seelenwanderung zu zweifeln, und verschiedenes wider die Axelische Fabeltheorie einzuwenden. Wer hieß ihm das? Er hätte die Schweizer besser kennen sollen. Er hätte wissen sollen, daß sie den geringsten Widerspruch mit der plumpten Schmähchrift zu rächen gewohnt sind. Herrmann Axel spricht zwar wenig; aber er kann desto mehr schreiben. Er wird eine Sündfluth von Fabeln wider ihn ausschütten. Er wird mit Stoppen und Kräuterbündeln um sich werfen. Er wird — — alles thun, was er wirklich in folgendem Buche gethan hat Lessingische unäesopische Fabeln: enthaltend die sinnreichen Einfälle und weisen Sprüche der Thiere. Nebst damit einschlagender Untersuchung der Abhandlung Herrn Lessings von der Kunst Fabeln zu verfertigen. \*\*

\* Plutarch im Leben des Solons.

\*\* Zürich, bey Orell und Compagnie, in Octav.

Dieses Buch, welches um die Hälfte stärker ist als die Lessingischen Fabeln selbst, hat so viel sonderbare Seiten, daß ich kaum weis, von welcher ich es Ihnen am ersten bekannt machen soll. So viel läßt sich gleich aus dem Titel abnehmen, daß es aus Fabeln und Abhandlungen bestehet. Jene sollen spöttische Parodieen auf Lessings Fabeln seyn; und in diesen soll die Lessingische Theorie von der Fabel mit Gründen bestritten werden. Hermann Axel dünkt sich in Schimpf und Ernst maitre passé; er will nicht bloß die Lacher auf seiner Seite haben, sondern auch die denkenden Köpfe; er fängt mit Fragensgesichtern an, und höret mit Runzeln auf. Aber woher weis ich es, werden Sie fragen, daß Hermann Axel der Verfasser von diesen Lessingischen unäsoptischen Fabeln ist? Woher? Er hat sich selbst dazu bekannt, indem er verschiedene von den Fabeln, die ihm in den Critischen Briefen beygelegt werden, hier wieder aufwärmt, hier zum viertenmale drucken läßt. Mit was für Recht könnte er das thun, wenn nicht diese sowohl als jene seine wären; wenn er nicht beyde für Geburten von ihm erkannt wissen wollte?

Lesen Sie nur gleich die erste Fabel, um alle die Beschuldigungen auf einmal zu übersehen, die er seinem witzigen Antagonisten macht. Witzig ist hier ein Schimpfwort, muß ich Ihnen sagen. Denn mit allem würde Lessing vor ihm noch eher Gnade finden, als mit seinem Wize. Den kann er durchaus nicht leiden.

#### Die neue Fabel-Theorie.

„Ich saß an einem murmelnden Bache auf einem glatten Steine,  
 „und rief die Muse an, die den Aesopus seine Fabeln gelehrt hatte.  
 „Indem kam mit seltsamen Bocksprünngen eine Gestalt wie eines Fau-  
 „nus aus dem nahen Walde hervor; er kam gerade auf mich zu, und  
 „sagte: Die Muse hört dich nicht, sie ist igo beschäftigt einem  
 „Poeten beyzustehen, der den Tod Sauls und Jonathans singt: Ich  
 „will statt ihrer dir bey deiner Geburt helfen. Ich bin von dem Ge-  
 „folge der Musen, und diene den Poeten und Maltern nicht selten  
 „bey ihrer Arbeit; sie nennen mich Capriccio, ich bin jener Geist

— ille ciens animos & pectora versans,

Spiritus a capreis montanis nomen adeptus.

„Die Deutschen haben mir noch keinen Namen gegeben, und nur  
 „wenige von ihnen kennen mich. Ich machte eine tiefe Verneigung,  
 „und sagte, daß ich bereit wäre, mit ihm auf die Fabeljagd zu gehen.  
 „Diese Mühe, sagte er, können wir uns sparen; dafür wollen wir  
 „im Aelian und Suidas und Antonius Liberalis jagen. Wenn wir  
 „ihre Geschichten bald eher abbrechen, bald weiter fortführen, bald  
 „einzelne Umstände herausnehmen, und eine neue Fabel darauf bauen,  
 „oder eine neue Moral in eine alte Fabel legen, werden wir an Fa-  
 „belwildbret niemals Mangel haben. Jede Folge von Gedanken, jeder  
 „Kampf der Leidenschaften soll uns eine Handlung seyn. Warum  
 „nicht? Wer denkt und fühlt so mechanisch, daß er sich dabey keiner  
 „Thätigkeit bewußt sey? Zu derselben brauchen wir auch die innere  
 „Absicht der aufgeführten Personen nicht, es ist genug an unserer Ab-  
 „sicht. Nur laßt uns nicht vergessen, unserer Fabel die Wirklichkeit  
 „zu geben mit dem Es war einmal — Ich erlasse dir auch die klei-  
 „nen sonderbaren Züge in den Sitten der Thiere. Du hast genug  
 „an den allgemein bekannten, und diese magst du erhöhen, so weit  
 „du willst, und sie so nahe zur menschlichen Natur bringen, als du  
 „wilst. Der müßte ein Dummkopf seyn, der deine Fabeln lesen wollte,  
 „um die Naturgeschichte darinn zu studieren.

„Gewiß, sagte ich, werden wir so Fabeln bekommen, aber es wer-  
 „den wohl Stoppische seyn? Um Vergebung, versetzte er, nicht Stop-  
 „pische, sondern Lessingische: In diesen letzten Tagen ist Lessing den  
 „Menschen geschenkt worden, Stoppens unverdaute Fabeltheorie zu  
 „verdauen, zu verbessern, und unter die scientifische Demonstration zu  
 „bringen. Wir können ihm die Verantwortung überlassen. Er kann  
 „sich mit Witz ausbelfen, wenn es ihm an Natur fehlt, und er hat  
 „Unverschämtheit übrig, den Mangel an Gründlichkeit zu ersetzen.

„Lasset uns, sagte ich, das Werk ohne Verzug angreifen. Hilf  
 „mir, muntre Capriccio, zu Reimen oder Hexametern, zu Gemälden,  
 „zu Zeichnungen der Dörter, der Personen, der Stellungen, zu Ge-  
 „danken die hervorstechen, zu Anspielungen. Fort mit dem Plunder,  
 „versetzte er, den können wir gänzlich entbehren. Wozu braucht die  
 „Fabel Anmuth? Willst du das Gewürze würzen? Kurz und trucken;  
 „mehr verlangt unser Lehrer nicht; gute Prose —

„Entschuldige dich dann mit deinem Unvermögen, gieb deine Gril-



„len für Drafel, du wirst weder der Erste noch der Letzte sehn, der  
 „das thut — —

„Alles, was er mir sagte, dünkte mich seiner satyrischen Gestalt  
 „und seinem bocksmäßigen Namen zu entsprechen. Indessen folgte ich  
 „ihm, und verfertigte auf einem Stein folgende Fabeln.

Wie gefällt Ihnen das? Die Schnacke ist schnurrig genug;  
 aber lassen Sie uns doch sehen, auf wie viel Wahrheit sie sich  
 gründet. Erst eine kleine Anmerkung über den Capriccio. Der  
 arme Capriccio! Hat der es nun auch mit den Schweigern  
 verdorben? Noch im Jahr 1749, als sie uns die Gedichte des  
 Pater Ceva bekannt machen wollten, stand Capriccio bey ih-  
 nen in sehr grossem Ansehen. Da war er der poetische Faunel;  
 da war er der muntere Spürhund, der in einer schallenden Jagd,  
 die das Hüfthorn bis in die abgelegensten dunkelsten Winkel  
 der menschlichen Kenntnisse ertönen läßt, das seltsamste Wild  
 auffagt; da war er Musis gratissimus hospes; da hatte er dem  
 Pater sein Gedicht auf den Knaben Jesus machen helfen; da  
 hatte er auch deutschen Dichtern die trefflichsten Dienste gethan;  
 den einen hatte er in einer zärtlichen Elegie seine Liebe derje-  
 nigen erklären lassen, „die ihm das Schicksal zu lieben auferlegt  
 „und ihm ihre Gegenliebe geordnet, die er aber noch nicht kannte,  
 „noch niemals gesehen hatte;“ der andere war durch ihn in  
 einer choriambischen Ode „bis in die Tiefen jener Philosophie  
 „gelangt, in welchen er sich mit seinen Freunden noch als  
 „Atomos, die allererst aus der Hand der Natur kamen, erblickte,  
 „bevor sie noch gebohren waren, doch sich nicht ganz unbewußt.

Klein wie Theilchen des Lichts ungesehn schwärmeten,

— wie sie — auf einem Drangeblatt

Sich zum Scherzen versammelten,

Im wollüstigen Schooß junger Aurikeln

Ist die zaudernde Zeit schwazend besflügelten.

Das alles war und that Capriccio bey den Schweigern 1749.  
 Und was lassen sie ihm 1760 thun? Schlechte Lessingische Fa-  
 beln machen. Welche Veränderung ist mit ihm vorgegangen?  
 Mit ihm keine, aber desto grössere mit den Schweigern. Ca-  
 priccio ist der Gefährte der Fröhlichkeit:

Lætitia in terras stellato ex æthere venit,  
 Cui comes ille ciens animos & pectora versans,  
 Spiritus a capreis montanis nomen adeptus;

und seit 1749 fanden die Schweizer für gut, mit der Fröhlichkeit, und zugleich mit ihrem ganzen Gefolge, zu brechen. Sie waren fromme Dichter geworden, und ihr poetisches Interesse schien ein ernstes, schwermüthiges System zu fordern. Sie hatten sich andächtige Patriarchen zu ihren Helden gewählt; sie glaubten sich in den Charakter ihrer Helden setzen zu müssen; sie wollten es die Welt wenigstens gern überreden, daß sie selbst in einer patriarchalischen Unschuld lebten; sie sagten also zu der Fröhlichkeit: was machst du? und zu dem Capriccio: du bist toll! Vielleicht zwar lief auch ein kleiner Groll gegen diesen mit unter. Er war ihnen in dem Noth nicht munter genug gewesen: er hatte ihnen da nicht genug seltsames poetisches Wild aufgejagt. Denn wer weiß, ob nicht Capriccio einer von den Spürhunden ist, die nicht gern ins Wasser gehen; und besonders nicht gern in so gefährliches Wasser, als die Sündfluth. Da dachten die Schweizer: willst du uns nicht, so wollen wir dich auch nicht; lauf! Man höret es zum Theil aus ihrem eigenen Geständnisse. Einer von ihren Poeten singt igt den Tod Sauls und Jonathans: ist Capriccio bey ihm? Nein. Die Muse nur ist bey ihm; und Capriccio schärmt indessen, ich weiß nicht wo herum, ob es gleich von ihm weiter heißt:

———— pictoribus ille.

Interdum assistens operi, nec segnius instans  
 Vatibus ante alios, Musis gratissimus hospes.

Ich sorge, ich sorge, die Muse folgt ihrem Capriccio nach. Noch eine Messe Geduld, und wir werden es sehen. Wenn sie sich doch ja mit ihm wieder ausöhnten! Da war es mit den Schweizern noch auszuhalten, als Capriccio ihr Freund war. Da durfte Lemene ungescheut vor ihnen singen:

Vorrei esser ne l'Inferno,  
 Ma con Tantalo nel rio,  
 Ma che 'l rió fosse Falerno,  
 Ma non fuggisse mai dal labro mio.

Es war ein allerliebster Einfall! Denn der Einfall kam vom Capriccio. Seit dem kam der Einfall

Es donnert! Trink und sieh auf mich!

— — —  
 Zeus ist gerecht; er straft das Meer:

Sollt er in seinen Nektar schlagen?

allem Ansehen nach, zwar auch vom Capriccio: allein Capriccio steht nicht mehr bey ihnen in Gnaden, und Lessing ist ein profaner Bösewicht.

Aber zur Sache. „Laß uns, muß Capriccio sagen, im „Melian und Suidas und Antonius Liberalis jagen.“ Was will Hermann Axel damit zu verstehen geben? Offenbar, daß Lessing seine Fabeln nicht erfunden, sondern aus diesen alten Schriftstellern zusammen gestoppelt habe. Es ist wahr, er führet sie in seinem Verzeichnisse an: allein wer diese Anführungen untersuchen will, wird finden, daß nichts weniger als seine Fabeln darinn enthalten sind. Kaum daß sie einen kleinen Umstand enthalten, auf welchen sich dieser oder jener Zug in der Fabel beziehet, und den er dadurch nicht ohne Autorität angenommen zu haben erweisen will. Die Wahrheit zu sagen, hätte ich es selbst lieber gesehen, wenn uns Lessing diese kleine gelehrte Brocken erspart hätte. Wem ist daran gelegen, ob er es aus dem Melian oder aus der Acerra philologica hat, daß z. E. das Pferd sich vor dem Kameele scheuet? Wir wollen nicht die Genealogie seiner Kenntniß von dergleichen bekannten Umständen, sondern seine Geschicklichkeit sie zu brauchen, sehen. Zudem sollte er gewußt haben, daß der, welcher von seinen Erfindungen, sie mögen so groß oder so klein seyn als sie wollen, einige Ehre haben will, die Wege sorgfältig verbergen muß, auf welchen er dazu gelangt ist. Nicht den geringsten Anlaß wird er verrathen, wenn er seinen Vortheil verstehet: denn sehr oft ist die Bereitschaft diesen Anlaß ergriffen zu haben, das ganze Verdienst des Erfinders; und es würden tausend andere, wenn sie den nehmlichen Anlaß gehabt hätten, wenn sie in der nehmlichen Disposition ihn zu bemerken, gewesen wären, das nehmliche erfunden haben. Unterdessen kömmt es freylich noch darauf an,

ob die Stellen, welche L. anführt, dergleichen Anlasse sind.  
 Z. E. Sie erinnern sich seiner Fabel

Die Furien. [f. Band I, S. 153.]

Diese Fabel ist die einzige, bey welcher L. den Suidas anführet. Und was siehet im Suidas davon? Dieses: daß ἀειπαρθενος (immerjungfer) ein Beynahme der Furien gewesen sey. Weiter nichts? Und doch soll dem Suidas mehr als Lesingen diese Fabel gehören? So jagte er in dem Suidas um diese Fabel zu finden? Ich kenne den Suidas auch; aber wer im Suidas nach Einfällen jagt, der dünkt mich in England nach Wölfen zu jagen! Ohne Zweifel hatte er also einen ganz andern Anlaß diese Fabel zu machen; und sein Capriccio war nur munter genug, das ἀειπαρθενος auszustöbern, und es in diesem gelegenen Augenblicke bey ihm vorbeÿ zu jagen.

Die Fortsetzung folgt.

XIII. Den 25. Septembr. 1760.

Beschluß des hundert und sieben und zwanzigsten Briefs.

Ich wüßte auch kaum zweÿ bis drey Exempel anzuführen, wo L. seinen alten Währmännern mehr schuldig zu seÿn schiene, als er dem Suidas in dieser Fabel von den Furien schuldig ist. Hingegen könnte ich sehr viele nennen, wo er sie ganz vor langer Weile citirt, und man es ihm zu einem Verdienste anrechnen müßte, wenn er seine Erdichtuungen wirklich aus den angeführten Stellen herausgewickelt hätte. Hermann Apel muß es nach der Hand auch wohl selbst gemerkt haben, daß es so leicht nicht ist, in den alten Classicis zu jagen, ohne ein gelehrter Wilddieb zu werden. Denn sein Capriccio verspricht es zwar zu thun; am Ende aber sieht man, daß er weder im Suidas, noch im Helian, sondern in den Schriften des Genfer Rousseau, in Browns Estimate, in Popens Briefen gejagt hat. Nun habe ich zwar alle Hochachtung gegen diese Männer, und sie sind unstreitig größer, als jene staubigte Compilatores: allein demohungeachtet ist es weniger erlaubt sich aus solchen Männern, als aus jenen Alten zu bereichern. Denn dieses nennt das Publicum, welches sich nicht gern ein Vergnügen

zweymal in Rechnung bringen läßt, verborgene Schätze graben; und jenes mit fremden Federn stolzieren.

Doch damit ich Axeln nicht verleunde: eine einzige Fabel (weil er es doch einmal Fabel nennt) finde ich, die er einem Alten zu danken hat; und zwar dem bekannten Schulbüchelchen des Plutarchs, wie man mit jungen Leuten die Dichter lesen soll. Ich sage zu danken hat; denn jagen hat er sie nicht dürfen: das Thier war zahm genug, sich mit der Hand greiffen zu lassen. Es heißt bey dem Plutarch: *ὅτι μὲν, ὡς Φιλοξενος ὁ ποιητης ἐλεγεν, τῶν κρεῶν, τὰ μὴ κρεῖα, ἡδίστα ἐστὶ, καὶ τῶν ἰχθύων, οἱ μὴ ἰχθύες, ἐκείνοις ἀποφαινέσθαι παρωμεν, οἷς ὁ Κατῶν ἐφη, τῆς καρδιας τὴν ὑπερῶν ἐναισθητοτέρα ὑπαρχεῖν. Ὅτι δὲ τῶν ἐν φιλοσοφίᾳ λεγομένων, οἱ σφοδρὰ νεοῖ τοῖς μὴ δοκοῦσι φιλοσοφῶς, μὴδὲ ἀπο σπουδῆς λεγέσθαι, χαιροῦσι μαλλον, καὶ παρεχοῦσιν ὑπὲρ τοὺς ἑαυτοὺς καὶ χειροῦθεις, δηλὸν ἐστὶν ἡμῖν.* „Ob es wahr ist, was der „Dichter Philoxen sagt, daß das angenehmste Fleisch das ist, „was nicht Fleisch ist, und die angenehmsten Fische die, die nicht „Fische sind: das wollen wir denen zu entscheiden überlassen, „die mit dem Cato zu reden, allen ihren Verstand im Gaumen „haben. Das aber ist unstreitig, daß junge Leute diejenigen „philosophischen Lehren am liebsten anhören, am willigsten be- „folgen, die in keinem ernsthaften, philosophischen Tone vorge- „tragen werden.“ — Nun, was meinen Sie, daß hieraus „für eine Fabel geworden? Folgende:

#### Der Keitz der Zubereitung.

„Cinna der Poet hat Cleander den leckerhaften Esser auf ein „wirthschaftliches Mittagsmahl. Eine Schüssel mit Speisen ward „aufgetragen, Cleander aß mit bedachtsamer Mine und sagte: das „angenehmste Fleisch ist, was nicht Fleisch ist. Hernach kam eine „Schüssel mit Fischen; dann sagte er: der angenehmste Fisch ist, der „kein Fisch ist. Cinna gab ihm zu erkennen, daß er diese räthselhaf- „te Sprache nicht verstünde. Cleander versetzte: Soll ein Mann, „der den Geschmack nur in der Kehle hat, den hierüber belehren, der „ihn in dem Verstande hat? Der Gedanke kann dir nicht fremd seyn, „daß die Menschen diejenige philosophische Schrift am liebsten haben, „und mit dem meisten Vergnügen lesen, die nicht philosophisch noch im

„Ernst geschrieben scheint. Sie wollen in dem Vortrage und den Vorstellungen eine schmachhafte und niedliche Zubereitung haben. Ich dünkte, daß wir dieser Betrachtung deinen Phaeton, deine Verwandlungen, und deine Rache in Elysium schuldig wären.“

Und das nennt Axel eine Lessingische Fabel? Wenn er uns doch nur eine einzige anführte, wo dieser Verfasser ein so kühler Ausschreiber ist, und eine schöne Stelle eines Alten so jämmerlich zu seinem Nutzen verarbeitet. Was hat Axel hier hinzuerfunden? Was hat er anderes, was hat er mehr hinein gelegt, als nicht schon darinn liegt? Wenn er, als ein Schweiger, wenigstens nur noch einen Schritt weiter gegangen wäre, und den leckerhaften Esser zum dritten hätte sagen lassen, „der ange-  
„nehmste Käse ist der, der kein Käse ist:“ so wäre es doch noch etwas gewesen. Aber auch das hat er nicht gethan; und er scheint mir ganz der Poet Cinna selbst gewesen zu seyn, der hier die Ehre hat, gegen den Fresser eine sehr alberne Person zu spielen.

Nicht L. sondern Axel selbst ist seit langer Zeit als ein Zusammenschreiber bekannt, der seine Belesenheit für Erfindungskraft zu verkaufen weiß. Z. E. Als ihn der Verfasser der neuen critischen Briefe sein Probestück machen ließ, und ihm verschiedene Aufgaben zu Fabeln vorlegte, befand sich auch diese darunter: „Auf einen der sich rühmte, er kenne das Gedicht, „der Messias, sehr wohl, es wäre in Hexametern verfasset, und „er hätte den Vers aus demselben behalten:

Also versammelten sich die Fürsten der Hölle zu Satan.

Geschwind besann sich Axel auf ein anderes Schulbüchelchen, und erzählte folgendes:

#### Der Pallast des Prinzen Eugens.

„Man redete in einer Gesellschaft von dem Pallaste des Prinzen „Eugens, der in dem Preussischen Ueberfall sollte niedgerissen werden. Man war sehr bemüht sein Ebenmaaß, seine Abtheilungen und „ganze Form zu untersuchen. Ein Mensch, der grosse Reisen gethan „hatte, schwieg lange stille, endlich fieng er an: Dieser Pallast ist mir „so gut bekannt, als irgend jemanden. Ich war in Wien, als er „gebauet ward, und ich habe das Glück ein Stückchen von dem Mar- „mor zu besitzen, woraus er gebauet ist. Zugleich zog er das Stück-

„chen aus der Tasche, und betheuerte, daß ers von dem Marmor her-  
„unter geschlagen hätte, von welchem der Pallast erbauet worden.“

Was ist das anders, als das Märchen des Hierokles von dem Scholastiker, welcher sein Haus verkaufen wollen? *Σχολαστικος οικιαν πωλων, λιθου απ' αυτης εις δειγμα περιεφερε.*

Ich habe oben die Lessingische Fabel von den Furien angeführt. Um keine andere abschreiben zu dürfen, erlauben Sie mir, Ihnen an dieser zu zeigen, wie glücklich Axel parodiret, wann er seinen Gegner von der Seite der Moral verdächtig machen will. Erst frage ich Sie: was hat L. wohl mit seinen Furien haben wollen? Was anders, als daß es eine Art von wilden Spröden giebt, die nichts weniger als liebenswürdige Muster der weiblichen Zucht genannt zu werden verdienen? So offenbar dieses ist, so wenig will es ihm doch Axel zugestehen, sondern glaubt diese Moral erst durch nachstehende Fortsetzung hinein zu legen.

Unempfindlichkeit ist nicht strenge Zucht.

„Haßt du die drey strengen, züchtigen Mädchen noch nicht gefunden, Iris, die ich dir befehl zu suchen, damit ich der Venus Hohn sprechen könnte? Also fragte Juno die Botschafterin des Himmels.  
„Ich fand sie, antwortete Iris, aber sie waren schon vergeben;  
„Mercurius hatte sie zum Pluto geführt, der sie für Furien brauchen will. Für Furien, diese Tugendhaften? sprach Juno. O, ver-  
„setzte Iris, vollkommen strenge; alle dreye hatten den geringsten Funken in ihren Herzen ersticket, alle dreye haben niemals einer Mannsperson gelächelt. Die Göttin machte grosse Augen und ver-  
„setzte: du haßt mir diesmal einen schlechten Begriff von deinem Ver-  
„stande gemacht, und deine Moral ist mir verdächtig, indem du Tugend, Keuschheit und Zucht mit Menschenhaß und Unempfindlichkeit vermischest. Gellert soll mir die suchen, die ich verlange.

Der seltsame Axel! Also muß man dem Leser nichts zu denken lassen? und das Compliment, das Gellert hier bekommt! Er, den die Schweizer ehemals, wie Lessingen, mit Stoppen in eine Classe setzten!

So sehr unterdessen Herr L. von Axeln gemißhandelt worden, so weiß ich doch nicht, ob es ihn eben sehr verdriessen darf, seine Fabeln so geflissentlich parodiret zu sehen. Er mag

sich erinnern, was der Abt Gallier zu dem ersten Requisito einer Parodie macht. Le sujet qu'on entreprend de parodier, doit toujours estre un ouvrage connu, célèbre & estimé. La critique d'une pièce mediocre, ne peut jamais devenir interessante, ni picquer la curiosité. Quel besoin de prendre la peine de relever des defauts, qu'on n'apperçoit que trop sans le secours de la critique? Le jugement du public previent celui du censeur: ce seroit vouloir apprendre aux autres ce qu'ils sçavent aussi bien que nous, & tirer un ouvrage de l'obscurité où il merite d'etre enseveli. Une pareille parodie ne sçauroit ni plaire ni instruire; & l'on ne peut parvenir à ce but, que par le choix d'un sujet qui soit en quelque façon consacré par les eloges du public. Und wenn es gar wahr wäre, was man uns mehr als einmal zu verstehen gegeben hat, daß Hermann Axel niemand anders als unser berühmter Bodmer sey: wie eitel kann er darauf seyn, diesen critischen Vejanius,

Spectatum satis & donatum jam rude, —  
 noch eins bewogen zu haben  
 ——— antiquo se includere ludo.

G.

### Vierzehnter Theil.

VI. Den 13 Mai. 1762.

#### Zweyhundert und drey und drenzigster Brief. \*)

Wie kömmt es, fragen Sie in einem Ihrer Briefe, daß man mir nichts von der merkwürdigen Ausgabe der Lichtwerschen Fabeln sagt, die ein Ungenannter, ohne Vorwissen des Verf. \* herausgegeben, und davon in öffentlichen Blättern so verschiedentlich geurtheilt wird? — — Man kann also, wie mich deucht, nicht in Abrede seyn, daß das Verfahren des ungenannten Verbesserers unbillig sey, und daß Sr. L. sich mit Recht über ihn beschwehre.

\*) Dieser Brief ist von Mendelssohn (s. Nicolais Vorrede zum 26. Th. der Lessingischen Schriften, S. XXIII): mit dem Herrn G. muß aber Lessing gemeint seyn.

\* Unter dem Titel: M. J. Lichtwers u. s. w. auserlesene verbesserte Fabeln und Erzählungen in zweyen Büchern. Greifswalde und Leipzig. 1761.



„Nein! sagt unser Freund Hr. G. Man kann die Sache  
 „zur Entschuldigung des Ungenannten aus einem ganz andern  
 „Augenpunkte betrachten. Es ist noch nicht ausgemacht, daß  
 „sich das Eigenthumsrecht über die Werke des Geistes so weit  
 „erstreckt. Wer seine Schriften öffentlich herausgiebt, macht  
 „sie durch diese Handlung publici juris, und so denn stehet es  
 „einem jeden frey, dieselbe nach seiner Einsicht zum Gebrauch  
 „des Publicums bequemer einzurichten. Zumal da dem Autor  
 „durch diese Handlung nichts von seinem Rechte benommen  
 „wird, indem das erste Geschenk, das er dem Publico gemacht  
 „hat, deswegen nicht vernichtet wird, und er selbst noch immer  
 „die Freyheit hat, die ihm angebotene Veränderungen nach Be-  
 „lieben anzunehmen, oder zu verwerfen. Mit dem Eigenthum  
 „der Güter dieser Welt hat es eine ganz andere Beschaffenheit.  
 „Diese nehmen nicht mehr als eine einzige Form an, und nie-  
 „mand als der Besizer hat das Recht diejenige Form zu wäh-  
 „len, die er für die bequemste hält. Hingegen bleibt die erste  
 „Ausgabe einer Schrift unverändert, und eine von einem an-  
 „dern veranstaltete verbesserte Auflage, ist blos als ein Vor-  
 „schlag anzusehen, wie nach der Einsicht dieses Herausgebers  
 „das Werk vollkommener gemacht werden könnte. Gesezt der  
 „Vorschlag werde angenommen; so kömmt, wie der Herausgeber  
 „in dem Vorberichte bemerkt, dennoch die größte Ehre, dem er-  
 „sten Verfasser zu, der seine meisten Gemälde so weit gebracht  
 „hat, daß nur wenige Pinselzüge für eine fremde Hand übrig  
 „gelassen waren. Wird der Vorschlag gemisbilliget, so kann ihn  
 „der noch lebende Verfasser öffentlich verwerfen, und das Pu-  
 „blicum hat das Vergnügen, den Ausspruch zu thun. Wenn  
 „ja in dergleichen Verfahren eine Ungerechtigkeit Statt findet;  
 „so müßte es vielmehr gegen einen todten Verfasser seyn, der  
 „nicht mehr vermögend ist, sich über die vorgeschlagene Verbes-  
 „serungen zu erklären. Hat man es aber einem Kammeler und  
 „einem Lessing nicht übel genommen, vielmehr Dank gewußt,  
 „daß sie einen Logau nach ihrer Weise verbessert heraus gege-  
 „ben; warum will man es denn dem Ungenannten zu einem  
 „solchen Verbrechen anrechnen, daß er einem lebenden Verfasser

„seine Verbesserungen zur Beurtheilung vorlegt, und sich gefallen läßt, ob er dieselben annehmen, oder ausschlagen will.“ — So weit Herr G.!

### Drey und zwanzigster Theil.

V. Den 27. Junii 1765.

#### Drey hundert und zwey und dreyßigster Brief.

Der Verfasser der Versuche über den Charakter und die Werke der besten italienischen Dichter,° ist ein Mann, der eine wahre Hochachtung für sich erwecket. So ein Werk hat uns gefehlt, und es mit so vielem Geschmacke ausgeführt zu sehen, konnten wir wünschen, aber kaum hoffen. Er ist der erste Uebersetzer, wenn man den, der eine so genaue Bekanntschaft mit allen den besten Genies einer ganzen Nation zeigt, der ein so feines Gefühl mit einem so richtigen Urtheile verbindet, unter dessen Bearbeitung so verschiedene Schönheiten in einer Sprache, für die sie gar nicht bestimmt zu seyn schienen, einen Glanz, ein Leben erhalten, das mit der Blüthe, in welcher sie auf ihrem natürlichen Boden prangen, wetteifert: wenn man, sage ich, so einen Schriftsteller anders einen Uebersetzer nennen darf; wenn er nicht vielmehr selbst ein Original ist, dem auch die Erfindsamkeit nicht mangeln würde, hätte es sich ihrer, uns zum besten, nicht igt entäußern wollen.

Man kann mit Wahrheit sagen, daß die italienische Litteratur noch nie recht unter uns bekannt geworden. Zwar war einmal die Zeit, da unsere Dichter sich fast nichts als welsche Muster wählten. Aber was für welche? Den Marino mit seiner Schule. Der Adonis war unsern Posteln und Feinden das Gedicht aller Gedichte. Und als uns die Critik über das Verdienst dieser Muster und dieser Nachahmer die Augen öffnete, so erwogen wir nicht, daß unser falscher Geschmack gerade auf das schlechteste gefallen war, sondern Dante und Petrarca mußte die Verführung ihrer schwülstigen und spitzfindigen Nachkommen

\* Braunschweig, im Verlage des Waisenhauses, erster Band 1763. zweyter Band 1764. in 8.

entgelten. Concetti ward die Ehrenbenennung aller italienischen Gedichte, und wenn der einzige Tasso sich noch einigermaassen in Ansehen erhielt, so hatte man es fast einzig und allein den Sprachmeistern zu verdanken.

Der Inhalt dieser Versuche wird daher für die meisten Leser auch das Verdienst der Neuheit haben, und unsere guten Köpfe werden ganz unbekannte Gegenden und Küsten darinn entdecken, wohin sie ihr poetisches Commercium mit vielem Vortheile erweitern können. Den Vorzug, der die italienische Dichtkunst insbesondre unterscheidet, sezet der Verfasser, in die Lebhaftigkeit der Einbildungskraft und den Reichthum an Bildern, die mit der Stärke und mit der Wahrheit ausgemahlet sind, daß sie sich in die Gegenstände selbst zu verwandeln scheinen. Und dieses ist gleich die Seite, von welcher unsere Dichtkunst nur sehr zweydeutig schimmert. Ich sage zweydeutig; denn auch wir haben malerische Dichter die Menge; aber ich besorge sehr, daß sie sich zu den malerischen Dichtern der Italiener nicht viel anders verhalten, als die Niederländische Schule zu der Römischen. Wir haben uns zu sehr in die Gemählde der leblosen Natur verliebt; uns gelingen Scenen von Schäfern und Hirten; unsere komische Epopeen haben manche gute *Bambocciade*: aber wo sind unsere poetische Raphaels, unsere Maler der Seele?

Das Vortrefliche der italienischen Dichter, hat indeß unsern Verfasser nicht geblendet; er siehet ihre Schwäche und Fehler, wie ihre Schönheiten. Man muß bekennen, sagt er, daß sie bey weiten mit der Stärke nicht denken, mit der sie imaginiren. Daher kömmt die Unregelmäßigkeit des Plans, nach dem die meisten ihrer Gedichte angelegt sind; daher die häufigen Ungleichheiten, und der Mangel an starken und neuen Gedanken, die einen denkenden Geist so angenehm in den Schriften der Engländer beschäftigen; dieses ist endlich die Ursache, die zu weilen auch einige ihrer besten Dichter zu den leeren Spitzfindigkeiten verleitet hat, die den italienischen Geschmack in so übeln Ruf gebracht haben.

Die poetische Landkarte, die er bey dieser Gelegenheit entwirft, scheint dem ersten Ansehen nach ein Spiel des Wizes zu seyn, und ist im Grunde mit aller Genauigkeit einer gesun-

den Critik aufgenommen. „Man kann bemerken, sagt er, daß je-  
 „mehr sich die Völker dem Süden nähern, mit desto leichterem Nah-  
 „rung sich ihre Seelen so wohl als ihre Körper befriedigen. Der Eng-  
 „länder braucht ohne Zweifel die schwereste und die solideste. Seinem  
 „Geschmacke ist vielleicht der unstrige am ähnlichsten. Dem Franzosen  
 „ist diese Nahrung zu stark, er muß sie mit Esprit verdünnen, oder  
 „er ist im Nothfall auch mit Esprit allein zufrieden. Die Italiener  
 „entsagen gern beyden, wenn man nur ihre Einbildungskraft durch  
 „Gemählde beschäftigt, und ihr Gehör durch einen musicalischen Klang  
 „vergnügt. Die Spanier sind endlich so mäßig, daß sie sich mit ei-  
 „nem blossen prächtigen und harmonischen Schalle, mit einer Reihe  
 „tönender Worte begnügen können. Man hat in der That Poesien  
 „von ihren berühmtesten Dichtern, die niemals ein Mensch, auch ihre  
 „Verfasser selbst nicht verstanden haben, die aber sehr gut klingen und  
 „voll von prächtigen Metaphern sind. So verschieden ist der Geschmack  
 „der Völker, so verschieden ihre Vorzüge.“

Der Verfasser bedienet sich bey den Werken, die er uns be-  
 kannt macht, der Ordnung der Zeit, und diese Ordnung hat den  
 Vortheil einer Geschichte, die den Ursprung und das Wachsthum  
 der italienischen Dichtkunst zeigt, und uns die verschiedenen  
 Veränderungen in dem Geschmacke der Nation vor Augen stel-  
 let. Den ersten Band nehmen also Dante und Petrarca ein,  
 und wir lernen diese Väter der welschen Poesie in ihrer wahren  
 Gestalt kennen. Der zweyte Band enthält die Dichter des funf-  
 zehnten Jahrhunderts, und aus dem sechzehnten die vornehmsten  
 Nachahmer des Petrarca, nebst demjenigen Dichter, den man  
 eigentlich den Dichter der Nation nennen muß, dem Ariost.

Der Beschluß folgt künftig.

VI. Den 4. Julii 1765.

Beschluß des dreyhundert und zwey und dreyßigsten  
 Briefes.

Die geringe Anzahl der guten Dichter des funfzehnten Jahr-  
 hunderts, des Zeitalters der Medices, dieser großmüthigen Be-  
 schützer und Aufmunterer aller Künste und Wissenschaften, ver-  
 anlaßt den Verfasser zu einer Anmerkung, die eben so scharfsin-  
 nig als wahr ist. Da sie auf den äußerlichen Zustand der

deutschen Litteratur gewissermaassen angewendet werden kann, so wünschte ich sehr, daß sie diejenigen endlich einmal zum Still-  
 schweigen bringen möchte, die über den Mangel an Unterstützung  
 so häufige und bittere Klagen führen, und in dem Tone wahr-  
 rer Schmeichler den Einfluß der Großen auf die Künste so über-  
 treiben, daß man ihre eigennützige Absichten nur allzudeutlich  
 merkt. „Man irret sehr, sagt er, wenn man den Mangel großer Ge-  
 „nies zu gewissen Zeiten dem Mangel der Belohnungen und Aufmun-  
 „terungen zuschreibt. Das wahre Genie arbeitet, gleich einem reissen-  
 „den Strome, sich selbst seinen Weg durch die größte Hindernisse.  
 „Shakespear, der zu einem Handwerke erzogen worden, ward ein gro-  
 „ßer Poet, ohne irgend eine Aufmunterung zu haben, ja so gar, ohne  
 „selbst es zu wissen. Einer der größten hertigen italienischen Dichter  
 „macht, als ein armer Beckerjunge Verse, die einen großen Kunstrich-  
 „ter in Erstaunen setzen, und ihn bewegen, sich seiner anzunehmen.  
 „Ueberhaupt können Aufmunterungen niemals Genies erzeugen; und  
 „sie schaden gewiß allemal denen, die es schon sind, wenn der Gönner  
 „nicht selbst den wahren, den großen Geschmack der Künste besitzt.  
 „Einen Beweis davon findet man vielleicht selbst in den so gerühmten  
 „Freugebigkeiten Ludwigs des vierzehnten, die ihm so viel Ehre ge-  
 „macht haben. Alle die großen Genies, die seiner Regierung den  
 „größten Glanz gaben, waren ohne seine Aufmunterung entstanden,  
 „und Racine, der so sehr den Geschmack der Natur hatte, dessen Ge-  
 „nie mit dem Geiste der Alten genährt war, hätte vermuthlich seine  
 „Tragödien nicht durch so viel Galanterie entwertet, wir würden mehr  
 „Athalien von ihm haben, wenn ihn nicht diese Aufmunterungen ge-  
 „nöthiget hätten, dem Geschmacke eines weibischen Hofes zu schmei-  
 „cheln. Der wichtigste Nachtheil aber, welchen der große Schutz viel-  
 „leicht nach sich ziehet, den die schönen Wissenschaften bey Regenten  
 „finden, ist dieser, daß dadurch die Begierde zu schreiben, zu sehr aus-  
 „gebreitet wird, daß so viele, bloß witzige Köpfe sich an Arbeiten wa-  
 „gen, die nur dem Genie zukommen. Diese, welche die großen Tügte  
 „der Natur nicht erreichen können, (denn die trift allein das Genie)  
 „suchen sich durch neue Manieren, durch Affectationen zu unterschei-  
 „den, oder führen das Publicum von der Natur zum Verkünstelten.  
 „Dieses ist vermuthlich die Ursache, daß allemal auf die Zeiten der

„grossen Beschützer der Künste, Zeiten des übeln Geschmacks und des „falschen Wizes gefolgt sind.“

Eine andere kleine Ausschweifung unsers Verfassers wird Ihnen zeigen, daß er nicht allein Dichter zu schätzen fähig ist. Sie betrifft den Machiavel. „Machiavel, sagt er, ein sehr großer Kopf, den wir aus seinem Fürsten zu wenig kennen, und zu „unrichtig beurtheilen, brachte nach der Calandra des Cardinals Vibia, ein paar Comödien auf den Schauplatz, in denen das Salz „des Moliere, mit dem Humor und der komischen Stärke der Engländer vereinigt ist. Dieser Machiavel ist es ausserdem, der die Prose „der Italiener zu ihrer wahren Vollkommenheit gebracht hat. Er vermied die aufgedrungenen, weitschweifigen Perioden des Boccac. „Sein Styl ist rein, kurz, gedrängt, und voll Sachen, und beständig „klar. Seine Geschichte von Florenz ist die erste unter den wenigen „neuern Geschichten, die man den schönen historischen Werken der „Alten an die Seite setzen kann. Sie vereinigt die Klarheit und „Reinigkeit des Nepos in der Erzählung mit dem Tiefinn und der „Stärke des Tacitus in den Betrachtungen. Aber keines von seinen „Werken macht ihm so viel Ehre, als die Discurse über den Livius, ein ganz originales Werk, das voll von Entdeckungen in der „Staatskunst ist, deren verschiedene man in den Werken des Präsidenten Montesquieu, als die seinigen, bewundert, weil man den „Italiener nicht genug kennt, den Montesquieu sehr studiret hatte.“

Mit eigentlichen Proben aus den gewählten Stücken will ich Ihnen nicht langweilig werden. Sie haben das meiste längst im Originale gelesen, und wenn ich ihnen nochmals wiederhohle, daß sich in der Uebersetzung eine Meisterhand zeigt, welche die Schönheiten der Versification, die nothwendig verloren gehen müssen, nicht bloß mit der reinsten, geschmeidigsten, wohlklingendsten Prose, sondern auch mit unzählig kleinen Verbesserungen und Berichtigungen desjenigen, was in der Urschrift oft ein wenig schielend, ein wenig affectirt ist, compensiret hat: so werden Sie ohne Zweifel die Vergleichung selbst anstellen wollen.

Herr Meinhardt, so heißt unser Verfasser, hat sich selbst eine Zeitlang in Italien aufgehalten; ein Umstand, welcher allein ein gutes Vorurtheil für ihn erwecken kann. Vor kurzen, wie ich höre, hat er eine zweyte Reise dahin unternommen; es wäre

sehr zu beklagen, wenn die Fortsetzung seines Werks darunter leiden sollte. Meinen Sie aber, daß dieser würdige Mann vielleicht eine Prädilection für die Italiener habe? Sie irren sich; er muß mit der englischen Litteratur eben so bekannt seyn, als mit der welschen. Denn ihm haben wir auch die Uebersetzung von Heinrich Homes Grundsätzen der Critik\* zu danken. Hier mußte sich der schöne Geist mit dem Philosophen in dem Uebersetzer vereinigen. Es war ein Räthsel für mich, in welchem von unsern Uebersetzern ich diese Vereinigung suchen sollte. Ein ganz unbekannter Name mußte dieses Räthsel lösen. Sie freuen sich; aber Sie wundern sich zugleich. Erinnern Sie sich, was Seneca sagt: Einige sind berühmt; andere sollten es seyn.

V. S. Ich weiß nicht, ob gewisse Gedichte, die vor einiger Zeit unter dem Namen Petrarchischer Gedichte\*\* ans Licht getreten, bereits eine Frucht der nähern Bekanntschaft seyn sollen, in die Hr. Meinhardt unsere Dichter mit dem Petrarca gebracht hat. Das weiß ich aber, daß diesen Gedichten, welche für sich betrachtet, sehr artig sind, das Beywort Petrarchischer ganz und gar nicht zukömmt. Ist es doch auch ein blosser Zusatz des Herausgebers, der selbst zweifelt, ob der Verfasser damit zufrieden seyn werde. Er kann unmöglich; denn sein Ton ist mehr der spielende Ton des Anakreons, als der feyerlich seufzende des Petrarca. Der platonische Italiener guckt nicht so lüßtern nach des Busens Lilgen, und wenn er Tod und Ewigkeit mit den Ausdrücken seiner Zärtlichkeit verwebt, so verwebt er sie damit; an statt daß in den deutschen Gedichten das Verliebte und das Fromme, das Weltliche und das Geistliche, wie in dem ruhigen Elementglase, in ihrer ganzen klaren abstechenden Verschiedenheit neben einander stehn, ohne durch ihre innere Vermischung jene wollüstige Melancholie hervorzu bringen, welche den eigentlichen Charakter des Petrarca ausmacht.

G.

\* Leipzig in der Dyckischen Handlung. Erster und zweyter Theil, 1763. in 8.

\*\* Berlin 1764. in 8.

# S o p h o k l e s.

Erstes Buch.

Von dem Leben des Dichters.

1760.

Bayle, der in seinem kritischen Wörterbuche sowohl dem Aeschylus, als dem Euripides einen besondern Artikel gewidmet hat, übergehet den Sophokles mit Stillschweigen. Verdiente Sophokles weniger gekannt zu werden? War weniger Merkwürdiges von ihm zu sagen, als von jenen seinen Mitbewerbern um den tragischen Thron?

Gewiß nicht. Aber bey dem Aeschylus hatte Baylen, Stanley; bey dem Euripides hatte ihn Barnes vorgearbeitet. Diese Männer hatten für ihn gesammelt, für ihn berichtet, für ihn verglichen. Voll Zuversicht auf seinen angenehmern Vortrag, setzte er sich eigenmächtig in die Rechte ihres Fleißes. Und diesem Fleiße den Staub abzukehren, den Schweiß abzutrocknen, ihn mit Blumen zu krönen: war seine ganze Arbeit. Eine leichte und angenehme Arbeit!

Hingegen, als ihn die Folge der Buchstaben auf den Sophokles brachte, vergebens sah er sich da nach einem Stanley oder Barnes um. Hier hatte ihm niemand vorgearbeitet. Hier mußte er selbst sammeln, berichtigen, vergleichen. Wäre es schon sein Werk gewesen, so erlaubte es ihm izt seine Zeit nicht: und Sophokles blieb weg.

Die nehmliche Entschuldigung muß man auch seinem Fortsetzer, dem Herrn Chausepie', leihen. Auch dieser fand noch keinen Vorarbeiter: und Sophokles blieb abermals weg. —

Man gewinne aber einen alten Schriftsteller nur erst lieb, und die geringste Kleinigkeit, die ihn betrifft, die einige Beziehung auf ihn haben kann, höret auf, uns gleichgültig zu seyn. Seit dem ich es betauere, die Dichtkunst des Aristoteles eher studieret zu haben, als die Muster, aus welchen er sie abstrahierte: werde ich bey dem Namen Sophokles, ich mag ihn fin-



den, wo ich will, aufmerksamer, als bey meinem eigenen. Und wie vielfältig habe ich ihn mit Vorsatz gesucht! Wie viel Unnützes habe ich feinetwegen gelesen!

Nun denke ich: keine Mühe ist vergebens, die einem andern Mühe ersparen kann. Ich habe das Unnütze nicht unnützlich gelesen, wenn es, von nun an, dieser oder jener nicht weiter lesen darf. Ich kann nicht bewundert werden; aber ich werde Dank verdienen. Und die Vorstellung, Dank zu verdienen, muß eben so angenehm seyn, als die Vorstellung bewundert zu werden: oder wir hätten keine Grammatiker, keine Litteratores.

Mit mehrerm Wortgepränge will ich dieses Leben meines Dichters nicht einführen. Wenn ein Kenner davon urtheilet, „Barnes würde es gelehrter, Bayle würde es angenehmer geschrieben haben:“ so hat mich der Kenner gelobt.

### Leben des Sophokles.

„Vor allen Dingen muß ich von meinen Quellen Rechen-  
 „schaft geben (A). Diesen zufolge war Sophokles von Geburt  
 „ein Athenienser, und zwar ein Koloniate (B). Sein Vater  
 „hieß Sophilus (C). Nach der gemeinsten und wahrscheinlich-  
 „sten Meinung, ward er in dem zweyten Jahre der ein und  
 „siebzigsten Olympias gebohren (D).

„Er genoß eine sehr gute Erziehung. Die Tanzkunst und  
 „die Musik lernte er bey dem Lamprus, und brachte es in  
 „dieser letztern, wie auch im Ringen so weit, daß er in beiden  
 „den Preis erhielt (E). Er war kaum sechzehn Jahr alt, als  
 „er mit der Leyer um die Tropäen, welche die Athenienser nach  
 „dem Salaminischen Siege errichteten, tanzte, und den Lobge-  
 „sang anstimmte. Und das zwar, nach einigen, nackt und  
 „gesalbt; nach andern aber, bekleidet (F). In der tragischen  
 „Dichtkunst soll Aeschylus sein Lehrer gewesen seyn; ein Um-  
 „stand, an welchem ich aus verschiedenen Gründen zweifle (G).  
 „Ist er unterdessen wahr, so hat schwerlich ein Schüler das  
 „Uebertriebene seines Meisters, worauf die Nachahmung immer  
 „am ersten fällt, besser eingesehen und glücklicher vermieden,  
 „als Sophokles. Ich sage dieses mehr nach der Vergleichung  
 „ihrer Stücke, als nach einer Stelle des Plutarchs (H).

„Sein erstes Trauerspiel fällt in die sieben und siebenzigste Olympias. Das sagt Eusebius, das sagt auch Plutarch: nur muß man das Zeugniß dieses letztern recht verstehen; wie ich denn beweisen will, daß man gar nicht nöthig hat, die vermeinte Verbesserung anzunehmen, welche Samuel Petit darinn angegeben hat (I).

„Damals war der dramatische Dichter auch zugleich der Schauspieler. Weil aber Sophokles eine schwache Stimme hatte, so brachte er diese Gewohnheit ab. Doch blieb er darum nicht ganz von dem Theater (K).

„Er machte in seiner Kunst verschiedene Neuerungen, wodurch er sie allerdings zu einer höhern Staffel der Vollkommenheit erhob. Es gedenken derselben zum Theil Aristoteles (L); zum Theil Suidas (M); zum Theil der ungenannte Biograph (N).

„Mit der Aufnahme seiner Antigone hatte Sophokles ohne Zweifel die meiste Ursache, vergnügt zu seyn. Denn die Athenienser wurden so entzückt davon, daß sie ihm kurz darauf die Würde eines Feldherrn ertheilten. Ich habe alles gesammelt, was man von diesem Punkte bey den Alten findet, die sich in mehr als einem Umstande widersprechen (O). Viel Ehre scheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben (P).

„Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben (Q). Nur sieben sind davon bis auf uns gekommen; und von den andern ist wenig mehr übrig, als die Titel. Doch auch diese Titel werden diejenigen nicht ohne Nutzen studieren, welche Stoffe zu Trauerspielen suchen (R).

„Den Preis hat er öfters davon getragen (S). Ich führe die vornehmsten an, mit welchen er darum gestritten hat (T).

„Mit dem Euripides stand er nicht immer in dem besten Vernehmen (U). Ich kann mich nicht enthalten eine Anmerkung über den Vorzug zu machen, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte. Er ist der tragischen Ehre des Sophokles weniger nachtheilig, als er es bey dem ersten Anblicke zu seyn scheint (X).

„Verschiedene Könige ließen ihn zu sich einladen; allein er

„liebte seine Athenienser zu sehr, als daß er sich freywillig von ihnen hätte verbannen sollen (Y).

„Er ward sehr alt, und starb in dem dritten Jahre der drey und neunzigsten Olympias (Z). Die Art seines Todes wird verschiedentlich angegeben. Die eine, welche ein altes Sinngedichte zum Grunde hat, wollte ich am liebsten allegorisch verstanden wissen (AA). Ich muß die übrigen alten Sinngedichte, die man auf ihn gemacht hat, nicht vergessen (BB). Sein Begräbniß war höchst merkwürdig (CC).

„Er hinterlies den Ruhm eines weisen, rechtschaffnen Mannes (DD); eines geselligen, muntern und scherzhaften Mannes (EE); eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten (FF).

„Er war ein Dichter; kein Wunder, daß er gegen die Schönheit ein wenig zu empfindlich war (GG). Es kann leicht seyn, daß es mit den verliebten Ausschweifungen, die man ihm Schuld giebt, seine Richtigkeit hat. Allein ich möchte mit einem neuen Scribenten nicht sagen, daß sein moralischer Charakter dadurch zweifelhaft würde (HH).

„Er hinterließ verschiedene Söhne, wovon zwey die Bahn ihres Vaters betraten (II). Die gerichtliche Klage, die sie wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt (KK).

„Auffer seinen Tragödien führet man auch noch andere Schriften und Gedichte von ihm an (LL).

„Die völlige Entwerfung seines Charakters als tragischer Dichter, muß ich bis in die umständliche Untersuchung seiner Stücke versparen. Ich kann igt bloß einige allgemeine Anmerkungen voraussenden, zu welchen mich die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben (MM), und verschiedene Beynamen, die man ihm gegeben hat (NN), veranlassen werden.

„Ich rede noch von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm Schuld giebt (OO). Endlich werffe ich alle kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können, in eine Anmerkung zusammen (PP); desgleichen auch die Fehler, welche die neuern Litteratores in Erzählung seines Lebens gemacht haben (QQ).“

## Ausführung.

Es wird Mühe kosten, dieses Gerippe mit Fleisch und Nerven zu bekleiden. Es wird fast unmöglich seyn, es zu einer schönen Gestalt zu machen. Die Hand ist angelegt.

(A)

Von den Quellen.) Diese sind Suidas und ein Unbekannter, der seinen Scholien über die Trauerspiele des Sophokles ein Leben des Dichters vorgesetzt hat. Suidas und ein Scholiast: Quellen! So gefällt es der verheerenden Zeit! Sie macht aus Nachahmern Originale, und giebt Auszügen einen Werth, den ehedem kaum die Werke selbst hatten.

Der Artikel Sophokles ist bey dem ersten sehr kurz. Es ist auch nicht dabey angemerkt, woher er entlehnet worden. Niemand hat sich verdienster um ihn gemacht, als J. Meursius (a), der ihn mit Anmerkungen erläutert hat, die ich mehr als einmal anführen werde.

Das Leben des Scholiasten ist etwas umständlicher, und es ziehet ältere Währmänner an, für die man alle Hochachtung haben muß; den Aristoxenus, den Ister, den Satyrus. Unter dem ersten versteht er ohne Zweifel den Aristoxenus von Tarent, den bekannten Schüler des Aristoteles, von dessen vielen Schriften uns nichts, als ein kleiner musikalischer Tractat, übrig geblieben ist. Ammonius (b) führet von ihm ein Werk von den tragischen Dichtern an; und in diesem ohne Zweifel wird das gestanden haben, was der Scholiast, den Sophokles betreffend, aus ihm anführet. Ister ist der Schüler des Kallimachus, dessen Diogenes Laertius, Athenäus, Suidas und andere gedenken (c). Was für einen Satyrus er hingegen meine, will ich nicht bestimmen. Vielleicht den Peripatetiker dieses Na-

(a) In seiner Schrift: Aeschylus, Sophocles, Euripides, sive de Tragoediis eorum libri III. Lugduni Batav. 1619. Von Seite 87 bis 94. Sie ist dem zehnten Theile des Gronovschen Thesaurus einverleibet worden.

(b) Περὶ ὁμοίων καὶ διαφορῶν λέξεων; unter ἑνεσθαι καὶ ἐρυσθαι: Ἀριστοξένος ἐν τῷ πρώτῳ Τραγωδοποιῶν περὶ νεωτερῶν οὕτω φησι κατὰ λέξιν u. s. w.

(c) Vossius de Hist. Gr. lib. IV. c. 12.

mens (d), unter dessen Leben berühmter Männer auch ein Leben des Sophokles seyn mochte.

Aber hätte ich nicht lieber die zerstreuten Stellen bey dem Plato, Aristoteles, Diodorus Siculus, Pausanias, Athenäus, Philostrat, Strabo, Aristides, Cicero, Plinius &c. die den Sophokles betreffen, die Quellen nennen sollen? Doch sie denken seiner nur im Vorbeygehen.

Und auch der Bäche, die mich zum Theil zu den Quellen gewiesen haben, kann ich ohne Undankbarkeit nicht vergessen. Wenn ich aber den Gyraldus (e), den Meursius (f), und den Fabricius (g), nenne, so habe ich sie alle genannt. Das sind die einzigen, bey welchen ich mehr zu lernen, als zu verbessern gefunden habe. Bey allen andern war es umgekehrt.

(B)

Ein Athenienser und zwar ein Koloniate.) Suidas: Σοφοκλής, Σοφίλου, Κολωνηδεύ, Ἀθηναίος. Und der ungenannte Biograph: Ἐγενετο οὖν ὁ Σοφοκλής το γένος Ἀθηναίος, δήμου Κολωνηδεύ. Desgleichen der Grammatiker, von welchem der eine Inhalt des Oedipus auf Kolonos ist: ἦν γὰρ Κολωνοδεύ (h). Auch Cicero (i) bestätigt es: Tanta vis admonitionis inest in locis, ut non sine causa ex his memoriae ducta sit disciplina. Tum Quintus, est plane, Piso, ut dicis, inquit, nam me ipsum huc modo venientem convertibat ad sese Coloneus ille locus (k), cujus incola Sophocles ob oculos verfabatur: quem scis quam admirer, quamque eo delecter: me quidem ad altioremem memoriam Oedipodis huc venientis, & illo mollissimo carmine, quatenam essent ipsa haec loca, requirentis, species quaedam commovit, inanis scilicet, sed commovit tamen.

(d) Jonsius lib. II. de script. Hist. Philos. c. 11.

(e) Gyraldus Hist. Poetarum tam graecorum quam latinorum, Dialog. VII.

(f) In der unter (a) angezogenen Schrift.

(g) Fabricius Bibl. Graeca Lib. II. cap. 17.

(h) Sowohl die Ausgabe des Heinrich Stephanus, als des Paul Stephanus von 1603. (Seite 483) haben hier Κολωνοδεύ anstatt Κολωνηδεύ.

(i) Lib. V. de finibus.

(k) Meursius (Reliqua Attica cap. 6. p. 26) liest: convertibat ad sese Colonus; ille locus &c. und ich ziehe diese Lesart vor.

Das atheniensische Volk ward, wie bekannt, in *Φυλας* (Stämme) eingetheilt, und diese *Φυλαι* theilten sich wiederum in verschiedene *Δημους*, das ist Landsmannschaften, wie es Schulze (1) übersezt hat, und ich es nicht besser auszudrücken wüßte. Nicht selten bemerken die Geschichtschreiber beides; sowohl den Stamm, als die Landsmannschaft. So sagt z. B. Plutarch vom Perikles: *Περικλῆς τῶν μὲν φυλῶν Ἀκαμαντιδῆς, τῶν δὲμῶν Χολαργεὺς*. Von unserm Sophokles aber findet sich nur der *Δημος* genannt; und ich wüßte nicht, daß irgend ein Philolog die *δημους* nach ihren *φυλαις* geordnet hätte; wenigstens hat es Meursius in seinem Werke *de populis Atticae* nicht gethan. Unterdessen vermuthe ich nicht ohne Grund, daß Sophokles aus dem Hippothoontischen Stamme gewesen ist, wie ich in der Anmerkung (CC) zeigen will.

Es hieß aber der Demos des Sophokles *Κολωνος*. *Κολωνος* bedeutet überhaupt einen Hügel, eine Anhöhe; *γῆς ἀνασῆμα, τοπος ὑψηλος* (m). Zu Athen aber wurden besonders zwey Hügel so genannt, wovon der eine innerhalb, der andere ausserhalb der Stadt lag. Der innerhalb der Stadt, war auf dem Marktplage, neben dem Tempel des Eurysaces, und hieß von dem Markte *Κολωνος ἀγοραῖος*. Von diesem ist die Rede nicht, sondern von dem ausser der Stadt, welcher zum Unterschiede *Κολωνος ἵππιος* d. i. der Ritterhügel, so wie jenes der Markthügel genennet ward (n). Und zwar hatte er

(1) In seinen Anmerkungen über die Leben des Plutarchs, welche Kind seiner Uebersetzung beygefügt hat.

(m) Suidas unter *Κολωνος*.

(n) Man sehe den Harpocraton und Polluz, deren Stellen Meursius (*Reliq. Att. cap. 6*) anführt. Wie auch den Grammatiker, welcher den zweyten Inhalt des Oedipus auf Kolonos gemacht hat. *Ὅτῳ κληθεῖντι*, sagt dieser von dem Kolonos, *ἐπεὶ καὶ Ποσειδῶνος ἐστὶν ἕβρον ἵππειον καὶ Προμηθεὺς, καὶ αὐτοῦ οἱ οὐρεωκομοὶ ἴσανται*. Der lateinische Uebersetzer macht in dieser Stelle einen sehr albernen Fehler. Er giebt sie nemlich so: *quoniam Neptuni Equestris ibi est sacellum & Promethei, quique ejus mulorum curam gerunt, ibi confidunt. — Ejus mulorum?* Was mögen das für geheiligte Maulesel gewesen seyn? Er hat das Adverbium *αὐτοῦ* für den Genitivum des Pronominis angesehen. (S. die Ausgabe des Paul Stephanus. S. 484.)

das Beywort *ἱππιος* von den darauf befindlichen Altären oder Tempeln des Neptunus *ἱππιου* und der Minerva *ἱππιας* (o). Aus der obigen Stelle des Cicero, und zwar aus den Worten: *nam me ipsum huc modo venientem convertebat ad sese Colonus &c.* ist nicht undeutlich zu schliessen, daß er zwischen der Akademie und der Stadt gelegen; denn das *huc* gehet hier auf die Akademie. Nun lag diese sechs Stadia von dem Thore, und der Kolonos mußte folglich noch näher liegen. Mearsius braucht diesen Ort des Cicero auch sehr glücklich zur Verbesserung einer Stelle des Thucydides, wo gesagt wird, daß der Kolonos ohngefähr zehn Stadia von der Stadt liege: *σαδιους μαλισα δεκα*; und er vermuthet, daß man anstatt *δεκα* lesen müsse *δ'*.

Dieser nun, die in der Nähe dieses *Κολωνος* wohnten, machten den Demos aus, der davon den Namen führte, und hießen *Κολωνιαται*. Niemand kann uns dieses besser sagen, als Sophokles selbst:

— — — *Αἱ δε πλησιον γυαι*  
*Τονδ' ἱπποτην Κολωνου εὐχονται σφισιν*  
*Αρχηγον εἶναι, και φερουσι τούνομα*  
*Το τουδε κοινον παντες ὀνομασμενον*

heißt es zu Anfange seines Oedipus auf Kolonos (v). Und der Scholiast sezet hinzu: *Το του Κολωνου ὄνομα κοινον φερουσι παντες, ὀνομαζομενοι Κολωνιαται δηλονοτι*. Mit der Uebersetzung, welche Vitas Winssemius von dieser Stelle macht, bin ich nichts weniger, als zufrieden:

(o) Warum aber jener eben hier als *ἱππιος* verehret wurde, war ohne Zweifel dieses die Ursache; weil er

*Ἴπποισιν τον ἀκεστηρα χαλινον*  
*Πρωταισιν ταισδ' ἐκτισε ἀγυαις.*

(Sophokles in seinem Oedipus auf Kolonos, Seite 745. 46.) Diese Stelle des Sophokles hat mit der bekannten streitigen Stelle des Virgils:

*Tuque ó, cui prima frementem*

*Fudt equum magno tellus percussa tridenti.*

(Georg. lib. I. v. 12. 13.) sehr viel ähnliches. Virgil scheint sie vor Augen gehabt zu haben; und ich muß mich wundern, daß sie keinem von seinen Auslegern beygefallen ist. Denn man kann *πρωταισιν* eben sowohl mit *ἀγυαις*, als mit *ἱπποισιν* verbinden.

(v) Seite 59 u. f.

— Et qui in vicinis compitis habitant agricolae  
 Hunc equestrem Colonom precantur sibi  
 Praesidem esse, atque inde nomen  
 Commune habent, ac Coloniae vocantur.

Equestrem Colonom precantur sibi praesidem esse, würde ohngefähr heißen: sie verehren diesen Kolonos als ihren Schuttgott. Welch ein Sinn! Ich würde *εὐχομαι* durch das bloße profiteri, aufs höchste durch gloriarı geben; und *ἀρχηγον* wenigstens durch generis auctorem ausdrücken. Denn weiter will Sophokles auch nichts sagen, als daß die Landleute da herum sich des Kolonos als ihres Stammorts rühmen, und den Namen der Koloniaten von ihm führen.

Wodurch aber dieser Kolonos besonders merkwürdig geworden, das waren die letzten Schicksale des Oedipus. Hier lies sich dieser unglückliche Mann nieder, als ihn seine grausamen Söhne aus seinem Reiche trieben; hier starb er. Sophokles hat diesen wunderbaren Tod zu dem Inhalte eines Trauerspiels gemacht, *χαριζομενος οὐ μόνον τη πατριδι ἀλλὰ καὶ τῷ ἑαυτοῦ δημῷ*, sagt der Scholiast. Und in der That hat schwerlich ein Dichter seinen Geburtsort glücklicher verewiget, als Er. Was ich sonst noch davon zu sagen hätte, verspare ich, bis ich auf das Stück selbst komme, das zum Glücke eines von den übrig gebliebenen ist.

So auffer allen Zweifel es nun schon, durch diese Zeugnisse und Umstände, gesetzt zu seyn scheint, daß Sophokles von Geburt ein Athenienser und zwar ein Koloniate gewesen: so findet man doch eines Alten erwehnet, welcher anderer Meinung seyn wollen. Ist er nemlich, wie der ungenannte Biograph anführet, hat vorgegeben, Sophokles sey kein Athenienser, sondern ein Phliasier. Aber da Ist er der einzige ist, der dieses gesagt hat, warum soll man sich von ihm irre machen lassen? Und so urtheilet der ungenannte Biograph selbst: *Ἀπισητεον δε καὶ τῷ Ἴσρω φασκοντι αὐτον οὐκ Ἀθηναιον, ἀλλὰ Φλιασιον εἶναι· πλὴν γὰρ Ἴσρου παρ' οὐδενι ἑτερω τουτ' ἐστιν εὐρειν.*

Meursius hat, bey Gelegenheit dieser Stelle des Biograph's, einen Fehler begangen. In seinen Anmerkungen nemlich über



das Leben des Sophokles aus dem Suidas, gedenkt er unter dem Worte Κολωνηθεν dieser Meinung des Ister, und sagt: Ister e populo Phliensi fuisse eum tradiderat. Nun ist populus hier dem Meursius soviel als δημος. Ister aber hat dem Sophokles nicht bloß den Koloniaten, nicht bloß den populum, δημου, sondern überhaupt den Athenienser absprechen wollen. Dieses ist aus dem Gegensatze klar: οὐκ Αθηναιον ἀλλὰ Φλιασιον. Wäre unter Φλιασιος bloß der δημος zu verstehen, so könnte er ja eben sowohl ein Phliasier und Athenienser, als ein Koloniate und ein Athenienser seyn. Eine dunkle Erinnerung, die dem Meursius vielleicht beywohnte, daß es wirklich einen δημου, Namens Φλυα, gegeben, hat ihn ohne Zweifel zu diesem Fehler verleitet. Allein des Unterschieds in den Buchstaben nicht zu gedenken, so heißt das Adjectivum von Φλυα nicht Φλυασιος, sondern einer aus diesem δημῳ heißt Φλυεος. Ich beruffe mich deswegen auf folgende Inscription bey dem Spon (a):

Σ Ε Λ Ε Τ Κ Ο Σ  
Ξ Ε Ν Ω Ν Ο Σ  
Φ Α Τ Ε Τ Σ

Φλιασιος hingegen ist das Gentile von Φλιους. Phlius aber war eine Stadt in dem Peloponnesus, und zwar in Achaia, nicht weit von Sicyon (r). Aus diesem Phlius also, und nicht aus Phlya, muß Ister den Sophokles gebürtig geglaubt haben.

Strabo sagt, das alte Phlius habe an dem Berge Kólossa gelegen. Dieses bringt mich auf eine Vermuthung. Sollte wohl Ister anstatt Κολωνηθεν, gelesen haben Κολωσσηθεν?

(C)

Sein Vater hieß Sophilus.) Man sehe das Zeugniß des

(a) In den Excerptis ex Jacobi Sponii Itinerario, de Populis Atticis, welche des Meursius Reliq. Atticis beygefügt sind. S. 39.

(r) Strabo, im achten Buche S. 586 nach der Ausgabe des Ame-loveen. Stephanus Byzantinus: ΦΛΙΟΥΣ, πολις Πελοποννησου — το ἔθρικον Φλιουντος, ἢ Φλιουσιος — Πλεονασμῳ δε του α, Φλιασιος. Für πλεονασμῳ liest Gronovius μεταπλασμῳ. (Variae Lectiones in Stephano p. 26.)

Suidas unter (A). Dieses bestätigt der ungenannte Biograph: υιος δε Σοφίλου. Und ein Ungenannter in der Anthologie (s):

Τον σε χοροῖς μελψάντα Σοφοκλέα παῖδα Σοφίλου,

Τον τραγικῆς μουσῆς ἄστρα Κεκροπιον

u. s. w. Clemens Alexandrinus (1) schreibt ihn Σοφίλλος. So auch Tzetzes (u). Diodorus Siculus hingegen schreibt ihn Θεοφίλος (x). Ich wollte darum aber nicht mit dem Meursius sagen: Ergo emendandus Diodorus Siculus. Denn es ist nicht unwahrscheinlich, daß Σοφίλος und Θεοφίλος im Grunde einerley Namen sind, indem der dorische Dialekt Σιος anstatt Θεος sagt. Daher es denn auch die lakonische Aussprache war. Wenn die Athenienserin νη τω Σεω schwur, schwur die Spartanerin ναι σιω. Es war Ein Schwur; obgleich beide verschiedene Gottheiten damit meinten (y).

Das war sein Name; nun von seinem Stande. War Sophilus, der Vater unsers Dichters, einer von den vornehmern oder geringern Bürgern? Aristoxenus und Isler haben das letztere behauptet; denn beyde haben ihn zu einem Handwerker, jener zu einem Zimmermanne oder Schmiede, und dieser zu einem Schwerdfeger gemacht. Allein dem ungenannten Biograph kömmt dieses unglaublich vor; und zwar aus zwey Gründen, davon einer von der Feldherrnstelle, welche Sophokles nachher, zugleich mit den vornehmsten Männern des Staats bekleidet, und der andere von dem Stillschweigen der Komödienschreiber hergenommen ist. Er wählet also den Mittelweg und sagt, daß Sophilas vielleicht nur Knechte gehalten habe, die jene Handwerker treiben müssen: υιος του Σοφίλου, ὅς οὔτε (ὡς Ἀριστοξένου φησι) τεκτων, ἢ χαλκεύς ἦν· οὔτε (ὡς Ἰσρος) μιχαίροποιος τὴν ἐργασίαν. Τυχὸν δὲ ἐκεκτῆτο δούλους χαλ-

(s) Libro III. cap. 25. ep. 42.

(1) In seiner Ermahnungsrede an die Griechen. S. 36 nach der Ausgabe des D. Heinsius.

(u) Chil. VI. 69.

(x) Bibl. Hist. lib. XIII. p. 222. edit. Rodom.

(y) S. die *Lysistrata* des Aristophanes, Zeile 81 und 146, und was Bisetius über die erstere anmerkt.

κεας ἢ τριτοιας· οὐ γὰρ εἶκος τὸν ἐκ τοιούτων γενομένον  
 στρατηγίας ἀξιωθῆναι συν Περικλεὶ καὶ Θουκυδίδῃ, τοῖς  
 πρώτοις τῆς πολέως· ἀλλ' οὐδ' ἂν ὑπο τῶν κωμῶδων ἀδελκός  
 ἀφείδη, τῶν οὐδε Θεμιστοκλεὺς ἀποσχομένῳ.

Den ersten Grund halte ich für den stärksten nicht. Ich werde in der Anmerkung (O) mehr davon sagen. Der zweyte aber dünkt mich desto wichtiger. Ein geringes Herkommen war für die Dichter der alten Komödie eine unerschöpfliche Quelle von Spöttereien. Wehe dem berühmten Manne, dem sie von dieser Seite etwas vorrücken konnten! Da war kein Verschonen; wenn er sich um den Staat auch noch so verdient gemacht hätte. Themistokles, sagt der Biograph, erfuhr es. Und der gute Euripides! setze ich hinzu. Wie viel mußte er, wegen seiner Mutter Klito, die eine Krauthöckerin (*λαχανοπωλις*) gewesen war, von dem Aristophanes leiden. Nun war zwar Aristophanes ein besonderer Feind des Euripides, dem er den Sophokles sehr weit vorzog. Aber würde er, dieser poetischen Gerechtigkeit wegen, einen Einfall unterdrückt haben? Da kennt man den Aristophanes nicht! Da kennt man die alte Komödie nicht! Als Sophokles in seinem Alter Gedichte für Geld machte, wozu ihn vielleicht die Noth zwang, wie bitter warf es ihm Aristophanes vor! Ich rede in der Anmerkung (P) hiervon mehr. Und er sollte ihm seine geringe Herkunft geschenkt haben? Auch Kratinus, auch Eupolis, und wie sie alle heißen, sollten sie ihm geschenkt haben? Denn man muß annehmen, daß der Biograph, oder die Währmänner des Biograph's, von der alten Komödie mehr gelesen hatten, als uns davon übrig geblieben ist.

Aber was soll ich zu dem Mittelwege sagen, den der Biograph hier nehmen will, „daß der Vater des Sophokles vielleicht nur Knechte gehalten, die jene Handwerker treiben müssen?“ Das heißt viel zu viel einräumen. Denn derjenige Bürger zu Athen, welcher mit den Handthierungen seiner Knechte wucherte, war noch lange kein vornehmer Bürger; er gehörte aufs Höchste in die Klasse der Mittelbürger, τῶν μετρωτῶν πολιτῶν. Ja der Sohn eines solchen Bürgers war noch immer den Spöttereien der Komödienschreiber, über das mittelbare Gewerbe seines Vaters, ausgesetzt. Ich beruffe mich die-

ferwegen auf das, was Plutarch (z) von dem Redner Isocrates sagt: Ἰσοκράτης Θεοδώρου μὲν ἦν παῖς τοῦ Ἐρχιδίως (aa) τῶν μετρίων πολιτῶν, δεραπονίτας ἀυλοποιὸς κερκτημῆναι, — ὄψεν εἰς τοὺς ἀυλοὺς κερκωμῶδηται ὑπὸ Ἀριστοφάνους καὶ Στρατίδος. Hier ist ein Mann, welcher Flötenmacher in seinem Brode hält; aber eben darum gehörte dieser Mann unter die Mittelbürger; und der Sohn bekam von dem Aristophanes und Stratis des Vaters Flöten fein zu hören.

Widerspricht also die unterlassene Spötterey der Komödienschreiber dem Aristoxenus und Isier, so widerspricht sie auch der Vermuthung des Biographen, und Sophilus muß nothwendig einer von den Edeln der Stadt gewesen seyn, die reines Vermögen genug besaßen, entweder in die Klasse der Pentakosiomedimnen, oder wenigstens in die Klasse der Ritter zu gehören. Dieser Behauptung kömmt das Zeugniß eines Alten, eines spätern Römers zwar, aber doch eines Mannes zu statten, der mit der griechischen Litteratur genau bekannt war. Der ältere Plinius (bb) nemlich nennet unsern Dichter ausdrücklich, principe loco genitum Athenis. Wird Plinius das aus seinem Kopfe gesagt haben? Wird er sich nicht auf Zeugnisse gestützt haben, die wenigstens den Zeugnissen des Isiers und Aristoxenus die Wage gehalten?

Ich habe über dieses eine Vermuthung, woraus das nachtheilige Vorgeben des Aristoxenus und Isier entstanden seyn kann, die hoffentlich keine von den unglücklichsten seyn wird. Auf dem zweyten Κολωνος, welcher zum Unterschiede ἀγοραῖος hieß, ließen sich alle diejenigen treffen, welche für Lohn arbeiteten, und hießen von diesem ihren Versammlungsorte Κολωνίται (cc).

(z) In den Lebensbeschreibungen der zehn Redner, unter welchen das Leben des Isocrates das vierte ist.

(aa) Wie Xylander anstatt τοῦ ἀρχιερέως mit vollkommenem Grunde liest.

(bb) Histor. Nat. lib. XXXVII. Sect. XI. §. 1. Edit. Hard. Ich gedenke dieser Stelle des Plinius unter (x) mit mehreren.

(cc) Suidas unter diesem Worte: Ὅπως ὠνομαζον τοὺς μισθωτοὺς ἐπεὶ περὶ τὸν Κολωνον εἰσηγεσαν, ὅς ἐστι πλησιον τῆς ἀγορᾶς. Suidas hat hier den Zarpocraton ausgeschrieben, welcher die nehmlichen Worte aus einer Rede des Hyperides anführt.

Was ist nun leichter zu vermengen als Κολωνιται und Κολωνιαται? Sophokles aber, und folglich auch sein Vater, war ein Κολωνιατης. So fanden ihn Aristoxenus und Ister genennet, und lasen es für Κολωνιτης, und machten ihn zu einem Manne, der für Lohn arbeitet. Meine Vermuthung wird dadurch bestärkt, daß sie weder untereinander, noch mit sich selbst einig sind, welches Handwerk Sophilus eigentlich getrieben habe. Denn ein Κολωνιτης konnte ein Zimmermann, ein Schmid, und ein Schwerdfeger seyn.

Will man mir über dieses Κολωνιτης noch eine grammatische Grille erlauben? Ich halte die Sylbe της hier für etwas mehr, als für die bloße Endung, welche verschiedene Gentilia bekommen. Ich halte sie für das Nennwort της, welches einen Arbeiter um Lohn bedeutet. 'Οτι ὁ παρ' ἄλλοις, merkt Photius aus den Chrestomathieen des Zelladius an (ad), μισθοῦ δουλευων, της καλεϊται, ἢ παρα το δεϊναι, ὁ δηλοι το χερσιν ἐργαζεσθαι και ποιειν. — ἢ κατα μεταθεσιν του τ εις το θ· το γαρ πενεσθαι και τητασθαι του βιου, οϊου σερεσθαι, ἀναγκαζει πολλους τα δουλων πραττειν. Nun weiß ich zwar wohl, daß της in der mehrern Zahl τηςτες hat, und daß es also, nach Verwandlung des θ in das vielleicht ursprüngliche τ, Κολωνιτηςτες heißen müßte, und nicht Κολωνιαται; ich weiß aber auch daß der gemeine Gebrauch, welcher die Abänderung der Wörter in seiner Gewalt hat, sich wenig um die Herleitung bekümmert. Das δεϊναι in der angeführten Stelle, ist unser thun.

## (D)

In dem zweyten Jahre der ein und siebenzigsten Olympias geboren.) Der ungenannte Biograph: Γεννηθηναι δε αυτον φασιν ἐβδομηκοση πρωτη ὀλυμπιαδι κατα το δευτερον ετος, ἐπι Αρχοντος Αθηνησι Φιλιππου. Mit ihm stimmt der Ungenannte, von welchem wir ein kurzes historisches Verzeichniß der Olympiaden (Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην) haben (ee), auf

(ad) Diesen Auszug des Photius aus dem Zelladius, hat Meursius übersetzt und mit Anmerkungen erläutert; und so ist er dem zehnten Bande des Gronovschen Thesaurus als ein besonderes Werk einverleibet worden.

(ee) Man findet dieses Ungenannten Ὀλυμπιαδων ἀναγραφην unter

das genaueste überein. Er schreibt unter dem zweyten Jahre ΟΛ. ΟΑ. Φιλιππος. Σοφοκλης ὁ τραγωδοποιος ἐγεννηθη. Doch merkt eben dieser Ungenannte auch unter dem dritten Jahre der drey und siebenzigsten Olympias an: Σοφοκλης ἐγεννηθη κατα τινας. Und unter diese einige gehöret Suidas, in dem Artikel von unserm Dichter: τεχθεις κατα την ογ' Ολυμπιαδα. Es wird aber aus andern Datis erhellen, daß man sich an diese einige nicht kehren dürfe, und daß die erstere Meinung allerdings den Vorzug verdiene.

Der ungenannte Biograph fährt fort: ἦν δε Αισχυλου μιν νεωτερος ἐτη δεκαεπτα, Ευριπιδου δε παλαιωτερος εικοσιτεσσαρα. „Er war siebenzehn Jahr jünger als Aeschylus und „vier und zwanzig Jahr älter als Euripides.“ Dem zu Folge müßte Aeschylus in dem ersten Jahre der sieben und sechzigsten, und Euripides in dem zweyten der sieben und siebenzigsten Olympias geböhren seyn. Doch beydes streitet wider alle Zeugnisse, die man von der Geburtszeit dieser beiden Dichter hat, so verschieden sie auch unter sich selbst seyn. Fabricius (ff) hat dieses bereits angemerkt: Auctor vitae Sophoclis ait, Sophoclem Aeschylo juniorem annis XVIII. (man lese XVII) seniorem Euripide annis XXIV. Pro quibus rationibus Aeschylus natus fuerit Olymp. LXVII. 1. Euripides Olymp. LXXVIII. (man lese LXXVII.) quod utrumque aliorum scriptorum testimoniis refellitur. Nun ist die wahrscheinlichste Meinung, daß Aeschylus in der drey und sechzigsten Olympias, und Euripides in dem ersten Jahre der fünf und siebenzigsten geböhren worden. Wie also, wenn mein ungenannter Biograph geschrieben hätte: ἦν δε Αισχυλου μιν νεωτερος ἐτη εικοσιτεσσαρα, Ευριπιδου δε παλαιωτερος δεκαεπτα; „Er war vier und zwanzig Jahr jünger als Aeschylus, und siebenzehn Jahr älter als Euripides!“ Würde er der Wahrheit nicht um ein großes näher kommen? Mich wundert, daß Fabricius auf diese Vermuthung nicht gefallen ist.

andern in der Janssonischen Ausgabe der Chronik des Eusebii von 1658. Seite 313 u. f. Die Critici pflegen sie unter dem Titel Anonymi Descript. Olympiad. anzuföhren.

Der Scholiast des Aristophanes, merkt bey der 75ten Zeile der Grösche an: ἦν γὰρ Σοφοκλῆς Αἰσχυλοῦ μὲν ἔτεσιν ἑπτὰ νεώτερος, Εὐριπίδου δὲ καὶ. „Sophokles sey sieben Jahr „jünger als Aeschylus und vier und zwanzig Jahr jünger als „Euripides gewesen.“ Nichts kann deutlicher in die Augen fallen, als daß der Scholiast von den Abschreibern hier jämmerlich verstümmelt worden. Was aber L. Küster in seinen Noten darüber anmerkt, ist nur zum Theil richtig: *Loco huic pessimum vulnus negligentia librariorum inflictum est: qui proinde ut in integrum restitatur, pro ἔτεσιν ἑπτὰ scribendum est ἔτεσιν δεκαεπτα: & deinde post Εὐριπίδου δε, inferenda est vox πρόσβυτερος vel παλαιότερος, quae non sine manifesto sensus detrimento hic omissa est.* Absurdum enim est dicere, Sophoclem Aeschylo juniorem tantum fuisse septem annis; Euripide vero, viginti quatuor annis: cum Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse nemo ignoret. Contra Sophoclem Aeschylo juniorem fuisse septendecim annis; Euripide vero seniorem viginti quatuor annis, non solum evincunt rationes chronologicae, sed etiam expresse testatur Anonymus in vita Sophoclis &c. Und hierauf folgen die angeführten Worte des ungenannten Biograph's. Allein was will Küster, wenn er sagt, es wisse jedermann, daß Euripides erst viele Jahre nach dem Aeschylus gelebt habe? Aeschylus ist, den Arundelschen Marmorn zu Folge, in dem ersten Jahre der achtzigsten Olympias gestorben. Und in der neun und siebenzigsten, hatte sich Euripides bereits als einen tragischen Dichter bekannt gemacht. Man lasse aber den Aeschylus auch in der acht und siebenzigsten gestorben seyn, so war Euripides doch damals schon geraume Zeit geboren, und man kann auf keine Weise sagen: Euripidem haud paucis post Aeschylum annis vixisse. Sollen aber diese Worte nur bedeuten, Euripides überlebte den Aeschylus viele Jahre: so weiß ich gar nicht, was wider den Scholiasten daraus folgt. Denn könnte, dem ohngeachtet, Aeschylus nicht später geboren seyn als Euripides? Und bleibt er es nicht auch alsdenn noch, wenn man schon die sieben Jahre in siebenzehn verwandelt hat? Kurz, das ist der rechte Weg gar nicht, die Verstümmelung des Scholiasten ins Licht zu setzen; sondern Küster hätte, gerade

zu, sagen sollen: Es sey ausgemacht, daß Sophokles älter als Euripides gewesen. Er hätte sich, ohne Umschweif, auf das Zeugniß des A. Gellius (gg), oder wer ihm sonst beygefallen wäre, berufen müssen: und man würde es ihm ohne Umstände eingeräumt haben, daß παλαιότερος, oder ein ähnliches Wort fehle. Wenn er aber sagt, es erbelle aus chronologischen Berechnungen wirklich, daß Sophokles siebenzehn Jahr jünger als Aeschylus, und vier und zwanzig Jahr älter als Euripides gewesen sey: so ist es gerade das Gegentheil von dem was Fabricius sagt. Er trauct dem ungenannten Biograph, ohne ihm nachzurechnen; der der Wahrheit doch sehr weit verfehlet, wenn man ihm durch meine vorgeschlagene Versekung nicht einigermaßen zu Hülfe kommen will.

Meursius, in seinen Anmerkungen über den Artikel des Suidas, sagt: Alii Olympiade XCI anno 2. Sophoclem natum tradunt. Von diesen andern, welche vorgeben sollen, Sophokles wäre in dem zweyten Jahre der ein und neunzigsten Olympias geböhren, habe ich nie etwas gehört; auch wohl sonst niemand in der Welt. Es hat sich offenbar ein Druckfehler hier eingeschlichen; denn in der gleich darauf folgenden Stelle des Biograph's liest Meursius selbst: Ὀλυμπιαδι ἑβδομηκοσῆ πρώτῃ, und nicht ἐννεμηκοσῆ πρώτῃ. Ich will hoffen, daß man in der neuen Ausgabe der sämtlichen Werke des Meursius diesen Fehler bemerkt und verbessert hat. In dem Gronovschen Thesaurus, welchem die Schrift des Meursius doch nach einer vermehrten Handschrift des Verfassers einverleibet worden, ist er glücklich stehen geblieben.

(E)

Eine gute Erziehung — Die Tanzkunst und die Musik bey dem Lamprus — In dieser und im Ringen den Preis.) Der ungenannte Biograph: Καλῶς τε ἐπαιδεύθη καὶ ἐτραφῆ ἐν εὐπορίᾳ — Διεπονήθη δὲ καὶ ἐν παισὶ καὶ περὶ παλαιστράν καὶ μουσικῆν, ἐξ ὧν ἀμφοτέρων ἐσεφανώθη, ὡς φησὶν Ἰσρός· ἐδίδαχθη δὲ τὴν μουσικὴν παρὰ Δαμπίου. Und Athenäus (hh)

(gg) Noct. Att. libr. XVII. cap. 21. Qui in hoc tempore nobiles celebresque erant, Sophocles ac deinde Euripides &c.

(hh) Lib. I. p. 20. Edit. Casaub.



sagt von ihm: ἦν καὶ ὄρχησικὴν δεδιδασκευμένος, καὶ μουσικὴν ἐτι παις ὡν παρὰ Λαμπρῷ.

Die Erziehung der Griechen ist bekannt. Grammatik, Musik, Gymnastik: hierinn, und nach dieser Ordnung, wurden ihre Kinder unterrichtet. Die Theile der Gymnastik waren ὄρχησις und παλη, das Tanzen und das Ringen. Ich will aber das Wort Ringen hier in eben dem weitläufigen Sinne genommen wissen, als das griechische παλη, unter welchem noch viel andere gymnastische Uebungen, als das eigentliche Ringen, verstanden wurden.

Den nun, bey welchem Sophokles die Musik lernte, nennet der ungenannte Biograph Lampias. Athenäus hingegen nennt seinen Lehrer in der Musik und Orchestik, das ist, demjenigen Theile der Gymnastik, welcher das Tanzen begreift, Lamprus. Sie meinen beide Einen Mann, dessen Name bey dem ersten nur verschrieben ist. — Und dieser Lamprus war der berühmteste Lehrer seiner Zeit. Cantare ad chordarum sonum, sagt Nepos von dem Epaminondas, doctus est a Dionysio, qui non minore fuit in musicis fama, quam Damon aut Lamprus.

Ich habe verschiedenes über diesen Mann anzumerken. Ich fange bey einem offenbaren Irrthume an, in welchem Fabricius seinetwegen gewesen ist. Nach ihm uehmlich soll eben dieser Lamprus auch den Sokrates in der Musik unterrichtet haben. Musicam & saltandi artem a Lampro edoctus (ii), sagt er von unserm Dichter, und setzt in der Note hinzu: eodem qui Socratem docuit. Und an einer andern Stelle (kk): Idem ni fallor Lamprus a quo Musicam edoctum se profitetur Socrates apud Platonem Menexeno. Und das soll Sokrates bey dem Plato selbst sagen? Fabricius kann diese Anführung unmöglich selbst nachgesehen haben. Denn Sokrates sagt es daselbst nicht nur nicht, sondern sagt sogar gerade das Gegentheil. Er unterhält sich mit dem Menexenus von der Lobrede, welche den im Treffen gebliebenen Atheniensern gehalten werden soll. Er sagt es sey dieses ein Stoff, der eben nicht viel Geschicklichkeit erfordere.

(ii) Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. I.

(kk) Bibl. Gr. Lib II. cap. 15. §. 36.

Dem was für Schwierigkeiten könne es haben, Athenienser in Athen zu loben? Ganz anders wäre es, wenn der Redner Athenienser in Sparta, oder Spartaner in Athen loben müßte. Und also, fragt Menexenus den Sokrates, getrauest du dich wohl, diese Rede selbst zu halten? Warum nicht? erwiedert Sokrates. *Και ἐμοι μὲν γε, ὦ Μενεξένε, οὐδὲν θαυμαστον οἶωτ' εἶναι εἰπεῖν, ᾧ τυγχάνει διδασκαλὸς οὐσα οὐ πανυ φαυλῆ περὶ ῥητορικῆς, ἀλλ' ἤπερ καὶ ἄλλους πολλούς καὶ ἀγαθούς ἐποίησε ῥητοράς, εἴνα δὲ καὶ διαφερόντα τῶν Ἑλληνῶν, Περικλέα τοῦ Ξανθίππου.* ME. *Τίς αὐτῆ; ἢ δηλοῖοτι Ἀσπασίαν λεγεις;* ΣΩ. *Λέγω γάρ· καὶ Κοῖνον γε τοῦ Μητροβίου, οὗτοι γὰρ μοι δύο εἰσι διδασκαλοὶ· ὁ μὲν μουσικῆς· ἡ δὲ ῥητορικῆς· οὕτω μὲν οὖν τρεφομένον ἄνδρα οὐδὲν θαυμαστον δεινὸν εἶναι λέγειν. ἀλλὰ καὶ ὅστις ἐμοῦ κακίον ἐπαυδεύθῃ, μουσικὴν μὲν ὑπὸ Λαμπροῦ παιδεύθεις, ῥητορικὴν δὲ ὑπὸ Ἀντιφῶντος τοῦ Ραμνουσίου, ὅμως κἄν οὗτος ὀϊός τ' εἴη Ἀθηναίους γε ἐν Ἀθηναίοις ἐπαινῶν εὐδοκίμειν.* Ich, sagt er, der ich in der Beredsamkeit die Aspasia, und in der Musik den Konnos zum Lehrmeister habe, sollte nicht im Stande seyn, eine dergleichen Lobrede zu halten? Die könnte ja wohl einer halten, der einen schlechtern Unterricht genossen hätte, als ich; der die Musik von dem Lamprus, und die Beredsamkeit von dem Antiphon gelernt hätte. — Weit gefehlet also, daß Sokrates hier vorgeben sollte, die Musik von dem Lamprus gelernt zu haben; er ist vielmehr stolz darauf, daß er sie nicht von ihm gelernt hat, daß er sie von einem bessern Meister erst igt lernet.

Was mag aber wohl den Fabricius zu diesem Irrthume verleitet haben? Ohne Zweifel eine Stelle des Sextus Empiricus, oder vielmehr eine vermeinte Verbesserung die Menage darinn machen will. *Σωκρατῆς, ἐρῆθῃ Sextus Empiricus (11), καίπερ βαδύγηρως ἤδη γεγοίως, οὐκ ἤδειτο πρὸς Λαμπῶνα τοῦ κισθαριστῆν φοιτῶν· καὶ πρὸς τὸν ἐπὶ τούτῳ ὀνειδισάντα λέγειν, ὅτι κρείττον ἐστὶν ὀψιμαθῆ μαλλόν, ἢ ἀμαθῆ διαβαλλεσθαι.* Hier heißt der Citharist, von welchem sich So-

(11) Lib. VI. adversus Mathematicos.

Frates noch in seinem hohen Alter unterweisen lassen, Lampon, und Menage (mm) sagt: obiter moneo pro *Λαμπωνα* legendum omnino *Λαμπρον*. Aber warum denn? Um den Sextus Empiricus, statt eines kleinen Fehlers einen weit größern begehen zu lassen? Es ist wahr, des Sokrates Lehrer in der Musik hieß nicht Lampon, er hieß Konnus; Sextus irret sich in dem Namen. Aber er würde sich in mehr als in dem Namen geirret haben, wenn er Lamprus geschrieben hätte. Denn Lamprus konnte damals schwerlich mehr leben. Man überschlage es nur. Lamprus unterrichtete den Sophokles vor seinem sechzehnten Jahre, und der Lehrer konnte leicht zwanzig Jahr älter seyn, als der Schüler; Sokrates war beynabe dreßzig Jahr jünger als Sophokles, und lernte die Musik *βαδυνηως ηδη γερονως*, als er schon schon sehr alt war. Nun lasse man ihn nur funfzig Jahr gewesen seyn, und rechne zusammen. Müßte nicht Lamprus beynabe ein Greis von hundert Jahren gewesen seyn, wenn er den Sokrates in diesem Alter noch hätte unterrichten können? Aus den Worten des Sokrates bey dem Plato, ist auch nichts weniger zu schließen, als daß Lamprus damals noch gelebt habe. Er spricht nicht von jungen Leuten, die noch izt schlechter unterrichtet würden, als er; er redet von schon gebildeten Rednern, die schlechter unterrichtet worden.

Und hätte doch auch Muretus diese Umstände der Zeit ein wenig überlegt! Er würde unsern Lamprus schwerlich in einer Stelle des Aristoteles gefunden haben, in welcher nichts als die Buchstaben seines Namens, in der etymologischen Bedeutung desselben vorkommen. Man höre ihn nur (nn). Aristoteles septimo Politicon, quorundam errorem notans, qui felicitatis causam non in virtute, sed in opibus ac copiis esse censent, ait perinde eos ridicule facere, ac si, quod musicus aliquis bene caneret, ejus rei causam non in artem, sed in lyram referrent. Id autem his verbis exprimit: *Διο και νομιζουσιν ανθρωποι της ευδαιμονιας αιτια τα εκτος ειναι των αγαθων. ωσπερ ει του κιθαριζειν λαμπρον και καλωσ αιτιωτο την λυραν*

(mm) In seinen Anmerkungen über den Diogenes Laertius Lib. II. Segm. 32.

(nn) Var. Lect. lib. IX. cap. 5.

μαλλον της τεχνης. Quibus in verbis, ut illud praeteream, quod legi malim aut *ἀτιωντο*, aut *ἔτις του κιθαριζειν*, aliud mihi multo gravius subesse mendum videtur. Neque enim *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, sed *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως* legendum puto. *Λαμπρος* enim veteris musici proprium nomen fuit: quam boni nihil ad rem: hoc enim tantum significat Aristoteles, *si Lamprus bene canat*, id non lyra sed artificio ipsius effici, & ridiculum fore, si quis id non artificio ipsius, sed lyrae tribuendum esse contendat. So sinnreich diese Veränderung ist, so übersüßig ist sie auch. Denn warum soll hier *λαμπρον* der Name eines Musikers seyn? Weil er es seyn kann? Weil auch alsdenn noch die Worte einen Sinn behalten? Ist das Grundes genug? Hätte Muretus nicht vorher zeigen müssen, daß *κιθαριζειν λαμπρον και καλως*, keinen Sinn, oder wenigstens keinen guten Sinn mache? Und konnte er das? Konnte ihm unbekannt seyn, daß *λαμπρος* auch von der Stimme, und folglich von den Tönen überhaupt gesagt werde? Freylich, wenn man *λαμπρον* hier bloß durch *clare* übersetzt, wie es so wohl P. Victorius, als Lambinus thut (oo), so scheinete *λαμπρον κιθαριζειν* mehr ein Werk der Cithar, als der Kunst zu seyn. Allein es heißt hier das, was wir im Deutschen durch *rein ausdrücken*; und *λαμπρον κιθαριζειν* in diesem Sinne, *rein spielen*, ist nicht dem Instrumente, sondern der kunstmäßigen Stimmung und der Geschicklichkeit des Griffs beyzumessen. Doch das alles ist mein Haupteinwurf noch nicht. Sondern dieser, wie gesagt, ist aus der Zeitrechnung hergenommen. Wenn es wirklich bey dem Aristoteles *του κιθαριζειν λαμπρον και καλως* hieß: würde man nicht annehmen müssen, daß Lamprus damals noch gelebt habe? Denn nur einem noch lebenden und in der Blüthe seines Rufes stehenden Künstler, pfleget man ein dergleichen Compliment im Vorbeygehen zu machen. Ist es aber möglich, daß Lamprus zu der Zeit noch leben konnte, als Aristoteles schrieb? Er müßte weit über hundert Jahr geworden seyn, wenn er nur da noch gelebt hätte,

(oo) Und wie es Muretus selbst in der seinen *Lect. var.* angehängten *interpretatione græcor. locorum* thut.

als Aristoteles geboren ward. Wie wäre dieser auf einen Mann gefallen, den er nie gekannt, nie gehört hatte?

Das waren also zwey Stellen, in die man den Lamprus mehr hineingelegt, als ihn darinn gefunden hat. Hier sind zwey andre in welchen er wirklich ist. Sie sind beyde aus dem Athenäus. Die eine stehet gegen das Ende des eilften Buchs, wo von den Anzüglichkeiten und Verleumdungen, deren sich Plato schuldig gemacht habe, die Rede ist. Und da wird denn auch der obigen Stelle des Weltweisen gedacht, wo er des Lamprus auf eine nicht vortheilhafte Art erwehnet: *Εν δε τῷ Μενεξένῳ οὐ μόνον Ἰππίας ὁ Ἥλιος χλευάζεται, ἀλλὰ καὶ ὁ Ραμνουσίου Αντιφῶν, καὶ ὁ μουσικός Λαμπρός. Ἄλλοι Λαμπρός χλευάζεται;* das heißt die Sache ein wenig übertreiben. Plato spottet des Lamprus ja eben nicht. Denn spottet man denn gleich eines Künstlers, wenn man sagt, daß ein anderer über ihn ist?

Aus der zweyten Stelle des Athenäus (pp) ersiehet man, daß Lamprus sich des Weins enthalten hat, und ein Wassertrinker gewesen ist. Desgleichen, daß der Komödienschreiber Phrynichus ihn in einem seiner Stücke angestochen habe, wo er die Ribige seinen Tod beklagen lassen: *Τροποπότης δε ἦν καὶ Λαμπρός ὁ μουσικός, περὶ οὗ Φρυνιχὸς φησὶ λαροὺς θρηνεῖν, ἐν οἷσι Λαμπρὸς ἐναπεθνήσκεν ἀνθρώπος ὕδατοποτάς, μινυρὸς ὑπερσοφίσης, μουσῶν σκελετός, ἀηδονῶν ἠπιαλός, ὕμνος ἄδου.* Wenn ich diese Stelle recht verstehe, so hat das Stück selbst, in welchem Phrynichus den Lamprus durchgezogen, *λαροὶ*, die Ribitze geheissen. Ich ziehe nehmlich *ἐν οἷσι* auf *λαροὺς*, und die folgenden Worte sind mir der Threnus (oder ein Stück wenigstens davon), den der Dichter die Ribige über den Tod des Musikus singen lassen. Und das ohne Zweifel in einem Theile des Chorus, welchen die Ribige gemacht. Denn die Worte selbst scheinen mir zerrissene anapästische Zeilen zu seyn, die ich einem andern in Ordnung zu bringen überlassen will. Ich weiß zwar wohl daß weder Dalechampius in seiner Uebersetzung, noch Casaubonus in seinen vortrefflichen Anmer-

kungen über den Athenäus, hier den Titel einer Komödie des Phrynichus wahrgenommen zu haben scheinen. Ich weiß auch, daß unter den Stücken welche Suidas (99) diesem Dichter zueignet, sich keines dieses Namens befindet; daß auch Meursius (rr), welcher doch alle von dem Suidas benannte Stücke da oder dort angeführt gefunden, keine *λαγους* aufgetrieben hat. Aber dem ohngeachtet kann ich Recht haben; denn, wie gesagt, ich wüßte nicht, auf was *ἐν οἷσι* anders gehen könnte, als auf *λαγους*. Die Zunamen übrigens, die Phrynichus hier unserm Lamprus giebt, scheinen, auffer von seinem Wassertrinken, von seinem Alter und seinen allzutaurigen Melodien hergenommen zu seyn. Er heißt, der klägliche Virtuose, das Gerippe der Mäusen, das Fieber der Nachtigallen, das Klagelied der Hölle; denn auch diese Bedeutung, wie bekannt, hat *ὑμνος*. Wenn aber Muretus, an dem angezogenen Orte, sagt: *Hunc Lamprum Athenaeus, non sane ex consuetudine musicorum, abstemium fuisse ait &c.* so hat Muretus die Zeiten schändlich verwechselt. Ein alter Cithariste war mehr ein Lehrer der Mäßigkeit und Tugend, als der Tonkunst. *Οἱ τ' ἂν κισαριζαι, ἕτερα τοιαυτα, σωφροσυνης τε ἐπιμελουνται, και ὁπως ἂν οἱ νεοι μηδεν κακουργωσι*, sagt Plato (ss).

Diesen zwey Stellen aus dem Athenäus könnte ich eine dritte aus dem Plutarch (tt) beyfügen, wo eines lyrischen Dichters, Namens Lamprus gedacht wird; und wer die genaue Verbindung erwägt, in welcher zu den damaligen Zeiten die Poesie mit der Dichtkunst stand, wird sich nicht lange bedenken,

(99) *Φρυνιχος, Αθηναιος, Κωμικος των ἐπιδευτερων της αρχαιας κωμωδιας.* — *Δραματα δε αυτου ἐσι ταυτα: Εφιαλτης, Κορνος, Κρονος, Κωμασαι, Σατυροι, Τραγωδοι, ἡ Ἀπελευθεροι, Μονοτροπος, Μουσαι, Μυσης, Ποασριαι.* Die Worte des Suidas, *δραματα δε αυτου ἐσι ταυτα*, folgende Stücke sind von ihm, wollen aber eben nicht sagen, daß er sonst keine gemacht habe. Und wenn sie es auch sagten, so hat Suidas in ähnlichen Fällen schon mehr als einmal geirret. Von dem Eupolis z. B. sagt er: *ἐδιδάξε δραματα ιζ'.* Und Meursius hat deren doch mehr als zwanzig angeführt gefunden.

(rr) *Bibl. Attica Lib. V.*

(ss) *Im Protagoras.*

(tt) *In seiner Abhandlung von der Musik.*

ihn für unsern Lamprus zu halten. Seine Lieder stehen da mit den Liedern des Pindars, des Pratinas, και των λοιπων όσοι των λυρικών άνδρες έγενοντο ποιηται κρουματων άγαθοι, in einer Reihe.

## (F)

Um die Tropäen, nach dem Salaminischen Siege — (Nach einigen, nackt und gesalbt; nach andern, bekleidet.) Der ungenannte Biograph: Μετα την έν Σαλαμινι ναυμαχίαν Αθηναίων περι τροπαιον ουτων, μετα λυρας γυμνος άλληλιμιμενος τοις παιανίζουσιν των έπινικίων έξήρχε. Und Athenäus (uu): Σοφοκλής δε προς τω καλος γεγενησθαι την ώραν, ήν και όρχησικην δεδιδαγμενος και μουσικην έτι παις ών παρα Λαμπρω, μετα γουν την έν Σαλαμινι ναυμαχίαν περι τροπαιον γυμνος άλληλιμιμενος έχορευσε μετα λυρας· όι δε έν ίματιω φασι.

Und damals, sage ich, war Sophokles noch nicht sechzehn Jahr. Denn es war das erste Jahr der fünf und siebenzigsten Olympias, als Xerxes der griechischen Freiheit den Untergang drohte. Die Athenienser wollten dem Rathe des Themistokles, die Stadt zu verlassen, und ihr Glück zur See zu wagen, lange nicht folgen. Endlich, als Leonidas und seine Spartaner bey Thermopylä ihr Leben vergebens aufgeopfert hatten, als Phocis von den Feinden überschwemmet und verheeret war, als sie ihm ihr Attica von ihren Bundesgenossen, die sich nach Peloponnesus zogen, Preiß gegeben sahen, zwang sie die äusserste Noth zu dem Entschlusse: την μεν πολιν παρακαταδεσθαι τη Αθηνά τη Αθηναίων μεδεουση, τους δ' έν ήλικία παντας έμβαινειν εις τας τριηρεις, παιδας δε και γυναικας και άνδραποδα σωζειν. έκασον ως δυνατον. Kylander und Kind übersetzen in dieser Stelle des Plutarchs (xx), τους έν ήλικία nicht zum besten durch juvenus, junge Mannschaft. Denn es ist hier ερατευσιμος, μαχιμος ήλικία, nicht die Jugend, sondern das zu Kriegesdiensten fähige Alter zu verstehen, welches über das sechzigste Jahr reichte. Seinen Anfang aber nahm es von dem achtzehnten, oder eigentlich von dem zwan-

(uu) Lib. I. p. m. 20.

(xx) Im Leben des Themistokles.

zigsten Jahre. Denn ob sie schon von dem achtzehnten Jahre an dienen mußten, so wurden sie doch nicht gegen den Feind, sondern nur zur Bewachung der Stadt gebraucht, und hießen περιπολοι (yy). In dem zwanzigsten legten sie erst den Eid ab, ὑπεριμαχειν ἄχρι θανάτου της τρεψαμενης.

Unter dieser streitbaren Mannschaft konnte unser Sophokles also noch nicht seyn, sondern er gehörte unter die Kinder, die die Väter, so gut wie sie konnten, in Sicherheit mußten bringen lassen. Aber gleichwohl ist er auf Salamis, und tanzet da um die Tropäen. Sollte man ihn igt nicht eher in Troezene suchen, wohin die meisten Athenienser ihre wehrlose Familie schickten? Οἱ πλειστοι των Αθηναίων, fährt Plutarch fort, ὑπέξεθεντο γονεας και γυναικας εἰς Τροιζηνα, φιλοτιμως πανυ των Τροιζηριων ὑποδεχομενων· και γαρ τρεφειν ἐψηφισαντο δημοσια, δυο ὀβολους ἕκαστω διδοντες, και της ὀπρας λαμβανειν τους παιδας ἐξειναι πανταχοθεν, ἐτι δ' ὑπερ αὐτων διδασκαλοις τελειν μισθους. Doch Herodotus sagt es ausdrücklicher, daß Troezene nicht der einzige solche Zufluchtsort gewesen sey, sondern daß einige ihre Kinder auf Megina, einige auch auf Salamis geschickt hätten (zz): Ενθάυτα οἱ μεν πλειστοι εἰς Τροιζηνα ἀπεσειλαν (τα τεκνα και τους οικετας), οἱ δε εἰς Αἰγινα, οἱ δε εἰς Σαλαμινα. Der junge Sophokles war folglich nach diesem letztern Orte in Sicherheit gebracht worden, wo es der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation, zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen; und Euripides ward an dem Tage des Sieges auf eben der glücklichen Insel geboren.

Ich hätte vor allen Dingen anmerken sollen, daß die vorzügliche Schönheit des Sophokles, ihn der Ehre würdig machte, der Anführer bey einer so glorreichen Feyerlichkeit zu seyn: προς το καλος γεγενησθαι την ὥραν, sagt Athenäus. — Und dieses ist das erste Datum, aus welchem es wahrscheinlicher wird, daß unser Dichter in dem zweyten Jahre der ein und siebenzigsten, als in dem dritten der drey und siebenzigsten Olym-

(yy) Pollux lib. VIII. cap. 9. §. 105.

(zz) Herod. libr. VIII. p. 541. Edit. Henr. Stephani.



pias geböhren worden. Als ein Kind von sechs Jahren würde er vielleicht zu Troezene Obst genascht, nicht aber auf Salamis um die Tropäen getanzt haben.

(G)

Aeschylus des Sophokles Lehrer in der tragischen Dichtkunst — Zweifel dawider.) Der ungenannte Biograph ist der einzige, der dieses sagt: Παρ' Αισχυλῶ την Τραγωδιαν ἐμαθεῖν. Ich werde also um so viel eher daran zweifeln dürfen. Und das aus folgenden Gründen. Ich will nicht untersuchen, wie viel man überhaupt von der dramatischen Dichtkunst einen lehren kann; ob es sich viel weiter als auf gewisse mechanische Kleinigkeiten erstreckt, die man durch die Intuition eines Meisters weit geschwinder und besser, als durch die allgemeinen Regeln eines Lehrers begreift. Ich will nicht fragen, wie viel es dergleichen allgemeine Regeln zu den Zeiten des Aeschylus geben konnte, da noch so wenig gute Stücke vorhanden waren, aus welchen man sie hätte abziehen können? Ich will auch nicht fragen: konnte Aeschylus etwas lehren, was er selbst nicht gelernt hatte? Nach dem eigenen Bekenntnisse dieses Dichters war sein Talent zur Tragödie, mehr ein ihm von dem Bacchus übernatürlicher Weise geschenktes, als erworbenes Talent. Ἐφη δὲ Αἰσχυλὸς μισρακίον ὄν καθευθεῖν ἐν ἀγρῷ φυλασσῶν σαφυλάς, καὶ οἱ Διονύσου ἐπισαντα κελευσσαι τραγωδιαν ποιεῖν· ὡς δὲ ἦν ἡμέρα, πειθεσθαι γὰρ ἐθέλειν, ῥάστα ἤδη πειρωμένος ποιεῖν· erzehlet (aaa) Pausanias. Man lasse das Wunderbare von dieser Erzählung weg, und es bleibt doch immer noch so viel übrig, daß Aeschylus die tragische Dichtkunst nicht studiret, sondern sich durch einen gewaltigen, und gleichsam unwillkürlichen Trieb seines Genies damit abgegeben hat. Und dem ohngeachtet würde er sie allerdings auch andere lehren können, wenn er wenigstens nachher darüber nachgedacht, und seine natürliche Fähigkeit in Wissenschaft verwandelt hätte. Allein dieses unterblieb; wovon uns unter andern ein Vorwurf überzeugt, den Sophokles selbst dem Aeschylus gemacht hat. Σοφοκλῆς, heißt es bey dem

(aaa) Lib. I. Ed. Kuhn. p. 48.

Athenäus (bbb), *ἠνειδιζεν αὐτῷ, ὅτι εἰ καὶ τὰ δεόντα ποιεῖ, ἀλλ' οὐκ εἰδὼς γε.* „Was Aeschylus mache, gerathe ihm „zwar, sey zwar gut; allein er wisse selbst nicht warum es ihm „gerathe, warum es gut sey.“ Wußte er es nicht, wie konnte er es einem andern beybringen? Wußte Sophokles, daß er es nicht wußte, wie konnte er es von ihm zu lernen hoffen?

Zwar wird man sagen: Sophokles machte diese Erfahrung zu spät, und es ist einmal eingeführt, daß auch derjenige unser Lehrmeister heißen muß, von dem wir nichts gelernt haben, wenn wir nur etwas von ihm haben lernen wollen. — Nun gut, so mögen alle die Zweifel die ich von der Unfähigkeit des Aeschylus, ein Lehrer in seiner Kunst zu seyn, hergenommen habe, nichts gelten; und ich verspreche in der Anmerkung (I) einen andern, historischen Beweis zu führen.

(H)

Nach einer Stelle des Plutarchs.) Diese Stelle findet sich in der Untersuchung des Plutarchs, *πῶς ἂν τις αἰσθοῖτο ἑαυτοῦ προκοπιόντος ἐπ' ἀρετῇ;* woraus man seinen Wachsthum in der Tugend schließen könne? Und da ist ihm keines von den geringsten Merkmalen *ἢ περὶ τοὺς λόγους μεταβολῆ,* die Veränderung des Geschmacks an den verschiedenen Theilen der Weltweisheit. Angehende Philosophen, sagt er, beschäftigen sich meistens mit denjenigen Theilen, die sie in Ruf und Ansehen bringen können. Einige versteigen sich in die glänzenden Höhen der Physik; andere verlieben sich in dunkle Zänkereyen; die meisten stürzen sich in die Spitzfindigkeiten der Dialektik. Nur die besten von ihnen kommen endlich, bey reifferm und gesünderm Urtheile, auf das, was die Seele wirklich gut und groß macht, und weihen sich denjenigen Theilen der Weltweisheit, deren Fußstapfen, mit dem Aesopus zu reden, mehr hineinwärts als hinauswärts gehen. Nun fährt Plutarch fort: *Ὡσπερ γὰρ ὁ Σοφοκλῆς ἔλεγε, τοῦ Αἰσχυλοῦ διαπεπαιχῶς ὄγκον, εἶτα τὸ πικρὸν καὶ κατατεχνῶν τῆς αὐτοῦ κατασκευῆς, τρίτον ἤδη τὸ τῆς λεξέως μεταβαλλεῖν εἶδος, ὅπερ ἐστὶν ἠδικοῦτατον καὶ βελτιστον· οὕτως οἱ φιλοσοφούντες,*

ὅταν ἐκ τῶν πανηγυρικῶν καὶ κατατεχνῶν, εἰς τὸν ἀπομεινοῦ ἤδους καὶ πασδους λογον μεταβῶσιν, ἀρχονται τὴν ἀληθῆ προκοπὴν καὶ ἀτυφον προκοπτειν (ccc). Der wahre Sinn dieser Stelle ist so leicht nicht. Xylander hatte sie anfangs so übersetzt: Sophocles aiebat se primo fastum Aeschyli accidisse (aaa), deinde apparatus nimis densum atque artificiosum, postremo etiam dictionis formam mutasse, quae pars maxime ad mores pertinet & est potissima: ita philosophantes, cum a compositis ad ostentationem & artificio nimio elaboratis orationibus, ad orationem animi motus placidos gravesque attingentem transiverint, vere incipiunt fastu repudiato proficere. Ich will diese Uebersetzung nicht kritisiren; Xylander hat es in seinen Anmerkungen selbst gethan, und die Worte, welche den Sophokles angehen, folgendergestalt verbessert: Sophocles aiebat, se primum animi ludique gratia grandiloquentiam Aeschyli imitatum: deinde ejus in apparatu condensationem atque artificii industriam: tertio demum nunc loco ad id dictionis genus se transtulisse, quod ad formandos mores aptissimum, eaque de causa esset optimum. Doch auch mit dieser Verbesserung kann ich nicht zufrieden seyn. Der Sinn des Plutarchs ist weder genau, noch deutlich genug ausgedrückt. Die Worte Σοφοκλῆς τοῦ Αἰσχυλοῦ διαπεπαιχῶς ὄγκον sagen bloß, daß Sophokles den Schwulst des Aeschylus verlacht habe, und es ist ein eigenmächtiger Zusatz des Xylanders, daß dieses durch eine burleske Nachahmung, durch eine Parodie, geschehen sey. Wenn Sophokles ein Komödienschreiber gewesen wäre, so würde mir dieser Zusatz weniger mißfallen. Denn von den komischen Dichtern ist es bekannt, daß sie auch damals schon die hochtrabenden Stellen ihrer tragischen Brüder, gern parodirten und

(ccc) Diese Stelle war dazu versehen, falsch citiret zu werden. Fabricius (Bibl. Gr. Lib. II. cap. 17. §. 1.) citiret sic: Plutarchus de defectu in virtute. Ein solches Buch des Plutarchs giebt es gar nicht. Und Heinrich Stephanus in seinem Thesauro linguae graecae, führet unter κατατεχνος verschiedene Worte und Zeilen daraus an, als ob sie in dem Buche de discern. adul. ab amico stünden.

(aaa) Was accidisse hier heißen könne, begreiffe ich gar nicht. Es lat ohne Zweifel irrississe, oder dergleichen, heißen sollen. Ich bediene mich der Frankfurtschen Ausgabe von 1620.

dadurch lächerlich machten. Allein wo hätte das Sophokles thum können? In seinen eigenen Tragödien? So hätte er sich selbst den größten Schaden gethan. Und das Wort *κατασκευη*. Mit diesem hat sich Kylander sehr geirret. Er giebt es durch *apparatus*. Gut; aber was für ein *apparatus*? Aus einer Verbesserung, die er in dem Texte macht, erhellet deutlich, daß er die *κατασκευη* der Rhetorik, die Ausschmückung der Rede durch Figuren und Tropen, verstanden hat. Anstatt *το πικρον της αυτου κατασκευης*, liest er nehmlich *το πυκνον*; und übersetzt es durch *apparatum nimis densum*, anstatt es durch *nimis amarum* zu übersetzen. Denn freylich konnte ihm eine herbe, bittere Ausschmückung in diesem Verstande, nicht den besten Sinn zu machen scheinen; wohl aber eine allzugedrungene, überhäufte Ausschmückung. Allein wenn dieses die richtige Bedeutung des Wortes *κατασκευη* wäre, würde nicht alsdenn diese zu überhäufte, zu gekünstelte Ausschmückung (*το πυκνον και κατατεχνον της κατασκευης*), mit dem, was Plutarch die Schwulst des Aeschylus (*τον Αισχυλου ογκον*) nennet, ziemlich auf eines hinauslaufen? Denn was macht einen Dichter anders schwülstig, als die allzuhäufige, allzugeseuchte Anwendung der kühnsten Tropen? Und doch will Plutarch ausdrücklich beides unterschieden wissen: *διαπεπαιχως ογκον — ειτα — τριτον*.

Warum halte ich mich auf? Kurz; es ist hier nicht die *κατασκευη* der Rhetorik, sondern die *κατασκευη* der Schauspielkunst, die theatralische Auszierung zu verstehen. *Σκευη, κατασκευη, σκευοποιια, σκευοποιηματα*, diese Wörter begreifen alles, was zur Vorstellung eines dramatischen Stückes erfordert wird; Auszierungen der Bühne, Kleider, Larven, Maschinen. Nun ist es von dem Aeschylus bekannt (eee), *σκευοποιιας ηψατο, εικασμενης τοις των ηρωων ειδεσιν*. Er war, wie Horaz sagt:

— — *personae pallaeque repertor honestae,*

— — *& modicis intravit pulpita tignis*

*Et docuit — — — niti — cothurno.*

(eee) Philostratus de vita Apollonii Tyanei lib. VI. Cap. 6.

Es ist aber auch nicht weniger von ihm bekannt, daß er in der Auszierung seiner Bühne und seiner Personen, sehr weit ging, und das Schreckliche darinn nicht selten übertrieb. Man erinnere sich seiner Lumeniden; welche grausame Wirkung der ungewohnte Anblick dieser rächerischen Gottheiten, die Aeschylus zu allererst im Schlangenhaare aufführte, auf die Zuschauer hatte! Und was sahe man nicht sonst alles auf seiner Bühne!

Aigles, Vautours, Serpens, Grifons,  
Hippocentaures & Typhons,

Des Taureaux furieux, dont la gueule béante  
Eut transfé de frayeurs le grand cheval d'Atlante;  
Un char, que des Dragons étincelans d'eclairs  
Promenoient en sifflant par le vuide des airs;  
Demorgogon encore à la triste figure,  
Et l'horreur & la Mort s'y voyoient en peinture (fff).

Dieses übertriebene Schreckliche also, welches Aeschylus nicht blos in seinen Versen schilderte, sondern wirklich durch alle Künste der Skévopsie sichtbar machte, dieses ist es, was Plutarch το πικρον και κατατεχνον της αυτου κατασκευης nennet. Denn der höchste Grad des Schrecklichen wird wirklich in der Nachahmung widerwärtig, πικρος. Ist es noch nöthig, dieses Wort in πικνος zu verwandeln?

Nach dieser Erklärung betrachte man nunmehr die Stelle des Plutarchs, und sie ist ungleich heller. Indem Aeschylus den Ausdruck der Tragödie so viel als möglich erhaben zu machen suchte, verstieg er sich oft in das Schwülftige; und dieses war die erste Uebertreibung, die Sophokles vermied. Indem Aeschylus gern so schrecklich als möglich seyn wollte, ließ er sich oft verleiten, seine Zuflucht zu wunderbaren Maschinen und ungeheuren Verkleidungen zu nehmen, die aber mehr Abscheu als Schrecken erregten; und dieses war der zweyte Fehler, in welchen sich Sophokles nicht reissen ließ. Er ist erhaben, ohne schwülftig zu seyn; er ist schrecklich, ohne das Schreckliche einer widrigen Skévopsie zu danken zu haben. Das alles paßt vollkommen. Und doch sage ich, daß ich dieses Verhältniß des

(fff) Tanaquill Faber in seinen französischen Lebensbeschreibungen der griechischen Dichter.

Sophokles zum Aeschylus nicht so wohl aus gegenwärtiger Stelle des Plutarch, als aus der Vergleichung ihrer Stücke gezogen habe? Warum das?

Einer Besorgniß wegen. Man darf den Plutarch nur ein wenig kennen, um zu wissen, daß ihm sein Gedächtniß mehr als einen übeln Streich gespielt hat. Wie wenn es ihm auch hier nicht treu genug gewesen wäre? Wie wenn er das, was er von dem Sophokles sagt, von dem Euripides hätte sagen sollen? Ich will die Gründe dieser meiner Besorgniß vorlegen. — Σοφοκλής ἐλεγε, schreibt Plutarch; „Sophokles hat gesagt.“ Wo hat er es gesagt? Hat er es in einem von seinen Werken gesagt? Und welches ist das Werk, wo er dieses nicht eben allzubescheidne Bekenntniß hätte thun können? Es müßte nothwendig das Buch gewesen seyn, welches er über den Chorus geschrieben hat, und dessen ich in der Anmerkung (LL) gedenken werde. War es hier, wo er so mancherley an dem Aeschylus auszusetzen hatte, wie ist sein obiger Ausspruch von diesem seinen Vorgänger, *ὅτι τὰ θεόντα ποιεῖ* (ggg), damit zu vergleichen? Wie ist die Hochachtung überhaupt damit zu vergleichen, die er beständig gegen diesen Vater der Tragödie gehabt hat? Hätte er sich selbst geschmeichelt, so vieles nach dem Aeschylus in der tragischen Dichtkunst verbessert zu haben, würde er nicht geneigt gewesen seyn, sich weit über ihn zu setzen? Als er aber, nach der Erdichtung des Aristophanes, in das Reich der Schatten kam, wo Aeschylus den tragischen Thron besaß, wie bezeugte er sich gegen ihn?

— — — *Ἐκυσσε μὲν Αἰσχύλον,*

*Ὅτε δὴ κατήλθε, κἀνεβαλε τὴν δεξιάν·*

*Κἀκείνος ὑπεχώρησεν αὐτῷ τοῦ θρόνου* (lhh).

Er küßte ihn; er ließ ihm die rechte Hand; er begab sich des Thrones völlig. Man sage nicht: das ist die Erdichtung eines Komödienschreibers. Dieser Komödienschreiber konnte von den wahren Gesinnungen des Sophokles gar wohl unterrichtet seyn, und durfte igt seine Erdichtungen nicht anders, als ihnen

(ggg) Bey dem Athenäus. Man sehe die vorhergehende Anmerkung (G) Seite 307.

(lhh) Aristophanes in den Fröschen Zeile 800 u. f.

gemäß einrichten. — Aber dieß alles sind die geringste Gründe meines Verdachts. Die wichtigsten sind diese; Anfangs, daß die zwey erstern Punkte, in welchen Sophokles, dem Plutarch zufolge, von dem Aeschylus abgegangen ist, sich nicht bloß eben so wohl, sondern ungleich richtiger von dem Euripides als von dem Sophokles sagen lassen; und hernach, daß der dritte Punkt, den ich noch gar nicht berührt habe, sich fast nur von dem Euripides, und von dem Sophokles gar nicht sagen läßt.

Es ist wahr, Sophokles hat sich der Schwulst des Aeschylus nicht schuldig gemacht; aber Euripides noch weniger. Der Ausdruck des Sophokles blieb noch immer stark und erhaben; da sich Euripides hingegen so weit von dem Aeschylus entfernte, daß er nicht selten gemein und schwaghast ward. So lautete das allgemeine Urtheil der Alten, wovon Aristides für mich die Gewähr leisten mag. *Ὁρω δε τοι και περι την τραγωδιαν, sagt er in seiner zweyten antiplatonischen Rede (iii), Αισχυλον μιν αιτιαν ου σχοντα ως εισαγαγοι λαλιαν ουδε τον ηδισον ειπειν Σοφοκλεα, ουδαμου ταυτ' ακουσαντα, ως επηρεν Αθηναιους λαλειν, οτι οίμαι της σεμνοτητος, ως οιον τε μαλιςα, αντειχοντο, και κρειττονα η κατα τους πολλους τα ηδη παρειχοντο. Ευριπιδην δε λαλειν αυτους εδισαι καταιτιαθεντα, αφελειν τι δοξαντα του βαρους και των καιρων.* Es ist ferner wahr, Sophokles hat sich der fürchterlichen Verkleidungen, der wunderbaren Maschinen, weniger und bescheidner bedienet, als Aeschylus. Er hat sich aber doch sonst der Skeuopödie sehr beflissen, und wie man in der Anmerkung (N) sehen wird, verschiedenes darinn erfunden. Von dem Euripides hingegen kann man dieses nicht sagen; es ist vielmehr ein sehr gemeiner Vorwurf, den ihm die Alten machen, daß er den theatralischen Puz zu sehr vernachlässiget hat.

*Καλλως εικος τους Ημιθεους τοις δημασι μειζοσι χρησησαι, Και γαρ τοις ιματιοις ημων χρωνται πολυ σεμνοτεροισιν· Α εμου χρησης καταδειξαντος διελυμηνω συ·*  
sagt Aeschylus bey dem Aristophanes (kkk) zu ihm. Denn er

(iii) *Υπερ των τεσσαρων.* p. 133. Tom. II. Op. Aristidis, edit. Samuelis Jebb.

(kkk) In den Fröschen Zeile 1092 u. f.

scheute sich nicht, Könige und andere vornehme Personen in elenden und zerrissenen Kleidern aufzuführen. Wie wohl oder wie übel er daran gethan, will ich jetzt nicht untersuchen. Genug daß dieses offenbar einer von den Fällen ist, wo er *το κατατεχνον της κατασκευης* ganz bey Seite gesetzt hat. Das *πικρον* derselben, wodurch Aeschylus das Schrecken zu befördern suchte, war ohnedem seine Sache nicht.

Und nun der dritte Punkt: *τριτον ηδη το της λεξεως μεταβαλλειν ειδος, οπερ εστιν ηδικοτατον και βελτισον*. Sophokles soll den ganzen Charakter der Rede umgeschaffen, und ihn, so viel möglich, sittlich und moralisch gut gemacht haben? Das sieht dem Sophokles nicht ähnlich. Dazu war er zu viel Poet, und verstand seine Kunst viel zu gut! Der wahre Tragicus läßt seine Personen ihrem Affecte, ihrer Situation gemäß sprechen, und bekümmert sich nicht im geringsten darum, ob sie lehrreich und erbaulich sprechen. Aber darum bekümmerte sich Euripides wohl. Er, von dem Cicero (III) sagt: *ego certe singulos ejus versus singula ejus testimonia puto*; Er, der dem Quintilian (mmm) *sententiis densus, & in iis quae a sapientibus tradita sunt, pene ipsis par* heißt; Er, von dem Theon (nnn) sagt: *οτι παρα καιρον αυτω Εκαβη φιλοσοφει*. Und welche Person ist bey ihm nicht so eine *Hekuba*?

Ich fürchte nicht, daß man hierwider etwas einwenden werde. Allem Ansehen nach muß Euripides, anstatt des Sophokles bey dem Plutarch gelesen werden. Aber das fürchte ich, daß man mir meine obige Frage zurück geben wird. „Wenn Euripides das gesagt hat, wo hat er es gesagt?“ Immerhin; ich bin wegen der Antwort eben nicht verlegen.

Euripides sagt es bey dem Aristophanes, und zwar, wie man leicht vermuthen kann, in den *Fröschen*. — Man kennet

(III) Ep. 8. Lib. XVI. ad Famil. Es ist aber hier nicht M. T. Cicero, sondern der Bruder Quintus Cicero zu verstehen; denn in dieses Briefe an den Tiro stehen die angeführten Worte. Gyraldus irret sich also, wenn er (Dial. VII. de Poetarum historia) schreibt: *Verum & noster Marcus Cicero tanti Euripidem fecisse videtur, ut ad Tironem scribens dicat &c.*

(mmm) Inst. Orat. Lib. X. cap. 1.

(nnn) In s. Vorübungen S. 4. der Ausgabe des Camerarius.



den komischen Streit, den Aeschylus und Euripides daselbst vor dem Bacchus halten. Und hier ist die Stelle daraus, die Plutarch, wie ich glaube, vornehmlich in Gedanken gehabt hat. Euripides sagt zu seinem Gegner (000):

Ἀλλ' ὡς παρελαβόν τὴν τέχνην παρὰ σοῦ, τοπρωτὸν μὲν  
 εὐδύς

Οἰδοῦσαν ὑποκομπασμάτων, καὶ ῥημάτων ἐπαχθῶν,  
 Ἰσχυρὰ μὲν πρωτίστου αὐτῆν, καὶ τὸ βάρος ἀφείλου·  
 Ἐπύλλοις, καὶ περιπατοῖς, καὶ τευτλιοῖσι μικροῖς,  
 Χυλὸν δίδους ζωμυλμάτων, ἀποβιβλιῶν, ἀπ' ἡδῶν.

Was ist hier die erste Verbesserung, die sich Euripides tragischen Dichtkunst, so wie er sie von dem Aeschylus überkommen, gemacht zu haben rühmet? Ist es nicht eben die, deren sich Sophokles bey dem Plutarch rühmet? Die Abschaffung des Schwulsts. Und man kann auf das eigentlichsie sagen, daß Euripides hier über diesen Schwulst spotte; τὸν Αἰσχυλοῦ διαπεπαιχῶς ὄγκον. Aristophanes läßt ihn ferner sehr lustig vorgeben, daß er diesen Schwulst durch schöne Sprüchelchen, durch philosophische Disputationes, durch Mangold und Beete vertrieben habe; und was ist dieses, besonders wenn man den Saft aus den Sittenbüchern, χυλὸν ἀποβιβλιῶν, ἀπ' ἡδῶν, dazu nimmt, was ist dieses anders, als des Plutarchs εἶδος ἡδικωτάτου καὶ βελτιστοῦ τῆς λέξεως? Er scheint sogar des Aristophanes Worte geborgt zu haben; denn so wie hier das ἡδικωτάτου von ἀπ' ἡδῶν entlehnt zu seyn scheint (ppp), so ist das βελτιστοῦ aus einer andern Zeile, die nicht weit davon stehet, genommen. Aeschylus fragt nehmlich den Euripides (qqq)

— Τίνος ὄννεκα χρηθαυμαζειν ἀνδραποιήτην;  
 und dieser antwortet ihm:

Δεξιότητος καὶ νοῦδεσίας, ὅτι βελτίους τε ποιοῦμεν  
 τοὺς ἀνθρώπους ἐν ταῖς πόλεσιν.

(000) Zeile 970 u. f.

(ppp) Wegen dieser Aehnlichkeit möchte ich auch nicht die Lesart annehmen, die in dieser Stelle des Aristophanes aus ἀπ' ἡδῶν ein einziges Wort ἀπηδῶν (percolans) macht, ob sie gleich den Eustathius zum Wahrmanne hat. Man sehe den Bisetius über den 974ten Vers.

(qqq) Zeile 1040. u. f.

Die Stelle übrigens, wo Euripides von dem Aeschylus beschuldigt wird, daß er das Unständige in der Auszierung mit Fleiß verabsäumt habe, ist aus eben diesem Austritte der Frösche. Ich habe sie bereits angeführt, und kann die nähere Vergleichung dem Leser überlassen.

## (I)

Sein erstes Trauerspiel fällt in die sieben und siebenzigste Olympias.) Und hierinn, sage ich, kommen Eusebius und Plutarch überein. *Σοφοκλῆς τραγωδοποιος πρῶτον ἐπεδείξατο* merkt jener unter dem zweyten Jahre dieser Olympias ausdrücklich an (rrr). Die lateinische Uebersetzung des Hieronymus bringt den nehmlichen Umstand unter dem ersten Jahre bey: *Sophocles Tragoediarum scriptor primum ingenii sui opera publicavit.* Sophokles wäre also vier oder fünf und zwanzig Jahr alt gewesen, da er sich als einen tragischen Dichter zuerst bekannt machte. Und in diesem Vorgeben ist nichts, was der Natur der Sache widerspräche. — Aber nun das Zeugniß des Plutarchs. — Das Orakel hatte den Atheniensern befohlen, die Gebeine des Theseus in ihre Stadt zu bringen, um ihn als einen Halbgott zu verehren. Theseus lag auf Scyros begraben. Als nun Cimon diese Insel erobert hatte, ließ er sein erstes seyn, das Begräbniß dieses alten atheniensischen Königs aufzufuchen, und dem Orakel gemäß damit zu verfahren. Dieses erzählt Plutarch in dem Leben des Cimon und fährt fort: *Ἐφ' ᾧ καὶ μαλιζα πρὸς αὐτὸν ἦδεως ὁ δῆμος ἔσχεν ἔδεικτο δ' εἰς μνημῆν αὐτοῦ καὶ τὴν τῶν τραγῳδῶν κρισιν ὀνομασίην γενόμενῃν. Πρωτὴν γὰρ διδασκαλίαν τοῦ Σοφοκλεοῦς ἐπι νεοῦ καθεύοντος, Ἀφεψίων ὁ ἀρχῶν, φιλοεικίας οὐσίας καὶ παραταξέως τῶν θεατῶν, κριτὰς μὲν οὐκ ἐκλήρωσε τοῦ ἀγωνοῦ· ὡς δὲ Κίμων μετὰ τῶν συστρατηγῶν προελθῶν εἰς τὸ θεατροῦ ἐποίησατο τῷ θεῷ τὰς νενομισμένας σποῦδας, οὐκ ἀφήκεν αὐτοὺς ἀπελθεῖν, ἀλλ' ὄγκωσας, ἠναγκαίῃσθε καθεῖσαι καὶ κρῖναι δεκά ὄντας, ἀποφυλῆς μίας ἕκασον.* Ich füge hiervon die Uebersetzung des Herrn Kind bey, weil ich in der Folge verschiedenes dawider zu erin-

nern haben möchte: „Das Volk gewann ihn deswegen sehr lieb,  
 „und stellte zum Andenken dieser Begebenheit den bekannten  
 „Wettstreit unter den Tragödienspielern an, unter denen sich  
 „auch Sophokles befand, der damals noch jung war, und da-  
 „bey sein erstes Trauerspiel aufführte. Aphepsion der Archon  
 „getraute sich nicht, die Richter zu ernennen, die dem geschick-  
 „testen Dichter den Preis zuerkennen sollten, weil er sahe,  
 „daß die Zuschauer bald für diesen, bald für jenen eingenom-  
 „men waren, und einige diesem, andere jenem den Preis zuer-  
 „kannt wissen wollten. Er lies deswegen den Cimon, der auf  
 „den Schauplatz kam, und dem Gott und Vorsteher dieser Spiele  
 „das gewöhnliche Trankopfer brachte, mit seinen Unterfeldher-  
 „ren nicht eher weggehen, sondern nöthigte sie, daß sie nach  
 „geleitetem Eide die zehn Richter werden, und den Ausspruch  
 „thun mußten, zumal da jeder dieser Feldherren aus einer der  
 „zehn Stünfte war.“ — In dieser Stelle sind zwey Data, aus  
 welchen die Epoche des ersten Trauerspiels unsers Dichters be-  
 stimmt werden muß. Das eine: Aphepsion war Archon. Das  
 andere: Cimon war von seinem Kriegszuge wider Scyros zu-  
 rückgekommen. Aber diese beiden Data sollen sich widersprechen.  
 So urtheilet wenigstens Samuel Petit, dessen Critik ich anfüh-  
 ren muß (sss): *Corruptum est Praetoris Atheniensis nomen.*  
*Aphepsion Archon signavit Fastos anni tertii Olympiadis septua-*  
*gesimae quartae. At vero, siue natales Sophoclis adscribamus*  
*secundo anno Olympiadis septuagesimae primae, ut pleraque*  
*veterum auctorum pars e vero, ut nobis quidem videtur, scri-*  
*ptum reliquit, qui annus Praetorem habuit Philippum, siue anno*  
*tertio Olympiadis septuagesimae tertiae, ut alii volunt, per acta-*  
*tem fabulas docere non potuit Sophocles. Anno primo Olym-*  
*piadis septuagesimae septimae primum drama a Sophocle com-*  
*missum fuisse narrat Eusebius. Quod si Plutarchum verbis lauda-*  
*tis audimus, ut certe audiendus est, & assensum meretur, dice-*  
*mus Sophoclem primum suum drama in scenam protulisse anno*  
*tertio Olympiadis septuagesimae septimae, Demotione Athenis*  
*Praetore. Eo enim anno a Cimone statuta sunt de victis Persis*

(sss) *Miscellaneorum lib. III. cap. 18.*

tropaea, ut scribit Diodorus Siculus: a Cimone vero ex hoc bello reduci, ut narrat Plutarchus, caeterisque strategis, iudicium redditum est de Tragicorum Poetarum victoria, fabulam tunc primum docente Sophocle. Itaque apud Plutarchum ἀντι του Αφεισιων scribendum est Διμοσιων, aut quod verius puto, legendum est ἀνεψιος ὁ Αρχων. Nomen Archontis non adscribit Plutarchus, sed dicit eum fuisse Sophoclis confobrinum, qui ne videretur aliquid in Sophoclis gratiam comminisci, noluit iudices sortito capere, sed forte oblatos decem strategos dedit: & eruditus aliquis librarius, qui putabat desiderari Archontis nomen, & meminerat Aphepsionem circa illa tempora fuisse Athenis praetorem, mutavit ἀνεψιος in Αφεισιων. Diese Critik ist so seichte, so nüchtern, und ich habe so viel dawider zu erinnern, daß ich kaum weis, wo ich anfangen soll. Petit will den Namen des Archon durchaus verändert wissen. Warum? Weil in dem Jahre, da Aphepsion Archon gewesen, Sophokles Alters wegen noch kein Trauerspiel aufführen können; und weil der gedachte Kriegszug des Cimon nichts weniger als in dieses Jahr falle. — Ich will diese Gründe vors erste gelten lassen. Gut; was also? — Folglich müsse entweder anstatt Aphepsion, Demotion gelesen werden, oder, welches am wahrscheinlichsten sey, Plutarch habe den Archon gar nicht namentlich nennen wollen, sondern bloß geschrieben ἀνεψιος ὁ αρχων, „der Archon, welcher mit dem Sophokles Geschwisterkind war.“ (11) — Ich betrachte also dieses Wahrscheinlichste zuerst. Deswegen, weil der Archon mit dem Sophokles verwandt ist, deswegen will er die Richter nicht durch das Loos ernennen lassen? So war das Loos nicht die unpartheyischste Art der Wahl? So hätte es der Archon, zum Besten seines Betters lenken können, wie er gewollt hätte? Er nöthigte die zehn Feldherren, den Ausspruch zu thun. Mit diesen also konnte er nichts abgeredet, diese konnte er nicht bestochen haben? Aber er lies sie schwören. Was thut das? Auch die welche durch das Loos wären er-

(11) Ich gebe dem Worte ἀνεψιος hier noch die leidlichste Bedeutung. Denn eigentlich ist es so viel als Neffe, des Bruders oder der Schwester Kind. Und einen Archon in diesem Verstande zum ἀνεψιος eines jungen Menschen von vier und zwanzig Jahren zu machen, würde eine große Ungereimtheit seyn.

nennet worden, hätten vorher schwören müssen, nach ihrem besten Wissen und Gewissen zu urtheilen. Denn diesen Schwur mußten zu Athen alle und jede Richter, ohne Ausnahme, thun. Ganz gewiß hätte sich also der Archon, wenn er des Sophokles Unverwandter gewesen wäre, eben durch dieses ungewöhnliche neue Verfahren unendlich verdächtiger gemacht, als wenn er es bey dem Alten gelassen hätte. Endlich lese man doch nur einen Augenblick so, wie Petit will gelesen haben: Πρωτην γαρ διδασκαλιαν του Σοφοκλεους ἐτι νεου καθευτος, ἀνεψιος ὁ ἀρχων — κριτας μιν οὐκ εκληρωσε του ἀγωνος. und sage, ob ein Schriftsteller, der sich der Genauigkeit nur im geringsten beleiſiget, so schreiben würde? „Denn da der junge Sophokles sein erstes Stück dabey aufführte, so wollte der Better Archon ic.“ Wessen Better? Wenigstens würde das Pronomen relativum fehlen; wenn es der Schriftsteller nicht gar für nöthig erachtet hätte, sich lieber so auszudrücken: „so wollte der Archon, der, oder weil er sein Better war ic.“ — Nichts kann deutlicher seyn; und so wende ich mich zu der andern vorgeschlagenen Veränderung. Wir sollen anstatt Aphepsion, Demotion lesen, weil jener glückliche Kriegszug des Cimon in das Jahr dieses Archon fällt. Aber auch hier vermiſſe ich die Uebersetzung des Criticus. Ich will es zeigen. Diodorus Siculus, auf welchen er sich beruft, erzehlet von den Thaten des Cimon, die er in dem dritten Jahre der sieben und siebenzigsten Olympias, als Demotion Archon gewesen, verrichtet, folgendes: Cimon sey gegen die Küsten von Asien ausgeschiedt worden, um den bundesverwandten Städten, so viel deren die Perser noch inne hatten, beyzuspringen. Er habe seinen Lauf nach Byzanz gerichtet, Eion erobert, und Scyros eingenommen. Durch diesen glücklichen Anfang zu größern Dingen ermuntert, sey er wieder zurück gesegelt, und habe mehr Schiffe zu sich genommen, mit welchen er nach der Küste von Karien ausgelaufen. Nachdem er hier und in Lycien den Persern alles wieder abgenommen, habe er erfahren, daß die feindliche Flotte bey Cyprus vor Anker liege. Er habe sie angegriffen, und den größten Theil davon zu Grunde gerichtet, oder genommen. Hierauf sey er auf ihre Landmacht losgegangen, die sich an dem

Kurymedon in Pamphylien gelagert gehabt. Er habe seine Truppen mit List ans Land gesetzt, die Feinde zur Nachtzeit überfallen, und ein erschreckliches Blutbad unter ihnen angerichtet. Τη δ' Ὑσεραία fügt der Geschichtschreiber hinzu (uuu), τροπαιων σησαντες, ἀνεπλευσαν εἰς τὴν Κυπρον. Und das sind die Tropäen, deren Petit gedenket. Allein diese Tropäen ließ Cimon auf der Küste von Pamphylien errichten, und nicht zu Athen. Ja er kann schwerlich in dem nehmlichen Jahre wieder nach Athen zurückgekommen seyn; denn die Wege sind zu weit, und der Thaten sind zu viel. Folglich kann auch der tragische Wettstreit in diesem Jahre nicht vorgefallen seyn; man müßte denn annehmen wollen, daß er eben zu der Zeit vorgefallen sey, da Cimon von Scyros, um sich zu verstärken, auf kurze Zeit wieder nach Hause kam. Doch auch dieses ist nicht wahrscheinlich; denn da Diodorus von dieser kurzen Rückreise nur sagt: κατεπλευσεν εἰς τὸν Πειραιεα· so scheint es nicht, daß er sich in der Stadt viel zu thun gemacht habe, die diesem Hafen so gar nahe ohnedem nicht war; wenigstens würde er schwerlich mit allen seinen Nebenbefehlshabern (μετὰ τῶν συστρηγῶν) in die Stadt gekommen seyn, welcher Umstand nur auf einen völlig geendigten Kriegszug zu passen scheint. Und was folgt aus alle dem? Dieses, daß Petit nicht dieses Jahr des Demotion zu der Epoche des ersten Sophokleischen Trauerspiels hätte machen sollen; daß er ohne Zweifel besser gethan hätte, wenn er das gleich darauf folgende vierte Jahr der sieben und siebenzigsten Olympias dafür angenommen hätte. Denn der Archon dieses gleich darauf folgenden Jahres heißt bey dem Diodorus, Phädon; und wäre es nicht ungleich wahrscheinlicher, daß die Abschreiber in der Stelle des Plutarchs, Ἀφειῶν aus Φαιδῶν, als aus Διμοτιῶν gemacht hätten? Der Augenschein giebt es. Doch ich habe noch einen stärkern Grund als diesen Augenschein. Plutarch selbst macht an einem andern Orte, wo er der Zurückbringung der Gebeine des Theseus wieder gedenket, den Phädon zum damaligen Archon. Nehmlich in dem Leben dieses Helden selbst: Μετὰ δὲ τὰ Μηδικὰ, schreibt er ge-

gen das Ende desselben, Φαιδωνος ἀρχοῦτος μαντευομενοις τοις Αθηναίοις ἀνείλεν ἢ Πυθια τα Θησεως ἀναλαβεῖν ὅσα, και Σεμειους ἐντιμωσ παρ' αὐτοῖς φυλάττειν κ. τ. λ. Nun weiß ich zwar wohl, daß die Uebersetzer und Ausleger hier einen ganz andern Phädon wollen verstanden wissen; nicht den Phädon, der in dem vierten Jahre der sieben und siebenzigsten Olympias Archon war; sondern den Phädon, der diese Würde in dem ersten Jahre der sechs und siebenzigsten bekleidete. Allein ich kann mit ihnen aus folgenden Gründen nicht einig seyn. Erstlich sagt Plutarch ausdrücklich μετα τα Μηδικα „nach den Persischen Kriegen.“ Waren denn aber die persischen Kriege unter dem Phädon der sechs und siebenzigsten Olympias zu Ende? Ja, sagen die Ausleger, und unter diesen besonders Herr Kind, „denn drey Jahr vorher hatten die Griechen unter „Anführung des Pausanias bey Platea einen völligen Sieg „über die Perser erhalten, und diesem Kriege ein Ende gemacht.“ Ein Ende gemacht? Eine offenbare Unwahrheit. Durch diesen herrlichen Sieg ward zwar Griechenland von den Persern befreuet; aber der Krieg war darum noch nicht aus. Die größte Gefahr war nur vorüber; sie hatten sich den feindlichen Dolk nur von dem Herze entwehret. Noch hatten die Perser in Thracien, an der Küste Asiens von Jonien bis Pamphylien, auf vielen Inseln des Aegeischen Meeres, festen Fuß; noch waren sie da immer stark genug, so bald sich das Kriegsglück im geringsten für sie erklärte, Griechenland aufs neue zu überschwemmen; noch hatte Xerxes seinen erstlichen Vorsatz, sich diesen Siz der Freyheit zu unterwerffen, nicht aufgegeben. Kurz, nur der Friede macht dem Kriege ein Ende; und zu dem Frieden ward Xerxes nur erst gegen das Ende der sieben und siebenzigsten Olympias durch den Cimon gezwungen. Plutarch selbst kennet diesen Frieden zu wohl (xxx), als daß man ihn im Verdacht

(xxx) In dem Leben Cimonis. Ich will die Stelle anführen, um bey dieser Gelegenheit einen Fehler des deutschen Uebersetzers zu verbessern. Τοῦτο το ἔργον, nemlich der dreysache Sieg des Cimon, οὕτως ἔταπεινωσε την γυνωμην του βασιλεως, ὥσε συνδεσθαι την περιβοητον εἰρηνην ἐκεινην, ἵππου μεν δρομον ἀει της Ελληνικης ἀπειχειν θαλασσης, ἔνδον δε Κυανων και Χελιδονων μακρα νηϊ και χαλκεμβολω μη

haben könne, mit seinem *μετα τα Μηδικα* nicht darauf gezeiet zu haben. Zwar begehrt er noch immer in der gegenwärtigen Stelle eine kleine Unrichtigkeit; nehmlich diese, daß er vorgiebt, das Orakel habe es den Atheniensern unter dem Phädon, welcher nach den Persischen Kriegen Archon war, erst befohlen, die Gebeine des Theseus in die Stadt zu bringen: da doch Cimon bereits unter der Regierung des vorhergehenden Archons darnach aus war. Allein ist es nicht besser, daß man ihn lieber diese kleine Unrichtigkeit, diese Verwechslung der Zeit des

*πλευειν*. Dieses übersetzt Herr Kind: „Diese That demüthigte den Stolz des persischen Königs so sehr, daß er den bekannnten Frieden eingieng, vermöge dessen er sich allezeit ein Stadium, oder einen Rosßlauf, weit vom griechischen Meere entfernt halten mußte, und sich niemals mit einem Kriegeschiffe diesseit der kyaneischen und chelidonischen Inseln sehen lassen durfte.“ *ἵππου δρομον* hat Herr Kind hier für *ἑκποδρομον* angesehen, welches letztere den Ort, wo die Wettläufe der Pferde gehalten wurden, und die Weite des Raums, den die Pferde dabey durchlaufen mußten, bedeutet. Er giebt diese Weite für ein Stadium. Ist es aber im geringsten wahrscheinlich, daß Cimon nur eine so geringe Entfernung von dem Meere sollte verlangt haben? Was ist denn ein Stadium? Mit einem Worte, es ist hier nicht die Weite zu verstehen, die ein Pferd in einem Striche zu durchrennen fähig ist, sondern die Weite, die es in einem Tage zurücklegen kann. Und das ist kein geringer Unterschied. Auffer daß die Beschaffenheit der Sache selbst meine Auslegung erfordert, kann ich sie auch noch aus einer Stelle bey dem Suidas rechtfertigen, wo der Compiler des besagten Friedensschlusses mit diesen Worten gedenkt: *Ουτος, Cimon* nehmlich, *εταξε και τους ορους τοις βαρβαροις· εκτος τε γαρ Κυανειων και Χελιδονειων, και Φασηλιδος (πολις δε αυτη της Παμφυλιας) ναυη Μηδικην μη πλευειν νομιμ πολεμου· μηδε ἵππου δρομον ημερας εντος ἐπι θαλαττης καταβαινειν βασιλεια*. Innerhalb einem Tage: *ημερας εντος*. Ich kann nicht sagen, welchen alten Schriftsteller der Sammler hier ausgeschrieben hat; Küster muß es auch nicht gewußt haben. Daß er aber eine vollständigere Nachricht vor sich gehabt hat, als Plutarch, sieht man aus den Zusätzen, des einen Tages, der Stadt Phaselis, und endlich noch einer besondern Bedingung, *αυτονομους ειναι τους Ελληνας τους εν τη Ασια*, der Plutarch gar nicht gedenkt, ob sie gleich ohne Zweifel die allerwichtigste war. Plutarch beruft sich auf die *Πηγισματα ἃ συνηγαγε Κρατερος*, wo dieser ganze Friedenstractat mit vorkomme: vielleicht also, daß diese Sammlung des Kraterus zu des Suidas Zeiten noch vorhanden war. Wenigstens ist Diodorus Siculus, der dieses Friedensschlusses gleichfalls gedenket, ihn aber verschiedene Jahre später setzt (*Bibliotheca Hist. Lib. XII. p. 74. Edit. Rhodom.*) eben so wenig seine Quelle gewesen, als Plutarch.



Befehls mit der Zeit der Vollendung des Befehls, begeben läßt; als daß man glauben müßte, er habe eben so schlecht gedacht, als der Griechische Pöbel, zu den Zeiten dieses Krieges selbst, dachte, der von gar keinen Feldzügen mehr wissen wollte, so bald die Barbaren Griechenland geräumt hatten: ἀπαγορευοντες προς τας στρατειας, και πολεμου μεν ουδεν δεομενοι, γεωργειν δε και ζην καδ' ησυχιαν επιθυμουντες, ἀπηλλαγμενων των βαρβαρων και μη διοχλουντων (yyy). Und zweitens. Wenn Apello, schon zum Anfange der sechs und siebenzigsten Olympias, den Atheniensern jenen Befehl gegeben hätte, ist es im geringsten wahrscheinlich, daß sie denselben nicht eher als gegen das Ende der folgenden Olympias, sollten vollzogen haben? Schwerlich konnte diese Verzögerung mit ihrer Religion bestehen; unmöglich konnte sie mit ihrer damaligen Noth bestehen. Denn die Pest wüthete in Athen, und das Orakel hatte ausdrücklich hinzugefügt: οὐκ εἶναι των παθηματων λυσιν, πριν αν τοις Αθηναίοις κατατεθνηκως ο Θησευς συνοικισθει (zzz).

Aber wie nun? So ist das meine ganze Critik wider den Petit? Ich gebe es also zu, daß Aphepsion in der Stelle des Plutarchs ein Schreibfehler ist, und will ihn nur in Phädon, nicht aber in Demotion verändert wissen? Nein. Sondern der ganze Einfall des Petit taugt nichts; er sieht Fehler, wo keine sind; er will verbessern, wo nichts zu verbessern ist. Und das aus einer Unwissenheit, die einem Gelehrten von seiner Gattung kaum zu vergeben ist. Dieses ist meine Haupterinnerung wider ihn; und die Sache verhält sich so. Es ist falsch, wenn er glaubt, daß man sonst keinen Archon, Namens Aphepsion, finde, als den, welcher in dem dritten Jahre der vier und siebenzigsten Olympias regiert habe. Dieser Name kömmt in dem Verzeichnisse der Archonten allerdings noch ein-

(yyy) Plutarch im Leben Timons.

(zzz) Nach dem Zeugnisse des Aeneas Gazäus. Meursius führt die Stelle in seinem Theseus an (Cap. XXXI); doch ohne einen weitem Gebrauch davon zu machen, als daß er den Scholiasten des Aristophanes daraus verbessert, welcher nicht Pest, sondern Hungernöth damals zu Athen seyn läßt.

mal vor; und zwar kömmt er zu eben der Zeit wieder vor, in welche des Cimons Eroberung der Insel Scyros fällt. Mit einem Worte: der Archon des so oft gedachten vierten Jahres der sieben und siebenzigsten Olympias, wird von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öfter, Aphepsion, als Phädon genennet. Phädon nennen ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnassens, und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor (a), Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Der letztere kömmt auf das Geburtsjahr des Sokrates, und sagt (b): ἐγεννηθη δε (καθαρησιν Απολλοδωρος ἐν τοις χρονικοις) ἐπι Αφεψιωνος, ἐν τῷ τεταρτῷ ἔτει τῆς ἑβδομηκοστῆς ἑβδομῆς Ολυμπιαδος. Dieses Zeugniß ist so ausdrücklich, und wird, da es von einem so wichtigen Denkmale, als die Arundelschen Marmor sind, den Namen des Archons betreffend, bekräftiget wird, so wichtig, daß ich es niemanden verargen würde, wenn er lieber den Diodorus, den Dionysius und den Ungenannten nach dem Laertius, als diesen nach jenen verbessern wollte. Zum guten Glück aber hat man weder das eine noch das andere eben nöthig, indem der Fall möglich ist, daß beide Theile Recht haben können. Man darf nehmlich mit dem Jacobus Palmerius (c) nur annehmen, daß einer von ihnen, Phädon oder Aphepsion, während seiner Regierung gestorben ist, und der andere bis zum Abflusse des Jahres, an des Verstorbenen Stelle gewählt worden. Was kann natürlicher seyn als diese Muthmassung? Was kann der angefochtenen Stelle des Plutarchs besser zu statuten kommen, als sie? Kurz; Plutarch hat ohne Fehler den Archon des vierten Jahres der sieben und siebenzigsten Olympias, in dem Leben des Theseus, Phädon; und in dem Leben des

(a) Oder, welches einerley ist, Apsepsion; in der 72 Linie, so wie sie Jacobus Palmerius in seinen Exercitationibus, abdrucken lassen.

(b) Lib. II. seg. 44. Edit. Menag. p. 107.

(c) *Exercit. p. 452.* Si alterutrum tantum verum est, praevaleret apud me marmoris tam antiqui auctoritas. Sed inclino ad credendum utrumque verum esse, & eodem illo anno Aphepsionem & Phædonem Archontas fuisse eponymos, scilicet uno in magistratu mortuo sussectus fuit alter, & forte non me fallit conjectura.

Cimon, Aphepsion nennen können. Das hätte Petit wissen sollen, und er würde uns das achtzehnte Kapitel seines dritten Buchs erspart haben. — Uebrigens bilde ich mir auf diese meine Critik so viel eben nicht ein. Petit ist der Mann nicht, an dem man mit grossen Ehren zum Ritter werden könnte; und je mehr ich von ihm lese, je williger stimme ich dem Urtheile bey, das Käster von ihm gefällt hat: Criticus, si quisquam alius, infelix (d).

Ich habe der Arundelschen Denkmäler gedacht, und ich hätte gleich Anfangs erinnern sollen, daß sie nicht allein in dem Namen des Archons mit dem Plutarch übereinstimmen, sondern auch in der Sache selbst, und ausdrücklich anmerken, daß Sophokles unter diesem Archon den Preis erhalten habe. Sie fügen sogar hinzu, daß er damals acht und zwanzig Jahr gewesen sey, welches mit dem oben festgesetzten Geburtsjahre unsers Dichters, genau genug übereinstimmt. Aber wie stimmt es mit des Plutarchs του Σοφοκλεους ἐτι νεου überein? Wenn man sieben bis acht und zwanzig Jahre ist, ist man doch so jung nicht mehr. Palmerius (e), der diese Schwierigkeit gleichfalls bemerkt, meint, man müsse voraussetzen, daß Plutarch der zweyten Meinung vom dem Geburtshjahre des Sophokles gewesen sey, welche das dritte der drey und siebzigsten Olympias dazu macht. Und nach dieser wäre der Dichter damals ohngefehr achtzehn Jahr gewesen, welches freylich jung genug ist.

Ich eile zu der Anmerkung die ich über die Stelle des Plutarchs, auf Veranlassung der Kindschen Uebersetzung, zu machen versprochen habe. Die Worte des Plutarchs: ἐφ' ᾧ και μαλιςα προς αυτον ηδewc ο δημος εσχεν· εδεντο δ' εις μνημην αυτου και την των τραγωδων κρισιν ονομαστην γενομενην, übersetzt Kind „das Volk gewann ihn deswegen „sehr lieb, und stellte zum Andenken dieser Begebenheit den bekannten Wettstreit unter den Tragödienspielern an.“ Wettstreit? Κρισιν; der Fehler ist arg. Αγων, αγωνισμα würde Wettstreit heissen; aber κρισιc heißt das Gericht, das Urtheil. Das schlimmste ist, daß dieser Fehler den Plutarch ganz etwas

(d) In seinen Noten über die Frösche des Aristophanes, S. 64.

(e) Exercit. p. 202.

andere sagen läßt, als er sagen will. Nach der Uebersetzung sollte man glauben, der tragische Wettstreit selbst, wäre damals zuerst angeordnet worden; vorher hätten die tragischen Dichter nie um den Preis gestritten; dieser feyerliche Kampf wäre igt zum erstenmale, dem Cimon zu Ehren angestellt, und in den folgenden Zeiten zu seinem Gedächtnisse beybehalten worden. Das ist ganz falsch; die poetischen Wettstreite waren weit älter, wie Plutarch an einem andern Orte (f) beweiset; und die gegenwärtige Begebenheit selbst zeigt, daß dergleichen schon vorhergegangen. Denn der Archon ging dasmal nur von der eingeführten Gewohnheit, die Richter dabey zu ernennen, ab. Und das eben, worinn er davon abging, war das Neue, das man in der Folge zum Andenken des Cimons beybehielt. — Die Sache verdient eine nähere Erklärung. Ich stelle mir es so vor. Der dramatische Wettstreit mußte nothwendig seine Richter haben; diese Richter wurden durch das Loos gewählt, und wie man mit ihrer Wahl bey der Komödie verfuhr, so verfuhr man auch bey der Tragödie damit. Nun eräugnete sich igt der Fall, daß die Zuschauer außerordentlich uneinig waren, φιλονεικίας ούσης και παραταξέως των θεατών; ein junger Mensch streitet wider einen alten versuchten Mann; der Alte wird es gut machen, der Jüngling nicht schlecht; dieser muß aufgemuntert, jener nicht verdrießlich gemacht werden. Was war zu thun? Sollte die Entscheidung einer so eiglichen Sache, die mit so vieler Hitze getrieben ward, dem Glücke überlassen werden? Das Loos hätte auf Leute fallen können, die nichts weniger als fähige Richter gewesen wären. Igt kam es nicht blos darauf an, unpartheyische Richter zu haben; man wollte einsichtsvolle haben. Das überlegte der Archon, und das Loos unterblieb, κριτας μιν ούκ εκληρωσε του αγωνος. Er dachte weiter: „hier ist Gelegenheit, dem Cimon und seinen Unterfeldherren eine Schmeicheley zu machen. Und ist es nicht besser, daß Männer von ihrer Einsicht und Würde über eine Tragödie, über die Nachahmung ihnen ähnlicher Personen in traurigen und verwickelten Umständen, urtheilen, als daß es gemeine Leute aus dem Volke thun, denen das Loos zwar das Recht,

(f) Symposiacων Lib. V. Quaest. 2.

aber nicht die Fähigkeit zu urtheilen geben kann? Die Feldherren sind jeder aus einem besondern Stamme; durch sie kann gleichsam das ganze Volk den Ausspruch thun. Sie werden auf das Theater kommen, um zu opfern; ich will sie dabehalten; ich will sie nöthigen; ich will sie schwören lassen; ihr Ausspruch, wird eine gewisse Feyerlichkeit dadurch erhalten; niemand wird es ungern dabey beruhen lassen; desto besser für die Dichter; desto besser für die Zuschauer.“ Und wie der Archon dachte, so geschah es. Die Feldherren urtheilten, und zum Andenken des Cimon ward nachher allezeit das Urtheil über die Tragödien auf diese Weise gefällt. — So verstehe ich wenigstens die Stelle des Plutarch; und es sey mir erlaubt, noch einige Erläuterungen hinzuzufügen. Wenn der Archon vor diesesmal zehn Richter wählte, und von nun an bey dem Wettstreite der tragischen Dichter, deren allezeit so viel gewählt wurden: so ist dieses der erste Unterschied, der sich zwischen den Richtern bey den tragischen, und den Richtern bey den komischen Wettstreiten numehr erläuete. Denn der Richter bey den komischen Wettstreiten waren zu jeder Zeit nur fünf. Das Sprüchwort *ἐν πεντε κριτων γουασι κειται* ist bekannt, und Hesychius sagt ausdrücklich: *τοσούτοι τοις κωμικοις ἐκρινον*. Warum nannte Hesychius hier bloß die komischen Dichter, warum nicht die dramatischen Dichter überhaupt, wenn bey den tragischen nicht eine andere Anzahl von Richtern üblich gewesen wäre? Der zweyte Unterschied war dieser: bey den komischen Wettstreiten konnte jeder atheniensische Bürger durch das Loos zum Richter ernannt werden; bey den tragischen hingegen wurden nur solche Bürger zu dem Loose zugelassen, die mit zu Felde gewesen waren, und ansehnliche Kriegesbedienungen bekleidet hatten. *Ἐκρινον δε οἱ δοκιμωτατοι των στρατηγων*, sagt Plutarch, wenn er von dem Wettstreite des Thessalus und Athenodorus, der zwey berühmtesten tragischen Schauspieler zu den Zeiten Alexanders, redet (g). Was ich aber vornehmlich zum Behufe dieses zweyten Unterschiedes anführen kann, ist eine Stelle in den Fröschen des Aristophanes. Aeschylus und Euripides sollen da mit einander streiten; der Chorus muntert sie auf; indem

(g) De Fort. Alex. Orat. II. p. m. 334.

aber fällt ihm ein, daß beide, als tragische Dichter, sich vielleicht an die gegenwärtigen Zuschauer stossen dürften. Es sind Zuschauer, einer Komödie, und die unter ihnen befindlichen Richter sind bloß Richter einer Komödie. Werden diese auch von tragischen Schönheiten urtheilen können? Aber seyd deswegen unbesorgt: läßt Aristophanes den Chor zu ihnen sagen; Sie sind allerdings fähig, auch Euch zu beurtheilen! Εξορατευμενοι γαρ είσι; denn es sind Leute die mit zu Felde gewesen sind, die ihre Kriegesdienste gethan haben. Hier ist die ganze Stelle: (h)

ΕΙ ΔΕ ΤΟΥΤΟ ΚΑΤΑΦΟΒΕΙΟΨΟΝ, ΜΗ ΤΙΣ ΑΜΙΑΪΑ ΠΡΟΟΨΗ  
 ΤΟΙΣ ΨΕΥΜΕΝΟΙΣΙΝ, ΩΣ ΤΑ  
 ΛΕΠΤΑ ΜΗ ΓΝΩΝΑΙ ΛΕΓΟΝΤΟΙΝ,  
 ΜΗΔΕΝ ΟΨΩΔΕΙΤΕ ΤΟΥΣ· ΩΣ ΟΥΚ ΕΨ' ΟΥΤΩ ΤΑΥΤ' ΕΧΕΙ.  
 ΕΞΟΡΑΤΕΥΜΕΝΟΙ ΓΑΡ ΕΙΣΙ.  
 ΒΙΒΛΙΟΝ Τ' ΕΧΩΝ ΕΚΑΣΟΣ ΜΑΝΨΑΝΕΙ ΤΑ ΔΕΞΙΑ.  
 ΑΙ ΦΥΣΕΙΣ Δ' ΑΛΛΩΣ ΚΡΑΤΙΣΑΙ,  
 ΝΥΝ ΔΕ ΚΑΙ ΠΑΡΗΚΟΙΝΗΤΑΙ,  
 ΜΗΔΕΝ ΟΥΝ ΔΕΙΣΗΤΟΝ, ΑΛΛΑ  
 ΠΑΝΤ' ΕΠΕΞΙΤΟΝ, ΨΕΑΤΩΝ Γ' ΟΥΝΕΧ', ΩΣ ΟΝΤΩΝ ΣΟΦΩΝ.

Der Scholiast merkt hier an: Δεξιους νομιζουσι τους εξορατευμενους και επαίνου αξιους· τους δε διαδιδρασκοντας τας στρατειας, φιληδονους είναι συκοφαντας. Allein wer weiter nichts dabey denkt, als dieses, der versteht die Feinheit der Spötterey kaum zur Helfste. Um sie ganz zu fassen, erinnere man sich des Jahres, in welchem die Frösche aufgeführt wurden. Es war das dritte der drey und neunzigsten Olympias; das sechs und zwanzigste des Peloponnesischen Krieges. Die Athenienser hatten in den vorhergehenden Jahren Unglück über Unglück gehabt; es gebrach an Volk, und sie waren gezwungen, allen Knechten und Fremdlingen, welche Kriegesdienste nehmen wollten, die Freyheit und das Bürgerrecht zu geben (i).

(h) Zeile 1140 u. folg.

(i) Diodorus Siculus bey dem Anfange dieses Jahres: Αθηναιοι δε κατα το συνεχες έλαττωμασι περιπιπτοντες, έποιησαντο πολιτας τους μετοικους, και των άλλων ξενων τους βουλομενους συναγωνισασθαι. Lib. XIII. p. 216. Edit. Rhodom.

Endlich waren sie wieder einmal glücklich, und schlugen die feindliche Flotte bey den Arginusischen Inseln (k). Nun stelle man sich vor, daß das Theater, als die Frösche kurz darauf gespielt wurden, voll von dergleichen neugemachten Bürgern war, die den arginusischen Sieg mit erfachten helfen, und ist auf nichts mehr stolz waren, als daß sie da sitzen durften, wo sie saßen. Konnte sich ein Aristophanes wohl enthalten, über solche Zuschauer ein wenig zu spotten? Er nennet sie: (l)

— πολλοὺν — λαῶν ὄχλον

Οὐ σοφίαι μυρίαὶ καθεύτῃται.

„ein großes Volk aus verschiedenen Völkern, unter dem es Kenner zu Tausenden giebt. Und diese Kenner sind noch dazu mit im Kriege gewesen! Was braucht man mehr, um ein würdiger Richter tragischer Wettstreite zu seyn? Es ist zwar nicht lange, daß diese Herren noch zu dem nichtswürdigsten, dümlichsten Pöbel gehörten; aber

— — οὐκ ἐδ' οὕτω ταυτ' ἐχει.

Ἐστρατευμένοι γὰρ εἶσι.

Ein Kriegszug macht alles anders. Ein Kriegszug hat ihnen das Bürgerrecht; ein Kriegszug hat ihnen Verstand gegeben. Doch nein; sie hatten von Natur schon Verstand genug; und im Kriege haben sie ihn nur mehr ausgeschliffen.

Αἱ φύσεις δ' ἄλλως κρατίζαι,

Νῦν δὲ καὶ παρηκοιῆνται.

Die von Natur, nur eine Komödie hätten beurtheilen können; können nun auch eine Tragödie beurtheilen, weil sie Soldaten gewesen sind. (m)

(k) Die Allgemeine Welthistorie (Th. V. S. 380) sagt: „bey Argenusae, einem Plage Lesbos gegenüber“ das heißt sich von Inseln sehr unrichtig ausdrücken.

(l) Zeile 687. 88.

(m) Wer den Aristophanes ein wenig kennet, wird ihn hoffentlich in dieser Stelle, so wie ich sie auslege, finden. Wenn ich unterdessen meiner Sache nicht sehr gewiß wäre, so würde mich das Ansehen eines gelehrten Mannes, der hier einen ganz andern Weg nimmt, vielleicht wankend machen. Es kommt mir nehmlich die neueste Ausgabe unsers komischen Dichters zu Händen, welche Herr Burmann der zweyte, besorgt hat; und ich finde, daß Bergler die Worte, ἐστρατευμένοι γὰρ εἶσι, bloß durch nam exer-

Was die Philologen von den dramatischen Richtern der alten Griechen, gesammelt haben, ist ein sehr wenig; und ich finde nicht, daß ein einziger den Unterschied zwischen den komi-

citati sunt übersehet. Er gehet also von der eigentlichen Bedeutung des Wortes  $\xi\rho\alpha\tau\epsilon\nu\omicron\mu\alpha\iota$  ab; ohne Zweifel weil er die seine Spötterey nicht einsah, und daher nicht begreifen konnte, wie es im Ernste folge, daß die Zuschauer deswegen nicht mehr unwissend seyn sollten, weil sie mit im Kriege gewesen wären. Ich zweifle aber sehr, ob man  $\xi\rho\alpha\tau\epsilon\nu\omicron\mu\alpha\iota$  in dieser figurlichen passiven Bedeutung finde, da es blos geübet werden heisse. Der Scholiast, dessen Worte ich angeführt habe, ist ausdrücklich für die eigentliche Bedeutung; ob es gleich leicht seyn kann, daß Bergler eben derselbe Scholiast verführt hat. Denn über die nächst vorhergehenden Worte  $\omicron\nu\chi\ \epsilon\delta\prime\ \omicron\upsilon\tau\omega\ \tau\alpha\upsilon\tau\prime\ \epsilon\chi\epsilon\iota$  macht er folgende Glosse:  $\omicron\varsigma\ \tau\omega\nu\ \text{Αθηναιων}\ \pi\rho\tau\epsilon\rho\omicron\nu\ \omicron\nu\chi\ \delta\mu\omicron\iota\omega\varsigma\ \gamma\epsilon\gamma\upsilon\mu\eta\nu\alpha\sigma\mu\epsilon\nu\omega\nu\ \epsilon\nu\ \tau\omicron\iota\varsigma\ \kappa\omicron\iota\tau\eta\kappa\omicron\iota\kappa\omicron\iota\varsigma\ \sigma\omicron\phi\iota\sigma\mu\omicron\iota\varsigma$ . Bergler hat also geglaubt, daß das folgende  $\epsilon\varsigma\rho\alpha\tau\epsilon\nu\omicron\mu\epsilon\nu\omicron\iota$  hier durch  $\gamma\epsilon\gamma\upsilon\mu\eta\nu\alpha\sigma\mu\epsilon\nu\omicron\iota$  erklärt werde; und hierinn hat er sich wohl geirret. Ich muß überhaupt anmerken, daß verschiedene Stellen in den Fröschen aus einer genauern Kenntniß der damaligen Umstände in Athen weit besser zu erklären sind, als es den alten und neuern Auslegern sie uns zu erklären gefallen hat. Keiner, zum Exempel, hat angemerkt, daß die ganze Parabase des Chors zu Ende des zweyten Aufzuges, auf die unglücklichen Befehlshaber gehet, welchen die Athenienser den Proceß machten, weil sie die Leichname der in dem Arginussischen Treffen Gebliebenen, wegen eines einfallenden Sturms, nicht begraben lassen können. Die vornehmsten von ihnen waren bereits hingerichtet, und andere, denen man dabey weniger zur Last legen konnte, waren ohne Zweifel für  $\alpha\tau\iota\mu\omicron\iota$ , für unehrlich erklärt worden. Dieser Unehrlichen nun, nimmt sich Aristophanes hier besonders an. Wenn man das weiß, so wird man sich nicht lange besinnen, wie eine zweifelhafte Stelle des Scholiasten daseibst eigentlich zu lesen sey. Aristophanes gedenkt nemlich eines gewissen Phrynichus, dem er das Unglück der gedachten Befehlshaber zuzuschreiben scheint. Die Scholiasten können sich nicht vergleichen was für ein Phrynichus hier gemeinet sey. Einer von ihnen aber sagt:  $\epsilon\gamma\epsilon\nu\epsilon\tau\omicron\ \delta\epsilon\ \xi\rho\alpha\tau\eta\rho\varsigma\ \epsilon\phi\prime\ \omicron\upsilon\ \kappa\omicron\lambda\lambda\omicron\upsilon\ \eta\mu\alpha\rho\tau\omicron\nu\ \tau\omega\nu\ \tau\rho\alpha\gamma\iota\kappa\omega\nu\ \kappa\alpha\iota\ \alpha\tau\iota\mu\omicron\iota\ \epsilon\gamma\epsilon\nu\omicron\nu\omicron\tau\omicron$ . Nun hat Suidas an zwey verschiedenen Orten diese Stelle des Scholiasten ausgeschrieben; unter  $\Phi\rho\upsilon\nu\iota\chi\omicron\varsigma$  nemlich und unter  $\kappa\alpha\lambda\alpha\iota\sigma\mu\alpha$ . Allein unter  $\Phi\rho\upsilon\nu\iota\chi\omicron\varsigma$  hat er anstatt  $\tau\rho\alpha\gamma\iota\kappa\omega\nu$ ,  $\xi\rho\alpha\tau\eta\rho\omega\nu$  gelesen. Welches von beiden ist nun richtig? Ganz gewiß das letztere. Denn wer hat jemals von tragischen Dichtern gehört, die unehrlich geworden wären? Was konnten tragische Dichter begehen, diese Strafe zu verdienen? Wenn es noch komische gewesen wären. Aber unglücklicher Feldherren gedenkt die Geschichte wohl, die damals zum Theil in noch härtere Strafe fielen. Gleichwohl erklärt sich Küster in seiner Ausgabe des Suidas für  $\tau\rho\alpha\gamma\iota\kappa\omega\nu$ ; und in seiner Ausgabe des Aristophanes ist er wenigstens unschlüssig,



ſchen und tragischen, auch nur vermuthet habe (n). Man wird also zufrieden seyn müssen, wenn ich ihn nur einigermaßen erhärtet und ins Licht gesetzt habe. Genug, daß ich gegen den Herrn Kind Recht behalte, und daß τῶν τραγῳδῶν κρισις nicht ein Wettstreit unter Tragödienspielern, sondern der Ausspruch, das Gericht bey einem solchen Wettstreite heißet, und daß dieses, nicht jener, zum Andenken des Cimonis eingeführet und beybehalten worden. Herr Kind übersetzt ferner, κριτας μιν οὐκ ἐκληρωσε durch, er getraute sich nicht, die Richter zu ernennen. Getraute sich nicht? Ja freylich, wenn er sie hätte ernennen müssen. Aber ernennet man die, über die man das Loos wirft? Οὐκ ἀφηκεν αὐτοὺς ἀπελθεῖν, ἀλλ' ὄρκωσας, ἠναγκασος καθισσαι και κριναι, δεκα οντας, ἀπο φυλης μιας ἕκαστον heißt ihm: er ließ sie nicht wieder weggehen, sondern nöthigte sie, daß sie nach geleistetem Eide die zehn Richter werden und den Ausspruch thun mußten, zumahl da jeder dieser Feldherren aus einer der zehn Zünfte war. Daß sie die zehn Richter werden mußten? So waren schon vorher der tragischen Richter zehne? So wäre ja meine obige Erklärung unrichtig! Aber zum Glück, daß es Plutarch nicht sagt; daß es Herr Kind auch sonst nicht erweisen kann. Der Umstand δεκα οντας, war nicht ein Umstand, ohne welchen sie nicht die Richter hätten werden können; sondern ein neuer Umstand, den man in der Folge zum Andenken dieser Begebenheit, um so viel lieber beybehielt, je ansehnlicher das Gerichte dadurch ward. Καθισσαι stehet hier auch nicht so gar vergebens, daß es der Uebersetzer hätte auslassen sollen. Denn wie Pollux sagt (o): τοις μιν μουσικοις (ἀγωσι) κριται καθηνται, τοις δε γυμνικοις ἐφερασι.

Noch kann ich die Stelle des Plutarchs nicht verlassen. Ich

für welches von beiden er sich erklären soll. Und das bloß, wie ich gewiß glaube, weil ihm der obige historische Umstand von den unglücklichen Feldherren nicht beygefallen ist.

(n) *Joan. a Wover* de Polymathia. cap. XVI. *Vossius* Institution. Poet. lib. II. cap. 12. *Idem* de Imitatione cap. 11. *F. Rappoltus* Comment. in Horatium cap. 29 & 43.

(o) Lih. III. cap. 30. p. m. 341.

habe oben (Seite 308.) einen historischen Beweis versprochen, daß Aeschylus des Sophokles Lehrmeister nicht gewesen sey; und auf diese Stelle eben gründe ich ihn. Hier streiten Aeschylus und Sophokles mit einander; Sophokles, wie Plutarch weiter meldet, siegt; und Aeschylus wird so ungehalten darüber, daß er Athen verläßt. Wäre nun hier gar der Lehrmeister von seinem Schüler, durch den ersten Versuch seines Schülers, überwunden worden, würde das nicht ein Umstand gewesen seyn, der die Begebenheit ungleich merkwürdiger, der den Sieg des Sophokles ungleich grösser gemacht hätte? Und würde ihn Plutarch wohl anzumerken vergessen haben? Aber er sagt nichts davon, und sein Stillschweigen wird zu einem Beweise des Gegentheils.

Hier sollte ich diese Anmerkung schliessen. Doch ich habe ihr noch einen wichtigen Zusatz zu geben, den ich in dem Texte nicht versprochen habe. Das einstimmige Zeugniß des Plutarchs und Eusebias wird durch ein drittes bestätigt, das, so viel ich weiß, zu diesem Zwecke noch von niemanden angeführt worden. Ich meine eine Stelle bey dem ältern Plinius. Er redet, in dem achtzehnten Buche seiner Naturgeschichte (p), von der verschiednen Güte des Getreides in verschiednen Ländern, und schließt: *Hæ suere sententiæ Alexandro magno regnante, cum clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta, in fabula Triptolemo, frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:*

*Et fortunatam Italiam frumento canere candido.*

Nun ist zwar hier nicht ausdrücklich von dem ersten Trauerspiele unsers Dichters die Rede; allein es stimmt die Epoche desselben mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus setzet, so genau überein, daß man nicht wohl anders als diesen Triptolemus selbst für das erste Trauerspiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung ist gleich geschehen. Alexander starb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahre betragen sechs und dreyßig Olympiaden und

(p) Sect. 12. T. II. Edit. Hard. p. 107.

ein Jahr; und diese Summe von jener abgerechnet, giebt sieben und siebenzig. In die sieben und siebenzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sophokles (q); und da in eben diese Olympias, und zwar in das letzte Jahr, wie wir gesehen haben, auch das erste Trauerspiel desselben fällt: so ist der Schluß ganz natürlich, daß beide Trauerspiele eines sind.

So ungezwungen sich dieses ergibt, so sehr hat mich die Anmerkung befremdet, welche Harduin über die Stelle des Plinius macht. Er schreibt nehmlich: Egit ergo Sophocles eam fabulam Olymp. LXXXVIII anno quarto, ætatis suæ vicesimo, si Suidæ credimus. Obiit enim Alexander Olymp. CXX. anno primo, Olympiadibus Pliniano calculo computatis, Urbis conditæ 442. Bors erste weis ich nicht, wie Harduin sagen ann, Alexander sey in der hundert und zwanzigsten Olympias gestorben; da Josephus (r) ausdrücklich sagt: *Ἀλεξάνδρου τε τεθναῖναι πάντες ὁμολογοῦσι ἐπὶ τῆς ἑκατοσῆς τεσσαρῆςκαίδεκατῆς Ὀλυμπιαδος*. Bors zweyte würden hundert und fünf und vierzig Jahre, von der hundert und zwanzigsten Olympias zurückgerechnet, nicht die acht und achtzigste sondern die drey und achtzigste Olympias geben. Bors dritte würde Sophokles in der acht und achtzigsten Olympias, nach dem Suidas nicht zwanzig, sondern einige sechzig Jahre gewesen seyn; denn nach dem Suidas ist er in dem dritten Jahre der drey und siebenzigsten Olympias geboren. Und man glaube ja nicht, daß alle diese Unrichtigkeiten vielleicht mit der besondern Berechnung des Plinius (Pliniano calculo) bestehen könnten. Diese besondere Berechnung des Plinius betrifft blos das Jahr nach Erbauung der Stadt Rom, welches ihn Harduin in das vierte der neunten Olympias setzen läßt, anstatt daß es nach der gemeinen Rechnung in das vierte der sechsten fällt. Wenn also in der Anmerkung des Harduins nicht alle Zahlen verdruckt sind, so muß er gar nicht nachgeschlagen, gar nicht gerechnet haben.

(q) Fabricius macht in dem Verzeichnisse der verlorenen Trauerspiele des Sophokles, unter *Τριπτολεμῖος* eben diese Berechnung, aber ohne im geringsten für das erste Trauerspiel desselben etwas daraus zu schließen.

(r) Lib. I. contra Appionem.

Die Anmerkung welche der Pater über das Trauerspiel selbst macht, ist nicht minder seltsam: In ea fabula, sagt er, Ceres Triptoleмум edocet, quantum terrarum necesse sit peragrari seminandis a se datis frugibus, Italiamque præ cæteris laudat. *Vide Dionys. Hal. lib. I. Antiq. Rom.* Sollte man aus diesen Worten nicht schliessen, der Triptolemus des Sophokles müsse noch vorhanden seyn, und das ganze Stück lauffe auf weiter nichts, als diesen Unterricht der Ceres hinaus? Der Pater redet seinem Währmanne ohne Ueberlegung nach. Denn Dionysius von Halicarnass braucht am angezogenen Orte weiter nichts als diesen Umstand aus dem Triptolemus; und wenn Er im Præsenti davon spricht, so ist es ganz etwas anders, als wenn es Harduin thut.

(K)

Zugleich der Schauspieler — diese Gewohnheit ab.) Der ungenannte Biograph: Καταλυσας την υποκρισιν του ποιητου δια την ιδιαν ισχυροφωνιαν· παλαι γαρ και ο ποιητης υπεκρινετο. Eine schwache Stimme war ein Fehler, der vor Alters einen Mann zum Schauspieler weit untauglicher machte, als heut zu Tage, da wir jene grossen Schauplätze nicht mehr zu füllen haben. Das Unvermögen hielt ihn also vom Theater zurück, und nicht die Verächtlichkeit der Profession. Denn den Griechen war keine Geschicklichkeit verächtlich, die ihnen Vergnügen machte. So oft unser Dichter auch daher andere Talente zeigen konnte, auf welche seine schwache Stimme keinen Einfluß hatte, bestieg er die Bühne; welches sich nicht undeutlich aus zwey Beyspielen schliessen läßt, die man uns ausdrücklich davon aufbehalten hat. In dem Thamyris nehmlich lies er sich auf der Cither hören; und in der Nausifaa zeigte er sich als Tänzer.

In dem Thamyris lies er sich auf der Cither hören. Athenäus (s): τον Θαμυριν διδασκων αυτος εκιδαρισεν. Und der ungenannte Biograph: φασι δε οτι και κιδαραν αναλαβων εν μουνω τω Θαμυριδι ποτε εκιδαρισεν. Thamyris

(s) Lib. I. p. m. 20.

war jener Thracische Virtuose (\*), der es wagen durfte, die Mufen selbst zu einem Wettstreite aufzufordern. Er ward überwunden, und die Mufen machten ihn, zur Strafe seiner Vermessenheit, blind. Das war der Inhalt des Sophokleischen Trauerspiels; und ohne Zweifel lies sich der Dichter in der Person des Thamyris selbst, auf der Cither hören. Nicht daß er deswegen die ganze Rolle des Thamyris gespielt hätte; er hatte vielleicht nicht einmal nöthig, auch nur in die Cither zu singen. Denn dieser Thamyris, welchen Umstand uns der ältere Plinius (†) von ihm aufbehalten hat, war der erste, der die Cither als ein von der Stimme unabhängendes Instrument behandelte, und sie, ohne darein zu singen, spielte. Hatte nun Sophokles diesen Umstand anzubringen gewußt, so konnte ihn seine schwache Stimme nicht hindern, Thamyris an derjenigen Stelle selbst zu seyn, wo er ihn bloß auf der Cither mit den Mufen wetteifern lies. Es würde sich mehr als Muthmassungen hievon beybringen lassen, wenn das Stück igt nicht unter die verlornen Stücke unsers Dichters gehörte (‡). Da unterdessen auch solche Muthmassungen weder ganz unangenehm, noch ganz unnütze sind, so erlaube man mir, noch einen andern Zug daraus muthmassen zu dürfen. Diesen nemlich: daß die Bestrafung des Thamyris auf der Bühue geschehen; daß er vor den Augen der Zuschauer blind geworden. Ich gründe meine Muthmassung auf eine Stelle des Pollux, in die sich seine Ausleger gar nicht zu finden gewußt haben. Pollux (x) gedenket verschiedener tragischen Masken, die von einer besondern Art gewesen, und sagt

(\*) Κεινω σοφιστη Θρηκι, sagt die Muse in dem Trauerspiele Rhesus von ihm. Z. 924.

(†) Cithara sine voce cecinit Thamyras primus. *Natur. Hist. Lib. VII. c. 57.*

(‡) Casaubonus, Meursius, Fabricius finden in ihren Verzeichnissen der verlornen Stücke des Sophokles des Thamyris bloß bey dem Athenäus, dem Pollux, und dem ungenannten Biograph, gedacht. Sie hätten anmerken sollen, daß auch Plutarch seiner nicht undeutlich gedenkt; in dem Buche nemlich *ὅτι οὐδε ζην ἐστιν ἠδεως κατ' Ἐπιχορυγον* (p. m. 1093.) führt er ein Paar Zeilen des Sophokles an, die, dem Zusammenhange nach, nothwendig aus dem Thamyris seyn müssen.

(x) Lib. IV. c. 19. p. m. 434.

unter andern, daß die Maske des *Thamyris*, zweyerley Augen gehabt habe; *τον μεν γλαυκον ὄφθαλμα, τον δε μελανα*. Jungermann macht hierüber folgende offenherzige Anmerkung: *Thamyri vero cur oculum glaucum, & alterum nigrum in scena affingi ait? Constat quidem ex Apollodori lib. I. Thamyrim περι μουσικης cum Musis congressum: quem victum των ὀμματατων και της κισσαρωδιας illæ ἐξερησαν*. Sic itaque profus excœcarunt. Cur itaque discolori altero utro introducebatur oculo? Libenter nostram ignorantiam fatemur, quam ut diu taciti foveamus causæ non est, cum sic forte nec ipsi, nec alii, qui juxta nos ignorant, edoceamur ab iis qui sciunt. Daß auch ich igt unter denjenigen bin, die es wissen, habe ich vornehmlich dem *Du Bos* (y) zu danken; und das Räthsel löset sich so auf. Die alten Schauspieler, wie bekannt, spielten in Masken, welche nicht allein das Gesicht, sondern den ganzen Kopf bedeckten. Diese Masken hatten die Unbequemlichkeit, daß sie der Abänderungen nicht fähig waren, welche die abwechselnden Leidenschaften in den Zügen des Gesichts verursachen. Die Kleinern von diesen Abänderungen waren für ihre Zuschauer zwar ohnedem verloren; indem diese größten Theils viel zu weit absahen, als daß sie selbige auch auf einem wirklichen Gesichte hätten erkennen können. Die größern aber, welche dem Gesichte eine ganz andere Farbe, allen Muskeln desselben eine ganz andere Lage geben, und von sehr weitem zu erkennen sind, auch diese größern, sage ich, den Augen der Zuschauer verweigern, würde keine geringe Verkümmerung ihres Vergnügens, und eine Vernachlässigung des sichersten Mittels, einen Eindruck auf sie zu machen, gewesen seyn. Was thaten sie also? Eine Stelle des *Quintilian* (z) kann es uns sehr deutlich lehren: *In Comœdiis — pater ille cujus præcipuæ partes sunt, quia interim concitatus, interim lenis est, altero erecto, altero composito est supercilio; atque id ostendere maxime latus actoribus moris est, quod cum iis, quas agunt, partibus congruat*. Die Maske, sagt *Quintilian*, desjenigen Vaters, der in der Komödie bald linde bald strenge

(y) *Du Bos* von den Theatralischen Vorstellungen der Alten. Man sehe das dritte Stück meiner Theatralischen Bibliothek, Seite 185.

(z) *Inst. Orat. Lib. XI. cap. 3.*

seyn mußte, war getheilt; die eine Helfte zeigte ein glattes, heiteres Gesicht, die andere ein finsternes, gerunzeltes Gesicht; war der Vater igt linde, so wies der Schauspieler den Zuschauern die heitere Helfte, und mußte er auf einmal streng und zornig werden, so wußte der Schauspieler eine so ungezwungene Wendung zu machen, daß der Zuschauer die finstere Helfte zu sehen bekam. Wie es mit der Maske dieses Vaters war, so war es unfehlbar mit den Masken aller Personen, die in der Geschwindigkeit vor den Augen der Zuschauer, ein verändertes Gesicht zeigen mußten, und also nicht Gelegenheit hatten, hinter der Scene ihre ganze Maske zu verwechseln. Nun nehme man an, daß auch Thamyris in diesem Falle war, und die Worte des Pollux sind erklärt. Igt war Thamyris noch sehend, und der Schauspieler zeigte diejenige Helfte seiner Maske, die das schwarze Auge hatte. Nun sollte er auf einmal blind werden, und der Schauspieler wandte sich so geschickt, daß plötzlich die Zuschauer die andere Helfte, welche das gläuche Auge (*γλαυκον ὀφθαλμα*) hatte, erblickten. Denn *γλαυκον ὀφθαλμα*, ist hier nichts anders als ein Auge, daß mit einem *Γλαυκωια* behaftet scheint; und *Glaucoma*, wie bekannt, ist diejenige Krankheit des Auges, welche unsere Augenärzte den blauen oder grünen Staar nennen. Das merklichste und augenscheinlichste Zeichen der Blindheit, welches die Skeropödie nur immer wählen konnte! — Ich komme auf den Sophokles zurück. In dem Thamyris also lies er sich auf der Cithar hören; und der ungenannte Biograph setzt hinzu: *ὁθεν και ἐν τη ποικιλη σοικ μετα κιθαρας αὐτου γεγραφθαι φασι*; „daher sey er, wie man sagt, in der „Stoa Poecile mit der Cithar gemahlt worden.“ Was diese Stoa für ein Gebäude gewesen, wie sie vorher geheissen, wo sie gestanden (aa), das ist gnugsam bekannt. Sie hatte ihren

(aa) Menage (*In Diogenis Laertii Lib. VII. Segm. 5.*) merkt aus dem Lucian an, daß diese Stoa auf dem Marktplatz gelegen. Ich bediene mich dieser Bemerkung, die Verse des Melanthius beym Plutarch (im Leben Cimons S. 481.) daraus zu erläutern, wo gesagt wird, daß Polygnotus unentgeltlich

— — — *Θεων ναους ἀγοραν τε*  
*Κεχροπιαν* — — — —

ausgeschmückt habe. Wie man einen Marktplatz mit Gemälden ausschmücken

Beynahmen Poecile, die bunte, von den Gemälden erhalten, mit welchen sie vornehmlich Polygnotus ausgezieret hatte (bb). Diese Gemälde stellten die Götter und Helden der Athenienser vor; und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Polygnotus, der kein gedungener Künstler war, sondern bloß um die Ehre arbeitete, auch noch lebenden verdienten Männern die Schmeicheley werde gemacht haben, ihre Bildnisse mit anzubringen. Dem ohngeachtet aber ist wohl schwerlich das Bildniß des Sophokles, von der Hand dieses Künstlers gewesen. Ich schliesse dieses aus folgendem Umstande, den uns Plutarch aus der scandalösen Chronike der damaligen Zeit aufbehalten hat (cc). Polygnotus liebte die Elpinice, die Schwester des Cimon; und ohne Zweifel war seine Liebe eben in dem stärksten Feuer, als er die Trojanerinnen in der gedachten Stoa mahlte: denn einer von ihnen, der Laodice, gab er das Gesicht seiner Geliebten. Wird Elpinice damals schon alt, schon verheyrathet gewesen seyn? Schwerlich wohl. Aber zu der Zeit, als Sophokles, mit durch den Ausspruch ihres Bruders, für sein erstes Trauerspiel den Preis erhielt, muß sie schon beides gewesen seyn, wenn man sie auch noch so viel jünger als den Cimon annimmt. Und folglich mahlte Polygnotus die gedachte Stoa zu einer Zeit, als Sophokles noch gar nicht bekannt seyn konnte, als wenigstens seine tragischen Verdienste noch nicht so fest gestellet seyn konnten, daß sie diese öffentliche Ehre verdient hätten. Vielleicht also war sein Bildniß von dem Micon, von welchem es aus dem ältern Plinius bekannt ist, daß ihm die Athenienser nach dem Polygnot einen Theil dieser Stoa auszumahlen gaben.

In der *Mausikaa* zeigte sich Sophokles als Tänzer. *Athenäus* (dd): ἀκρως δε ἐσφαιρισεν ὅτε τὴν Ναυσικαῶν ἐδῆκε. Ich sage, er zeigte sich als Tänzer, und die Worte meines Währmanns scheinen eigentlich doch weiter nichts zu sagen, als daß Sophokles in der *Mausikaa* den Ball vortrefflich geschla-

fönne, ist nicht wohl zu begreifen. Es sind also hier die öffentlichen Gebäude auf diesem Marktplatze, und besonders die gedachte Stoa zu verstehen.

(bb) C. Plinius Natur. Histor. Lib. XXXV. 35.

(cc) Im Leben Cimon's S. 480.

(dd) Lib. I. p. m. 20.



gen: ἀκρως ἐσφαιρισεν. Allein die Sphäristik, oder das Ballschlagen und alle verschiedene Arten desselben, war bey den Alten ein Theil der Orchestik, als welche alle körperliche Uebungen in sich begrif, wo die Bewegungen nach einer gewissen Eurythmie, nach dem Takte, geschehen mußten. Das ist zu bekant, als daß ich mich dabey aufhalten sollte. Die Frage wird also nur hier seyn: was war das für ein Stück, in welchem Ball gespielt ward? Wer seinen Homer inne hat, dem kann unmöglich die Tochter des Alcinous, des Königs der Phäacier unbekant seyn (ee). Ulysses war an das Ufer von Scheria geworfen; hier lag der Unglückliche, und schlief. Indes erhob sich Minerva in den Pallast des Alcinous und gab der schönen Nausikaa ein, mit ihren Gespielinnen und Mägden nach dem Meere zu gehen, um da ihre Kleider zu waschen. Denn an sie sollte sich Ulysses zu erst wenden; sie sollte ihm den Weg zur Gunst ihres Waters bahnen. Sie kommen also, waschen ihr Geräth und trocknen es auf dem Ufer; und indem es trocknet, baden und salben sie sich, und lagern sich zu essen, und stehen auf zu spielen. Und was spielten sie?

Σφαιρηται ἀφ' ἐπαιζον, ἀπο κρηδεμνα βαλουσαι,

Τησι δε Ναυσικαα λευκωλενος ἤρχετο μολπης (ff).

Sie schlagen Ball, und Nausikaa selbst macht den Anfang. Nun will Minerva, daß Ulysses erwache. Die Prinzessin wirft; der Ball nimmt einen falschen Flug; er fällt in einen tiefen Graben; die Mägde schreyen; und Ulysses erwacht. Er entschließt sich kurz, auf das Geschrey zu zu gehen. Aber er ist

(ee) S. das sechste und die folgenden Bücher der Odyssee.

(ff) Die Frau Dacier übersetzt diese Stelle: Le repas fini, elles quittent toutes leurs voiles & commencent à jouer toutes ensemble à la paume. Nausicaa se met ensuite à chanter. Sie höret also die Nausikaa singen, wo ich sie nur tanzen sehe. Sie hat aus der Acht gelassen, daß μολπη nicht bloß cantus, sondern eben so oft tripudium, saltatio heißt; wegen des beiden gemeinschaftlichen Takts. ἤρχετο μολπης heißt daher hier weiter nichts, als sie fing das Spiel an. Ich finde, daß Burette, in seiner Abhandlung von der Sphäristik der Alten, (Memoires de Litterature des Inscriptions & b. L. T. I. p. 155.) den nehmlichen Fehler macht. Denn er übersetzt: pendant que la Princeesse de son coté les animoit par son chant.

nackt, splinternackt; und es war ein weibliches Geschrey! Was thut der Mann, dem nie in der Noth ein weiser Rath gebracht?

Ἐκ πυκνῆς δ' ὕλης πτοροῦον κλάσῃ χειρὶ παχεῖη  
 φυλλῶν, ὡς ρυσσάιτο περὶ χροῖ ῥιθδεα φωτός.  
 Βῆ δ' ἴμεν, ὡσεὶ λεων ὄρεσιτροφορ, ἀλλυ πεποιθώς,  
 Ὅς' εἰς' ὕομενος καὶ ἀημενος, ἐν δε οἶ ὄσσε  
 Δαιεταὶ ἀνταρ ὁ βουσιν ἐπερχεται, ἦ οἷεσσιν  
 Ἡε μετ' ἀγροτερας ἐλαφους· κελεται δε ἔ γασηρ,  
 Μῆλων πειρησοντα καὶ ἐς πυκινον δομου ελθειν.

Welch ein Gemälde! Welch eine Vergleichung (gg)! So kömmt der nackte, fürchterliche Mann auf sie zu. \*) Die Mädchen

(gg) Man erlaube mir über dieses Gleichniß, das ich für eines der schönsten im Homer halte, eine kleine Ausschweifung. Es hat seine Tadler gefunden; aber seine Vertheidiger scheinen mir den rechten Punkt nicht getroffen zu haben. Man lese nur, was Clarke in seiner Ausgabe darüber anmerkt. „Fuerunt qui Ulysses hoc loco, viribus defectum, procellaque pene encatum, leoni fero parum apte comparari crediderint. *Eustathius* vim similitudinis in eo consistere existimat, quod Ulysses puellis Nausicaæ comitibus, haud minus quam leo, terribilis apparuerit. Ὅτι τον Ὀδυσσεα\*) γυμνον ὄντα καὶ δυσπροσιτον δια τουτο φανηται μετα βλοσυροτητος μελλοντα ταις κοραις, λεοντι παραβαλλει, εἰπων· „Βῆ δ' ἴμεν, ὡσεὶ λεων, κ. τ. λ.“ Ἐτα δεικνυς ὡς οὐ προς την Ὀδυσσεως ἀνδριαν ἢ παραβολη, ἀλλα προς την ἐκπληξιν, ἣν ἐξ αὐτου αἱ γυ-

\*) \*) Bis hierher ward 1760 gedruckt: das Folgende fügte J. J. Eschenburg 1790 aus Lessings Papieren hinzu. — „Sein Sophokles sollte aus vier Büchern bestehen, die wahrscheinlich auch eben so viel Bände gefüllt haben würden. — Nur den Schluß der Anmerkung (K.) die mit der 112ten und letzten Seite des ehemaligen Drucks abgebrochen war, fand ich völlig ausgearbeitet und ins Reine geschrieben. Das Uebrige bestand aus lauter einzelnen Zetteln, die nur kurze Entwürfe und gesammelte Materialien zu den meisten, aber nicht einmal zu allen folgenden Anmerkungen enthielten, welche in dem S. 6. bis 11. befindlichen Leben des Sophokles nachgewiesen waren, und in einem, vermuthlich ältern, Hefte, worin noch weniger ausgearbeitete Angaben und Winke zu eben diesen Anmerkungen, zerstreut und einzeln, nebst dem ... Anfang einer Uebersetzung des Ajax Mastigophoros, niedergeschrieben waren. — Verschiedne seiner Freunde, denen er die abgedruckten Bogen mitgetheilt hatte, die ich auch selbst seit mehreren Jahren aus seiner Hand besaß, versuchten es oft, ihn zur Fortsetzung und Vollendung dieser so verdienstvollen Arbeit zu bewegen. Seine gewöhnliche Antwort aber war, er müsse erst wieder Griechisch lernen, und sich in eine Menge von Dingen hinein studiren, die ihm seitdem völlig fremd geworden wären.“ Eschenburg.

schreien und fliehen. Die einzige Nausikaa bleibt stehen, und erwartet ihn; und so weiter. — Aber was sind das für Auftritte für ein Trauerspiel? „Sophokles,“ sagt die Frau Dacier (hh),

καινες ἐπαθον, ἐπαγει\* (v. 137.) „Σμερδαλεος δ' ἀντησι φανη, etc. — Domina Dacier leoni eum ideo comparari arbitratur, quia audito puellarum strepitu, hominibusne mitibus an crudelibus occursum esset, ignarus, ex arbusculo nudus animoque intrepido egrederetur. Mihi in eo potius consistere videtur comparationis vis, tum quod Ulysses mari humidus, totusque spuma foedatus, leoni agresti procellisque afflicto, ὄσ' εἰς' ὕομενος και ἀημενος, similis dicatur; tum quod necessitate coactus (v. 136.) ex arbusculo puellis timidis sese nec opinato ostenderit, ipsisque (uti observat Eustathius) fugam et terrorem haud minorem, quam leo ferus ovibus aut hinnulis imbecillibus incusserit. — Recht gut; alle die verschiedenen Ähnlichkeiten, welche die Dacier, Eustathius und Clarke angeben, sind augenscheinlich; wird aber dadurch jene Unähnlichkeit gerettet, welche die Tabler zwischen einem abgematteten, wehr- und waffenlosen Manne, und einem Löwen finden, der sich auf seine Stärke verläßt? ἀλλι πεποιθως. — Es ist wahr, Homer verliert sich oft ein wenig in seine Gleichnisse, und mahlt sie nicht selten mit Zügen aus, die sich auf das Vergleichene nicht anwenden lassen, und nur das Bild lebhafter und individueller zu machen dienen. Kann das aber der Fall hier seyn? Mit nichten. Denn wahre Unähnlichkeiten müssen dergleichen beyläufige Züge nie werden. Ich erinnere mich daher mit Vergnügen einer Stelle des Themistius, der auch diesem Tertio der Vergleichung eine ganz vortrefliche Wendung zu geben gewußt hat. Er sagt nämlich: Allerdings ist der abgemattete, wehr- und waffenlose Ulysses auch jetzt noch ein Mann, der sich auf seine Stärke verläßt. Nur ist die Stärke des Ulysses nicht die körperliche Stärke eines Achilles; sondern sie beruht in seiner Klugheit, in seiner Beredsamkeit. Diese hatte er in keinem Schiffsbruche verlieren können; und auf diese verließ er sich. Ἡ δε ἀλλη ἦν ἀρα ὁ λογος, ὃν ἀφελεσθαι μονον το δαιμονιον οὐκ ἐξισχυσε\* καιτοι τα χρηματα γε ἀφελομενον, και τας ναυς, και τους στρατιωτας, και νη Δια γε τον χιτωνα το τελευταιον\* ἐν οἷς οὐκ ἦν ἡ δυναμις ἡ Οδυσσεως\* τη γουν ἀλλη ἐπεποιδει, και ἐκεινων ἀπολωλωτων. Es sieht diese Stelle zu Ende seines Προτρεπτικου εἰς Φιλοσοφιαν, (edit. Harduin. p. 309.) und verdient bei dieser Stelle Homers vor allen andern angezogen zu werden.

(hh) In den Anmerkungen zu ihrer Uebersetzung: Sophocle avoit fait une Tragédie sur ce sujet d'Homère, qu'il appelloit Ἠλυντριας, & οὐ il représentoit Nausicaa à ce jeu. Cette pièce réussit fort. Je voudrois bien que le tems nous l'eût conservée, afin que nous vissions ce que l'art pouvoit tirer d'un tel sujet. Die Ἠλυντριαι, oder Wäscherinnen des Sophokles werden vom Pollux angeführt; und es ist allerdings aus diesem Titel zu schließen, daß der Inhalt die Geschichte der Nausikaa ge-

„hatte aus diesem homerischen Stoffe eine Tragödie gemacht, die sehr wohl aufgenommen ward. Ich wünschte, daß uns die Zeit dieses Stück aufbehalten hätte, damit wir sehen könnten, wie weit es die Kunst mit einem solchen Stoffe bringen kann.“ Ich wünschte es gleichfalls. Aber würde es wohl auch eine wirkliche Tragödie seyn. Ich glaube schwerlich; sondern es würde, allem Ansehen nach, ein satyrisches Drama seyn. Ich kann zwar nicht sagen, daß es als ein solches von den alten Schriftstellern, die seiner gedenken, angeführt werde; aber der komisch-tragische Inhalt ist allzusehr für meine Muthmaßung, von welcher ich finde, daß sie auch die Muthmaßung des Casaubonus gewesen ist (ii). Die Odyssee war überhaupt eine reiche Vorrathskammer für die satyrischen Schauspiele. Das einzige Stück, welches uns von dieser Gattung übrig geblieben ist, des Euripides *Cyklops*, ist, wie bekannt, gleichfalls daraus entlehnt. Der Charakter des Ulysses selbst machte ihn zu einer satyrischen Person sehr bequem. Ich setze voraus, daß meinen Lesern das Wesen dieses Drama bekannt ist, von welchem wohl zu wünschen wäre, daß es ein Genie unter uns ganz wiederherstellen wollte. Die Tragikomödie war in dieser Absicht ein sehr mißlungener Versuch.

(L.)

Er machte in seiner Kunst verschiedne Neuerungen, deren zum Theil Aristoteles gedenkt.) Πολλα ἐκαινοουργῆσεν ἐν τοῖς ἀγῶσι. Es ist hier nicht von denen Verbesserungen die Rede, durch

wesen, und daß es vielleicht *Nausikaa*, oder die Wäscherinnen geheissen habe; dergleichen doppelte Titel bei den Alten nichts seltenes sind. Dem ungeachtet würde die Frau Dacier besser gethan haben, es hier unter seinem gewöhnlichen Titel, *Nausikaa*, anzuführen. Woher sie den Umstand hat, daß es viel Beifall gefunden, kann ich nicht sagen. Ich fürchte, es ist ein bloßer Zusatz ihrer gütigen Vermuthung, den ich unterdeß eben so wenig zu bestätigen als zu bestreiten Lust habe.

(ii) „*Ναυσικαα* — — tota fuit Homericæ, et satyricis dramatibus annumeranda, judice Casaubono, sagt Fabricius in seinem Verzeichnisse der verlorenen Stücke des Sophokles. Es muß sich dieses auf eine Stelle des Casaubonus in seinen Anmerkungen zum Athenæus beziehen; denn in seinem Buche, *De Poesi satyrica*, erwähnt er der *Nausikaa* unter den satyrischen Stücken des Sophokles nicht.

die Sophokles die Tragödie selbst ihrem Wesen und ihrer Vollkommenheit näher brachte; sondern bloß von den Neuerungen und Zusätzen, die er in der Kunst sie aufzuführen machte. Und die Geschichte dieser Kunst faßt Aristoteles, im vierten Kapitel seiner Dichtkunst, in folgender Beschreibung kürzlich zusammen: *Και πολλας μεταβολας μεταλαβουσα ἡ Τραγωδια ἐπαυσατο, ἐπει ἔσχε την ἑαυτης φυσιν. Και το τε των ὑποκριτων πληθος, ἐξ ἑνος εἰς δυο πρωτος Ἀισχυλος ἤγαγε, και τα του Χορου ἤλαττωσε, και τον λογον πρωταγωνιστην παρεσκευασε· τρεις δε, και σκηνογραφιαν Σοφοκλης.* Den besten Commentar über diese Worte des Aristoteles giebt eine Stelle des Diogenes Laertius, wo er die Geschichte der Weltweisheit mit der Geschichte der Tragödie vergleicht: *ὡσπερ δε το παλαιον ἐν τη τραγωδια προτερον μεν μονος ὁ χορος διεδραματιζεν, ὕστερον δε Θεσπις ἑνα ὑποκριτην ἐξευρεν ὑπερ του διαναπαυεσθαι τον χορον, και δευτερον Ἀισχυλος, τον δε τριτον Σοφοκλης, και συνεπληρωσαν την τραγωδιαν, οὕτως και της φιλοσοφιας, κ. τ. λ.* Der Verstand von beiden Stellen ist dieser. Anfangs war die Tragödie nichts als Gesang verschiedener Loblieder zu Ehren des Bacchus. Damit der Chor, welcher diese Lieder sang, manchmal ruhen und Athem schöpfen könnte, fiel Thespis darauf, eine interessante Begebenheit dazwischen von einem aus der Bande erzählen oder vorstellen zu lassen. Aeschylus verwandelte diese Erzählung und Vorstellung die von einer einzigen Person geschah, in ein ordentliches Gespräch, indem er eine zweyte Person hinzufügte, unter die sich nunmehr die Geschichte vertheilte, obgleich nothwendig die Eine Person mehr Antheil an der Handlung haben mußte, als die andre. Der Schauspieler, welcher die Rolle der Hauptperson spielte, hieß *πρωταγωνιστης*, so wie der andre *δευτεραγωνιστης*. Es war aber darum nicht nothwendig, daß das ganze Drama nicht mehr als zwei Personen haben mußte; denn der Deuteragonist konnte derselben gar wohl mehr als Eine vorstellen, wenn sie nur nicht mit einander zugleich erscheinen durften. Aber mit einander zusammen sprachen in dem ganzen Drama deren nicht mehr als zwei. Endlich fand Sophokles, daß auch dieses noch zu einförmig war. Er fügte also die dritte Person hinzu, welche *τριταγωνιστης* hieß \*.

\* Hierzu brauchten keine besondere Leute zu seyn; und Demosthenes wirft es dem Aeschines mehr als Einmal vor, daß er in seiner Jugend diese dritten Rollen gespielt habe. — Unmöglich kann aber Gyraldus gewußt

Dieser τριταγωνιστης ist also die erste Neuerung, die dem Sophokles in der obigen Stelle des Aristoteles zugeschrieben wird. Es äußern sich aber hiebei verschiedene Schwierigkeiten und Widersprüche. Wir wollen zuerst den Barnesius (im Leben des Euripides vor s. Ausgabe, S. XXXVI.) hören: Nam licet *Aeschylus* in principio *Promethei* sui *Robur* et *Vim* et *Prometheum* et *Vulcanum* simul inducat, non ibi nisi duo tantum personae loquuntur, hoc est *Robur* et *Vulcanus*; nec enim *Prometheus* prius loqui incipit, quam caeteri illi, opere absoluto, abierint, et priori scenae finem fecerint. Es wäre gut, wenn es keinen andern Auftritt von drei Personen beim Aeschylus gäbe, als diesen. Allein man höre den Dacier, (in seinen Anmerkungen über das vierte Kapitel der Aristot. Dichtk.) welcher ohne Zweifel den Aeschylus besser gelesen hatte: Ce qu'Aristote dit ici, que Sophocle ajouta un troisième Acteur aux deux d'Eschyle, pourroit faire croire qu'il n'y a jamais eu que deux Acteurs dans les pièces de ce dernier; cependant dans une scène de ses *Coéphores*, on voit *Oreste*, *Pylade* & *Clytemnestre* parler ensemble, & dans une autre de ses *Eumenides*, on voit *Minerve*, *Oreste* & *Apollon*. Il est vrai que l'un des trois dit peu de chose; mais cela suffit pour faire voir qu'Eschyle n'a pas entièrement ignoré, que la scène pouvoit souffrir trois Acteurs différents du chœur. Comment donc Aristote peut-il attribuer cette invention à Sophocle? Seroit-ce parceque Sophocle s'en sert plus ordinairement? Je ne scaurois le croire. Quand Eschyle fit les *Coéphores* & les *Eumenides*, il y avoit plus de douze ans qu'il voyoit des pièces de Sophocle, où il prit ce troisième Acteur que Sophocle avoit ajouté.

Das läßt sich hören. Dem ungeachtet wollte ich lieber seinen ersten Grund annehmen; nämlich, daß Sophokles deswegen der Erfinder des dritten Schauspielers genannt werde, weil er sich dessen in allen Stücken bediente, was beim Aeschylus nur ein seltener Fall war.

Denn es muß schon bei den Alten selbst streitig gewesen seyn, ob man diese Erfindung dem Aeschylus oder dem Sophokles zuschreiben

haben, was τριταγωνιστης heiße, wenn er schreibt: Tres autem histriones primus Sophocles instituisse perhibetur, et eam, quae τριταγωνιστη dicitur. Er scheint die Worte des Suidas übersetzt zu haben; aber woher er das Femininum τριταγωνιστη hergenommen hat, das mag Gott wissen.

solle. Ein altes Leben des ersiern, welches Robortellus seiner Ausgabe vorgefetzt hat, sagt ausdrücklich, die Einführung des dritten Schauspielers sey vom Aeschylus geschehen. Ja, noch mehr, Aristoteles selbst muß sich an einer andern Stelle für den Aeschylus hierin erklärt haben. Denn wenn Themistius\* in seiner Rede, ὑπερ τοῦ λεγεῖν, ἢ πως τῷ φιλοσοφῷ λεκτέον, beweisen will, daß nicht alle Neuerungen zu verwerfen sind, weil alle Künste und Wissenschaften nach und nach erfunden worden; so nimmt er unter andern auch ein Beispiel von der Tragödie her: Ἄλλα καὶ ἡ σεμνὴ τραγῳδία μετὰ παστῶν ὁμοῦ τῆς σκευτῆς, καὶ τοῦ χοροῦ, καὶ τῶν ὑποκριτῶν, παρ' ἡλλήνων εἰς τὸ θεατρὸν· καὶ οὐ προσεχωμὲν Ἀριστοτελεῖ, ὅτι τὸ μὲν πρῶτον ὁ χορὸς εἰσιῶν ἦδεν εἰς τοὺς θεοὺς· Θεσπὶς δὲ προλογὸν τε καὶ ἔρσιν ἐξέευσεν· Ἀισχυλὸς δὲ τρίτον ὑποκριτὴν καὶ ὄκριβαντας· τὰ δὲ πλείω τούτων Σοφοκλεὸς ἀπῆλυσσαμεν καὶ Ἐυριπίδου.

(M.)

Zum Theil Suidas;) Dieser sagt vom Sophokles: οὗτος πρῶτος τρισὶν ἐχρησατο ὑποκριταῖς, καὶ τῷ καλουμένῳ τριταγωνιστῇ· καὶ πρῶτος τὸν χορὸν ἐκ πεντεκαίδεκα εἰσιγραφε νέων, προτερον δυωκαίδεκα εἰσιοντων. — — Καὶ αὐτὸς ἤρξε τοῦ δράμα πρὸς δράμα ἀγωνιζέσθαι· ἀλλὰ μὴ τετραλογίαν. Ich verweile jetzt nur bei dieser letzten Neuerung des Sophokles in seiner Kunst. „Er fieng es zuerst an, daß Drama gegen Drama um den Preis stritt, und nicht die „ganze Tetralogie.“

Die tragischen Dichter stritten damals beständig mit vier Stücken zugleich um den Preis, wovon das letzte beständig ein satyrisches Stück war. Und diese vier Stücke zusammen hießen eine Tetralogie. So erzählt z. B. Helianus (L. II. c. 8.) daß in der ein und neunzigsten Olympiade Xenokles (den Aristophanes in seinen Fröschen ansieht, und von welchem der Scholiast daselbst anmerkt, daß er ein schlechter Poet gewesen sey, welcher der Allegorie gar zu sehr nachgehungen habe;) mit dem Euripides um den Preis gestritten. Xenokles habe den ersten Preis erhalten, durch seinen Oedipus, Lykaon, Bacchä, und das satyrische Stück Athamas: Euripides aber den zweiten durch seinen Alexander, Palamedes, die Trojaner, und das satyrische Stück Sisyphus. — Helianus wundert sich hierüber, und

\* Edit. Harduin. p. 316.

sagt, daß die Richter entweder unwissend oder besiochen gewesen seyn müßten, welches beides den Atheniensern keine Ehre macht.

Wenn Fabricius (Biblioth. Gr. L. II. c. 19.) unter dem Xenokles dieses Streites gedenkt, so schreibt er: cum Euripide certavit Olympiade LXXXI, und beruft sich auf den Helian. Er muß aber in der Geschwindigkeit nur die lateinische Uebersetzung angesehen haben, welche prima supra octogesimam hat. Denn im Texte steht *κατα την πρώτην και έκτην Ὀλυμπιαδα*, und es ist ausgemacht, daß anstatt *έκτην*, *έννεηκοςην* zu lesen sey, wie Scheffer bei dieser Stelle bemerkt.

Diogenes Laertius sagt in dem Leben des Plato, (L. III. §. 35.) wenn er von dessen Dialogen und ihrer Eintheilung redet: *Θρασυλος δε φησι και κατα την τραγικην τετραλογιαν έκδουναι άντον τους διαλογους· οιον εκεινοι τετρασι δραμασιν ήγωνιζοντο, Διονυσοις, Αηναίοις, Παναθηναίοις, Χυτροίς, ών το τεταρτον ήν Σατυρικον. Τα δε τετταρα δραματα εκαλειτο Τετραλογια.* Es scheint also, daß es deswegen allezeit vier Stücke waren, weil sie an den vier hier genannten Festen gespielt wurden. Dieß ist auch die Meinung des Casaubonus, (de Poet. Satyr. L. I. c. 5.) der daselbst überhaupt von den Tetralogien nachzulesen ist.

Sophokles aber muß diese Veränderung entweder sehr spät gemacht haben, oder sie muß nicht allen tragischen Dichtern zu gute gekommen seyn, wie das Exempel des Euripides in der obigen Stelle Helians, und das Beispiel des Plato beweiset, von welchem eben der Schriftsteller (L. 2. c. 30.) sagt, daß er gleichfalls mit einer ganzen Tetralogie um den Preis streiten wollte: *Ἐπεθετο ούν τραγωδία, και δη και τετραλογιαν έγγρασατο. Και έμελλεν άγωνιεισθαι, δους ήδη τοις ύποκριταις τα ποιηματα.* — Von dem Sohne des Euripides sagt der Scholiast des Aristophanes über die Frösche, v. 67: *Ἄουτω δε και αι Διδασκαλιαι φερουσι, τελευτησαντος Ἐυριπιδου, τον υιον άντου δεδιδαχεναι ομωναμως εν άσει Ἰφιγενεια την εν Αυλιδι, Ἄλκμαιωνα, Βακχας.* Dieß war ohne Zweifel eine Trilogie, oder vielmehr eine Tetralogie, von welcher das satyrische Stück hier nur weggelassen ist. — Auch vom Philokles, der nach dem Suidas, nach dem Euripides lebte, führt eben der Scholiast des Aristophanes eine Tetralogie an: *εν τη Πανδιονιδι Τετραλογια.* Obgleich dieß



damit nicht übereinzustimmen scheint, wenn Aristides sagt, Philokles habe den Preis gegen den Sophokles gewonnen.

Vielleicht also, daß nach dem Sophokles mit Tetralogien gegen Tetralogien gestritten wurde. Nimmt man diese Meinung an, so lassen sich viele Dinge vergleichen, die man sonst wohl unverglichen lassen muß. J. C. Euripides soll nach dem Varro fünfmal, nach dem N. Gellius fünfzehnmal den Preis gewonnen haben. Da wäre dann kein Widerspruch. Varro würde fünf Trilogien gemeint haben, und Gellius hätte die einzelnen Stücke derselben gezählt\*.

Wider diese Meinung scheint die Tetralogia Orestia des Aeschylus zu seyn, deren Aristophanes in den Fröschen v. 1155 gedenkt. Der ungenannte Verfasser der Beschreibung von den Olympiaden sagt indeß, daß diese Tetralogie in dem zweiten Jahre der achtzigsten Olympias den ersten Preis erhalten habe. Damals aber war Aeschylus schon todt; und es war eins von denen Stücken, die nach seinem Tode aufs Theater gebracht werden durften. Der Scholiast sagt von dem Agamemnon, welches das erste Stück in dieser Tetralogie ist, das Nämliche.

Sie wäre meiner Meinung also nicht zuwider, aber wohl eine andre, von welcher der Ungenannte unter der sechs und siebenzigsten Olympiade, beim vierten Jahre sagt: *Ἀισχυλὸς τραγῳδοῖς ἐνικᾶ Φίνοι, Περσῆαις, Γλαυκῷ Πτολίμῳ, Ἡρόκλῳ.*

(N.)

Zum Theil der ungenannte Biograph.) Ueber die Neuerungen, die Sophokles in seiner Kunst machte, drückt sich dieser Ungenannte so aus: „Er lernte die tragische Dichtkunst vom Aeschylus, „und erfand viel Neues in der Vorstellung. Erstlich schaffte er es ab, „daß der Dichter selbst sein Stück spielte, (welches ehedem gewöhnlich „war) weil er selbst eine allzu schwache Stimme hatte. Ferner vermehrte er die Personen des Chors von zwölf Personen auf fünfzehn, „und erfand den dritten Schauspieler. Man sagt auch, daß er selbst „einmal die Zither genommen, und in dem Stücke *Thamyris* darauf „gespielt habe; daher er denn auch in der bunten Gallerie“ mit der „Zither gemahlt worden. Satyrus sagt, daß er auch den Krummen

\* Vergl. Bayle im Art. Euripides.

\*\* *Ποικίλη* *ζοα* hieß einer von den bedeckten Gängen wegen der daselbst befindlichen vielen Gemälde.

„Stab erfunden habe. Desgleichen sagt Istrus, daß er die weissen „Stiefeln erdacht habe, welche sowohl die Schauspieler, als die Personen des Chors tragen.“

Was hier durch krummen Stab übersetzt ist, heißt im Griechischen *καμπυλη βακτηρια*. — *Καμπυλη*, sagt Stephanus, heisse auch der krumme Stab, dessen sich die Jäger bedienen. *Βακτηρια* ist einerlei mit *το βακτρον*, *baculus*, *scipio*. Das letztere kommt sehr oft in des Euripides Phönizierinnen vor, wo der blinde Oedipus viel von seinem Stabe spricht; als, v. 1710. 11:

Ποδι γεραιον ἶχνος τιδημι;

Βακτηρα προσφερ' ὡ τεκνον.

Auch *βακτηρευμα* kommt dort v. 1534. 35. vor, welches das Stützen auf dem Stabe bedeutet:

Τι μ' ὡ παρδενε βακτηρευμασι τυφλου

Ποδος ἐξαγαγες εἰς φως;

Julius Pollux, B. IV. Kap. 18, *περι ὑποκριτων σκευης*, sagt von der Kleidung alter, bejahrter Personen: *γεροτων' δε φορημα' καμπυλη, φοινικις, ἡ μελαμπορφυρον ἱματιον, φορημα νεωτερων' πηρα, βακτηρια*. So ist die Stelle in der neuen Ausgabe des Hemsterhuis abgedruckt; und die lateinische Uebersetzung dabei ist: *Senum autem indumentum vestis est retorta, purpurea, vel nigra aliqua. Purpurea vestis juniorum indumentum est.* — *Φοινικις* wird durch *vestis phoeniceae coloris* erklärt. Diese phönizische Farbe aber wird von dem Purpur bei den Alten allezeit auf das deutlichste unterschieden. Ich tadle also zuerst an dieser Uebersetzung, daß sie beides durch *purpureus* gegeben. Die Lacedämonier trugen *φοινικιδες* im Kriege, damit das Blut nicht so zu sehen seyn sollte. Die phönizische Farbe war also ohne Zweifel dunkelroth. — Vielleicht zwar, wie mir es jetzt wahrscheinlicher wird, ist es umgekehrt. Denn Plinius sagt (L. IX. c. 38.) daß die Purpurfarbe *nigricans aspectu* sey; und Gellius (L. II. c. 26.) giebt der phönizischen Farbe *exuberantiam splendoremque ruboris*. — Was heißt aber *vestis retorta*? Was kann *καμπυλη* seyn, wenn es von einem Kleide gesagt wird? — Kurz, *καμπυλη* gehört zu *βακτηρια*. Und Pollux selbst verbindet beides an einem andern Orte, (L. X. §. 173.) wo er sagt, daß *βακτηρια περις* so viel sey, als *βακτηρια καμπυλη*.

(P.)

Viel Ehre scheint er als Feldherr nicht eingelegt zu haben.) Der Scholiast über den Aristophanes \* sagt hierüber: Ὅτι ἐπὶ μισθῶ ἐγράφη τα μέλη. Καὶ γὰρ Σιμωνίδης δοκεῖ πρῶτος σμικρολογίαν εἰσενεργεῖν εἰς τὰ ἄσματα, καὶ γραφῆαι ἄσμα μισθοῦ. Τοῦτο δὲ καὶ Πινδαρὸς φησὶν ἀνιπτομενός. — Und nun folgt die Stelle aus Pindar's Isthm. β. zu Anfange, die aber hier zum Theil ganz anders gelesen wird, als beim Pindar. — Το μὲν τοι περὶ τῶν κίβωτων τοῦ Σιμωνίδου λεγόμενον, u. s. f.

Ἄλλως. Ὁ Σιμωνίδης διεβεβλήτο ἐπὶ φιλαργυρίᾳ καὶ τὸν Σοφοκλέα οὖν δια φιλαργυρίαν εἰοικέναι τῷ Σιμωνίδῃ. Λέγεται δὲ ὅτι ἐκ τῆς ἑρατηρίας τῆς ἐν Σαμῶ ἤγγυρισάτο. Χαριεντῶς δὲ παύσῃ αὐτῷ λογῶ διεσῦβε τοὺς β' ἰαμβοποιούς\* μεμνηταὶ ὅτι σμικρολόγοι\* ὄθεν ὁ Ξενοφάνης κίμβικα αὐτὸν προσαγορεύει\* μήποτε δὲ ἔδοκε Σοφοκλῆς περὶ τοὺς μισθοὺς καὶ τὰς νεμεσεῖς ὅψε ποτε φιλοτιμότερος γεγρονεναί.

Und Florens Christianus, in seinen Anmerkungen über eben dieß Lustspiel des Aristophanes: De Sophoclis avaritia non adeo res certa, cum postulatus olim a suis fuerit male administratae rei familiaris. Tamen ferunt ex praetura, quam cum imperio in Samo gessit, grandem eum pecuniam conflasse. Unde Xenophanes vocavit eum κίμβικα. Est enim κίμβιξ, ὁ ἴαν μικρολόγος περὶ τὰ χρήματα. Origo ἀπο τῶν κίμβων, quae sunt σφηκίαι vel μελισσῖα ab apibus, quas *parcas* recte Virgilius vocat. — Apud Athenaeum quoque Chamaeleon Simonidem vocavit κίμβικα et ἀισχροκερδέη. Miror autem Aristophanis inconstantiam, qui maximum et prudentissimum poetam et theatri scenici principem ita perstringat et vellicet, quem opere maximo laudavit in *Nebulis*. Sane temperare sibi debuit ab hac scabie, praesertim cum tantus olim fuerit ei honos habitus vel ab hostibus, ut, cum bello Siculo multi captivi essent Athenienses, plerisque tamen parsum fuerit propter communicatas ipsis Sophocleas fabulas. Sed prisca comoedia Satyra fuit tota; et, quod diximus antea, κακῶς λέγειν Ἄπτικον ἐστὶ μέλι. Nec amicis quidem parcebant comici.

Wider diese Stelle ist verschiednes zu erinnern. Erstlich soll Aristophanes in den Wolken den Sophokles ungemein gelobt ha-

\* Ἐιρηνη, v. 696.

ben. Das glaube ich nicht. Zweitens, waren es die Verse des Euripides, welche den Atheniensern so gute Dienste leisteten, und nicht des Sophokles Trauerspiele.

## (O.)

Darin kommen die Zeugnisse der Alten alle überein, daß Sophokles von den Atheniensern zum Feldherrn sey ernennet worden. Aber wenn dieses geschehen sey, und in welchem Kriege, wider wen dieser Krieg geführt sey, darin gehen sie sehr von einander ab.

Der ungenannte Biograph sagt: „Die Athenenser erwählten ihn in seinem fünf und sechzigsten Jahre zum Feldherrn, sieben Jahr vor dem peloponnesischen Kriege, in dem Feldzuge wider Anäa“.

Ein anderer Ungenannter, von welchem wir eine Beschreibung der Olympiaden haben, sagt in derselben, unter dem dritten Jahre der fünf und achtzigsten Olympiade, fast mit den nämlichen Worten: „In dieses Jahr fällt der Krieg der Athenenser wider Anäa, in welchem der Tragödienschreiber Sophokles zum Feldherrn erwählt ward“.

Nun nahm der peloponnesische Krieg in dem zweiten Jahre der sieben und achtzigsten Olympiade seinen Anfang; und das siebente Jahr vor diesem Kriege wäre das gedachte dritte der fünf und achtzigsten Olympiade. Dieses Datum also könnte, wegen des doppelten Zeugnisses, kaum in Zweifel gezogen werden. Allein, wenn es damit seine Richtigkeit hat, so ist doch das nicht der Fall, daß Sophokles damals bereits fünf und sechzig Jahr alt gewesen sei. Denn da der ungenannte Biograph das zweite Jahr der ein und siebenzigsten Olympiade zu seinem Geburtsjahr annimmt; so ist bis auf das siebente Jahr vor dem peloponnesischen Kriege nur eine Zeit von einigen fünfzig Jahren verlossen. Vielleicht hat der Ungenannte auch wirklich anstatt *ἑξήκοντα πέντε, πεντηκοντα πέντε* schreiben wollen; welches so ziemlich eintreffen würde.

Doch auch mit diesem siebenten Jahre vor dem peloponnesischen Kriege, glaubt Petit\*, müsse es seine Richtigkeit nicht haben, wenn man anders dem Plutarch glauben dürfe. Dieser sagt nämlich in dem Leben des Perikles, wenn er von den scharfsinnigen Reden dieses Mannes redet, unter andern: „Ein andermal ließ er sich gegen den Sophokles, als er mit demselben zu einer gewissen Unter-

\* *Miscellaneor. Lib. III. c. 18.*

„nehmung abschiffte, und dieser einen schönen Jüngling lobte, so vernehmen: Sophokles! ein Feldherr muß nicht nur reine Hände, sondern auch reine Augen haben.“

Nun sagt der ungenannte Biograph, daß Sophokles unter dem Perikles Feldherr gewesen sey; und der Grammatiker Aristophanes sagt in seinem Inhalte der Antigone, daß es in einem Feldzuge wider die Samier gewesen sey. Nach dem Diodorus Sikulus aber zog Perikles gegen die Samier in dem vierten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade, als Timokles Archon war, welches der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden gleichfalls bestätigt.

Ja, der ganze Krieg wider Anäa scheint nur der Samier wegen unternommen zu seyn, weil die von Anäa mit dem benachbarten Samos in Bündniß standen. Denn Stephanus sagt: Ἀναία — ἐστὶ δὲ Καρίας, ἀντικεῖν Σαμου. Κεκλήθηται ἀπὸ Ἀναίας Ἀμαζονος, ἐκεῖ ταφείσθης. — Το ἔθνικον, Ἀναίος. Stephanus muß die Gränzen von Karien sehr weit ausdehnen, wenn Anäa Samos gegen über gelegen haben soll. Nach der gewöhnlichen Eintheilung würde es eine Ionische Stadt seyn. Ueberhaupt aber sind die Gränzen zwischen Jonien und Karien bey den Alten sehr ungewiß.

Eben dieser Stephanus sagt: Σαμος ἐπιφανής πρὸς τὴν Καρίαν νησός. — Und Abrah. Berkel macht die Anmerkung: Nisi Stephani verba essent clariora quam Thucydidis, fluctuandum nobis foret, an Cariae, an vero Samo haec civitas esset attribuenda. Eius verba L. IV. ita sunt constituenda, ut sensum ex iis elicias: Καὶ ἔδοκεν αὐτοῖς δεῖνον εἶναι, μὴ ὥσπερ τὰ ἐν Ἀναίᾳ ἐπὶ τῆ Σαμῶ γενῆται, ἐνθά οἱ φευγοντες τῶν Σαμίων κατασαντες. Valla haec transtulit, quasi Ἀναία in Samo esset sita; cum debuisset vertere: apud vel juxta Samum: nam sic Graeci dicunt ἐπὶ τῷ ποταμῷ et ἐπὶ ταῖς Ἰουγαῖς.

Anäa ist von Samiern, welche von den Ephesiern, mit ihrem Könige Leogorus von der Insel vertrieben wurden, besetzt worden; und von da aus haben sie auch die Insel wieder erobert. — Pausanias sagt, daß Anäa ἐν τῇ ἠπειρῷ τῆ περῶν, in dem gegenüber gelegenen festen Lande gelegen habe.

Diese ganze Anmerkung gehört größtentheils dem Samuel Petit, der aus dem allen den Schluß zieht, daß Sophokles seine Antigone in dem dritten Jahre der vier und achtzigsten Olympiade habe aufführen

lassen, und daß ihn die Athenienser zur Belohnung dafür das folgende Jahr zum Feldherrn ernennet haben, wie es Aristophanes ausdrücklich sagt. — Es wäre also neun Jahr vor dem peloponnesischen Kriege gewesen.

Wider die letzte Kritik des Petit wäre aber dieß einzuwenden, daß Perikles die Samier zweimal überwunden hat, und daß Sophokles erst bei dem zweiten Feldzuge Feldherr geworden; welches denn in das dritte Jahr der fünf und achtzigsten Olympiade fallen würde\*.

Wenn Strabo in seinem vierzehnten Buche (S. 446. der Almelov. Ausg.) von der Insel Samos redet; so sagt er: Ἀθηναῖοι δε προτερον μεν πεμψαντες στρατηγον Περικλεα, και συν αὐτῷ Σοφοκλεα τον ποιητην, πολιορκια κακως διεδηκαν ἀπειδουιτας τους Σαμουσ· ὕστερον δε και κληρουχους ἐπεμψαν τρισχιλιους, ἐξ ἑαυτων, ὧν ἦν και Νεοκλῆς ὁ Ἐπικουρου του φιλοσοφου πατηρ.

Was Plutarch im Nicias von dem Sophokles sagt, ist vielleicht falsch; und er hat den Dichter Sophokles mit dem andern Sophokles verwechselt; so, wie er in dem Leben des Perikles den Feldherrn Thucydides mit dem Geschichtschreiber verwechselt zu haben scheint.

Justinus kommt darin überein, daß Sophokles neben dem Perikles Heerführer gewesen sey. Allein er sagt, es sey gegen die Lacedämonier, und nicht gegen die Samier gewesen. Die Stelle ist diese: Inde revocati Lacedaemonii ad Messeniorum bellum, ne medium tempus otiosum Atheniensibus relinquerent, cum Thebanis paciscuntur, ut Boeotiorum imperium his restituerent, quod temporibus Perfici belli amiserant, ut illi Atheniensium bella susciperent. Tantis furor Spartanorum erat, ut duobus bellis impliciti, suscipere tertium non recusarent, dummodo inimicis suis hostes acquirerent. Igitur Athenienses adversus tantam tempestatem belli duos duces deligunt, Periclem, spectatae virtutis virum, et Sophoclem, scriptorem tragoediarum, qui diviso exercitu et Spartanorum agros vastarunt, et multas Aethiopiae civitates Atheniensium imperio adjecerunt. — Justinus, als ein Epitomator, preßt die Seiten hier gewaltig zusammen, wie man aus

\* S. Diod. Sic. L. XII. Thucyd. L. I. c. 3. — Auch Plutarch gedenkt im Perikles des zwiefachen Kriegszuges gegen die Samier.

dem zweiten Buche des Diodorus Sikulus sieht. Der Feldzug des Perikles wider die Lacedämonier geschah schon eine geraume Zeit früher, als der wider die Samier.

(Q.)

Die Zahl aller seiner Stücke wird sehr groß angegeben.) Suidas sagt, er habe hundert und drei und zwanzig Stücke spielen lassen; nach einigen aber noch weit mehrere: ἐδίδαξε δὲ δράματα 93. ὡς δὲ τινες, καὶ πολλὰ πλεον. — Der Ungenannte sagt, dem Grammatiker Aristophanes zufolge, daß sich ihre Anzahl auf hundert und dreißig belaufen habe.

(R.)

Von den andern ist wenig mehr übrig, als der Titel.) Diese sind:

Ἄδαμας.

Sophokles hat zwei verschiedne Tragödien dieses Namens geschrieben. Vielleicht war der Inhalt der einen die klägliche Raserei des Athamas, welche Ovid im vierten Buche seiner Verwandlungen beschreibt. Juno ließ ihn, vornehmlich aus Haß gegen seine Gemahlin, die Ino, rasend machen. In dieser Raserei glaubte er auf der Jagd zu sehn, und eine Löwin mit zwei Jungen zu verfolgen:

Utque ferae sequitur vestigia conjugis amens,  
Deque sinu matris ridentem et parva Learchum  
Brachia tendentem rapit, et bis terque per auras  
More rotat fundae, rigidoque infantia laxo  
Discutit ossa ferox.

Mit dem andern Sohne, Melicertes, floh die gleichfalls rasende Ino davon, und stürzte sich mit ihm von einem Felsen ins Meer. — Die Alten stellten den Groll der Götter gegen große Personen und Familien auf ihren Bühnen gern vor. Und was kann in der That schrecklicher sehn, als der unverföhnliche Haß eines allmächtigen Wesens?

Von dem Inhalte des zweiten Trauerspiels dieses Namens wissen wir etwas mehr. Aus einer Stelle des Aristophanischen Scholiaften, in den Wolken, erhellt nämlich, daß es die Opferung des Phrixus betroffen habe. Die Tragödie hat können vortrefflich sehn; denn die Geschichte ist ungemein, und sehr werth, von einem neuen Dichter behandelt zu werden. Sie ist diese: Vor der Ino hatte Athamas die Nephele zur Gemahlin gehabt, mit welcher er den

Phrixus und die Helle gezeugt hatte. Die rachgierige Juno gab der Ino in den Sinn, diese Kinder aus dem Wege zu räumen. Es war eben eine große Theurung, und das delphische Orakel hatte man um Rath gefragt. Ino bestach den Gesandten, welcher den Ausspruch des Orakels holen mußte; und dieser gab vor, das Orakel habe befohlen, den Phrixus zu opfern. Der Vater, wie natürlich, will durchaus nicht darein willigen. Das Volk dringt darauf. Der Prinz selbst verlangt, daß der Wille des Orakels an ihm vollzogen werde. Die Großmuth des Phrixus rührt den Abgesandten. Er entdeckt den Betrug. Athamas ergrimmt; liefert dem Phrixus die Ino in die Hände, um sich nach eigenem Gutbefinden an ihr zu rächen. Der edle Phrixus verzeiht ihr. — Ich erzähle die Geschichte nicht völlig so wie sie sich zugetragen haben soll, und wie sie Apollodor und Sygin erzählen; sondern so, wie ich sie zu brauchen gedächte.

ἘΡΕΧΘΕΥΣ.

Erechtheus war der sechste König von Athen. Man findet keine Spur, was der Inhalt dieses Stücks gewesen sey. Aber ich finde einen Zug in seiner Geschichte, der ungemein tragisch ist, und der sich wohl brauchen ließe. Er ward mit den Eleusiniern in Krieg verwickelt. Er fragte das Orakel, wie er sich des Sieges vergewissern solle. Das Orakel befahl ihm, eine von seinen Töchtern zu opfern. Er ersah die jüngste dazu. Aber die übrigen alle wollten dieser grausamen Ehre eben so wohl theilhaft werden. Welch ein Streit unter diesen frommen Schwärmerinnen! Die jüngste ward geopfert; und die übrigen brachten sich zugleich mit ums Leben. — O! des verwaisten Vaters!

ΘΥΕΣΤΗΣ.

Auch unter diesem Namen hat Sophokles zwei Trauerspiele verfertigt. Das eine hieß: ΘΥΕΣΤΗΣ ὁ ἐν Σικωνίᾳ, d. i. Thyest in Sicyon, und kann von dem sonderbarsten schrecklichen Inhalte gewesen seyn. Nach der abscheulichen Mahlzeit, die ihm sein Bruder bereitete, floh er nach Sicyon. Und hier war es, wo er, auf Befragung des Orakels, wie er sich an seinem Bruder rächen solle, die Antwort bekam, er solle seine eigne Tochter entehren. Er überfiel diese auch unbekannter Weise; und aus diesem Weischlaf ward Megisth, der den Atreus hernach umbrachte, erzeugt. — Die Verzweiflung einer geschändeten Prinzessin! Von einem Unbekannten! In welchem sie end-



lich ihren Vater erkennt! Eine von ihrem Vater entehrte Tochter!  
Und aus Rache entehrt! Geschändet, einen Mörder zu gebären! —  
Welche Situationen! welche Scenen!

(S.)

Den Preis hat er öfters davon getragen.) Suidas sagt, vier und zwanzigmal; Diodorus Sikulus hingegen, achtzehnmal; und der ungenannte Biograph: „Den Preis hat er zwanzigmal davon getragen, wie Karystius sagt. Sehr oft hat er den zweiten Preis, niemals aber den dritten, erhalten.“

(X.)

Der Vorzug, welchen Sokrates dem Euripides ertheilte, ist der tragischen Ehre des erstern weniger nachtheilig, als er es bei dem ersten Anblicke zu seyn scheint.) Die Stelle ist beim Plato de Republ. L. VIII. p. 568, ed. Steph. — — Daß allerdings Plato den Vers:

Σοφοί τυράννοι τῶν σοφῶν συνοῦσια

deswegen dem Euripides beigelegt habe, weil er glaubte, alle schöne Sprüchelchen müßten in den Werken dieses Dichters stehen, werde ich unten (in KK.) wahrscheinlich genug zeigen.

Die Stelle von der Einheit Gottes steht nicht allein beim Eusebius, sondern auch beim Clemens Alexandrinus<sup>o</sup>; aber etwas verändert:

Ἐἰς τὰς ἀληθειῶν εἰς ἓστιν Θεός,

Ὅς οὐρανὸν τ' ἐτεύξε, καὶ γαίαν μακρὴν,

Πόντου τε χαροπὸν ὄμμα, κἀνεμῶν βίας·

Θητοὶ δέ, πολυκερδία πλανώμενοι,

Ἰδρυσάμεσθα πημάτων παραψυχῆν

Θεῶν ἀγαλματ' ἐκ λιθίνων ἢ ξύλων ἢ χαλκῶν

ἢ χρυσοτεκτων, ἢ ἐλεφαντίνων τυπούς·

Θυσίας τε τοῦτοις καὶ κενὰς πανηγυρεῖς

Νεμόντες· οὕτως εὐσεβεῖν νομιζόμεν.

Auch Justinus Martyr führt diese Verse, S. 19, gleichfalls mit einigen Veränderungen an. — Clemens sagt darüber: οὕτοσι μὲν ἤδη καὶ παρακεκινδυνευμένως ἐπὶ τῆς σκηνῆς τὴν ἀληθειῶν τοῖς θεαταῖς παρεισηγάγεν.

<sup>o</sup> Λογ. ἱστορικῆς. p. m. 26.

(Z.)

Er starb in dem dritten Jahre der drei und neunzigsten Olympias.) Beim Suidas steht, er sey sechs Jahr nach dem Euripides gestorben. Dagegen sagt der ungenannte Verfasser der Beschreibung der Olympiaden unter jenem Jahre, daß Euripides und Sophokles beide in demselben gestorben wären.

Eben dieses sagt auch Diodorus Sikulus (L. XIII.) dem Apollodorus zufolge. Doch bemerkt Diodor selbst gleich darauf die Verschiedenheit der Meinungen hievon, indem Euripides, nach einigen, nicht lange hernach von den Hunden sey zerrissen worden.

(AA.)

Die Art seines Todes wird verschiedentlich angegeben.) Ich werfe von ungefähr den zweiten Band von Zwinger's *Theatro vitæ humanæ* auf; und auf einmal werde ich meinen Sophokles unter den Selbstmördern gewahr\*, und zwar unter denen, die es aus Furcht vor der Schande geworden sind. Ich erstaune; denn ich hatte mir geschmeichelt, daß nicht leicht ein Lebensumstand von diesem Dichter seyn müßte, dem ich nicht nachgespürt, den ich nicht erwogen hätte. Die Art seines Todes wird verschieden erzählt; das ist wahr. Aber so! Wer in der Welt hat sie jemals so erzählt? — Valerius Maximus, versichert Zwinger. — Valerius Maximus? — Und was sagt denn dieser? „*Sophocles ultimæ jam senectutis, cum in certamen tragoediam dimississet* — — Ganz recht, das sind des Valerius Worte; ich erinnere mich ihrer an dem *dimississet*, wofür die neuern elenden Ausgaben, z. E. die Minellische, *dedisset* lesen. — — Aber weiter! — *incipiti sententiarum eventu diu sollicitus, aliquando tamen una sententia victor, causam mortis gladium habuit.* — — *Gladium habuit?* Nimmermehr! — *gaudium habuit*, heißt es beim Valerius. Er starb vor Freude, daß er endlich dennoch, obschon nur durch Eine überwiegende Stimme, die Krone davon getragen hatte.

Nun sehe man was für Lügen aus einem Druckfehler entspringen können! Und aus einem gleichwohl so handgreiflichen! — Doch muß ich auch dieses zu Zwinger's Entschuldigung anführen, daß ihn dieser Druckfehler schwerlich so weit irre geführt haben würde, wenn ihn nicht ein andrer vorhergehender schon vom Wege abgeführt hätte.

\* Vol. II. L. VII. p. 459.

Anstatt: *aliquando* tamen una sententia victor, ließt er nämlich: *aliquanto* tamen, und hat, allem Ansehn nach *aliquanto* zu victor gezogen; als wenn sich Sophokles darüber gekränkt hätte, daß er nur *aliquanto* victor, nur ein klein wenig Sieger, nämlich nur durch den Beifall einer einzigen Stimme, gewesen wäre. — Sollte übrigens hier nicht anstatt *aliquando tamen* lieber zu lesen sehn: *aliquando tandem*?

## (FF.)

Er hinterließ den Ruhm — — eines Mannes, den die Götter vorzüglich liebten.) In der Schutzrede des Apollonius\* an den Kaiser Domitian kommt jener zuletzt auch auf den Punkt, daß man es zu einem Stücke seiner Anklage gemacht, daß er die Stadt Ephesus von der Pest befreiet habe. Er leugnet das nicht. Er sagt nur, Ephesus sey eine Stadt, die dergleichen Wohlthat gar wohl verdient habe. *Τις ἂν σοφος, φῆρτ ἐκλιπεῖν σοι δοκεῖ τὸν ὑπερ πολέως τοιαυτῆς ἄρωνα; ἐνδυμηθεῖς μὲν Δημοκρίτου ἐλευθερωσάντα λοιμοῦ ποτε Ἀβδηρῆτας, ἐννοήσας δὲ Σοφοκλέα τὸν Ἀθηναῖον, ὃς λεγεται καὶ ἀνεμούς θελῆσαι τῆς ὥρας ὑπερπνευσάντας.* Wer sollte solche Wunder, Stürme zu besänftigen, einem Dichter zutrauen? Ich hätte des Apollonius Erklärung davon wissen mögen. Denn so gut er es natürlicher Weise zu erklären gewußt hat, wie er die Pest zu Ephesus vorher wissen können, ohne ein Zauberer, ein *γοῆς*, zu sehn; eben so würde er auch vielleicht die Besänftigung der Winde zu erklären gewußt haben. Und Schade, daß das Kunststück, das Apollonius gehabt hat, die Pest vorher zu empfinden, verloren gegangen ist!

Doch, ich kann dieß Räthsel lösen. Man erinnere sich, daß Sophokles Páane verfertigt hat, und daß der Páan ein Gesang war, wovon Eustathius\*\* sagt, daß er ehemals nicht bloß, wie noch zu seiner Zeit, zur Abwendung der Pest an den Apoll gerichtet worden, sondern auch zur Dämpfung des Krieges und andrer drohender Uebel: *Ἔστι δὲ Παιῶν ὕμνος τις εἰς Ἀπολλῶνα, ὃν μόνον ἐπὶ παύσει λοιμοῦ, ὡς ἄρτι, ἀδομένους, ἀλλὰ καὶ ἐπὶ παύσει πολέμου — — πολυλακίς δὲ καὶ προσδοκώμενου τινος δεινοῦ ἀδομένους.* — Da also der Páan bey allem einbrechenden gemeinen Elende gesungen ward; was läßt sich leichter annehmen, als daß er bei dem damals wütenden

\* *Philostat. de Vita Apollonii, L. VIII. c. 7. §. 8.*\*\* *In L. I. Iliad. v. 473.*

Sturmwinde wird sehr gesungen worden, daß Sophokles diesen Plan gemacht, daß die Stürme darauf nachgelassen, und man dem Dichter also diese schleunige Wirkung und Erhöhung beigemessen?

(J.J.)

Er hinterließ verschiedne Söhne, wovon zwei die Bahn ihres Vaters betraten.) Seine Söhne hießen: Jophon, Leosthenes, Ariston, Stephanus und Meneklides.

Ueber den Jophon ist der Artikel beim Suidas nachzusehen. Er sagt von ihm: Ἰοφῶν, Ἀθηναῖος τραγικός, υἱὸς Σοφοκλέους τοῦ τραγωδιοποιοῦ, γνησίος. ἀπὸ Νικοστράτης. γέγονε γὰρ αὐτῷ καὶ νόθος υἱὸς Ἀριστῶν ἀπὸ Θεοδωρίδος σικυωνίας. δράματα δὲ Ἰοφῶν ἐδίδαξε ὁ, ὧν ἔστιν Ἀχιλλεύς, Τηλέφος, Ἀκταίων, Ἴδιος, Περσὶς δεξάμενος, Βακχαι, Πενδύς, καὶ ἄλλα τινὰ τοῦ πατρὸς Σοφοκλέους.

Wenn Clemens von Alexandrien\* zeigen will, daß auch die Griechen τοὺς περὶ ὅτιον πολυτραγίονας, σοφοὺς ἅμια καὶ Σοφιστὰς παρωνυμῶς κεκληκασί, so führt er unter andern auch die Autorität des Jophon an: Ἰοφῶν τε ὁμοίως ὁ κωμικός ἐν Ἀνυλφοῖς σατυροῖς, ἐπιγραψῶν καὶ ἄλλων τινῶν λέγει. — Καὶ γὰρ εἰσεληλυθέντων πολλῶν Σοφιστῶν ὄχλος ἐξήρτημενος. — Dieses satyrische Schauspiel nennt Suidas nicht mit. Er wird aber hier offenbar falsch κωμικός genannt; denn die Komödienschreiber verfertigten keine satyrische Stücke\*\*.

Sein Enkel von dem Ariston, der gleichfalls Sophokles hieß, machte sich auch als tragischer Dichter bekannt. So will es wenigstens Suidas. Hingegen merkt Meursius aus dem Diodorus Siculus an, daß dieser den zweiten Sophokles nicht für einen Enkel, sondern für einen Sohn des ältern Sophokles ausbebe. Auch die Zeitrechnung sey für die Meinung Diodor's, indem dieser sage, daß der jüngere Sophokles in dem vierten Jahre der fünf und neunzigsten Olympiade, also neun Jahre nach dem Tode des Vaters, seine erste Tragödie habe aufführen lassen. Mit dem Diodor komme auch der Ungenannte in seiner Beschreibung der Olympiaden überein.

Eben diesen jüngern Sophokles führt auch Clemens Alexandrinus an\*\*\*, und sagt von ihm, daß er und Patrokles der Thurier

\* L. I. p. 205. edit. Dan. Heinsii, L. B. 1616.

\*\* Vergl. Fabricii Biblioth. Gr. Vol. I. p. 729.

\*\*\* Λογῶν Ἡγορητῶν. p. m. 14.

den Kastor und Pollux für sterbliche Menschen ausgegeben haben: Πατροκλῆς, ὁ Θουριος, καὶ Σοφοκλῆς ὁ νεωτερος ἐν τρισὶ τραγωδίας, u. s. f. — Diese Worte übersetzt Gratianus Servetus \* bloß: Patrocles Thurius & junior Sophocles scribunt. Auch die vom Heinsius verbesserte und durchgesehene Uebersetzung läßt die Worte, ἐν τρισὶ τραγωδίας aus. Ich glaube, sie bedeuten hier so viel als Trilogie.

(KK.)

Die gerichtliche Klage, die seine Söhne wider ihn erhoben, mag vielleicht triftigere Ursachen gehabt haben, als ihr Cicero giebt.) Die hieher gehörige Stelle des Cicero ist in seinem Tato Major, oder vom Alter, (Kap. 7.) wo er untersucht, ob die Seelenkräfte im Alter abnehmen: Manent ingenia senibus; modo permaneat studium & industria: nec ea solum in claris et honoratis viris, sed in vita etiam privata et quieta. Sophocles ad summam senectutem tragoedias fecit: quod propter studium cum rem familiarem negligere videretur, a filiis in iudicium vocatus est: ut, quemadmodum nostro more male rem gerentibus patribus bonis interdici solet, sic illum, quasi desipientem, a re familiari removerent iudices. Tum senex dicitur eam fabulam, quam in manibus habebat et proxime scripserat, Oedipum Coloneum, recitasse iudicibus, quaesisque, num illud carmen desipientis videretur. Quo recitato, sententiis iudicium est liberatus.

Vielleicht mag Sophokles noch in seinem Alter ein wenig liederlich gewesen seyn; welches ihm wenigstens beim Athenäus Schuld gegeben wird \*\*.

Und doch, wie reimt sich dazu die Probestellung beim Plato †? Diese hat auch Philostrat in dem Leben des Apollonius wiederholt ††. Er sagt von dem Weltweisen, daß er sich der Liebe ganz und gar zu enthalten vorgenommen habe: ὑπερβαλλομενος καὶ τοῦ Σοφοκλεους· ὁ μὲν γὰρ τὸν λυττωντα ἐγῆ, καὶ ἀγριον δεσποτην ἀποφυγειν, ἐλθων εἰς γῆρας.

\* P. 30. seiner zu Paris 1590 herausgegebenen Uebersetzung.

\*\* Deipnosophist. I. XII. c. 1. Vergl. I. XIII. c. 27.

† De Republ. I. I. p. 329, Vol. II. ed. Steph.

†† L. I. c. 10.

## (LL.)

Auch andere Schriften und Gedichte führt man von ihm an.) Nach dem Suidas, schrieb er eine Elegie, Pöane, und ein profaisches Werk von dem Chore wider den Thespis und Chörilus.

Von den Pöanen wird einer auf den Nestkulap vom Philostratus erwähnt \*. — Apollonius ist bei dem Gottesdienste der Weisen in Indien gegenwärtig: οἱ δὲ ἦδον ᾠδὴν, ὅποιος ὁ παιανὸς τοῦ Σοφοκλέους, ὃν Ἀθηναῖσι τῷ Ἀσκληπιῷ ᾄδουσιν. Sollte man hieraus nicht schließen, dieser Pöan sey noch zur Zeit des Philostratus und Apollonius gesungen worden? — Auch in dem Gemälde, welches der jüngere Philostrat vom Sophokles entworfen hat, wird auf diesen Pöan angespielt, und darauf, daß Nestkulap bei ihm eingekehrt sey.

Daß er wider den Thespis und Chörilus schrieb, dient unter andern auch zur Widerlegung dessen, was Herr Curtius \*\* von der Verträglichkeit der griechischen Dichter unter einander sagt. Und Sophokles hatte nicht allein mit solchen schlechten Dichtern zu streiten, sondern auch mit dem Euripides; welches ich aus einer merkwürdigen Stelle des Pollux \*\*\* beweisen kann, wo er sagt, daß der Behelf, dem Chore das in den Mund zu legen, was der Dichter gern den Zuschauern sagen möchte, sich zwar für den komischen Chor, aber nicht für den tragischen schicke. Unterdessen habe sich doch Euripides desselben in vielen Stücken bedient; und manchmal auch Sophokles, wozu ihm der Streit, den er mit jenem gehabt, Unlaß gegeben: Καὶ Σοφοκλῆς δὲ αὐτὸ ἐκ τῆς πρὸς ἐκεῖνον ἀμιλλῆς ποιεῖ σπανιαίς, ὥσπερ ἐν Ἰαπωνῷ.

## (MM.)

Die Urtheile, welche die Alten von ihm gefällt haben.) Die vorzügliche Erwähnung des Sophokles beim Virgil ist bekannt:

En erit, ut liceat totum mihi ferre per orbem

Sola Sophocleo tua carmina digna cothurno?

Sabinus und Barnes meinen, Sophokles habe hier bloß seinen Namen hergeben müssen, weil der Name Euripides nicht so gut in den Hexameter gegangen sey. Aber diese Leute müssen nicht haben

\* In Vita Apollonii, L. III. c. 5.

\*\* In den Anmerkungen zu s. Uebers. von Aristot. Dichtk. S. 104.

\*\*\* L. IV. c. 26.

skandiren können. Es kommen in der Anthologie mehr als sechs Epigramme, in Hexametern und Pentametern vor, in welchen allen der Name Euripides befindlich ist.

Freilich bemerkt Cölius Rhodiginus<sup>o</sup>, daß die vorletzte Sylbe in diesem Namen vom Sidonius Apollinaris lang gebraucht werde:

Orchestram quatit alter Euripīdes.

Apud Ionem quoque, setzt er hinzu, id ipsum invenias:

Χαιρε μελαμπεπλοισ Ἐυριπιδῆ ἐν γυαλοισιν.

Sunt, fährt er fort, qui corripiant tum graece tum latine; ut in eo:

Nulla aetate tua, Euripides, monumenta peribunt.

Aber in dem Verse des Ion ist ja die vorletzte Sylbe kurz, und die dritte von der letzten ist lang, eben wie in allen den gedachten Sinn-  
gedichten der Anthologie. Sogar der Virgilische Vers:

Sola Sophocleo — — —

könnte eben so gut heißen:

Sola Euripideō — — —

Hiesse es, wie beim Sidonius Euripīdes; so gieng der Name freilich in keinen Hexameter.

(NN.)

Verschiedene Beinamen die man ihm gegeben hat.) „Er  
„wird, sagt Suidas, wegen seiner Süßigkeiten die Biene genannt.“  
— Der ungenannte Biograph giebt eine andere Ursache an: „weil er  
„sich von allen das Schönste und Beste auszulesen gewußt habe.“

Phrynichus Arabius in seinen Büchern Σοφιστικῆς Παρασκευῆς, wovon sich ein Auszug beim Photius findet<sup>oo</sup>, nennt den Aeschylus τον μεγαλοφρωνοτατον, den Sophokles τον γλυκυν, und den Euripides τον πανσοφον.

Wider diesen Zunamen des Süßen, wenn er ihm wegen der Lieblichkeit seiner Verse wäre beigelegt worden, ließe sich eine Anmerkung des Muretus<sup>ooo</sup> anführen. Dieser bemerkt es als eine von den anstößigsten Härten der Rede, wenn der nämliche Mitlauter sehr oft und nahe hinter einander vorkommt. Er führt zum Beispiele folgende Verse aus der Medea des Euripides an, wo jene dem Jason vorwirft, er sey durch ihren Beistand allein gerettet worden:

\* L. XXIV. c. 10.

\*\* P. 324. ed. Andr. Schotti, 1653.

\*\*\* Lect. Var. L. I. c. 15.

Ἔσωσα σ' ὡς ἰσασιν Ἑλλήνων ὄσοι

Ταυτον συνεισεβησαν Ἀργείων σκαφος.

Die häufige Wiederholung des σ, besonders in dem ersten dieser Verse, gab den komischen Dichtern Plato und Lubulus zum Spotte Gelegenheit. Muretus fährt fort, ein zweites Beispiel dieser Härte zu geben: Alterum, sagt er, Sophoclis; et quidem ea in fabula, quae quasi regnum possidere inter tragoedias dicitur. Ibi enim Oedipus cum Tiresia jurgans, eique et aurium et mentis et oculorum caecitatem objiciens, hoc eum versu indignabundus incessit:

Τυφλος τα τ' ὦτα, τον τε ρουν, τα τ' ὀμματα' εἰ.

ubi cum saepius etiam inculcaverit literam τ, quam ille alter literam σ, tamen Euripides dicacium aculeos expertus est: Sophocles a nemine, quod sciam, notatus.

(OO.)

Von dem gelehrten Diebstahle, den man ihm Schuld giebt.) Ueber die Diebstähle des Sophokles soll Philostratus der Alexandriner ein ganzes Buch geschrieben haben.

Ich weiß nicht, was ich von dem Inhalte dieses Buchs denken soll. Ohne Zweifel aber wird er sie nicht besser bewiesen haben, als Clemens Alexandrinus uns ähnliche Diebstähle, deren sich die Griechen gegen einander schuldig gemacht haben sollen, bewiesen hat.

Clemens will in dem sechsten Buche seiner Stromata darthun, daß die Griechen viele Wahrheiten aus den Büchern der Offenbarung gestohlen haben. In dieser Absicht sucht er vorläufig zu beweisen, daß die Griechen überhaupt zu gelehrten Diebstählen sehr geneigt gewesen, und sich unter einander selbst bestohlen haben. Φερε, μαρτυρας της κλοπης αυτους κατ' εαυτων παρασησωμεν τους Ἑλληνας. Was Wunder also, fährt er fort, da sie sich selbst bestohlen haben, daß auch wir von ihnen nicht unbestohlen geblieben sind?

Er führt hierauf verschiedene Dichter und Schriftsteller an, die zu verschiedenen Zeiten gelebt haben, und bringt Stellen aus ihnen bei, die so ziemlich einerlei Gedanken, oder einerlei Gleichniß, zum Theil mit einerlei Worten, enthalten. Als, aus dem Orpheus, Musäus, Homer; aus dem Homer, Archilochus und Euripides; aus dem Aeschylus, Euripides und Menander.

Und endlich sagt er, daß das Nämlliche auch von solchen Verfassern zu beweisen sey, die zu gleicher Zeit gelebt hätten, und Neben-



buhler um einerlei Ruhm gewesen wären. λαβοις δ' ἂν ἐκ παραλλήλου της κλοπης τα χωρια και των συνακμασαντων και ανταγωνισαμενων σφισι, τα τοιαυτα. — Und nun führt er verschiedene ähnliche Stellen aus dem Sophokles und Euripides an, um zu beweisen, daß diese einander beschulden haben.

Allein es sind alles Stellen, welche solche Gedanken enthalten, die ganz gewiß weder der Eine noch der Andre damals zuerst gehabt haben. Es sind allgemeine Wahrheiten, auf die zwei Dichter, die nie von einander etwas gehört haben, nothwendig fallen müssen. J. C. Euripides sagt im Orest:

Ὁ φίλον ὕπνου Δελγητρον, ἐπικουρος νοσου.

Und Sophokles, in der Eriphile:

Ἀπελθ' ἐκείνης ὕπνον ἴητρον νοσου.

Sie sagen beide, daß der Schlaf ein wohlthätiger Arzt für mehrerlei Uebel sey; deswegen sollen sie einander ausgeschrieben haben! Ferner, Euripides sagt im Atimenes:

Τῷ γὰρ πονοῦντι καὶ Θεὸς συλλαμβανει.

Und Sophokles im Minos:

Ὅτι ἐστὶ τοῖς μὴ δρωσι συμμαχος τυχη.

Wenn einer von dem andern diese Stellen hätte entlehnen müssen, so hätte man dem, der sie entlehnte, zurufen können, was man dem Allerunwissendsten zurief: Ne Aesopum quidem legisli. Denn Aesopus hat schon ein Märchen, welches diese Lehre einschärft.

Euripides, im Alexander:

Χρονος δε δειξει· ὃ τεκμηριω μαδων

Ἡ χρησον ὄντα γνωσομαι σε, ἢ κακον.

Und Sophokles, im Hipponus:

Προς ταυτα κρυπτε μηδεν· ὡς ὁ πανθ' ὄρων

Και παντ' ἀκουων, παντ' ἀναπτυσσει χρονος.

Beide sagen: die Zeit bringt alles an das Licht. Folglich hat einer den andern ausgeschrieben.

Unterdessen kann man aus diesen Stellen, die vielleicht Clemens dem Sophisten Hippias, den er bald darauf als einen nennt, der von ähnlicher Materie geschrieben, abgeborgt hat, so viel schließen, daß die bekannte Zeile:

Σοφοι τυραννοι των σοφων συνουσια

schwerlich weder beim Euripides, noch beim Sophokles damals

vorgekommen sey. Diese hätte einer dem andern nothwendig müssen gestohlen haben. Und das hätte Hippias oder Clemens gewiß nicht anzumerken vergessen.

(PP.)

Kleinere Materialien, die ich noch nicht anbringen können.)

### I. Von des Sophokles Schauspielern.

1. Klidemides, dessen Aristophanes in den Fröschen, v. 803, gedenkt, soll, wie der Scholiast sagt, nach dem Apollonius, des Sophokles Schauspieler, nach dem Kallistratus aber, vielleicht ein Sohn des Sophokles gewesen seyn.

2. Klepoleonus, dessen gleichfalls Aristophanes, in den Wolken, v. 1269, gedenkt; wobei der Scholiast sagt: ἄλλοι δε τραγικόν ὑποκριτὴν εἶναι τὸν Τληπόλεμον. συνεχῶς ὑποκρινομένον Σοφοκλεῖ.

3. Vielleicht auch Polus, von welchem Gellius, L. VII. c. 5. folgendes erzählt: Histrion in terra Graecia fuit fama celebri, qui gestus et vocis claritudine et venustate ceteris antestabat. Nomen fuisse ajunt Polum. Tragoedias poetarum nobilium scite atque asseverate acclitavit. Is Polus unice amatum filium morte amisit. Eum luctum cum satis vilis est eluxisse, rediit ad quaestum artis. In eo tempore Athenis Electram Sophoclis acturus gestare urnam quasi cum Orestis ossibus debebat. Ita compositum fabulae argumentum est, ut veluti fratris reliquias ferens Electra compleret, commisereturque interitum ejus, qui per vim extinctus existimatur. Igitur Polus lugubri habitu Electrae indutus ossa atque urnam a sepulcro tulit filii, et quasi Orestis amplexus opplevit omnia non simulacris neque imitamentis, sed luctu atque lamentis veris et spirantibus. Itaque cum agi fabula videretur, dolor actus est. — Vergl. Gyrard. Dial. VI. p. m. 692.

### II. Von andern, welche den Namen Sophokles geführt haben.

1. Kylander hat in seinem Verzeichnisse der Schriftsteller, welches im Thesaurus des Stephanus angeführt wird, einen Sophokles Larissäus, als einen, dessen Stephanus unter Κρανεῖα gedenke. Allein Mauffakus hat es in seinen Noten über den Zarpokratien bereits angemerkt, daß beim Stephanus nicht Σοφοκλῆς Λαρισσαῖος, sondern Λαρισσαῖαιος zu lesen, und darunter das Schauspiel Λαρισσαῖαι zu verstehen sey. — Vergl. Berkel's Anmerkungen über den Stephanus, S. 476.

Auch hieß einer von den Scholiasten, welche über des Apollonius Argonautika commentirt haben, Sophokles. Dieses Scholiasten gedenkt Stephanus unter Ἀβαργος. Und unter Καναξρον, wo es ausdrücklich heißt: Σοφοκλῆς ὑπομνηματιζῶν τὰ ἀργοναυτικά. Die noch jetzt vorhandenen Scholien über den Apollonius scheinen nur ein Auszug aus den Scholien dieses Sophokles, des Lucillus Tarrheus, und des Theon zu seyn.

3. Von dem Sophokles, welcher die Philosophen aus Athen vertrieb, sehe man den Jul. Pollux im neunten Buche.

III. Von den Sprüchwörtern, zu welchen Sophokles Gelegenheit gegeben hat.

Dahin gehört besonders der sprüchwörtliche Ausdruck: *Equus Sophocleus*.

Philostrat sagt in seinen Lebensbeschreibungen der Sophisten, daß er den Damianus zu verschiedenen malen zu Ephesus in seinem Alter besucht habe, und setzt hinzu: καὶ εἶδον ἄνδρα παραπλησιον τῷ Σοφοκλεῖ ἴπῳ. Νωδρὸς γὰρ ὑφ' ἡλικίας δοκῶν, νεαζουσαν ὄρμην ἐν ταῖς σπουδαῖς ἀνεκτατο.

Cälius Rhodiginus\* erklärt dieß Sprüchwort auf folgende Weise: Quod autem de equo dictum Sophocleo est, arbitror in eo allusum ad tragici cothurni majestatem, qui sit veluti *equestris*, comicae humilitatis ratione. Unde in Arte Poetica Horatius:

Et tragicus plerumque dolet sermone *pedestri*.  
 Vel quia poetae furoris divini afflatu perciti vicem equi implent, equitis vero insidens numen, sive is Apollo sit, sive Musa, sive quivis alius. Nam et in Sibylla hoc ipsum servavit poeta nobilis:  
 — — — et frena furenti

Concutit, et stimulos sub pectore vertit Apollo.

In dem folgenden Kapitel aber besinnt er sich eines Bessern. Er gedenkt nämlich des κολωνος ἵππειος, und sagt: ad quod forte proverbium respectet, quod de equo Sophocleo praeleximus, eo quidem proclivius, si inibi quoque habitavit Sophocles, quod in quinto de Finibus Cicero significat.

Doch, beides taugt nichts. Das Pferd geht hier weder auf das eine noch auf das andre; auch nicht darauf, daß Sophokles selbst

\* Lect. Anliq. L. XXI. c. 20.

in seinem Alter solch ein Pferd gewesen sey; sondern auf das Gleichniß zu Anfange der *Elektra*, wo Orest sagt:

Ἵσπερ γὰρ ἵππος εὐγενῆς, κἄν ἢ γερωῶν,  
 Ἐν τοιοῖσι δεινοῖσι θυμὸν οὐκ ἀπώλεσεν,  
 Ἄλλ' ὀρθὸν οὐς ἴστησιν· ὥσαυτως δὲ σὺ  
 Ἥμας τ' ὀτρυνεῖς, κἄυτος ἐν πρώτοις ἐπη.

(QQ.)

Fehler der neuen Literatoren in der Erzählung seines Lebens.) Barnesius \* versteht die Worte des Scholiasten ganz falsch, in welchen gesagt wird, daß die Komödienschreiber den Sophokles unangetastet gelassen haben: Ἄλλ' οὐδ' ὑπο τῶν Κωμῶδων ἀδίκτος ἀφείδη, τῶν οὐδὲ Θεμιστοκλέους ἀποσχομένων.

Fragment einer Uebersetzung vom Ajax des Sophokles.

E r s t e r A u f z u g .

Erster Auftritt.

Minerva.

Wie ich dich schon oft, Sohn des Laertes, dem Feinde den Vortheil abzujagen schlan bemüht erblickte; so erblicke ich dich auch jetzt, hier unter den Schiffsgezelten des Ajax, am äußersten ihm anvertrauten Ende des Lagers. Du spähest, und spürst, und zählst, und mißest alle seine frischen Tritte, um zu wissen, ob er drinnen, oder nicht drinnen ist. Wie wohl leitet dich gleichsam der untrügliche Geruch des lakonischen Windspiels! Er ist wieder drinnen, der Mann! Schweiß rinnt ihm von dem Antlitz, und Blut von den mörderischen Händen. Was siehest du noch so scharf nach dieser Thür? Du darfst mir nur sagen, warum du dir diese Mühe giebst; und du kannst von mir alles erfahren.

Ulysses. O Stimme Minervens, mir wertheste unter den Göttern! Denn nur allzuwohl, ob du gleich unsichtbar bist, kenne ich deine Stimme; und mein Geist ist bekannter mit ihr, als mit dem ehernen Klange der thrakenischen Trommete! Wie solltest du es nicht wissen, daß ich dieses feindseligen Mannes, des Ajax wegen, mich hier herum-

\* In Vita Euripidis, p. IV.

treibe? Ihm, und keinem andern, suche ich auf die Spur zu kommen. Er hat uns diese Nacht eine That verübet, deren sich kein Mensch vermuthet hätte, wenn er sie anders verübt hat. Denn noch wissen wir nichts gewisses; wir vermuthen es nur; und freiwillig habe ich mich selbst der weitem Nachforschung unterzogen. Es findet sich alles unser Beutevieh schändlich zugerichtet, und samt den Hüttern erwürgt. Jedermann glaubt ihm die Schuld beimessen zu dürfen; und eine Wache hat ausgesagt, sie habe ihn ganz allein mit bluttriefendem Schwerte über das Feld laufen sehen. Sogleich machte ich mich auf: und die Fußstapfen, die ich hier erblicke, bestärken mich zum Theil; zum Theil verwirren sie mich auch: ich kann nicht begreifen, wessen Fußstapfen es sind \*. — Aber du kommst! und wie erwünscht! Deiner leitenden Hand, der ich mich immer überließ, überlaß' ich mich noch.

Minerva. Das weiß ich, Ulysses. Ich hielt dein Spähen genehm, und ging dir sogleich entgegen.

Ulysses. Gültigste Göttin! so ist sie nicht vergebens, meine Mühe?

Minerva. Er ist der Thäter! Er ist es!

Ulysses. Und was hat ihn zu so etwas Widersinnigem vermögen können?

Minerva. Der wütende Jorn über die ihm abgesprochenen Waffen des Achilles.

Ulysses. Aber die Heerde — warum fiel er über die her?

Minerva. Er glaubte seine Hände mit eurem Blut zu färben.

Ulysses. Und also galt es den Griechen?

Minerva. Sie würden es auch empfunden haben, wenn ich nicht gewesen wäre!

Ulysses. Welche Berwegenheit! Welche Tollkühnheit!

Minerva. Es war Nacht; er war allein, und ging als Mordhahn auf euch los.

Ulysses. Wie weit, wie nahe, kam er denn dem Ziele?

Minerva. Schon nahte er sich den Zelten beider Feldherrn.

Ulysses. Und was hielt da seine rasende Faust?

Minerva. Ich! — Ich störte ihm diese grausame Freude. Mit

\* Δια την μάχην, sagt der Scholiast sehr wohl, δυσίχνητος και επιτεταραγμένη η βασις γεγυνη του Αιατος. Der Gang eines Rasenden nämlich ist so verwirrt, daß man aus seinen Tritten nicht flug werden kann.

täuschenden Bildern füllte ich sein Auge, und wandte ihn gegen die vermischten Heerden, gegen die Hüter des sämtlichen Benteviehs. Welch ein Mezeln! Alles hieb er um sich in Stücke. Bald glaubte er, beide Altriden mit eigener Hand zu morden; bald gegen einen andern Heerführer zu wüthen. Denn ich reizte den Wahwitzigen, und ließ die grausamste der Erynneen gegen den Tobenden los.

---

## Das Theater des Herrn Diderot, aus dem Französischen übersetzt.

Vorrede des Uebersetzers,  
zur ersten Ausgabe von 1760.

Dieses Theater des Herrn Diderot, eines von den vornehmsten Verfassern der berufenen Encyclopädie, bestehet aus zwey Stücken, die er als Beispiele einer neuen Gattung ausgearbeitet, und mit seinen Gedanken sowohl über diese neue Gattung, als über andere wichtige Punkte der dramatischen Poesie, und aller ihr untergeordneten Künste, der Declamation, der Pantomime, des Tanzes begleitet hat.

Kenner werden in jenen weder Genie noch Geschmack vermissen; und in diesen überall den denkenden Kopf spüren, der die alten Wege weiter bahnet, und neue Pfade durch unbekannte Gegenden zeichnet.

Ich möchte wohl sagen, daß sich, nach dem Aristoteles, kein philosophischer Geist mit dem Theater abgegeben hat, als Er.

Daher sieht er auch die Bühne seiner Nation bey weitem auf der Stufe der Vollkommenheit nicht, auf welcher sie unter uns die schaalen Köpfe erblicken, an deren Spitze der Prof. Gottsched ist. Er gestehet, daß ihre Dichter und Schauspieler noch weit von der Natur und Wahrheit entfernet sind; daß beider ihre Talente, guten Theils, auf kleine Unständigkeiten, auf handwerksmäßigen Zwang, auf kalte Etiquette hinauslaufen u.

Selten genesen wir eher von der verächtlichen Nachahmung gewisser französischen Muster, als bis der Franzose selbst diese Muster zu verwerfen anfängt. Aber oft auch dann noch nicht.

Es wird also darauf ankommen, ob der Mann, dem nichts angelegener ist, als das Genie in seine alte Rechte wieder einzusetzen, aus welchen es die mißverständene Kunst verdrenget; ob der Mann, der es zugestehet, daß das Theater weit stärkerer Eindrücke fähig ist, als man von den berühmtesten Meisterstücken eines Corneille und Racine rühmen kann; ob dieser Mann bey uns mehr Gehör findet, als er bey seinen Landesleuten gefunden hat.

Wenigstens muß es geschehen, wenn auch wir einst zu den gesitteten Völkern gehören wollen, deren jedes seine Bühne hatte.

Und ich will nicht bergen, daß ich mich einzig in solcher Hofnung der Uebersetzung dieses Werks unterzogen habe.

---

Vorrede des Uebersetzers,  
zu dieser zweyten Ausgabe. 1781.

Ich bin ersucht worden, dieser Uebersetzung öffentlich meinen Namen zu geben.

Da es nun vorlängst unbekannt zu seyn aufgehöret hat, daß ich wirklich der Verfasser derselben bin; da ich mich des Fleißes, den ich darauf gewandt habe, und des Nutzens, den ich daraus gezogen, noch immer mit Vergnügen erinnere: so sehe ich nicht, warum ich mich einer Anforderung weigern sollte, die mir Gelegenheit giebt, meine Dankbarkeit einem Mann zu bezeugen, der an der Bildung meines Geschmacks so großen Antheil hat.

Denn es mag mit diesem auch beschaffen seyn, wie es will: so bin ich mir doch zuwohl bewußt, daß er, ohne Diderots Muster und Lehren, eine ganz andere Richtung würde bekommen haben. Vielleicht eine eigenere: aber doch schwerlich eine, mit der am Ende mein Verstand zufriedener gewesen wäre.

Diderot scheint überhaupt auf das deutsche Theater weit mehr Einfluß gehabt zu haben, als auf das Theater seines eigenen Volks. Auch war die Veränderung, die er auf diesem hervorbringen wollte, in der That weit schwerer zu bewirken, als das Gute, welches er jenem nebenher verschafte. Die Französischen Stücke, welche auf unserm Theater gespielt wurden, stellten doch nur lauter fremde Sitten vor: und fremde Sitten,

in welchen wir weder die allgemeine menschliche Natur, noch unsere besondere Volksnatur erkennen, sind bald verdrengt. Aber je mehr die Franzosen in ihren Stücken wirklich finden, was wir uns nur zu finden einbilden: desto hartnäckiger muß der Widerstand seyn, den ihre alten Eindrücke jeder, wie sie dafür halten, unnöthigen Bemühung, sie zu verwischen oder zu überstempeln, entgegensetzen.

Wir hingegen hatten es längst satt, nichts als einen alten Laffen im kurzen Mantel, und einen jungen Geck in bebänderten Hosen, unter ein Halbduzend alltäglichen Personen, auf der Bühne herumtoben zu sehen; wir sehnten uns längst nach etwas Bessern, ohne zu wissen, wo dieses Bessere herkommen sollte: als der Hausvater erschien. In ihm erkannte sogleich der rechtschafne Mann, was ihm das Theater noch eins so theuer machen müsse. Sey immerhin wahr, daß es seitdem von dem Geräusche eines nichts bedeutenden Gelächters weniger ertönte! Das wahre Lächerliche ist nicht, was am lautesten lachen macht; und Ungereimtheiten sollen nicht bloß unsere Lunge in Bewegung setzen.

Selbst unsere Schauspieler fingen an dem Hausvater zuerst an, sich selbst zu übertreffen. Denn der Hausvater war weder Französisch, noch deutsch: er war bloß menschlich. Er hatte nichts auszudrücken, als was jeder ausdrücken konnte, der es verstand und fühlte.

Und daß jeder seine Rolle verstand und fühlte, dafür hatte nun freylich Diderot vornemlich gesorgt. Wenn ich aber doch gleichwohl auch meiner Uebersetzung ein kleines Verdienst in diesem Punkte zuschreibe: so habe ich, wenigstens bis igt, von den Kunstrichtern noch keinen besondern Widerspruch zu erfahren gehabt.

Nicht als ob ich meine Uebersetzung frey von allen Mängeln halten wollte; nicht als ob ich mir schmeichelte, überall, auch da den wahren Sinn des Verfassers getroffen zu haben, wo er selbst in seiner Sprache sich nicht bestimmt genug ausgedrückt hat! Ein Freund zeigt mir nur erst igt eine dergleichen Stelle; und ich bedaure, daß ich in dem Texte von diesem Winke nicht Gebrauch machen können. Sie ist in dem natürlichen Sohne in dem dritten Auftritte des ersten Aufzuges,



wo Theresia ihrer Sorgfalt um Rosaliens Erziehung gedenkt. „Ich ließ mir es angelegen seyn, sagt sie, den Geist und besonders den Charakter dieses Kindes zu bilden, von welchem einst das Schicksal meines Bruders abhängen sollte. Es war unbesonnen, ich machte es bedächtig. Es war heftig, ich suchte dem Sanften seiner Natur aufzuhelfen.“ Das es ist in allen vier Stellen im Französischen durch il ausgedrückt, welches eben sowohl auf das vorhergehende enfant, auf Rosalien, als auf den Bruder gehen kann. Ich habe es jedesmal auf Rosalien gezogen: aber es kann leicht seyn, daß es die beiden erstenmale auf den Bruder gehen, und sonach heißen soll. „Er war unbesonnen, ich machte sie bedächtig. Er war heftig, ich suchte dem Sanften ihrer Natur aufzuhelfen. Ja dieser Sinn ist unstreitig der feinere.

Es kann jemand keinen einzigen solchen Fehler sich zu Schulden kommen lassen, und doch noch eine sehr mittelmässige Uebersetzung gemacht haben!

# Ποιησις:

oder

über die Grenzen der Malererey und Poesie.

---

Τλη και τροποις μιμησεως διαφερουσι.

Πλουτ. ποτ. ΑΔ. κατα Η. η κατα Σ. ενδ.

---

Mit beyläufigen Erläuterungen verschiedener Punkte  
der alten Kunstgeschichte.

Erster Theil.

1766. \*)

V o r r e d e.

Der erste, welcher die Malererey und Poesie mit einander verglich, war ein Mann von feinem Gefühle, der von beyden Künsten eine ähnliche Wirkung auf sich verspürte. Beyde, empfand er, stellen uns abwesende Dinge als gegenwärtig, den Schein als Wirklichkeit vor; beyde täuschen, und beyder Täuschung gefällt.

Ein zweyter suchte in das Innere dieses Gefallens einzudringen, und entdeckte, daß es bey beyden aus einerley Quelle fliesse. Die Schönheit, deren Begriff wir zuerst von körperlichen Gegen-

\*) Die Handschrift nach der die Ausgabe von 1766 gedruckt ist und ein vollständiges Correctur-Exemplar derselben hat Herr B. Friedländer dem Herausgeber zur Benützung freundlichst mitgetheilt. Es schien indessen nicht rathsam die verworfenen Lesarten anzugeben, sondern es sind nur einige Druckfehler verbessert worden. Die späteren Ausgaben sollen aus einem Exemplar gedruckt sein, in welchem „der Verfasser einige wenige Stellen geändert hatte“: es fand sich aber daß in diesen Ausgaben die Verbesserungen auf den Cartons der ersten ganz oder zum Theil vernachlässigt worden sind.

ständen abziehen, hat allgemeine Regeln, die sich auf mehrere Dinge anwenden lassen; auf Handlungen, auf Gedanken, sowohl als auf Formen.

Ein dritter, welcher über den Werth und über die Vertheilung dieser allgemeinen Regeln nachdachte, bemerkte, daß einige mehr in der Malherey, andere mehr in der Poesie herrschten; daß also bey diesen die Poesie der Malherey, bey jenen die Malherey der Poesie mit Erläuterungen und Beyspielen aushehlen könne.

Das erste war der Liebhaber; das zweyte der Philosoph; das dritte der Kunstrichter.

Jene beyden konnten nicht leicht, weder von ihrem Gefühl, noch von ihren Schlüssen, einen unrichten Gebrauch machen. Hingegen bey den Bemerkungen des Kunstrichters beruhet das Meiste in der Richtigkeit der Anwendung auf den einzeln Fall; und es wäre ein Wunder, da es gegen Einen scharfsinnigen Kunstrichter funfzig wißige gegeben hat, wenn diese Anwendung jederzeit mit aller der Vorsicht wäre gemacht worden, welche die Wage zwischen beyden Künsten gleich erhalten muß.

Falls Apelles und Protogenes, in ihren verlornen Schriften von der Malherey, die Regeln derselben durch die bereits festgesetzten Regeln der Poesie bestätigt und erläutert haben, so darf man sicherlich glauben, daß es mit der Mäßigung und Genauigkeit wird geschehen seyn, mit welcher wir noch igt den Aristoteles, Cicero, Horaz, Quintilian, in ihren Werken, die Grundsätze und Erfahrungen der Malherey auf die Beredsamkeit und Dichtkunst anwenden sehen. Es ist das Vorrecht der Alten, keiner Sache weder zu viel noch zu wenig zu thun.

Aber wir Neuern haben in mehrern Stücken geglaubt, uns weit über sie weg zu setzen, wenn wir ihre kleinen Lustwege in Landstrassen verwandelten; sollten auch die kürzern und sichrern Landstrassen darüber zu Pfaden eingehen, wie sie durch Wildnisse führen.

Die blendende Antithese des griechischen Voltaire, daß die Malherey eine stumme Poesie, und die Poesie eine redende Malherey sey, stand wohl in keinem Lehrbuche. Es war ein Einfall, wie Simonides mehrere hatte; dessen wahrer Theil so ein-

leuchtend ist, daß man das Unbestimmte und Falsche, welches er mit sich führet, übersehen zu müssen glaubet.

Gleichwohl übersahen es die Alten nicht. Sondern indem sie den Ausspruch des Simonides auf die Wirkung der beyden Künste einschränkten, vergassen sie nicht einzuschärfen, daß, ohngeachtet der vollkommenen Aehnlichkeit dieser Wirkung, sie dennoch, sowohl in den Gegenständen als in der Art ihrer Nachahmung, (*Τλη και τροποις μιμησεως*) verschieden wären.

Völlig aber, als ob sich gar keine solche Verschiedenheit fände, haben viele der neuesten Kunstrichter aus jener Uebereinstimmung der Mahlerey und Poesie die crudesten Dinge von der Welt geschlossen. Bald zwingen sie die Poesie in die engern Schranken der Mahlerey; bald lassen sie die Mahlerey die ganze weite Sphäre der Poesie füllen. Alles was der einen Recht ist, soll auch der andern vergönnt seyn; alles was in der einen gefällt oder mißfällt, soll nothwendig auch in der andern gefallen oder mißfallen; und voll von dieser Idee, sprechen sie in dem zuversichtlichsten Tone die leichtesten Urtheile, wenn sie, in den Werken des Dichters und Malers über einerley Vorwurf, die darinn bemerkten Abweichungen von einander zu Fehlern machen, die sie dem einen oder dem andern, nach dem sie entweder mehr Geschmack an der Dichtkunst oder an der Mahlerey haben, zur Last legen.

Ja diese Aesthetik hat zum Theil die Virtuosen selbst verführet. Sie hat in der Poesie die Schilderungsfucht, und in der Mahlerey die Allegoristerey erzeugt; indem man jene zu einem redenden Gemählde machen wollen, ohne eigentlich zu wissen, was sie mahlen könne und solle, und diese zu einem stummen Gedichte, ohne überlegt zu haben, in welchem Maasse sie allgemeine Begriffe ausdrücken könne, ohne sich von ihrer Bestimmung zu entfernen, und zu einer willkührlichen Schriftart zu werden.

Diesem falschen Geschmacke, und jenen ungegründeten Urtheilen entgegen zu arbeiten, ist die vornehmste Absicht folgender Aufsätze.

Sie sind zufälliger Weise entstanden, und mehr nach der Folge meiner Lectüre, als durch die methodische Entwicklung all-

gemeiner Grundsätze angewachsen. Es sind also mehr unordentliche Collectanea zu einem Buche, als ein Buch.

Doch schmeichle ich mir, daß sie auch als solche nicht ganz zu verachten seyn werden. In systematischen Büchern haben wir Deutschen überhaupt keinen Mangel. Aus ein Paar angenommenen Worterklärungen in der schönsten Ordnung alles, was wir nur wollen, herzuleiten, darauf verstehen wir uns, Trog einer Nation in der Welt.

Baumgarten bekannte, einen grossen Theil der Beyspiele in seiner Aesthetik, Gesners Wörterbuche schuldig zu seyn. Wenn mein Raisonnement nicht so bündig ist als das Baumgartensche, so werden doch meine Beyspiele mehr nach der Quelle schmecken.

Da ich von dem Laokoon gleichsam aussetzte, und mehrmals auf ihn zurückkomme, so habe ich ihm auch einen Antheil an der Luftschrift lassen wollen. Andere kleine Ausschweifungen über verschiedene Punkte der alten Kunstgeschichte, tragen weniger zu meiner Absicht bey, und sie stehen nur da, weil ich ihnen niemals einen bessern Platz zu geben hoffen kann.

Noch erinnere ich, daß ich unter dem Namen der Mahlerey, die bildenden Künste überhaupt begreiffe; so wie ich nicht dafür stehe, daß ich nicht unter dem Namen der Poesie, auch auf die übrigen Künste, deren Nachahmung fortschreitend ist, einige Rücksicht nehmen dürfte.

---

## I.

Das allgemeine vorzügliche Kennzeichen der griechischen Meisterstücke in der Mahlerey und Bildhauerkunst, sezet Herr Winkelmann in eine edele Einfalt und stille Grösse, sowohl in der Stellung als im Ausdrucke. „So wie die Tiefe des Meeres

„sagt er, a allezeit ruhig bleibt, die Oberfläche mag auch noch

„so wüthen, eben so zeigt der Ausdruck in den Figuren der

„Griechen bey allen Leidenschaften eine grosse und gefezte Seele.

„Diese Seele schildert sich in dem Gesichte des Laokoons,

„und nicht in dem Gesichte allein, bey dem heftigsten Lei-

a) Von der Nachahmung der griechischen Werke in der Mahlerey und Bildhauerkunst. S. 21. 22.

„den. Der Schmerz, welcher sich in allen Muskeln und  
 „Sehnen des Körpers entdeckt, und den man ganz allein,  
 „ohne das Gesicht und andere Theile zu betrachten, an dem  
 „schmerzlich eingezogenen Unterleibe bey nahe selbst zu empfin-  
 „den glaubt; dieser Schmerz, sage ich, äussert sich dennoch  
 „mit keiner Wuth in dem Gesichte und in der ganzen Stel-  
 „lung. Er erhebt kein schreckliches Geschrey, wie Virgil von  
 „seinem Laokoon singet; die Oefnung des Mundes gestat-  
 „tet es nicht: es ist vielmehr ein ängstliches und beklemmtes  
 „Seufzen, wie es Sadolet beschreibet. Der Schmerz des Kör-  
 „pers und die Grösse der Seele sind durch den ganzen Bau  
 „der Figur mit gleicher Stärke ausgetheilet, und gleichsam ab-  
 „gewogen. Laokoon leidet, aber er leidet wie des Sophokles  
 „Philoktet: sein Elend gehet uns bis an die Seele; aber wir  
 „wünschten, wie dieser grosse Mann das Elend ertragen  
 „zu können.“

„Der Ausdruck einer so grossen Seele geht weit über die  
 „Bildung der schönen Natur. Der Künstler mußte die Stärke  
 „des Geistes in sich selbst fühlen, welche er seinem Marmor  
 „einprägte. Griechenland hatte Künstler und Weltweise in einer  
 „Person, und mehr als einen Metrodor. Die Weisheit reichte  
 „der Kunst die Hand, und bließ den Figuren derselben mehr  
 „als gemeine Seelen ein, u. s. w.“

Die Bemerkung, welche hier zum Grunde liegt, daß der Schmerz sich in dem Gesichte des Laokoon mit derjenigen Wuth nicht zeige, welche man bey der Heftigkeit desselben vermuthen sollte, ist vollkommen richtig. Auch das ist unstreitig, daß eben hierinn, wo ein Halbkenner den Künstler unter der Natur geblieben zu seyn, das wahre Pathetische des Schmerzes nicht erreicht zu haben, urtheilen dürfte; daß, sage ich, eben hierinn die Weisheit desselben ganz besonders hervorleuchtet.

Nur in dem Grunde, welchen Herr Winkelmann dieser Weisheit giebt, in der Allgemeinheit der Regel, die er aus diesem Grunde herleitet, wage ich es, anderer Meynung zu seyn.

Ich bekenne, daß der mißbilligende Seitenblick, welchen er auf den Virgil wirft, mich zuerst stutzig gemacht hat; und nächst dem die Vergleichung mit dem Philoktet. Von hier will ich

ausgehen, und meine Gedanken in eben der Ordnung niederschreiben, in welcher sie sich bey mir entwickelt.

„Laokoön leidet, wie des Sophokles Philoktet.“ Wie leidet dieser? Es ist sonderbar, daß sein Leiden so verschiedene Eindrücke bey uns zurückgelassen. — Die Klagen, das Geschrey, die wilden Verwünschungen, mit welchen sein Schmerz das Lager erfüllte, und alle Opfer, alle heilige Handlungen störte, erschollen nicht minder schrecklich durch das öde Eiland, und sie waren es, die ihn dahin verbannten. Welche Töne des Unmuths, des Jammers, der Verzweiflung, von welchen auch der Dichter in der Nachahmung das Theater durchhallen ließ. — Man hat den dritten Aufzug dieses Stücks ungleich kürzer, als die übrigen gefunden. Hieraus sieht man, sagen die Kunstrichter,<sup>b</sup> daß es den Alten um die gleiche Länge der Aufzüge wenig zu thun gewesen. Das glaube ich auch; aber ich wollte mich desfalls lieber auf ein ander Exempel gründen, als auf dieses. Die jammervollen Ausruffungen, das Winseln, die abgebrochenen  $\alpha$ ,  $\alpha$ ,  $\phi\epsilon\upsilon$ ,  $\acute{\alpha}\tau\alpha\tau\tau\alpha\iota$ ,  $\acute{\omega}$   $\mu\iota\omicron\iota$ ,  $\mu\iota\omicron\iota!$  die ganzen Zeilen voller  $\pi\alpha\pi\alpha$ ,  $\pi\alpha\pi\alpha$ , aus welchen dieser Aufzug bestehet, und die mit ganz andern Dehnungen und Absezungen declamiret werden mußten, als bey einer zusammenhängenden Rede nöthig sind, haben in der Vorstellung diesen Aufzug ohne Zweifel ziemlich eben so lange dauern lassen, als die andern. Er scheint dem Leser weit kürzer auf dem Papiere, als er den Zuhörern wird vorgekommen seyn.

Schreyen ist der natürliche Ausdruck des körperlichen Schmerzes. Homers verwundete Krieger fallen nicht selten mit Geschrey zu Boden. Die gerigte Venus schreyet laut;<sup>c</sup> nicht um sie durch dieses Geschrey als die weichliche Göttin der Wollust zu schildern, vielmehr um der leidenden Natur ihr Recht zu geben. Denn selbst der eherne Mars, als er die Lanze des Diomedes fühlet, schreyet so gräßlich, als schrieen zehn tausend wüthende Krieger zugleich, daß beyde Heere sich entsetzen.<sup>d</sup>

So weit auch Homer sonst seine Helden über die menschliche

b) Brumoy Theat. des Grecs T. II. p. 89.

c) Iliad. E v. 343. Η δε μεγα ἰαχουσα —

d) Iliad. E v. 859.

Natur erhebt, so treu bleiben sie ihr doch stets, wenn es auf das Gefühl der Schmerzen und Beleidigungen, wenn es auf die Aeußerung dieses Gefühls durch Schreyen, oder durch Thränen, oder durch Scheltworte ankömmt. Nach ihren Thaten sind es Geschöpfe höherer Art; nach ihren Empfindungen wahre Menschen.

Ich weiß es, wir feinem Europäer einer klügern Nachwelt, wissen über unsern Mund und über unsere Augen besser zu herrschen. Höflichkeit und Anstand verbieten Geschrey und Thränen. Die thätige Tapferkeit des ersten rauhen Weltalters hat sich bey uns in eine leidende verwandelt. Doch selbst unsere Urältern waren in dieser größer, als in jener. Aber unsere Urältern waren Barbaren. Alle Schmerzen verbeißen, dem Streiche des Todes mit unverwandtem Auge entgegen sehen, unter den Bissen der Nattern lachend sterben, weder seine Sünde noch den Verlust seines liebsten Freundes beweinen, sind Züge des alten Nordischen Heldenmuths.<sup>e</sup> Palnatoko gab seinen Zomsburgern das Gesetz, nichts zu fürchten, und das Wort Furcht auch nicht einmal zu nennen.

Nicht so der Grieche! Er fühlte und fürchte sich; er äusserte seine Schmerzen und seinen Kummer; er schämte sich keiner der menschlichen Schwachheiten; keine mußte ihn aber auf dem Wege nach Ehre, und von Erfüllung seiner Pflicht zurückhalten. Was bey dem Barbaren aus Wildheit und Verhärtung entsprang, das wirkten bey ihm Grundsätze. Bey ihm war der Heroismus wie die verborgenen Funken im Kiesel, die ruhig schlafen, so lange keine äussere Gewalt sie wecket, und dem Steine weder seine Klarheit noch seine Kälte nehmen. Bey dem Barbaren war der Heroismus eine helle fressende Flamme, die immer tobte, und jede andere gute Eigenschaft in ihm verzehrte, wenigstens schwärzte. — Wenn Homer die Trojaner mit wildem Geschrey, die Griechen hingegen in entschlossener Stille zur Schlacht führet, so merken die Ausleger sehr wohl an, daß der Dichter hierdurch jene als Barbaren, diese als gesittete Völker schildern wollen. Mich wundert, daß sie an einer andern

e) Th. Bartholinus de causis contemptæ a Danis adhuc gentilibus mortis, cap. I.



Stelle eine ähnliche charakteristische Entgegensetzung nicht bemerkt haben. *f* Die feindlichen Heere haben einen Waffenstillstand getroffen; sie sind mit Verbrennung ihrer Todten beschäftigt, welches auf beyden Theilen nicht ohne heisse Thränen abgethet; *δακρυα δεσµια χεοντες*. Aber Priamus verbietet seinen Trojanern zu weinen; *οὐδ' εἰα κλαιειν Πριαμος μεγας*. Er verbietet ihnen zu weinen, sagt die Dacier, weil er besorgt, sie möchten sich zu sehr erweichen, und morgen mit weniger Muth an den Streit gehen. Wohl; doch frage ich: warum muß nur Priamus dieses besorgen? Warum ertheilet nicht auch Agamemnon seinen Griechen das nehmliche Verboth? Der Sinn des Dichters geht tiefer. Er will uns lehren, daß nur der gesittete Grieche zugleich weinen und tapfer seyn könne; indem der ungesittete Trojaner, um es zu seyn, alle Menschlichkeit vorher ersticken müsse. *Νεμεσσωμαι γε µεν ουδεν κλαιειν*, läßt er an einem andern Orte *g* den verständigen Sohn des weisen Nestors sagen.

Es ist merkwürdig, daß unter den wenigen Trauerspielen, die aus dem Alterthume auf uns gekommen sind, sich zwey Stücke finden, in welchen der körperliche Schmerz nicht der kleinste Theil des Unglücks ist, das den leidenden Helden trift. Nasser dem Philoktet, der sterbende Herkules. Und auch diesen läßt Sophokles klagen, winseln, weinen und schreyen. Dank sey unsern artigen Nachbarn, diesen Meistern des Anständigen, daß nunmehr ein winselnder Philoktet, ein schreyender Herkules, die lächerlichsten unerträglichsten Personen auf der Bühne seyn würden. Zwar hat sich einer ihrer neuesten Dichter *h* an den Philoktet gewagt. Aber durfte er es wagen, ihnen den wahren Philoktet zu zeigen?

Selbst ein Laokoon findet sich unter den verlorren Stücken des Sophokles. Wenn uns das Schicksal doch auch diesen Laokoon gegönnet hätte! Aus den leichten Erwähnungen, die seiner einige alte Grammatiker thun, läßt sich nicht schliessen, wie der Dichter diesen Stoff behandelt habe. So viel bin ich versichert,

*f*) Iliad. H v. 421.

*g*) Odyss. Δ. 195.

*h*) Chataubrun.

daß er den Laokoön nicht stoischer als den Philoktet und Herkules, wird geschildert haben. Alles Stoische ist untheatralisch; und unser Mitleiden ist allezeit dem Leiden gleichmäßig, welches der interessirende Gegenstand äussert. Sieht man ihn sein Elend mit grosser Seele ertragen, so wird diese grosse Seele zwar unsere Bewunderung erwecken, aber die Bewunderung ist ein kalter Affekt, dessen unthätiges Staunen jede andere wärmere Leidenschaft, so wie jede andere deutliche Vorstellung, ausschliesset.

Und nunmehr komme ich zu meiner Folgerung. Wenn es wahr ist, daß das Schreyen bey Empfindung körperlichen Schmerzes, besonders nach der alten griechischen Denkungsart, gar wohl mit einer grossen Seele bestehen kann: so kann der Ausdruck einer solchen Seele die Ursache nicht seyn, warum dem ohngeachtet der Künstler in seinem Marmor dieses Schreyen nicht nachahmen wollen; sondern es muß einen andern Grund haben, warum er hier von seinem Nebenbuhler, dem Dichter, abgeht, der dieses Geschrey mit bestem Vorsatze ausdrückt.

## II.

Es sey Fabel oder Geschichte, daß die Liebe den ersten Versuch in den bildenden Künsten gemacht habe: so viel ist gewiß, daß sie den großen alten Meistern die Hand zu führen nicht müde geworden. Denn wird igt die Mahlerey überhaupt als die Kunst, welche Körper auf Flächen nachahmet, in ihrem ganzen Umfange betrieben: so hatte der weise Grieche ihr weit engere Grenzen gesetzt, und sie bloß auf die Nachahmung schöner Körper eingeschränket. Sein Künstler schilderte nichts als das Schöne; selbst das gemeine Schöne, das Schöne niedrer Gattungen, war nur sein zufälliger Vorwurf, seine Übung, seine Erhöhung. Die Vollkommenheit des Gegenstandes selbst mußte in seinem Werke entzücken; er war zu groß von seinen Betrachtern zu verlangen, daß sie sich mit dem bloßen kalten Vergnügen, welches aus der getroffenen Ähnlichkeit, aus der Erwägung seiner Geschicklichkeit entspringet, begnügen sollten; an seiner Kunst war ihm nichts lieber, dünkte ihm nichts edler, als der Endzweck der Kunst.

„Wer wird dich mahlen wollen, da dich niemand sehen will,“ sagt ein alter Epigrammatist <sup>a</sup> über einen höchst ungestalteten Menschen. Mancher neuere Künstler würde sagen: „Sey so ungestalten, wie möglich; ich will dich doch mahlen. Mag dich schon niemand gern sehen: so soll man doch mein Gemählde gern sehen; nicht in so fern es dich vorstellt, sondern in so fern es ein Beweis meiner Kunst ist, die ein solches Scheusal so ähnlich nachzubilden weis.“

Freylich ist der Hang zu dieser üppigen Prahlerley mit leidigen Geschicklichkeiten, die durch den Werth ihrer Gegenstände nicht geadelt werden, zu natürlich, als daß nicht auch die Griechen ihren Pauson, ihren Pyreicus sollten gehabt haben. Sie hatten sie; aber sie ließen ihnen strenge Gerechtigkeit wiederfahren. Pauson, der sich noch unter dem Schönen der gemeinen Natur hielt, dessen niedriger Geschmack das Fehlerhafte und Häßliche an der menschlichen Bildung am liebsten ausdrückte, <sup>b</sup>

<sup>a</sup>) Antiochus. (Antholog. lib. II. cap. 4.) Harduin über den Plinius (lib. 35. sect. 36. p. m. 698.) legt dieses Epigramm einem Piso bey. Es findet sich aber unter allen griechischen Epigrammatisten keiner dieses Namens.

<sup>b</sup>) Zungen Leuten, befehlt daher Aristoteles, muß man seine Gemählde nicht zeigen, um ihre Einbildungskraft, so viel möglich, von allen Bildern des Häßlichen rein zu halten. (Polit. lib. VIII. cap. 5. p. 526. Edit. Conring.) Herr Boden will zwar in dieser Stelle anstatt Pauson, Pausanias gelesen wissen, weil von diesem bekannt sey, daß er unzüchtige Figuren gemahlt habe. (de Umbra poetica, Comment. I. p. XIII.) Als ob man es erst von einem philosophischen Gesetzgeber lernen müßte, die Jugend von dergleichen Reizungen der Wollust zu entfernen. Er hätte die bekannte Stelle in der Dichtkunst (cap. II.) nur in Vergleichung ziehen dürfen, um seine Vermuthung zurück zu behalten. Es giebt Ausleger (z. E. Kühn, über den Melian Var. Hist. lib. IV. cap. 3.) welche den Unterschied, den Aristoteles daselbst zwischen dem Polygnotus, Dionysius und Pauson angiebt, darinn setzen, daß Polygnotus Götter und Helden, Dionysius Menschen, und Pauson Thiere gemahlt habe. Sie mahlten allesamt menschliche Figuren; und daß Pauson einmal ein Pferd mahlte, beweiset noch nicht, daß er ein Thiermahler gewesen, wofür ihn Hr. Boden hält. Ihren Rang bestimmten die Grade des Schönen, die sie ihren menschlichen Figuren gaben, und Dionysius konnte nur deswegen nichts als Menschen mahlen, und hieß nur darum vor allen andern der Anthropograph, weil er der Natur zu sflavisch folgte, und sich nicht bis zum Ideal erheben konnte, unter welchem Götter und Helden zu mahlen, ein Religionsverbrechen gewesen wäre.

lebte in der verächtlichsten Armuth. <sup>c</sup> Und Pyreicus, der Barbierstube, schmutzige Werkstätte, Esel und Küchenkräuter, mit allem den Fleiße eines niederländischen Künstlers mahlte, als ob dergleichen Dinge in der Natur so viel Reiz hätten, und so selten zu erblicken wären, bekam den Zunamen des Rhyparographen, <sup>d</sup> des Rothmahlers; obgleich der wollüstige Reiche seine Werke mit Gold aufwog, um ihrer Nichtigkeit auch durch diesen eingebildeten Werth zu Hülfe zu kommen.

Die Obrigkeit selbst hielt es ihrer Aufmerksamkeit nicht für unwürdig, den Künstler mit Gewalt in seiner wahren Sphäre zu erhalten. Das Gesetz der Thebaner, welches ihm die Nachahmung ins Schönere befahl, und die Nachahmung ins Hässlichere bey Strafe verboth, ist bekannt. Es war kein Gesetz wider den Stümper, wofür es gemeiniglich, und selbst vom Junius, <sup>e</sup> gehalten wird. Es verdamnte die griechischen Ghezzi; den unwürdigen Kunstgriff, die Aehnlichkeit durch Uebertreibung der hässlichern Theile des Urbildes zu erreichen; mit einem Worte, die Carriatur.

Aus eben dem Geiste des Schönen war auch das Gesetz der Hellanodiken geflossen. Jeder Olympische Sieger erhielt eine Statue; aber nur dem dreymaligen Sieger, ward eine Ionische gesetzt. <sup>f</sup> Der mittelmäßigen Portraits sollten unter den Kunstwerken nicht zu viel werden. Denn obschon auch das Portrait ein Ideal zuläßt, so muß doch die Aehnlichkeit darüber herrschen; es ist das Ideal eines gewissen Menschen, nicht das Ideal eines Menschen überhaupt.

Wir lachen, wenn wir hören, daß bey den Alten auch die Künste bürgerlichen Gesetzen unterworfen gewesen. Aber wir haben nicht immer Recht, wenn wir lachen. Unstreitig müssen sich die Gesetze über die Wissenschaften keine Gewalt anmaassen; denn der Endzweck der Wissenschaften ist Wahrheit. Wahrheit ist der Seele nothwendig; und es wird Tyranny, ihr in Befriedigung dieses wesentlichen Bedürfnisses den geringsten Zwang

c) Aristophanes Plut. v. 602. & Acharnens. v. 854.

d) Plinius lib. XXX. sect. 37. Edit. Hard.

e) De Pictura vet. lib. II. cap. IV. §. 1.

f) Plinius lib. XXXIV. sect. 9.

anzuthun. Der Endzweck der Künste hingegen ist Vergnügen; und das Vergnügen ist entbehrlich. Also darf es allerdings von dem Gesetzgeber abhängen, welche Art von Vergnügen, und in welchem Maasse er jede Art desselben verstatten will.

Die bildenden Künste insbesondere, ausser dem unfehlbaren Einflusse, den sie auf den Charakter der Nation haben, sind einer Wirkung fähig, welche die nähere Aufsicht des Gesetzes heischt. Erzeugten schöne Menschen schöne Bildsäulen, so wirkten diese hinwiederum auf jene zurück, und der Staat hatte schönen Bildsäulen schöne Menschen mit zu verdanken. Bey uns scheint sich die zarte Einbildungskraft der Mütter nur in Ungeheuern zu äussern.

Aus diesem Gesichtspunkte glaube ich in gewissen alten Erzählungen, die man gerade zu als Lügen verwirft, etwas wahres zu erblicken. Den Müttern des Aristomenes, des Aristodamas, Alexanders des Grossen, des Scipio, des Augustus, des Galerius, träumte in ihrer Schwangerschaft allen, als ob sie mit einer Schlange zu thun hätten. Die Schlange war ein Zeichen der Gottheit; g und die schönen Bildsäulen und Gemählde eines Bacchus, eines Apollo, eines Mercurius, eines Herkules, waren selten ohne eine Schlange. Die ehrlichen Weiber hatten des Tages ihre Augen an dem Gotte geweidet, und der verwirrende Traum erweckte das Bild des Thieres. So rette ich den Traum, und gebe die Auslegung Preis, welche der Stolz ihrer Söhne und die Unverschämtheit des Schmeichlers davon machten. Denn eine Ursache mußte es wohl haben, warum die ehebrecherische Phantasie nur immer eine Schlange war.

Doch ich gerathe aus meinem Wege. Ich wollte bloß festsetzen, daß bey den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sey.

Und dieses festgesetzt, folget nothwendig, daß alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können,

g) Man irret sich, wenn man die Schlange nur für das Kennzeichen einer medicinischen Gottheit hält. Justinus Martyr (Apolog. II. p. 55. Edit. Sylburg.) sagt ausdrücklich: *παρά παντι των νομιζομενων παρ' υμιν δεων, οφεις συμβολον μεγα και μυστηριον αναγραφεται*; und es wäre leicht eine Reihe von Monumenten anzuführen, wo die Schlange Gottheiten begleitet, welche nicht die geringste Beziehung auf die Gesundheit haben.

wenn es sich mit der Schönheit nicht verträgt, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr verträgt, ihr wenigstens untergeordnet seyn müssen.

Ich will bey dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äussern, und den ganzen Körper in so gewaltsame Stellungen setzen, daß alle die schönen Linien, die ihn in einem ruhigern Stande umschreiben, verloren gehen. Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar, oder setzten sie auf geringere Grade herunter, in welchen sie eines Maasses von Schönheit fähig sind.

Wuth und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken. Ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben.<sup>h</sup>

<sup>h</sup>) Man gehe alle die Kunstwerke durch, deren Plinius und Pausanias und andere gedenken: man übersehe die noch izt vorhandenen alten Statuen Basreliefs, Gemälde: und man wird nirgends eine Furie finden. Ich nehme diejenigen Figuren aus, die mehr zur Bildersprache, als zur Kunst gehören, dergleichen die auf den Münzen vornehmlich sind. Indes hätte Spence, da er Furien haben mußte, sie doch lieber von den Münzen erborgen sollen, (Seguini Numif. p. 178. Spanhem. de Præst. Numism. Dissert. XIII. p. 639. Les Cefars de Julien, par Spanheim p. 48.) als daß er sie durch einen wihigen Einfall in ein Werk bringen will, in welchem sie ganz gewiß nicht sind. Er sagt in seinem Polymetis (Dial. XVI. p. 272.) „Ob schon die Furien in den Werken der alten Künstler etwas sehr seltenes sind, so findet sich doch eine Geschichte, in der sie durchgängig von ihnen angebracht werden. Ich meine den Tod des Meleager, als in dessen Vorstellung auf Basreliefs sie öfters die Athäa aufmuntern und antreiben, den unglücklichen Brand, von welchem das Leben ihres einzigen Sohnes abhing, dem Feuer zu übergeben. Denn auch ein Weib würde in ihrer Rache so weit nicht gegangen seyn, hätte der Teufel nicht ein wenig zugeschürtet. In einem von diesen Basreliefs, bey dem Belleri (in den Admirandis) sieht man zwey Weiber, die mit der Athäa am Altare stehen, und allem Ansehen nach Furien seyn sollen. Denn wer sonst als Furien, hätte einer solchen Handlung beywohnen wollen? Daß sie für diesen Charakter nicht schrecklich genug sind, liegt ohne Zweifel an der Abzeichnung. Das Merkwürdigste aber auf diesem Werke ist die runde Scheibe, unten gegen die Mitte, auf welcher sich offenbar der Kopf einer Furie zeigt. Vielleicht war es die Furie, an die Athäa, so oft sie eine üble That vornahm, ihr Gebet richtete, und vornehmlich izt zu richten, alle Ursache hatte &c.“ — Durch solche Wendungen kann man aus allem alles machen. Wer sonst, fragt Spence, als Furien, hätte einer solchen Handlung beywohnen wollen? Ich antworte: Die Mägde der Athäa,

Zorn setzten sie auf Ernst herab. Bey dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Bliß schleuderte; bey dem Künstler nur der ernste.

Zammer ward in Betrübniß gemildert. Und wo diese Milderung nicht Statt finden konnte, wo der Zammer eben so verkleinernd als entstellend gewesen wäre, — was that da Di-  
manthes? Sein Gemählde von der Dpferung der Iphigenia, in welchem er allen Umstehenden den ihnen eigenthümlich zukommenden Grad der Traurigkeit ertheilte, das Gesicht des Waters aber, welches den allerhöchsten hätte zeigen sollen, verhüllete, ist bekannt, und es sind viel artige Dinge darüber gesagt worden. Er hatte sich, sagt dieser, in den traurigen Physiognomien welche das Feuer anzünden und unterhalten mußten. Ovid sagt: (Metamorph. VIII. v. 460. 461.)

Protulit hunc (stipitem) genitrix, tædasque in fragmina poni

Imperat, & positis inimicos admovet ignes.

Dergleichen tædas, lange Stücke von Rien, welche die Alten zu Fackeln brauchten, haben auch wirklich beyde Personen in den Händen, und die eine hat eben ein solches Stück zerbrochen, wie ihre Stellung anzeigt. Auf der Scheibe, gegen die Mitte des Werks, erkenne ich die Furie eben so wenig. Es ist ein Gesicht, welches einen heftigen Schmerz ausdrückt. Ohne Zweifel soll es der Kopf des Meleagers selbst seyn. (Metamorph. I. c. v. 515.)

Inscius atque absens flamma Meleagros in illa

Uritur: & cæcis torreri viscera sentit

Ignibus: & magnos superat virtute dolores.

Der Künstler brauchte ihn gleichsam zum Uebergange in den folgenden Zeitpunkt der nehmlichen Geschichte, welcher den sterbenden Meleager gleich darneben zeigt. Was Spence zu Furien macht, hält Montfaucon für Parzen, (Antiqu. expl. T. I. p. 162.) den Kopf auf der Scheibe ausgenommen, den er gleichfalls für eine Furie ausgiebt. Bellori selbst (Admirand. Tab. 77.) läßt es unentschieden, ob es Parzen oder Furien sind. Ein Ober, welches genugsam zeigt, daß sie weder das eine noch das andere sind. Auch Montfaucons übrige Auslegung sollte genauer seyn. Die Weibsperson, welche neben dem Bette sich auf den Ellebogen stützet, hätte er Cassandra und nicht Atalanta nennen sollen. Atalanta ist die, welche mit dem Rücken gegen das Bette gefehret, in einer traurigen Stellung sitzt. Der Künstler hat sie mit vielem Verstande von der Familie abgewendet, weil sie nur die Geliebte, nicht die Gemahlin des Meleagers war, und ihre Betrübniß über ein Unglück, das sie selbst unschuldiger Weise veranlasset hatte, die Unverwandten erbittern mußte.

i) Plinius lib. XXXV. sect. 35. Cum moestos pinxisset omnes, præcipue patrum, & tristitiæ omnem imaginem consumpsisset, patris ipsius vultum velavit, quem digne non poterat ostendere.

mien so erschöpft, daß er dem Vater eine noch traurigere geben zu können verzweifelte. Er bekannte dadurch, sagt jener,<sup>k</sup> daß der Schmerz eines Vaters bey dergleichen Vorfällen über allen Ausdruck sey. Ich für mein Theil sehe hier weder die Unvermögenheit des Künstlers, noch die Unvermögenheit der Kunst. Mit dem Grade des Affects verstärken sich auch die ihm entsprechenden Züge des Gesichts; der höchste Grad hat die allerentschiedensten Züge, und nichts ist der Kunst leichter, als diese auszudrücken. Aber Timanthes kannte die Grenzen, welche die Grazien seiner Kunst setzen. Er wußte, daß sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind. So weit sich Schönheit und Würde mit dem Ausdrucke verbinden ließ, so weit trieb er ihn. Das Häßliche wäre er gern übergangen, hätte er gern gelindert; aber da ihm seine Composition beydes nicht erlaubte, was blieb ihm anders übrig, als es zu verhüllen? — Was er nicht mahlen durfte, ließ er errathen. Kurz, diese Verhüllung ist ein Opfer, das der Künstler der Schönheit brachte. Sie ist ein Beyspiel, nicht wie man den Ausdruck über die Schranken der Kunst treiben, sondern wie man ihn dem ersten Gesetze der Kunst, dem Gesetze der Schönheit, unterwerfen soll.

Und dieses nun auf den Laokoon angewendet, so ist die Ursache klar, die ich suche. Der Meister arbeitete auf die höchste Schönheit, unter den angenommenen Umständen des körperlichen Schmerzes. Dieser, in aller seiner entstellenden Festigkeit, war mit jener nicht zu verbinden. Er mußte ihn also herab setzen; er mußte Schreyen in Seufzen mildern; nicht weil das Schreyen eine unedle Seele verräth, sondern weil es das Gesicht auf eine ekelhafte Weise verstellt. Denn man reiße dem Laokoon in Gedanken nur den Mund auf, und urtheile. Man lasse ihn schreyen, und sehe. Es war eine Bildung, die Mitleid einflößte, weil sie Schönheit und Schmerz zugleich zeigte; nun ist es eine häßliche, eine abscheuliche Bildung geworden, von der man gern sein Gesicht verwendet, weil der Anblick des Schmerzes Unlust erregt, ohne daß die Schönheit des leidenden Gegen-

<sup>k</sup>) Summi moeroris acerbitatem arte exprimi non posse confessus est. Valerius Maximus lib. VIII. cap. 11.



standes diese Unlust in das süße Gefühl des Mitleids verwandeln kann.

Die bloße weite Oefnung des Mundes, — bey Seite gesetzt, wie gewaltsam und eckel auch die übrigen Theile des Gesichtes dadurch verzerret und verschoben werden, — ist in der Mahlercy ein Fleck und in der Bildhauerey eine Vertiefung, welche die widrigste Wirkung von der Welt thut. Montfaucon bewieß wenig Geschmack, als er einen alten bärtigen Kopf, mit aufgerissenem Munde, für einen Orakel ertheilenden Jupiter ausgab.<sup>l</sup> Muß ein Gott schreyen, wenn er die Zukunft eröffnet? Würde ein gefälliger Umriß des Mundes seine Rede verdächtig machen? Auch glaube ich es dem Valerius nicht, daß Ajax in dem nur gedachten Gemählde des Timanthes sollte geschrien haben.<sup>m</sup> Weit schlechtere Meister aus den Zeiten der schon verfallenen Kunst, lassen auch nicht einmal die wildesten Barbaren, wenn sie unter dem Schwerte des Siegers Schrecken und Todesangst ergreift, den Mund bis zum Schreyen öfnen.<sup>n</sup>

Es ist gewiß, daß diese Herabsetzung des äußersten körperlichen Schmerzes auf einen niedrigeren Grad von Gefühl, an mehreren alten Kunstwerken sichtbar gewesen. Der leidende Herkules in dem vergifteten Gewande, von der Hand eines alten unbekanntem Meisters, war nicht der Sophokleische, der so gräßlich schrie, daß die Lokrischen Felsen, und die Euböischen Vorgebirge davon ertönten. Er war mehr finster, als wild.<sup>o</sup> Der Philoktet des Pythagoras Leontinus schien dem Betrachter seinen Schmerz mitzutheilen, welche Wirkung der geringste gräßliche Zug verhindert hätte. Man dürfte fragen, woher ich wisse, daß dieser Meister eine Bildsäule des Philoktet gemacht habe?

l) Antiquit. expl. T. 1. p. 50.

m) Er giebt nehmlich die von dem Timanthes wirklich ausgedrückten Grade der Traurigkeit so an: Calchantem tristem, maestum Ulysses, clamantem Ajacem, lamentantem Menelaum. — Der Schreyer Ajax müßte eine häßliche Figur gewesen seyn; und da weder Cicero noch Quintilian in ihren Beschreibungen dieses Gemählde seiner gedenken, so werde ich ihn um so viel eher für einen Zusatz halten dürfen, mit dem es Valerius aus seinem Kopfe bereichern wollen.

n) Bellorii Admiranda. Tab. 11. 12.

o) Plinius libr. XXXIV. sect. 19.

Aus einer Stelle des Plinius, die meine Verbesserung nicht erwartet haben sollte, so offenbar verfälscht oder verstümmelt ist sie. p

### III.

Aber, wie schon gedacht, die Kunst hat in den neuern Zeiten ungleich weitere Grenzen erhalten. Ihre Nachahmung, sagt man, erstreckte sich auf die ganze sichtbare Natur, von welcher das Schöne nur ein kleiner Theil ist. Wahrheit und Ausdruck sey ihr erstes Gesetz; und wie die Natur selbst die Schönheit höhern Absichten jederzeit aufopfere, so müsse sie auch der Künstler seiner allgemeinen Bestimmung unterordnen, und ihr nicht weiter nachgehen, als es Wahrheit und Ausdruck erlauben. Genug, daß durch Wahrheit und Ausdruck das Häßlichste der Natur in ein Schönes der Kunst verwandelt werde.

Gesetzt, man wollte diese Begriffe vors erste unbestritten in ihrem Werthe oder Unwerthe lassen: sollten nicht andere von ihnen unabhängige Betrachtungen zu machen seyn, warum dem ohngeachtet der Künstler in dem Ausdrucke Maas halten, und ihn nie aus dem höchsten Punkte der Handlung nehmen müsse.

Ich glaube, der einzige Augenblick, an den die materiellen Schranken der Kunst alle ihre Nachahmungen binden, wird auf dergleichen Betrachtungen leiten.

Kann der Künstler von der immer veränderlichen Natur nie

p) Eudem, nehmlich den Myro, liest man bey dem Plinius, (libr. XXXIV. sect. 19.) vicit & Pythagoras Leontinus, qui fecit stadiodromon Astylon, qui Olympiæ ostenditur: & Libyn puerum tenentem tabulam, eodem loco, & mala ferentem nudum. Syracusis autem claudicantem: cujus huleris dolorem sentire etiam spectantes videntur. Man erwäge die letzten Worte etwas genauer. Wird nicht darinn offenbar von einer Person gesprochen, die wegen eines schmerzhaften Geschwieres überall bekannt ist? Cujus huleris u. s. w. Und dieses cujus sollte auf das bloße claudicantem, und das claudicantem vielleicht auf das noch entferntere puerum gehen? Niemand hatte mehr Recht, wegen eines solchen Geschwieres bekannter zu seyn als Philoctet. Ich lese also anstatt claudicantem, Philoctetem, oder halte wenigstens dafür, daß das letztere durch das erstere gleichlautende Wort verdrungen worden, und man beydes zusammen Philoctetem claudicantem lesen müsse. Sophokles läßt ihn *εὖρον κατ' ἀνάγκαν ἐγχείν*, und es mußte ein Sinken verursachen, daß er auf den kranken Fuß weniger herzhaft auftreten konnte.

mehr als einzigen Augenblick, und der Malher insbesondere diesen einzigen Augenblick auch nur aus einem einzigen Gesichtspunkte, brauchen; sind aber ihre Werke gemacht, nicht bloß erblickt, sondern betrachtet zu werden, lange und wiederhohlter maassen betrachtet zu werden: so ist es gewiß, daß jener einzige Augenblick und einzige Gesichtspunkt dieses einzigen Augenblickes, nicht fruchtbar genug gewählt werden kann. Dasjenige aber nur allein ist fruchtbar, was der Einbildungskraft freyes Spiel läßt. Je mehr wir sehen, desto mehr müssen wir hinzu denken können. Je mehr wir dazu denken, desto mehr müssen wir zu sehen glauben. In dem ganzen Verfolge eines Affects ist aber kein Augenblick der diesen Vortheil weniger hat, als die höchste Staffel desselben. Ueber ihr ist weiter nichts, und dem Auge das Aeufferste zeigen, heißt der Phantasie die Flügel binden, und sie nöthigen, da sie über den sinnlichen Eindruck nicht hinaus kann, sich unter ihm mit schwächern Bildern zu beschäftigen, über die sie die sichtbare Fülle des Ausdrucks als ihre Grenze scheuet. Wenn Laokoon also seufzet, so kann ihn die Einbildungskraft schreyen hören; wenn er aber schreyet, so kann sie von dieser Vorstellung weder eine Stufe höher, noch eine Stufe tiefer steigen, ohne ihn in einem leidlichern, folglich uninteressanteren Zustande zu erblicken. Sie hört ihn erst ächzen, oder sie sieht ihn schon todt.

Ferner. Erhält dieser einzige Augenblick durch die Kunst eine unveränderliche Dauer: so muß er nichts ausdrücken, was sich nicht anders als transitorisch denken läßt. Alle Erscheinungen, zu deren Wesen wir es nach unsern Begriffen rechnen, daß sie plötzlich ausbrechen und plötzlich verschwinden, daß sie das, was sie sind, nur einen Augenblick seyn können; alle solche Erscheinungen, sie mögen angenehm oder schrecklich seyn, erhalten durch die Verlängerung der Kunst ein so widernatürliches Ansehen, daß mit jeder wiederhohlten Erblickung der Eindruck schwächer wird, und uns endlich vor dem ganzen Gegenstande eckelt oder grauet. La Mettrie, der sich als einen zweyten Demokrit mahlen und stechen lassen, lacht nur die ersten male, die man ihn sieht. Betrachtet ihn öfter, und er wird aus einem Philosophen ein Geck; aus seinem Lachen wird ein Grinsen.

So auch mit dem Schreyen. Der heftige Schmerz, welcher das Schreyen auspresset, läßt entweder bald nach, oder zerstöret das leidende Subject. Wann also auch der geduldigste standhafteste Mann schreyet, so schreyet er doch nicht unablässlich. Und nur dieses scheinbare Unablässliche in der materiellen Nachahmung der Kunst ist es, was sein Schreyen zu weibischem Unvermögen, zu kindischer Unleidlichkeit machen würde. Dieses wenigstens mußte der Künstler des Laokoöns vermeiden, hätte schon das Schreyen der Schönheit nicht geschadet, wäre es auch seiner Kunst schon erlaubt gewesen, Leiden ohne Schönheit auszudrücken.

Unter den alten Malern scheint Timomachus Vorwürfe des äussersten Affekts am liebsten gewählt zu haben. Sein rasender Ajax, seine Kindermörderin Medea, waren berühmte Gemälde. Aber aus den Beschreibungen, die wir von ihnen haben, erhellet, daß er jenen Punkt, in welchem der Betrachter das Aeusserste nicht sowohl erblickt, als hinzu denkt, jene Erscheinung, mit der wir den Begriff des Transitorischen nicht so nothwendig verbinden, daß uns die Verlängerung derselben in der Kunst mißfallen sollte, vortreflich verstanden und mit einander zu verbinden gewußt hat. Die Medea hatte er nicht in dem Augenblicke genommen, in welchem sie ihre Kinder wirklich ermordet; sondern einige Augenblicke zuvor, da die mütterliche Liebe noch mit der Eifersucht kämpfet. Wir sehen das Ende dieses Kampfes voraus. Wir zittern voraus, nun bald bloß die grausame Medea zu erblicken, und unsere Einbildungskraft gehet weit über alles hinweg, was uns der Maler in diesem schrecklichen Augenblicke zeigen könnte. Aber eben darum beleidiget uns die in der Kunst fortdauernde Unentschlossenheit der Medea so wenig, daß wir vielmehr wünschen, es wäre in der Natur selbst dabey geblieben, der Streit der Leidenschaften hätte sich nie entschieden, oder hätte wenigstens so lange angehalten, bis Zeit und Ueberlegung die Wuth entkräften und den mütterlichen Empfindungen den Sieg versichern können. Auch hat dem Timomachus diese seine Weisheit grosse und häufige Lobsprüche zugezogen, und ihn weit über einen andern unbekanntem Maler erhoben, der unverständig genug gewesen war, die Medea in ihrer höchsten Raserey zu zeigen, und so diesem flüch-

tig überhingehenden Grade der äussersten Raserey eine Dauer zu geben, die alle Natur empöret. Der Dichter, *a* der ihn desfalls tadelt, sagt daher sehr sinreich, indem er das Bild selbst anredet: „Durstest du denn beständig nach dem Blute deiner „Kinder? Ist denn immer ein neuer Jason, immer eine neue „Creusa da, die dich unaufhörlich erbittern? — Zum Henker „mit dir auch im Gemähle! setzt er voller Verdruß hinzu.

Von dem rasenden Ajax des Timomachus läßt sich aus der Nachricht des Philostrats urtheilen. *b* Ajax erschien nicht, wie er unter den Heerden wüthet, und Kinder und Vöcke für Menschen fesselt und mordet. Sondern der Meister zeigte ihn, wie er nach diesen wahnwitzigen Heldenthaten ermattet da sitzt, und den Anschlag fasset, sich selbst umzubringen. Und das ist wirklich der rasende Ajax; nicht weil er eben igt raset, sondern weil man siehet, daß er geraset hat; weil man die Größe seiner Raserey am lebhaftesten aus der verzweiflungsvollen Scham abnimmt, die er nun selbst darüber empfindet. Man siehet den Sturm in den Trümmern und Leichen, die er an das Land geworffen.

#### IV.

Ich übersehe die angeführten Ursachen, warum der Meister des Laokoön in dem Ausdrucke des körperlichen Schmerzes Maaß halten müssen, und finde, daß sie allesamt von der eigenen Beschaffenheit der Kunst, und von derselben nothwendigen Schranken und Bedürfnissen hergenommen sind. Schwerlich dürfte sich also wohl irgend eine derselben auf die Poesie anwenden lassen.

Ohne hier zu untersuchen, wie weit es dem Dichter gelingen kann, körperliche Schönheit zu schildern: so ist so viel unstreitig, daß, da das ganze unermessliche Reich der Vollkommenheit seiner Nachahmung offen stehet, diese sichtbare Hülle, unter welcher Vollkommenheit zu Schönheit wird, nur eines von

*a*) Philippus (Anthol. lib. IV. cap. 9. ep. 10.)

Ἄλει γὰρ διψᾶς βρεφῶν φονοῦν. ἢ τις Ἰησῶν  
 Δευτεροῦς, ἢ Γλαυκῆ τις πάλι σοὶ προφασίς;  
 Ἐρῶε καὶ ἐν κρηρῷ παιδοκτονε —

*b*) Vita Apoll. lib. II. cap. 22.

den geringsten Mitteln seyn kann, durch die er uns für seine Personen zu interessiren weis. Oft vernachlässiget er dieses Mittel gänzlich; versichert, daß wenn sein Held unsere Gewogenheit gewonnen, uns dessen edlere Eigenschaften entweder so beschäftigen, daß wir an die körperliche Gestalt gar nicht denken, oder, wenn wir daran denken, uns so bestechen, daß wir ihm von selbst wo nicht eine schöne, doch eine gleichgültige ertheilen. Am wenigsten wird er bey jedem einzeln Zuge, der nicht ausdrücklich für das Gesicht bestimmt ist, seine Rücksicht dennoch auf diesen Sinn nehmen dürfen. Wenn Virgils Laokoon schreyet, wem fällt es dabey ein, daß ein großes Maul zum Schreyen nöthig ist, und daß dieses große Maul häßlich läßt? Genug, daß clamores horrendos ad sidera tollit ein erhabner Zug für das Gehör ist, mag er doch für das Gesicht seyn, was er will. Wer hier ein schönes Bild verlangt, auf den hat der Dichter seinen ganzen Eindruck verfehlt.

Nichts nöthiget hiernächst den Dichter sein Gemählde in einen einzigen Augenblick zu concentriren. Er nimt jede seiner Handlungen, wenn er will, bey ihrem Ursprunge auf, und führet sie durch alle mögliche Abänderungen bis zu ihrer Endschafft. Jede dieser Abänderungen, die dem Künstler ein ganzes besonderes Stück kosten würde, kostet ihm einen einzigen Zug; und würde dieser Zug, für sich betrachtet, die Einbildung des Zuhörers beleidigen, so war er entweder durch das Vorhergehende so vorbereitet, oder wird durch das Folgende so gemildert und vergütet, daß er seinen einzeln Eindruck verlieret, und in der Verbindung die treflichste Wirkung von der Welt thut. Wäre es also auch wirklich einem Manne unanständig, in der Heftigkeit des Schmerzes zu schreyen; was kann diese kleine überhingeheude Unanständigkeit demjenigen bey uns für Nachtheil bringen, dessen andere Tugenden uns schon für ihn eingenommen haben? Virgils Laokoon schreyet, aber dieser schreyende Laokoon ist eben derjenige, den wir bereits als den vorsichtigsten Patrioten, als den wärmsten Vater kennen und lieben. Wir beziehen sein Schreyen nicht auf seinen Charakter, sondern lediglich auf sein unerträgliches Leiden. Dieses allein

hören wir in seinem Schreyen; und der Dichter konnte es uns durch dieses Schreyen allein sinnlich machen.

Wer tadelt ihn also noch? Wer muß nicht vielmehr bekennen: wenn der Künstler wohl that, daß er den Laokoon nicht schreyen ließ, so that der Dichter eben sowohl, daß er ihn schreyen ließ?

Aber Virgil ist hier bloß ein erzählender Dichter. Wird in seiner Rechtfertigung auch der dramatische Dichter mit begriffen seyn? Einen andern Eindruck macht die Erzählung von jemand's Geschrey; einen andern dieses Geschrey selbst. Das Drama, welches für die lebendige Malerley des Schauspielers bestimmt ist, dürfte vielleicht eben deswegen sich an die Gesetze der materiellen Malerley strenger halten müssen. In ihm glauben wir nicht bloß einen schreyenden Philoktet zu sehen und zu hören; wir hören und sehen wirklich schreyen. Je näher der Schauspieler der Natur kömmt, desto empfindlicher müssen unsere Augen und Ohren beleidiget werden; denn es ist un widersprechlich, daß sie es in der Natur werden, wenn wir so laute und heftige Aeußerungen des Schmerzes vernehmen. Zudem ist der körperliche Schmerz überhaupt des Mitleidens nicht fähig, welches andere Uebel erwecken. Unsere Einbildung kann zu wenig in ihm unterscheiden, als daß die bloße Erblickung desselben etwas von einem gleichmäßigen Gefühl in uns hervor zu bringen vermöchte. Sophokles könnte daher leicht nicht einen bloß willkührlichen, sondern in dem Wesen unserer Empfindungen selbst gegründeten Anstand übertreten haben, wenn er den Philoktet und Herkules so winseln und weinen, so schreyen und brüllen läßt. Die Umstehenden können unmöglich so viel Antheil an ihrem Leiden nehmen, als diese ungemäßigten Ausbrüche zu erfordern scheinen. Sie werden uns Zuschauern vergleichungsweise kalt vorkommen, und dennoch können wir ihr Mitleiden nicht wohl anders, als wie das Maas des unsrigen betrachten. Hierzu füge man, daß der Schauspieler die Vorstellung des körperlichen Schmerzes schwerlich oder gar nicht bis zur Illusion treiben kann: und wer weiß, ob die neuern dramatischen Dichter nicht eher zu loben, als zu tadeln sind, daß

sie diese Klippe entweder ganz und gar vermieden, oder doch nur mit einem leichten Rahne umfahren haben.

Wie manches würde in der Theorie unwidersprechlich scheinen, wenn es dem Genie nicht gelungen wäre, das Widerspiel durch die That zu erweisen. Alle diese Betrachtungen sind nicht ungegründet, und doch bleibet Philoktet eines von den Meisterstücken der Bühne. Denn ein Theil derselben trifft den Sophokles nicht eigentlich, und nur indem er sich über den andern Theil hinwegsetzet, hat er Schönheiten erreicht, von welchen dem furchtsamen Kunstrichter, ohne dieses Beyspiel, nie träumen würde. Folgende Anmerkungen werden es näher zeigen.

1. Wie wunderbar hat der Dichter die Idee des körperlichen Schmerzes zu verstärken und zu erweitern gewußt! Er wählte eine Wunde — (denn auch die Umstände der Geschichte kann man betrachten, als ob sie von seiner Wahl abgehungen hätten, in so fern er nehmlich die ganze Geschichte, eben dieser ihm vortheilhaften Umstände wegen, wählte) — er wählte, sage ich, eine Wunde und nicht eine innerliche Krankheit; weil sich von jener eine lebhaftere Vorstellung machen läßt, als von dieser, wenn sie auch noch so schmerzlich ist. Die innere sympathetische Gluth, welche den Meleager verzehrte, als ihn seine Mutter in dem fatalen Brande ihrer schwesterlichen Wuth aufopferte, würde daher weniger theatralisch seyn, als eine Wunde. Und diese Wunde war ein göttliches Strafgericht. Ein mehr als natürliches Gift tobte unaufhörlich darinn, und nur ein stärkerer Anfall von Schmerzen hatte seine gesetzte Zeit, nach welchem jedesmal der Unglückliche in einen betäubenden Schlaf versiel, in welchem sich seine erschöpfte Natur erhohlen mußte, den nehmlichen Weg des Leidens wieder antreten zu können. Chataubrun läßt ihn bloß von dem vergifteten Pfeile eines Trojaners verwundet seyn. Was kann man sich von einem so gewöhnlichen Zufalle außerordentliches versprechen? Ihm war in den alten Kriegen ein jeder ausgesetzt; wie kam es, daß er nur bey dem Philoktet so schreckliche Folgen hatte? Ein natürliches Gift, das neun ganzer Jahre wirkt, ohne zu tödten, ist noch dazu weit unwahrscheinlicher, als alle das fabelhafte Wunderbare, womit es der Grieche ausgerüstet hat.



2. So groß und schrecklich er aber auch die körperlichen Schmerzen seines Helden machte, so fühlte er es doch sehr wohl, daß sie allein nicht hinreichend wären, einen merklichen Grad des Mitleids zu erregen. Er verband sie daher mit andern Uebeln, die gleichfalls für sich betrachtet nicht besonders rühren konnten, die aber durch diese Verbindung einen eben so melancholischen Anstrich erhielten, als sie den körperlichen Schmerzen hinwiederum mittheilten. Diese Uebel waren, völlige Beraubung der menschlichen Gesellschaft, Hunger und alle Unbequemlichkeiten des Lebens, welchen man unter einem rauhen Himmel in jener Beraubung ausgesetzt ist. <sup>a</sup> Man denke sich einen Menschen in

a) Wenn der Chor das Elend des Philoktet in dieser Verbindung betrachtet, so scheint ihn die hülflose Einsamkeit desselben ganz besonders zu rühren. In jedem Worte hören wir den geselligen Griechen. Ueber eine von den hieher gehörigen Stellen habe ich indeß meinen Zweifel. Sie ist die: (v. 201-205.)

Ἴν' αὐτος ἦν προσουρος, οὐκ ἔχων βασιν,

οὐδὲ τιν' ἐγχερων,

κακογειτονα παρ' ᾧ ζοιον ἀντιτυπον

βαρυβρωτ' ἀποκλαυ-

σειεν αἰματηρον.

Die gemeine Winshemische Uebersetzung giebt dieses so:

Ventis expositus & pedibus captus

Nullum cohabitorem

Nec vicinum ullum saltem malum habens, apud quem gemitum mutuum

Gravemque ac cruentum

Ederet.

Hiervon weicht die interpolirte Uebersetzung des Th. Johnson nur in den Worten ab:

Ubi ipse ventis erat expositus, firmum gradum non habens,

Nec quenquam indigenarum,

Nec malum vicinum, apud quem ploraret

Vehementer edacem

Sanguineum morbum, mutuo gemitu.

Man sollte glauben, er habe diese veränderten Worte aus der gebundenen Uebersetzung des Thomas Naogeorgus entlehnet. Denn dieser (sein Werk ist sehr selten, und Fabricius selbst hat es nur aus dem Dporinschen Bücherverzeichnis gekannt) drückt sich so aus:

— ubi expositus fuit

Ventis ipse, gradum firmum haud habens,

Nec quenquam indigenam, nec vel malum

diesen Umständen, man gebe ihm aber Gesundheit, und Kräfte, und Industrie, und es ist ein Robinson Crusoe, der auf unser Mitleid wenig Anspruch macht, ob uns gleich sein Schicksal sonst gar nicht gleichgültig ist. Denn wir sind selten mit der menschlichen Gesellschaft so zufrieden, daß uns die Ruhe, die wir ausser derselben genießen, nicht sehr reizend dünken sollte, besonders unter der Vorstellung, welche jedes Individuum schmeichelt, daß es fremden Beystandes nach und nach kann entbehren lernen. Auf der andern Seite gebe man einem Menschen die schmerzlichste unheilbarste Krankheit, aber man denke ihn zugleich von gefälligen Freunden umgeben, die ihn an nichts Mangel leiden lassen, die sein Uebel, so viel in ihren Kräften stehet,

Vicium, ploraret apud quem

Vehementer edacem atque eruentum

Morbum mutuo.

Wenn diese Uebersetzungen ihre Richtigkeit haben, so sagt der Chor das Stärkste, was man nur immer zum Lobe der menschlichen Gesellschaft sagen kann: Der Elende hat keinen Menschen um sich; er weiß von keinem freundlichen Nachbar; zu glücklich, wenn er auch nur einen bösen Nachbar hätte! Thomson würde sodann diese Stelle vielleicht vor Augen gehabt haben, wenn er den gleichfalls in eine wüste Insel von Bösewichtern ausgefetzten Melifander sagen läßt:

Cast on the wildest of the Cyclad isles

Where never human foot had marked the shore

These Ruffians left me — yet believe me, Arcas,

Such is the rooted love we bear mankind

All ruffians as they were, I never heard

A sound so dismal as their parting oars.

Auch ihm wäre die Gesellschaft von Bösewichtern lieber gewesen, als gar keine. Ein grosser vortreflicher Sinn! Wenn es nur gewiß wäre, daß Sophokles auch wirklich so etwas gesagt hätte. Aber ich muß ungern bekennen, daß ich nichts dergleichen bey ihm finde; es wäre denn, daß ich lieber mit den Augen des alten Scholiasten, als mit meinen eigenen sehen wollte, welcher die Worte des Dichters so umschreibt: Οὐ μόνον ὀπου καλον ὄυκ εἶχε τινα των ερχωρων γειτονα, ἀλλὰ ὄυδε κακον, παρ' ὄυ ἀμοιβαιον λογον σεναζων ἀκουσειε. Wie dieser Auslegung die angeführten Uebersetzer gefolgt sind, so hat sich auch eben so wohl Brumoy, als unser neuer deutscher Uebersetzer daran gehalten. Jener sagt, sans société, meme importune; und dieser „jeder Gesellschaft, auch der beschwerlichsten beraubet.“ Meine Gründe, warum ich von ihnen allen abgehen muß, sind diese. Erstlich ist es offenbar, daß wenn κακογειτονα von τιν' ερχωρων getrennet werden, und

erleichtern, gegen die er unverhohlen Klagen und jammern darf: unstreitig werden wir Mitleid mit ihm haben, aber dieses Mitleid dauert nicht in die Länge, endlich zucken wir die Achsel und verweisen ihn zur Geduld. Nur wenn beyde Fälle zusammen kommen, wenn der Einsame auch seines Körpers nicht mächtig ist, wenn dem Kranken eben so wenig jemand anders hilft, als er sich selbst helfen kann, und seine Klagen in der öden Luft verfliegen: alsdann sehen wir alles Elend, was die menschliche Natur treffen kann, über den Unglücklichen zusammen schlagen, und jeder flüchtige Gedanke, mit dem wir uns an seiner Stelle denken, erregt Schaudern und Entsetzen. Wir erblicken nichts als die Verzweiflung in ihrer schrecklichsten Gestalt vor uns,

ein besonders Glied ausmachen sollte, die Partikel οὐδε vor κακογείτονα nothwendig wiederholt seyn müßte. Da sie es aber nicht ist, so ist es eben so offenbar, daß κακογείτονα zu τινα gehöret, und das Komma nach ἐγχορων wegfallen muß. Dieses Komma hat sich aus der Uebersetzung eingeschlichen, wie ich denn wirklich finde, daß es einige ganz griechische Ausgaben (z. E. die Wittenbergische von 1585 in 8, welche dem Fabricius völlig unbekannt geblieben) auch gar nicht haben, und es erst, wie gehörig, nach κακογείτονα setzen. Zweytens, ist das wohl ein böser Nachbar, von dem wir uns ζονον ἀντιτυπον, ἀμοιβαιον wie es der Scholiast erklärt, versprechen können? Wechselsweise mit uns seuffzen, ist die Eigenschaft eines Freundes, nicht aber eines Feindes. Kurz also: man hat das Wort κακογείτονα unrecht verstanden; man hat angenommen, daß es aus dem Adjectivo κακος zusammen gesetzt sey, und es ist aus dem Substantivo το κακον zusammen gesetzt; man hat es durch einen bösen Nachbar erklärt, und hätte es durch einen Nachbar des Bösen erklären sollen. So wie κακοματις nicht einen bösen, das ist, falschen, unwahren Propheten, sondern einen Propheten des Bösen, κακοτεχνος nicht einen bösen, ungeschickten Künstler, sondern einen Künstler im Bösen bedeuten. Unter einem Nachbar des Bösen versteht der Dichter aber denjenigen, welcher entweder mit gleichen Unfällen, als wir, behaftet ist, oder aus Freundschaft an unsern Unfällen Antheil nimt; so daß die ganzen Worte οὐδ' ἔχων τιν' ἐγχορων κακογείτονα bloß durch neque quenquam indigenarum mali socium habens zu übersetzen sind. Der neue Englische Uebersetzer des Sophokles, Thomas Franklin, kam nicht anders als meiner Meynung gewesen seyn, indem er den bösen Nachbar in κακογείτων auch nicht findet, sondern es bloß durch fellow-mourner übersetzt:

Expos'd to the inclement skies,  
 Deserted and forlorn he lyes,  
 No friend nor fellow-mourner there,  
 To sooth his sorrow, and divide his care.

und kein Mitleid ist stärker, keines zerschmelzet mehr die ganze Seele, als das, welches sich mit Vorstellungen der Verzweiflung mischet. Von dieser Art ist das Mitleid, welches wir für den Philoktet empfinden, und in dem Augenblicke am stärksten empfinden, wenn wir ihn auch seines Bogens beraubet sehen, des einzigen, was ihm sein kümmerliches Leben erhalten mußte. — O des Franzosen, der keinen Verstand, dieses zu überlegen, kein Herz, dieses zu fühlen, gehabt hat! Oder wann er es gehabt hat, der klein genug war, dem armseligen Geschmacke seiner Nation alles dieses aufzuopfern. Chataubrun giebt dem Philoktet Gesellschaft. Er läßt eine Prinzessin Tochter zu ihm in die wüste Insel kommen. Und auch diese ist nicht allein, sondern hat ihre Hofmeisterin bey sich; ein Ding, von dem ich nicht weis, ob es die Prinzessin oder der Dichter nöthiger gebraucht hat. Das ganze vortrefliche Spiel mit dem Bogen hat er weggelassen. Dafür läßt er schöne Augen spielen. Freylich würden Pfeil und Bogen der französischen Heldenjugend sehr lustig vorgekommen seyn. Nichts hingegen ist ernsthafter als der Zorn schöner Augen. Der Grieche martert uns mit der gräulichen Besorgung, der arme Philoktet werde ohne seinen Bogen auf der wüsten Insel bleiben und elendiglich umkommen müssen. Der Franzose weis einen gewissern Weg zu unsern Herzen: er läßt uns fürchten, der Sohn des Achilles werde ohne seine Prinzessin abziehen müssen. Dieses hießen denn auch die Pariser Kunstrichter, über die Alten triumphiren, und einer schlug vor, das Chataubrunsche Stück *la Difficulté vaineue* zu benennen. <sup>b</sup>

3. Nach der Wirkung des Ganzen betrachte man die einzeln Scenen, in welchen Philoktet nicht mehr der verlassene Kranke ist; wo er Hoffnung hat, nun bald die trostlose Einöde zu verlassen und wieder in sein Reich zu gelangen; wo sich also sein ganzes Unglück auf die schmerzliche Wunde einschränkt. Er wimmert, er schreyet, er bekömmt die gräßlichsten Zuckungen. Hierwider gehet eigentlich der Einwurf des beleidigten Anstandes. Es ist ein Engländer, welcher diesen Einwurf macht;

b) Mercure de France, Avril 1755. p. 177.

ein Mann also, bey welchem man nicht leicht eine falsche Delicatsesse argwohnen darf. Wie schon berührt, so giebt er ihm auch einen sehr guten Grund. Alle Empfindungen und Leidenschaften, sagt er, mit welchen andere nur sehr wenig sympathisiren können, werden anstößig, wenn man sie zu heftig ausdrückt. c „Aus diesem Grunde ist nichts unanständiger, und eiznem Manne unwürdiger, als wenn er den Schmerz, auch den allerheftigsten, nicht mit Geduld ertragen kann, sondern weinet und schreyet. Zwar giebt es eine Sympathie mit dem körperlichen Schmerze. Wenn wir sehen, daß jemand einen Schlag auf den Arm oder das Schienbein bekommen soll, so fahren wir natürlicher Weise zusammen, und ziehen unsern eigenen Arm, oder Schienbein, zurück; und wenn der Schlag wirklich geschieht, so empfinden wir ihn gewissermaassen eben sowohl, als der, den er getroffen. Gleichwohl aber ist es gewiß, daß das Uebel, welches wir fühlen, gar nicht beträchtlich ist; wenn der Geschlagene daher ein heftiges Geschrey erregt, so ermangeln wir nicht ihn zu verachten, weil wir in der Verfassung nicht sind, eben so heftig schreyen zu können, als er.“ — Nichts ist betrüglicher als allgemeine Gesetze für unsere Empfindungen. Ihr Gewebe ist so fein und verwickelt, daß es auch der behutsamsten Speculation kaum möglich ist, einen einzeln Faden rein aufzufassen und durch alle Kreuzfäden zu verfolgen. Gelingt es ihr aber auch schon, was für Nutzen hat es? Es giebt in der Natur keine einzelne reine Empfindung; mit einer jeden entstehen tausend andere zugleich, deren geringste die Grundempfindung gänzlich verändert, so daß Ausnahmen über Ausnahmen erwachsen, die das vermeintlich allgemeine Gesetz endlich selbst auf eine bloße Erfahrung in wenig einzeln Fällen einschränken. — Wir verachten denjenigen, sagt der Engländer, den wir unter körperlichen Schmerzen heftig schreyen hören. Aber nicht immer: nicht zum erstenmale; nicht, wenn wir sehen, daß der Leidende alles mögliche anwendet, seinen Schmerz zu verbeißen; nicht, wenn wir ihn sonst als einen Mann von Standhaftigkeit kennen; noch weniger,

c) The Theory of Moral Sentiments, by Adam Smith. Part I. sect. 2. chap. 1. p. 41. (London 1761.)

wenn wir ihn selbst unter dem Leiden Proben von seiner Standhaftigkeit ablegen sehen, wenn wir sehen, daß ihn der Schmerz zwar zum Schreyen, aber auch zu weiter nichts zwingen kann, daß er sich lieber der längern Fortdauer dieses Schmerzes unterwirft, als das geringste in seiner Denkungsart, in seinen Entschlüssen ändert, ob er schon in dieser Veränderung die gänzliche Endschaft seines Schmerzes hoffen darf. Das alles findet sich bey dem Philoktet. Die moralische Grösse bestand bey den alten Griechen in einer eben so unveränderlichen Liebe gegen seine Freunde, als unwandelbarem Hasse gegen seine Feinde. Diese Grösse behält Philoktet bey allen seinen Martern. Sein Schmerz hat seine Augen nicht so vertrocknet, daß sie ihm keine Thränen über das Schicksal seiner alten Freunde gewähren könnten. Sein Schmerz hat ihn so mürbe nicht gemacht, daß er, um ihn los zu werden, seinen Feinden vergeben, und sich gern zu allen ihren eigennützigen Absichten brauchen lassen möchte. Und diesen Felsen von einem Manne hätten die Athenienser verachten sollen, weil die Wellen, die ihn nicht erschüttern können, ihn wenigstens ertönen machen? — Ich bekenne, daß ich an der Philosophie des Cicero überhaupt wenig Geschmack finde; am allerwenigsten aber an der, die er in dem zweyten Buche seiner Tusculanischen Fragen über die Erduldung des körperlichen Schmerzes auskramet. Man sollte glauben, er wolle einen Gladiator abrichten, so sehr eifert er wider den äusserlichen Ausdruck des Schmerzes. In diesem scheinet er allein die Ungeduld zu finden, ohne zu überlegen, daß er oft nichts weniger als freywillig ist, die wahre Tapferkeit aber sich nur in freywilligen Handlungen zeigen kann. Er hört bey dem Sophokles den Philoktet nur klagen und schreyen, und übersieht sein übriges standhaftes Betragen gänzlich. Wo hätte er auch sonst die Gelegenheit zu seinem rhetorischen Ausfalle wider die Dichter hergenommen? „Sie sollen uns weichlich machen, weil sie die tapfersten Männer klagend einführen.“ Sie müssen sie klagen lassen; denn ein Theater ist keine Arena. Dem verdammten oder feilen Fechter kam es zu, alles mit Anstand zu thun und zu leiden. Von ihm mußte kein klägliches Laut gehört, keine schmerzliche Zuckung erblickt werden. Denn da seine Wunden,

sein Tod, die Zuschauer ergötzen sollten: so mußte die Kunst alles Gefühl verbergen lehren. Die geringste Aeufferung desselben hätte Mitleiden erweckt, und öfters erregtes Mitleiden würde diesen frostig grausamen Schauspielen bald ein Ende gemacht haben. Was aber hier nicht erregt werden sollte, ist die einzige Absicht der tragischen Bühne, und fodert daher ein gerade entgegen gesetztes Betragen. Ihre Helden müssen Gefühl zeigen, müssen ihre Schmerzen äussern, und die bloße Natur in sich wirken lassen. Verrathen sie Abrihtung und Zwang, so lassen sie unser Herz kalt, und Klopfechter im Cothurne können höchstens nur bewundert werden. Diese Benennung verdienen alle Personen der sogenannten Senecaschen Tragödien, und ich bin der festen Meinung, daß die Gladiatorischen Spiele die vornehmste Ursache gewesen, warum die Römer in dem Tragischen noch so weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Die Zuschauer lernten in dem blutigen Amphitheater alle Natur verkennen, wo allensfalls ein Ktesias seine Kunst studieren konnte, aber nimmermehr ein Sophokles. Das tragischste Genie, an diese künstliche Todesscenen gewöhnet, mußte auf Bombast und Rodomontaden verfallen. Aber so wenig als solche Rodomontaden wahren Heldenmuth einflößen können, eben so wenig können Philoktetische Klagen weichlich machen. Die Klagen sind eines Menschen, aber die Handlungen eines Helden. Beyde machen den menschlichen Helden, der weder weichlich noch verhärtet ist, sondern bald dieses bald jenes scheineth, so wie ihn igt Natur, igt Grundsätze und Pflicht verlangen. Er ist das Höchste, was die Weisheit hervorbringen, und die Kunst nachahmen kann.

4. Nicht genug, daß Sophokles seinen empfindlichen Philoktet vor der Verachtung gesichert hat; er hat auch allem andern weislich vorgebauet, was man sonst aus der Unmerkung des Engländers wider ihn erinnern könnte. Denn verachten wir schon denjenigen nicht immer, der bey körperlichen Schmerzen schreyet, so ist doch dieses unwidersprechlich, daß wir nicht so viel Mitleiden für ihn empfinden, als dieses Geschrey zu erfordern scheineth. Wie sollen sich also diejenigen verhalten, die mit dem schreyenden Philoktet zu thun haben? Sollen sie sich

in einem hohen Grade gerührt stellen? Es ist wider die Natur. Sollen sie sich so kalt und verlegen bezeigen, als man wirklich bey dergleichen Fällen zu seyn pflegt? Das würde die widrigste Dissonanz für den Zuschauer hervorbringen. Aber, wie gesagt, auch diesem hat Sophokles vorgebauet. Dadurch nehmlich, daß die Nebenpersonen ihr eigenes Interesse haben; daß der Eindruck, welchen das Schreyen des Philoktet auf sie macht, nicht das einzige ist, was sie beschäftigt, und der Zuschauer daher nicht sowohl auf die Disproportion ihres Mitleids mit diesem Geschrey, als vielmehr auf die Veränderung Acht giebt, die in ihren eigenen Gesinnungen und Anschlägen durch das Mitleid, es sey so schwach oder so stark es will, entsteht, oder entstehen sollte. Neoptolem und der Chor haben den unglücklichen Philoktet hintergangen; sie erkennen, in welche Verzweiflung ihn ihr Betrug stürzen werde; nun bekömmmt er seinen schrecklichen Zufall vor ihren Augen; kann dieser Zufall keine merkliche sympathetische Empfindung in ihnen erregen, so kann er sie doch antreiben, in sich zu gehen, gegen so viel Elend Achtung zu haben, und es durch Verrätherey nicht häuffen zu wollen. Dieses erwartet der Zuschauer, und seine Erwartung findet sich von dem edelmüthigen Neoptolem nicht getäuscht. Philoktet, seiner Schmerzen Meister, würde den Neoptolem bey seiner Verstellung erhalten haben. Philoktet, den sein Schmerz aller Verstellung unfähig macht, so höchst nöthig sie ihm auch scheint, damit seinen künftigen Reisegefährten das Versprechen, ihn mit sich zu nehmen, nicht zu bald gereue; Philoktet, der ganz Natur ist, bringt auch den Neoptolem zu seiner Natur wieder zurück. Diese Umkehr ist vortreflich, und um so viel rührender, da sie von der blossen Menschlichkeit bewirkt wird. Bey dem Franzosen haben wiederum die schönen Augen ihren Theil daran. <sup>d</sup> Doch ich will an diese Parodie nicht mehr denken. — Des nehmlichen Kunstgriffs, mit dem Mitleiden, welches das Geschrey über körperliche Schmerzen hervorbringen sollte, in den Umstehenden einen andern Affect zu verbinden, hat sich Sophokles auch in den Trachinerinnen bedient. Der Schmerz des Herkules ist kein ermatten-

<sup>d</sup>) Act. II. Sc. III. De mes deguifemens que pensoiroit Sophie?  
Sagt der Sohn des Achilles.



der Schmerz; er treibt ihn bis zur Raserey, in der er nach nichts als nach Rache schnaubet. Schon hatte er in dieser Wuth den Lichas ergriffen, und an dem Felsen zerschmettert. Der Chor ist weiblich; um so viel natürlicher muß sich Furcht und Entsetzen seiner bemeistern. Dieses, und die Erwartung, ob noch ein Gott dem Herkules zu Hülfe eilen, oder Herkules unter diesem Uebel erliegen werde, macht hier das eigentliche allgemeine Interesse, welches von dem Mitleiden nur eine geringe Schattirung erhält. Sobald der Ausgang durch die Zusammenhaltung der Drakel entschieden ist, wird Herkules ruhig, und die Bewunderung über seinen letzten Entschluß tritt an die Stelle aller andern Empfindungen. Ueberhaupt aber muß man bey der Vergleichung des leidenden Herkules mit dem leidenden Philoktet nicht vergessen, daß jener ein Halbgott, und dieser nur ein Mensch ist. Der Mensch schämt sich seiner Klagen nie; aber der Halbgott schämt sich, daß sein sterblicher Theil über den unsterblichen so viel vermocht habe, daß er wie ein Mädchen weinen und winseln müssen. e Wir Neuern glauben keine Halbgötter, aber der geringste Held soll bey uns wie ein Halbgott empfinden, und handeln.

Ob der Schauspieler das Geschrey und die Verzuckungen des Schmerzes bis zur Illusion bringen könne, will ich weder zu verneinen noch zu bejaen wagen. Wenn ich fände, daß es unsere Schauspieler nicht könnten, so müßte ich erst wissen, ob es auch ein Garrik nicht vermögend wäre: und wenn es auch diesem nicht gelänge, so würde ich mir noch immer die Skävopoeie und Declamation der Alten in einer Vollkommenheit denken dürffen, von der wir heut zu Tage gar keinen Begriff haben.

## V.

Es giebt Kenner des Alterthums, welche die Gruppe Laokoön zwar für ein Werk griechischer Meister, aber aus der Zeit der Kayser halten, weil sie glauben, daß der Virgilische Laokoön dabey zum Vorbilde gedienet habe. Ich will von den äl-

e) Trach. v. 1088. 89.

— — ὄστις ὡςτε παρθενοῦς

Βεβρυχα κλαιων — —

tern Gelehrten, die dieser Meinung gewesen sind, nur den Bartholomäus Marliani, *a* und von den neuern, den Montfaucon *b* nennen. Sie fanden ohne Zweifel zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters eine so besondere Uebereinstimmung, daß es ihnen unmöglich dünkte, daß beyde von ohngefahr auf einerley Umstände sollten gefallen seyn, die sich nichts weniger, als von selbst darbieten. Dabey setzten sie voraus, daß wenn es auf die Ehre der Erfindung und des ersten Gedankens ankomme, die Wahrscheinlichkeit für den Dichter ungleich größter sey, als für den Künstler.

Nur scheinen sie vergessen zu haben, daß ein dritter Fall möglich sey. Denn vielleicht hat der Dichter eben so wenig den Künstler, als der Künstler den Dichter nachgeahmt, sondern beyde haben aus einerley älteren Quelle geschöpft. Nach dem Macrobius würde Pisander diese ältere Quelle seyn können. *c* Denn als die Werke dieses griechischen Dichters noch vorhanden waren, war es schulkundig, pueris decantatum, daß der Römer die ganze Eroberung und Zerstörung Iliums, sein ganzes zweytes Buch, aus ihm nicht sowohl nachgeahmet, als treulich übersetzt habe. Wäre nun also Pisander auch in der Geschichte des Laocoon

*a*) Topographiæ Urbis Romæ libr. IV. cap. 14. Et quanquam hi (Agafander & Polydorus & Athenodorus Rhodii) ex Virgillii descriptione statuam hanc formavisse videntur &c.

*b*) Suppl. aux Ant. Expliq. T. I. p. 242. Il semble qu'Agafandre, Polydore & Athenodore, qui en furent les ouvriers, ayent travaillé comme à l'envie, pour laisser un monument, qui repondoit à l'incomparable description qu'a fait Virgile de Laocoon &c.

*c*) Saturnal. lib. V. cap. 2. Quæ Virgilius traxit a Græcis, dicturum me putatis quæ vulgo nota sunt? quod Theocritum sibi fecerit pastoralis operis autorem, ruralis Hesiodum? et quod in ipsis Georgicis, tempestatis serenitatisque signa de Arati Phænomenis traxerit? vel quod everfionem Trojæ, cum Sinone suo, & equo ligneo, cæterisque omnibus, quæ librum secundum faciunt, a Pisandro pene ad verbum transcripserit? qui inter Græcos poetas eminent opere, quod a nuptiis Jovis & Junonis incipiens univèrsas historias, quæ mediis omnibus sæculis usque ad ætatem ipsius Pisandri contigerunt, in unam seriem coactas redegerit, & unum ex diversis hialibus temporum corpus effecerit? in quo opere inter historias cæteras interitus quoque Trojæ in hunc modum relatus est. Quæ fideliter Maro interpretando, fabricatus est sibi Iliacæ urbis ruinam. Sed & hæc & talia ut pueris decantata prætereo.

Virgils Vorgänger gewesen, so brauchten die griechischen Künstler ihre Anleitung nicht aus einem lateinischen Dichter zu hohlen, und die Muthmaassung von ihrem Zeitalter gründet sich auf nichts.

Indeß wenn ich nothwendig die Meinung des Marliani und Montfaucon behaupten müßte, so würde ich ihnen folgende Ausflucht leihen. Pisanders Gedichte sind verloren; wie die Geschichte des Laokoon von ihm erzehlet worden, läßt sich mit Gewißheit nicht sagen; es ist aber wahrscheinlich, daß es mit eben den Umständen geschehen sey, von welchen wir noch ist bey griechischen Schriftstellern Spuren finden. Nun kommen aber diese mit der Erzählung des Virgils im geringsten nicht überein, sondern der römische Dichter muß die griechische Tradition völlig nach seinem Gutdünken umgeschmolzen haben. Wie er das Unglück des Laokoon erzehlet, so ist es seine eigene Erfindung; folglich, wenn die Künstler in ihrer Vorstellung mit ihm harmoniren, so können sie nicht wohl anders als nach seiner Zeit gelebt, und nach seinem Vorbilde gearbeitet haben.

Quintus Calaber läßt zwar den Laokoon einen gleichen Verdacht, wie Virgil, wider das hölzerne Pferd bezeigen; allein der Zorn der Minerva, welchen sich dieser dadurch zuziehet, äuffert sich bey ihm ganz anders. Die Erde erbebt unter dem warnenden Trojaner; Schrecken und Angst überfallen ihn; ein brennender Schmerz tobet in seinen Augen; sein Gehirn leidet; er raset; er verblindet. Erst, da er blind noch nicht aufhört, die Verbrennung des hölzernen Pferdes anzurathen, sendet Minerva zwey schreckliche Drachen, die aber bloß die Kinder des Laokoon ergreifen. Umsonst strecken diese die Hände nach ihrem Vater aus; der arme blinde Mann kann ihnen nicht helfen; sie werden zerfleischt, und die Schlangen schlupfen in die Erde. Dem Laokoon selbst geschieht von ihnen nichts; und daß dieser Umstand dem Quintus *d* nicht eigen, sondern vielmehr allgemein angenommen müsse gewesen seyn, bezeigt eine Stelle des Lykophron, wo diese Schlangen<sup>e</sup> das Beywort der Kinderfresser führen.

*d*) Paralip. lib. XII. v. 398-408. & v. 439-474.

*e*) Oder vielmehr, Schlange; denn Lykophron scheint nur eine angenommen zu haben:

Και παιδοβρωτος πορκεως νησους διπλας.

War er aber, dieser Umstand, bey den Griechen allgemein angenommen, so würden sich griechische Künstler schwerlich erköhnt haben, von ihm abzuweichen, und schwerlich würde es sich getroffen haben, daß sie auf eben die Art wie ein römischer Dichter abgewichen wären, wenn sie diesen Dichter nicht gekannt hätten, wenn sie vielleicht nicht den ausdrücklichen Auftrag gehabt hätten, nach ihm zu arbeiten. Auf diesem Punkte, meine ich, müßte man bestehen, wenn man den Marliani und Montfaucon vertheidigen wollte. Virgil ist der erste und einzige,

f) Ich erinnere mich, daß man das Gemälde hierwider auführen könnte, welches Cumolp bey dem Petron auslegt. Es stellte die Zerstörung von Troja, und besonders die Geschichte des Laokoon, vollkommen so vor, als sie Virgil erzehlet; und da in der nehmlichen Gallerie zu Neapel, in der es stand, andere alte Gemälde vom Zeuxis, Protogenes, Apelles waren, so ließe sich vermuthen, daß es gleichfalls ein altes griechisches Gemälde gewesen sey. Allein man erlaube mir, einen Romandichter für keinen Historicus halten zu dürfen. Diese Gallerie, und dieses Gemälde, und dieser Cumolp haben, allem Ansehen nach, nirgends als in der Phantasie des Petrons existiret. Nichts verräth ihre gänzliche Erdichtung deutlicher, als die offenbaren Spuren einer bey nahe schülermäßigen Nachahmung der Virgilischen Beschreibung. Es wird sich der Mühe verlohnen, die Vergleichung anzustellen. So Virgil: (Aeneid. lib. II. 199-224.)

Hic aliud majus miseris multoque tremendum  
 Objicitur magis, atque improvida pectora turbat.  
 Laocoon, ductus Neptuno forte sacerdos,  
 Sollemnis taurum ingentem mactabat ad aras.  
 Ecce autem gemini a Tenedo tranquilla per alta  
 (Horresco referens) immensis orbibus angues  
 Incumbunt pelago, pariterque ad litora tendunt:  
 Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubæque  
 Sanguineæ exsuperant undas: pars cetera pontum  
 Pone legit, sinuatque immensa volumine terga.  
 Fit sonitus, spumante salo: jamque arva tenebant,  
 Ardentesque oculos suffecti fanguine & igni  
 Sibila lambebant linguis vibrantibus ora.  
 Diffugimus visu exfanguis. Illi agmine certo  
 Laocoonta petunt, & primum parva duorum  
 Corpora natorum serpens amplexus uterque  
 Implicat, & miseros morfu depascitur artus.  
 Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem,  
 Corripiunt, spirisque ligant ingentibus: & jam  
 Bis medium amplexi, his collo squamea circum

welcher sowohl Vater als Kinder von den Schlangen umbringen läßt; die Bildhauer thum dieses gleichfalls, da sie es doch als Griechen nicht hätten thun sollen: also ist es wahrscheinlich, daß sie es auf Veranlassung des Virgils gethan haben.

*Terga dati, superant capite & cervicibus altis.*

*Ille simul manibus tendit divellere nodos,*

*Perfusus sanie vittas atroque veneno:*

*Clamores simul horrendos ad sidera tollit.*

*Quales mugitus, fugit cum saucius aram*

*Taurus & incertam excussit cervice securim.*

Und so Eumolp: (von dem man sagen könnte, daß es ihm wie allen Poeten aus dem Stegreife ergangen sey; ihr Gedächtniß hat immer an ihren Versen eben so viel Antheil, als ihre Einbildung.)

*Ecce alia monstra. Celsa qua Tenedos mare*

*Dorso repellit, tumida confurgunt freta,*

*Undaque resultat sciffa tranquillo minor.*

*Qualis silenti nocte remorum sonus*

*Longe refertur, cum premunt classes mare,*

*Pulsisque marmor abiete imposita gemit.*

*Respicimus, angues orbibus geminis ferunt*

*Ad saxa fluctus: tumida quorum pectora*

*Rates ut altæ, lateribus spumas agunt:*

*Dat cauda sonitum; liberæ ponto jubæ*

*Coruscant luminibus, fulmineum jubar*

*Incendit æquor, sibilisque undæ tremunt.*

*Stupere mentes. Infulis stabant sacri*

*Phrygioque cultu gemina nati pignora*

*Laocoonte, quos repente tergoribus ligant*

*Angues corufci: parvulas illi manus*

*Ad ora referunt: neuter auxilio sibi,*

*Uterque fratri transtulit pias vices,*

*Morsque ipsa miseros mutuo perdit metu.*

*Accumulat ecce liberum funus Parens,*

*Infirmus auxiliator; invadunt virum*

*Iam morte pasti, membraque ad terram trahunt.*

*Iacet sacerdos inter aras victima.*

Die Hauptzüge sind in beyden Stellen eben dieselben, und verschiedenes ist mit den nehmlichen Worten ausgedrückt. Doch das sind Kleinigkeiten, die von selbst in die Augen fallen. Es giebt andere Kennzeichen der Nachahmung die feiner, aber nicht weniger sicher sind. Ist der Nachahmer ein Mann, der sich etwas zutrauet, so ahmet er selten nach, ohne verschönern zu wollen; und wenn ihm dieses Verschönern, nach seiner Meinung, geglückt ist, so ist er Zuchs genug, seine Fußstapfen, die den Weg, welchen er hergekommen, ver-

Ich empfinde sehr wohl, wie viel dieser Wahrscheinlichkeit zur historischen Gewißheit mangelt. Aber da ich auch nichts historisches weiter daraus schliessen will, so glaube ich wenigstens daß man sie als eine Hypothesis kann gelten lassen, nach welcher der Criticus seine Betrachtungen anstellen darf. Bewiesen

rathen würden, mit dem Schwanze zuzukehren. Aber eben diese eitle Begierde zu verschönern, und diese Behutsamkeit Original zu scheinen, entdeckt ihn. Denn sein Verschönern ist nichts als Uebertreibung und unnatürliches Raffiniren. Virgil sagt, sanguineæ jubæ: Petron, liberæ jubæ luminibus coruscant. Virgil, ardentem oculos suffecti sanguine & igni: Petron, fulmineum jubar incendit æquor. Virgil, sit sonitus spumante salo: Petron, sibilis undæ tremunt. So geht der Nachahmer immer aus dem Grossen ins Ungeheuerere; aus dem Wunderbaren ins Unmöglichere. Die von den Schlangen umwundenen Knaben sind dem Virgil ein Parergon, das er mit wenigen bedeutenden Strichen hinsetzt, in welchen man nichts als ihr Unvermögen und ihren Jammer erkennt. Petron mahlt dieses Nebenwerk aus, und macht aus den Knaben ein Paar heldenmüthige Seelen,

— — — — neuter auxilio sibi

Uterque fratri transtulit pias vices

Morsque ipsa miseris mutuo perdit metu.

Wer erwartet von Menschen, von Kindern, diese Selbstverleugnung? Wie viel besser kannte der Grieche die Natur, (Quintus Calaber lib. XII. v. 459-61.) welcher bey Erscheinung der schrecklichen Schlangen, sogar die Mütter ihrer Kinder vergessen läßt, so sehr war jedes nur auf seine eigene Erhaltung bedacht.

— — — — ἐνθα γυναῖκες

Ῥομιωζον, και ποῦ τις ἔων ἐπέλησατο τεκνων,

Ἄυτη ἀνευομενη συγρον μορον — —

Zu verbergen sucht sich der Nachahmer gemeiniglich dadurch, daß er den Gegenständen eine andere Beleuchtung giebt, die Schatten des Originals heraus, und die Lichter zurücktreibt. Virgil giebt sich Mühe, die Grösse der Schlangen recht sichtbar zu machen, weil von dieser Grösse die Wahrscheinlichkeit der folgenden Erscheinung abhängt; das Geräusche, welches sie verursachen, ist nur eine Nebenidee, und bestimmt, den Begriff der Grösse auch dadurch lebhafter zu machen. Petron hingegen macht diese Nebenidee zur Hauptsache, beschreibt das Geräusch mit aller möglichen Ueppigkeit, und vergißt die Schilderung der Grösse so sehr, daß wir sie nur fast aus dem Geräusche schliessen müssen. Es ist schwerlich zu glauben, daß er in diese Unschicklichkeit verfallen wäre, wenn er bloß aus seiner Einbildung geschildert, und kein Muster vor sich gehabt hätte, dem er nachzeichnen, dem er aber nachgezeichnet zu haben, nicht verrathen wollen. So kann man zuverlässig jedes poetische Gemälde, das in kleinen Zügen überladen, und in den grossen fehlerhaft ist, für eine verunglückte Nachahmung halten, es mag sonst so viele kleine Schönheiten haben als es will, und das Original mag sich lassen angeben können oder nicht.

oder nicht bewiesen, daß die Bildhauer dem Virgil nachgearbeitet haben; ich will es bloß annehmen, um zu sehen, wie sie ihm sodann nachgearbeitet hätten. Ueber das Geschrey habe ich mich schon erklärt. Vielleicht, daß mich die weitere Vergleichung auf nicht weniger unterrichtende Bemerkungen leitet.

Der Einfall, den Vater mit seinen beyden Söhnen durch die mörderischen Schlangen in einen Knoten zu schürzen, ist ohnstrittig ein sehr glücklicher Einfall, der von einer ungemein mahlerischen Phantasie zeiget. Wem gehört er? Dem Dichter, oder den Künstlern? Montfaucon will ihn bey dem Dichter nicht finden.<sup>g</sup> Aber ich meine, Montfaucon hat den Dichter nicht aufmerksam genug gelesen.

— — — illi agmine certo

Laocoonta petunt, & primum parva duorum

Corpora natorum serpens amplexus uterque

Implicat & miseros morfu depalcitur artus.

Post ipsum, auxilio subeuntem & tela ferentem

Corripiunt, spirisque ligant ingentibus — —

Der Dichter hat die Schlangen von einer wunderbaren Länge geschildert. Sie haben die Knaben umstrickt, und da der Vater ihnen zu Hülfe kömmt, ergreifen sie auch ihn. (corripiunt) Nach ihrer Grösse konnten sie sich nicht auf einmal von den Knaben loswinden; es mußte also einen Augenblick geben, da sie den Vater mit ihren Köpfen und Vordertheilen schon angefallen hatten, und mit ihren Hintertheilen die Knaben noch verschlungen hielten. Dieser Augenblick ist in der Fortschreitung des poetischen Gemählde's nothwendig; der Dichter läßt ihn satzsam empfinden; nur ihn auszumahlen, dazu war igt die Zeit nicht. Daß ihn die alten Ausleger auch wirklich empfunden haben, scheint eine Stelle des Donatus<sup>h</sup> zu bezeigen. Wie

g) Suppl. aux Antiq. Expl. T. I. p. 243. Il y a quelque petite difference entre ce que dit Virgile, & ce que le marbre represente. Il semble, selon ce que dit le poete, que les serpens quitterent les deux enfans pour venir entortiller le pere, au lieu que dans ce marbre ils lient en meme tems les enfans & leur pere.

h) Donatus ad. v. 227. lib. II. Aeneid. Mirandum non est, clypeo & simulachri vestigiis tegi potuisse, quos supra & longos & validos dixit, & multiplici ambitu circumdedisse Laocoontis corpus ac liberorum, &

viel weniger wird er den Künstlern entwischt seyn, in deren verständiges Auge, alles was ihnen vortheilhaft werden kann, so schnell und deutlich einleuchtet?

In den Windungen selbst, mit welchen der Dichter die Schlangen um den Laokoön führet, vermeidet er sehr sorgfältig die Arme, um den Händen alle ihre Wirksamkeit zu lassen.

*Ille simul manibus tendit divellere nodos.*

Hierinn mußten ihm die Künstler nothwendig folgen. Nichts giebt mehr Ausdruck und Leben, als die Bewegung der Hände; im Affecte besonders, ist das sprechendste Gesicht ohne sie unbedeutend. Arme, durch die Ringe der Schlangen fest an den Körper geschlossen, würden Frost und Tod über die ganze Gruppe verbreitet haben. Also sehen wir sie, an der Hauptfigur so wohl als an den Nebenfiguren, in völliger Thätigkeit, und da am meisten beschäftigt, wo gegenwärtig der heftigste Schmerz ist.

Weiter aber auch nichts, als diese Freyheit der Arme, fanden die Künstler zuträglich, in Ansehung der Verstrickung der Schlangen, von dem Dichter zu entlehnen. Virgil läßt die Schlangen doppelt um den Leib, und doppelt um den Hals des Laokoön sich winden, und hoch mit ihren Köpfen über ihn herausragen.

*Bis medium amplexi, bis collo squamea circum*

*Terga dati, superant capite & cervicibus altis.*

Dieses Bild füllet unsere Einbildungskraft vortrefflich; die edelsten Theile sind bis zum Ersticken gepreßt, und das Gift gehet gerade nach dem Gesichte. Dem ohngeachtet war es kein Bild für Künstler, welche die Wirkungen des Giftes und des Schmerzes in dem Körper zeigen wollten. Denn um diese bemerken zu können, mußten die Haupttheile so frey seyn als möglich, und durchaus mußte kein äußrer Druck auf sie wirken, wel-

*suiffe superfluum partem.* Mich dünkt übrigens, daß in dieser Stelle aus den Worten *mirandum non est*, entweder das *non* wegfallen muß, oder am Ende der ganze Nachsatz mangelt. Denn da die Schlangen so außerordentlich groß waren, so ist es allerdings zu verwundern, daß sie sich unter dem Schilde der Göttin verbergen können, wenn dieses Schild nicht selbst sehr groß war, und zu einer kolossalischen Figur gehörte. Und die Versicherung hievon mußte der mangelnde Nachsatz seyn; oder das *non* hat keinen Sinn.



cher das Spiel der leidenden Nerven und arbeitenden Muskeln verändern und schwächen könnte. Die doppelten Windungen der Schlangen würden den ganzen Leib verdeckt haben, und jene schmerzliche Einziehung des Unterleibes, welche so sehr ausdrückend ist, würde unsichtbar geblieben seyn. Was man über, oder unter, oder zwischen den Windungen, von dem Leibe noch erblickt hätte, würde unter Pressungen und Aufschwellungen erschienen seyn, die nicht von dem innern Schmerze, sondern von der äussern Last gewirkt worden. Der eben so oft umschlungene Hals würde die pyramidalische Zuspizung der Gruppe, welche dem Auge so angenehm ist, gänzlich verdorben haben; und die aus dieser Wulst ins Freye hinausragende spize Schlangenköpfe hätten einen so plöglichen Abfall von Mensur gemacht, daß die Form des Ganzen äusserst anstößig geworden wäre. Es giebt Zeichner, welche unverständig genug gewesen sind, sich demohngeachtet an den Dichter zu binden. Was denn aber auch daraus geworden, läßt sich unter andern aus einem Blatte des Franz Cleyne mit Abscheu erkennen. Die alten Bildhauer übersahen es mit einem Blicke, daß ihre Kunst hier eine gänzliche Abänderung erfordere. Sie verlegten alle Windungen von dem Leibe und Halse, um die Schenkel und Füße. Hier konnten diese Windungen, dem Ausdrücke unbeschadet, so viel decken und pressen, als nöthig war. Hier erregten sie zugleich die Idee der gehemmten Flucht und einer Art von Unbeweglichkeit, die der künstlichen Fortdauer des nehmlichen Zustandes sehr vortheilhaft ist.

Ich weiß nicht, wie es gekommen, daß die Kunstrichter diese Verschiedenheit, welche sich in den Windungen der Schlangen zwischen dem Kunstwerke und der Beschreibung des Dichters so deutlich zeigt, gänzlich mit Stillschweigen übergangen

i) In der prächtigen Ausgabe von Drydens englischem Virgil. (London 1697 in groß Folio.) Und doch hat auch dieser die Windungen der Schlangen um den Leib nur einfach, und um den Hals fast gar nicht geführt. Wenn ein so mittelmäßiger Künstler anders eine Entschuldigung verdient, so könnte ihm nur die zu Statten kommen, daß Kupfer zu einem Buche als bloße Erläuterungen, nicht aber als für sich bestehende Kunstwerke zu betrachten sind.

haben. Sie erhebet die Weisheit der Künstler eben so sehr als die andre, auf die sie alle fallen, die sie aber nicht sowohl anzupreisen wagen, als vielmehr nur zu entschuldigen suchen. Ich meine die Verschiedenheit in der Bekleidung. Virgils Laocoon ist in seinem priesterlichen Ornate, und in der Gruppe erscheint er, mit beyden seinen Söhnen, völlig nackt. Man sagt, es gebe Leute, welche eine grosse Ungereimtheit darin fänden, daß ein Königssohn, ein Priester, bey einem Opfer, nackt vorgestellt werde. Und diesen Leuten antworten Kenner der Kunst in allem Ernste, daß es allerdings ein Fehler wider das Uebliche sey, daß aber die Künstler dazu gezwungen worden, weil sie ihren Figuren keine anständige Kleidung geben können. Die Bildhauerey, sagen sie, könne keine Stoffe nachahmen; dicke Falten machten eine üble Wirkung; aus zwey Unbequemlichkeiten habe man also die geringste wählen, und lieber gegen die Wahrheit selbst verstossen, als in den Gewändern tadelhaft werden müssen.<sup>k</sup> Wenn die alten Artisten bey dem Einwurfe lachen würden, so weis ich nicht, was sie zu der Beantwortung sagen dürften. Man kann die Kunst nicht

<sup>k</sup>) So urtheilet selbst De Piles in seinen Anmerkungen über den Du Fresnoy v. 210. Remarqués, s'il vous plait, que les Draperies tendres & Iegeres n'étant données qu'au sexe féminin, les anciens Sculpteurs ont évité autant qu'ils ont pû, d'habiller les figures d'hommes; parce qu'ils ont pensé, comme nous l'avons déjà dit, qu'en Sculpture on ne pouvoit imiter les etoffes & que les gros plis faisoient un mauvais effet. Il y a presque autant d'exemples de cette verité, qu'il y a parmi les antiques de figures d'hommes nuds. Je rapporterai seulement celui du Laocoon, lequel selon la vraisemblance devoit etre vetu. En effet, quelle apparence y-a-t'il qu'un fils de Roi, qu'un Pretre d'Apollon se trouvat tout nud dans la ceremonie actuelle d'un sacrifice; car les serpens passerent de l'Isle de Tenedos au rivage de Troye, & surprirent Laocoon & ses fils dans le tems meme qu'il sacrifioit à Neptune sur le bord de la mer, comme le marque Virgile dans le second livre de son Eneide. Cependant les Artistes, qui sont les Auteurs de ce bel ouvrage ont bien vû, qu'ils ne pouvoient pas leur donner de vetemens convenables à leur qualité, sans faire comme un amas de pierres, dont la masse ressembleroit à un rocher, au lieu des trois admirables figures, qui ont été & qui sont toujours l'admiration des siecles. C'est pour cela que de deux inconveniens, ils ont jugé celui des draperies beaucoup plus facheux, que celui d'aller contre la verité même.

tiefer herabsetzen, als es dadurch geschieht. Denn gesetzt, die Sculptur könnte die verschiedenen Stoffe eben so gut nachahmen, als die Malerley: würde sodann Laokoon nothwendig bekleidet seyn müssen? Würden wir unter dieser Bekleidung nichts verlieren? Hat ein Gewand, das Werk sflavischer Hände, eben so viel Schönheit als das Werk der ewigen Weisheit, ein organisirter Körper? Erfordert es einerley Fähigkeiten, ist es einerley Verdienst, bringt es einerley Ehre, jenes oder diesen nachzuahmen? Wollen unsere Augen nur getäuscht seyn, und ist es ihnen gleich viel, womit sie getäuscht werden?

Bey dem Dichter ist ein Gewand kein Gewand; es verdeckt nichts; unsere Einbildungskraft sieht überall hindurch. Laokoon habe es bey dem Virgil, oder habe es nicht, sein Leiden ist ihr an jedem Theile seines Körpers einmal so sichtbar, wie das andere. Die Stirne ist mit der priesterlichen Binde für sie umbunden, aber nicht umhüllet. Ja sie hindert nicht allein nicht, diese Binde; sie verstärkt auch noch den Begriff, den wir uns von dem Unglücke des Leidenden machen.

*Perfusus sanie villas atroque veneno.*

Nichts hilft ihm seine priesterliche Würde; selbst das Zeichen derselben, das ihm überall Ansehen und Verehrung verschafft, wird von dem giftigen Geiser durchnezt und entheiligt.

Aber diesen Nebenbegriff mußte der Artist aufgeben, wenn das Hauptwerk nicht leiden sollte. Hätte er dem Laokoon auch nur diese Binde gelassen, so würde er den Ausdruck um ein grosses geschwächt haben. Die Stirne wäre zum Theil verdeckt worden, und die Stirne ist der Sitz des Ausdruckes. Wie er also dort, bey dem Schreyen, den Ausdruck der Schönheit aufopferte, so opferte er hier das Uebliche dem Ausdrucke auf. Ueberhaupt war das Uebliche bey den Alten eine sehr geringschätzige Sache. Sie fühlten, daß die höchste Bestimmung ihrer Kunst sie auf die völlige Entbehrung desselben führte. Schönheit ist diese höchste Bestimmung; Noth erfand die Kleider, und was hat die Kunst mit der Noth zu thun? Ich gebe es zu, daß es auch eine Schönheit der Bekleidung giebt? aber was ist sie, gegen die Schönheit der menschlichen Form? Und wird der, der das Größere erreichen kann, sich mit dem Kleinern

begnügen? Ich fürchte sehr, der vollkommenste Meister in Gewändern, zeigt durch diese Geschicklichkeit selbst, woran es ihm fehlt.

## VI.

Meine Voraussetzung, daß die Künstler dem Dichter nachgeahmet haben, gereicht ihnen nicht zur Verkleinerung. Ihre Weisheit erscheint vielmehr durch diese Nachahmung in dem schönsten Lichte. Sie folgten dem Dichter, ohne sich in der geringsten Kleinigkeit von ihm verführen zu lassen. Sie hatten ein Vorbild, aber da sie dieses Vorbild aus einer Kunst in die andere hinüber tragen mußten, so fanden sie genug Gelegenheit selbst zu denken. Und diese ihre eigenen Gedanken, welche sich in den Abweichungen von ihrem Vorbilde zeigen, beweisen, daß sie in ihrer Kunst eben so groß gewesen sind, als er in der seinigen.

Nun will ich die Voraussetzung umkehren: der Dichter soll den Künstlern nachgeahmet haben. Es giebt Gelehrte, die diese Voraussetzung als eine Wahrheit behaupten.<sup>a</sup> Daß sie historische Gründe dazu haben könnten, wüßte ich nicht. Aber, da sie das Kunstwerk so überschwenglich schön fanden, so konnten sie sich nicht bereden, daß es aus so später Zeit seyn sollte. Es mußte aus der Zeit seyn, da die Kunst in ihrer vollkommensten Blüthe war, weil es daraus zu seyn verdiente.

Es hat sich gezeigt, daß, so vortrefflich das Gemählde des Virgils ist, die Künstler dennoch verschiedene Züge desselben nicht brauchen können. Der Satz leidet also seine Einschränkung, daß eine gute poetische Schilderung auch ein gutes wirkliches Gemählde geben müsse, und daß der Dichter nur in so weit gut geschildert habe, als ihm der Artist in allen Zügen folgen könne. Man ist geneigt diese Einschränkung zu vermuthen, noch ehe man sie durch Beispiele erhärtet sieht; blos aus Er-

<sup>a</sup>) Maffei, Richardson, und noch neuerlich der Herr von Hagedorn. (Betrachtungen über die Malhercy S. 37. Richardson, *Traité de la Peinture* Tome III. p. 513.) De Fontaines verdient es wohl nicht, daß ich ihn diesen Männern beyfüge. Er hält zwar, in den Anmerkungen zu seiner Uebersetzung des Virgils gleichfalls dafür, daß der Dichter die Gruppe in Augen gehabt habe; er ist aber so unwissend, daß er sie für ein Werk des Phidias ausgiebt.

wägung der weitem Sphäre der Poesie, aus dem unendlichen Felde unserer Einbildungskraft, aus der Geistigkeit ihrer Bilder, die in größter Menge und Mannigfaltigkeit neben einander stehen können, ohne daß eines das andere deckt oder schändet, wie es wohl die Dinge selbst, oder die natürlichen Zeichen derselben in den engen Schranken des Raumes oder der Zeit thun würden.

Wenn aber das Kleinere das Größere nicht fassen kann, so kann das Kleinere in dem Größern enthalten seyn. Ich will sagen; wenn nicht jeder Zug, den der mahlende Dichter braucht, eben die gute Wirkung auf der Fläche oder in dem Marmor haben kann: so möchte vielleicht jeder Zug, dessen sich der Artist bedient, in dem Werke des Dichters von eben so guter Wirkung seyn können? Dinstreitig; denn was wir in einem Kunstwerke schön finden, das findet nicht unser Auge, sondern unsere Einbildungskraft, durch das Auge, schön. Das nehmliche Bild mag also in unserer Einbildungskraft durch willkührliche oder natürliche Zeichen wieder erregt werden, so muß auch jederzeit das nehmliche Wohlgefallen, ob schon nicht in dem nehmlichen Grade, wieder entstehen.

Dieses aber eingestanden, muß ich bekennen, daß mir die Voraussetzung, Virgil habe die Künstler nachgeahmet, weit unbegreiflicher wird, als mir das Widerspiel derselben geworden ist. Wenn die Künstler dem Dichter gefolgt sind, so kann ich mir von allen ihren Abweichungen Rede und Antwort geben. Sie mußten abweichen, weil die nehmlichen Züge des Dichters in ihrem Werke Unbequemlichkeiten verursacht haben würden, die sich bey ihm nicht äussern. Aber warum mußte der Dichter abweichen? Wann er der Gruppe in allen und jeden Stücken treulich nachgegangen wäre, würde er uns nicht immer noch ein vortreffliches Gemählde geliefert haben? <sup>b</sup> Ich begreiffe wohl,

b) Ich kann mich desfalls auf nichts entscheidenderes beruffen, als auf das Gedichte des Sadolet. Es ist eines alten Dichters würdig, und da es sehr wohl die Stelle eines Kupfers vertreten kann, so glaube ich es hier ganz einrücken zu dürfen.

#### DE LAOCOONTIS STATUA

IACOBI SADOLETI CARMEN.

Ecce alto terræ e cumulo, ingentisque ruinæ

Visceribus, iterum reducem longinqua reduxit

wie seine vor sich selbst arbeitende Phantasie ihn auf diesen und jenen Zug bringen können; aber die Ursachen, warum seine Beurtheilungskraft schöne Züge, die er vor Augen gehabt, in diese andere Züge verwandeln zu müssen glaubte, diese wollen mir nirgends einleuchten.

Nich dünket fogar, wenn Virgil die Gruppe zu seinem Vorbilde gehabt hätte, daß er sich schwerlich würde haben mä-ßigen können, die Verstrickung aller drey Körper in einen Knoten, gleichsam nur errathen zu lassen. Sie würde sein Auge zu lebhaft gerührt haben, er würde eine zu treffliche Wirkung

Laocoonta dies; aulis regalibus olim  
 Qui stetit, atque tuos ornabat, Tite, penates.  
 Divinae simulacrum artis, nec docta vetustas  
 Nobilius spectabat opus, nunc celsa revisit  
 Exemptum tenebris redivivæ moenia Romæ.  
 Quid primum summumve loquar? miserumne parentem  
 Et prolem geminam? an sinuatos flexibus angues  
 Terribili aspectu? caudasque irasque draconum  
 Vulneraque & veros, saxo moriente, dolores?  
 Horret ad hæc animus, mutaue ab imagine pulsat  
 Pectora, non parvo pietas commixta tremori.  
 Prolixum hinc spiris glomerantur in orbem  
 Ardentes colubri, & sinuosis orbibus errant,  
 Ternaue multiplici constringunt corpora nexu.  
 Vix oculi sufferre valent, crudele tuendo  
 Exitium, casusque feros: micat alter, & ipsum  
 Laocoonta petit, totumque infraque supraque  
 Implicat & rabido tandem ferit illa morfu.  
 Connexum refugit corpus, torquentia sese  
 Membra, latusque retro sinuatum a vulnere cernas.  
 Ille dolore acri, & laniatu impulsus acerbo,  
 Dat gemitum ingentem, crudosque evellerè dentes  
 Connixus, lævam impatiens ad terga Chelydri  
 Obiicit: intendunt nervi, collectaque ab omni  
 Corpore vis frustra summis conatibus instat.  
 Ferre nequit rabiem, & de vulnere murmur anhelum est.  
 At serpens lapsu crebro redeunte subintrat  
 Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.  
 Absistunt furæ, spirisque prementibus arctum  
 Crus tumet, obsepto turgent vitalia pulsu,  
 Liventesque atro distendunt sanguine venas.

von ihr empfunden haben, als daß sie nicht auch in seiner Beschreibung mehr vorstechen sollte. Ich habe gesagt: es war ist die Zeit nicht, diese Verstrickung auszumahlen. Nein; aber ein einziges Wort mehr, würde ihr in dem Schatten, worinn sie der Dichter lassen mußte, einen sehr entscheidenden Druck vielleicht gegeben haben. Was der Artift, ohne dieses Wort entdecken konnte, würde der Dichter, wenn er es bey dem Artisten gesehen hätte, nicht ohne dasselbe gelassen haben.

Der Artift hatte die dringendsten Ursachen, das Leiden des Laokoon nicht in Geschrey ausbrechen zu lassen. Wenn aber der Dichter die so rührende Verbindung von Schmerz und

Nec minus in natos eadem vis effera sævit  
 Implexuque angit rapido, miserandaque membra  
 Dilacerat: jamque alterius depasta cruentum  
 Pectus, suprema genitorem voce cientis,  
 Circumiectu orbis, validoque volumine fulcit.  
 Alter adhuc nullo violatus corpora morsu,  
 Dum parat adducta caudam divellere planta,  
 Horret ad aspectum miseri patris, hæret in illo,  
 Et jam jam ingentes fletus, lachrymasque cadentes  
 Anceps in dubio retinet timor. Ergo perenni  
 Qui tantum statuistis opus jam laude nitentes,  
 Artifices magni (quanquam & melioribus actis  
 Quæritur æternum nomen, multoque licebat  
 Clarius ingenium venturæ tradere famæ)  
 Attamen ad laudem quæcunque obla'a facultas  
 Egregium hanc rapere, & summa ad fastigia niti.  
 Vos rigidum lapidem vivis animare figuris  
 Eximii, & vivos spiranti in marmore sensus  
 Inferere, aspiciamus motumque iramque doloremque,  
 Et pene audimus gemitus: vos extulit olim  
 Clara Rhodos, vestræ jacuerunt artis honores  
 Tempore ab immenso, quos rursus in luce secunda  
 Roma videt, celebratque frequens: operisque vetusti  
 Gratia parta recens. Quanto præstantius ergo est  
 Ingenio, aut quovis extendere fata labore,  
 Quam fastus & opes & inanem extendere luxum.

(v. Leodegarii a Quercu Farrago Poematum T. II. p. 63.) Auch Gruter hat dieses Gedicht, nebst andern des Sadolets, seiner bekannten Sammlung (Delic. Poet. Italorum Parte alt. p. 582.) mit einverleibet; allein sehr fehlerhaft. Für hini (v. 14.) liest er vivi; für errant (v. 15.) oram, u. s. w.

Schönheit in dem Kunstwerke vor sich gehabt hätte, was hätte ihn eben so unvermeidlich nöthigen können, die Idee von männlichem Anstande und großmüthiger Geduld, welche aus dieser Verbindung des Schmerzes und der Schönheit entspringt, so völlig unangedeutet zu lassen, und uns auf einmal mit dem gräßlichen Geschrey seines Laokoons zu schrecken? Richardson sagt: Virgils Laokoon muß schreyen, weil der Dichter nicht sowohl Mitleid für ihn, als Schrecken und Entsetzen bey den Trojanern, erregen will. Ich will es zugeben, obgleich Richardson nicht erwogen zu haben scheint, daß der Dichter die Beschreibung nicht in seiner eignen Person macht, sondern sie den Aeneas machen läßt, und gegen die Dido machen läßt, deren Mitleid Aeneas nicht genug bestürmen konnte. Allein mich befremdet nicht das Geschrey, sondern der Mangel aller Gradation bis zu diesem Geschrey, auf welche das Kunstwerk den Dichter natürlicher Weise hätte bringen müssen, wann er es, wie wir voraussetzen, zu seinem Vorbilde gehabt hätte. Richardson füget hinzu: c die Geschichte des Laokoon solle bloß zu der pathetischen Beschreibung der endlichen Zerstörung leiten; der Dichter habe sie also nicht interessanter machen dürfen, um unsere Aufmerksamkeit, welche diese letzte schreckliche Nacht ganz fordere, durch das Unglück eines einzeln Bürgers nicht zu zerstreuen. Allein das heißt die Sache aus einem mahlerischen Augenpunkte betrachten wollen, aus welchem sie gar nicht betrachtet werden kann. Das Unglück des Laokoon und die Zerstörung sind bey dem Dichter keine Gemälde neben einander; sie machen beyde kein Ganzes aus, das unser Auge auf einmal übersehen könnte oder sollte; und nur in diesem Falle wäre es zu besorgen, daß unsere Blicke mehr auf den Laokoon, als auf die brennende Stadt fallen dürften. Beyder Beschreibungen folgen auf einander, und ich sehe nicht, welchen Nachtheil es der folgenden

c) De la Peinture, Tome III. p. 516. C'est l'horreur que les Troiens ont conçue contre Laocoon, qui estoit necessaire à Virgile pour la conduite de son Poeme; & cela le mene à cette Description patétique de la destruction de la patrie de son Heros. Aussi Virgile n'avoit garde de diviser l'attention sur la dernière nuit, pour une grande ville entiere, par la peinture d'un petit malheur d'un Particulier.



bringen könnte, wenn uns die vorhergehende auch noch so sehr gerührt hätte. Es sey denn, daß die folgende an sich selbst nicht rührend genug wäre.

Noch weniger Ursache würde der Dichter gehabt haben, die Windungen der Schlangen zu verändern. Sie beschäftigen in dem Kunstwerke die Hände, und verstricken die Füße. So sehr dem Auge diese Vertheilung gefällt, so lebhaft ist das Bild, welches in der Einbildung davon zurück bleibt. Es ist so deutlich und rein, daß es sich durch Worte nicht viel schwächer darstellen läßt, als durch natürliche Zeichen.

— — — — mical alter, & ipsum

Laocoonta petit, totumque infraque supraque  
Implicat & rabido tandem ferit ilia morsu

— — — — —  
At serpens lapsu crebro redeunte subintrat

Lubricus, intortoque ligat genua infima nodo.

Das sind Zeilen des Sadolet, die von dem Virgil ohne Zweifel noch mahlerischer gekommen wären, wenn ein sichtbares Vorbild seine Phantasie befeuert hätte, und die alsdann gewiß besser gewesen wären, als was er uns igt dafür giebt:

Bis medium amplexi, bis collo squamea circum

Terga dati, superant capite & cervicibus allis.

Diese Züge füllen unsere Einbildungskraft allerdings; aber sie muß nicht dabey verweilen, sie muß sie nicht aufs reine zu bringen suchen, sie muß igt nur die Schlangen, igt nur den Laokoon sehen, sie muß sich nicht vorstellen wollen, welche Figur beyde zusammen machen. Sobald sie hierauf verfällt, fängt ihr das Virgilische Bild an zu mißfallen, und sie findet es höchst unmahlerisch.

Wären aber auch schon die Veränderungen, welche Virgil mit dem ihm geliehenen Vorbilde gemacht hätte, nicht unglücklich, so wären sie doch bloß willkürlich. Man ahmet nach, um ähnlich zu werden; kann man aber ähnlich werden, wenn man über die Noth verändert? Vielmehr, wenn man dieses thut, ist der Vorsatz klar, daß man nicht ähnlich werden wollen, daß man also nicht nachgeahmet habe.

Nicht das Ganze, könnte man einwenden, aber wohl diesen und jenen Theil. Gut; doch welches sind denn diese einzeln Theile, die in der Beschreibung und in dem Kunstwerke so genau übereinstimmen, daß sie der Dichter aus diesem entlehnet zu haben scheinen könnte? Den Vater, die Kinder, die Schlangen, das alles gab dem Dichter sowohl als dem Artisten, die Geschichte. Außer dem Historischen kommen sie in nichts überein, als darinn, daß sie Kinder und Vater in einen einzigen Schlangenknoten verstricken. Allein der Einfall hierzu entsprang aus dem veränderten Umstande, daß den Vater eben dasselbe Unglück betroffen habe, als die Kinder. Diese Veränderung aber, wie oben erwähnt worden, scheint Virgil gemacht zu haben; denn die griechische Tradition sagt ganz etwas anders. Folglich, wenn in Ansehung jener gemeinschaftlichen Verstrickung, auf einer oder der andern Seite Nachahmung seyn soll, so ist sie wahrscheinlicher auf der Seite der Künstler, als des Dichters zu vermuthen. In allem übrigen weicht einer von dem andern ab; nur mit dem Unterschiede, daß wenn es der Künstler ist, der die Abweichungen gemacht hat, der Vorsatz den Dichter nachzuahmen noch dabey bestehen kann, indem ihn die Bestimmung und die Schranken seiner Kunst dazu nöthigten; ist es hingegen der Dichter, welcher dem Künstler nachgeahmet haben soll, so sind alle die berührten Abweichungen ein Beweis wider diese vermeintliche Nachahmung, und diejenigen, welche sie dem ohngeachtet behaupten, können weiter nichts damit wollen, als daß das Kunstwerk älter sey, als die poetische Beschreibung.

## VII.

Wenn man sagt, der Künstler ahme dem Dichter, oder der Dichter ahme dem Künstler nach, so kann dieses zweyerley bedeuten. Entweder der eine macht das Werk des andern zu dem wirklichen Gegenstande seiner Nachahmung, oder sie haben beyde einerley Gegenstände der Nachahmung, und der eine entlehnet von dem andern die Art und Weise es nachzuahmen.

Wenn Virgil das Schild des Aeneas beschreibet, so ahmet er dem Künstler, welcher dieses Schild gemacht hat, in der ersten Bedeutung nach. Das Kunstwerk, nicht das was auf dem

Kunstwerke vorgestellet worden, ist der Gegenstand seiner Nachahmung, und wenn er auch schon das mit beschreibt, was man darauf vorgestellet sieht, so beschreibt er es doch nur als ein Theil des Schildes, und nicht als die Sache selbst. Wenn Virgil hingegen die Gruppe Laokoon nachgeahmet hätte, so würde dieses eine Nachahmung von der zweyten Gattung seyn. Denn er würde nicht diese Gruppe, sondern das, was diese Gruppe vorstellet, nachgeahmet, und nur die Züge seiner Nachahmung von ihr entlehnt haben.

Bev der ersten Nachahmung ist der Dichter Original, bev der andern ist er Copist. Jene ist ein Theil der allgemeinen Nachahmung, welche das Wesen seiner Kunst ausmacht, und er arbeitet als Genie, sein Vorwurf mag ein Werk anderer Künste, oder der Natur seyn. Diese hingegen setzt ihn gänzlich von seiner Würde herab; anstatt der Dinge selbst ahmet er ihre Nachahmungen nach, und giebt uns kalte Erinnerungen von Zügen eines fremden Genies, für ursprüngliche Züge seines eigenen.

Wenn indeß Dichter und Künstler diejenigen Gegenstände, die sie mit einander gemein haben, nicht selten aus dem nehmlichen Gesichtspunkte betrachten müssen: so kann es nicht fehlen, daß ihre Nachahmungen nicht in vielen Stücken übereinstimmen sollten, ohne daß zwischen ihnen selbst die geringste Nachahmung oder Beeiferung gewesen. Diese Uebereinstimmungen können bev zeitverwandten Künstlern und Dichtern, über Dinge, welche nicht mehr vorhanden sind, zu wechselseitigen Erläuterungen führen; allein dergleichen Erläuterungen dadurch aufzustoßen suchen, daß man aus dem Zufalle Vorsatz macht, und besonders dem Poeten bev jeder Kleinigkeit ein Augenmerk auf diese Statue, oder auf jenes Gemählde andichtet, heißt ihm einen sehr zweydeutigen Dienst erweisen. Und nicht allein ihm, sondern auch dem Leser, dem man die schönste Stelle dadurch, wenn Gott will, sehr deutlich, aber auch trefflich frostig macht.

Dieses ist die Absicht und der Fehler eines berühmten englischen Werks. Spence schrieb seinen *Polymetis* <sup>a</sup> mit vieler

a) Die erste Ausgabe ist von 1747; die zweyte von 1755 und führet den Titel: *Polymetis, or an Enquiry concerning the Agreement between the Works of the Roman Poets, and the Remains of the antient Artists,*

klassischen Gelehrsamkeit, und in einer sehr vertrauten Bekanntschaft mit den übergebliebenen Werken der alten Kunst. Seinen Vorsatz, aus diesen die römischen Dichter zu erklären, und aus den Dichtern hinwiederum Aufschlüsse für noch unerklärte alte Kunstwerke herzuholen, hat er öfters glücklich erreicht. Aber dem ohngeachtet behaupte ich, daß sein Buch für jeden Leser von Geschmack ein ganz unerträgliches Buch seyn muß.

- Es ist natürlich, daß wenn Valerius Flaccus den geflügelten Bliß auf den römischen Schilden beschreibt,

(Nec primus radios, miles Romane, corulci

Fulminis & rutilas scutis diffuderis alas)

mir diese Beschreibung weit deutlicher wird, wenn ich die Abbildung eines solchen Schildes auf einem alten Denkmale erblicke. <sup>b</sup> Es kann seyn, daß Mars in eben der schwebenden Stellung, in welcher ihn Addison über der Rheia auf einer Münze zu sehen glaubte, <sup>c</sup> auch von den alten Waffenschmieden

being on Attempt to illustrate them mutually from one another. In ten Books, by the Revd. Mr. Spence. London. printed for Dodsley. fol. Auch ein Auszug, welchen N. Tindal aus diesem Werke gemacht hat, ist bereits mehr als einmal gedruckt worden.

b) Val. Flaccus lib. VI. v. 55. 56. Polymetis Dial. VI. p. 50.

c) Ich sage es kann seyn. Doch wollte ich zehne gegen eins wetten, daß es nicht ist. — Juvenal redet von den ersten Zeiten der Republik, als man noch von keiner Pracht und Leppigkeit wußte, und der Soldat das erbeutete Gold und Silber nur auf das Geschirr seines Pferdes und auf seine Waffen verwandte. (Sat. XI. v. 100-107.)

Tunc rudis & Grajas mirari nescius artes

Urbibus everfis prædarum in parte reperta

Magnorum artificum frangebatur pocula miles,

Ut phaleris gauderet equus, cæлатаque cassis

Romulæ simulacra feræ mansuescere iussæ

Imperii fato, geminos sub rupe Quirinos,

Ac nudam effigiem clypeo fulgentis & hasta,

Pendentisque Dei perituro ostenderet hosti.

Der Soldat zerbrach die kostbarsten Becher, die Meisterstücke grosser Künstler, um eine Wölfin, einen kleinen Romulus und Remus daraus arbeiten zu lassen, womit er seinen Helm ausschmückte. Alles ist verständlich, bis auf die letzten zwey Zeilen, in welchen der Dichter fortfährt, noch ein solches getriebenes Bild auf den Helmen der alten Soldaten zu beschreiben. So viel sieht man wohl, daß dieses Bild der Gott Mars seyn soll; aber was soll

auf den Helmen und Schilden vorgestellt wurde, und daß Juvenal einen solchen Helm oder Schild in Gedanken hatte, als er mit einem Worte darauf anspielte, welches bis auf den Ad-

das Beywort *pendentis*, welches er ihm giebt, bedeuten? Rigaltius fand eine alte Glosse, die es durch *quasi ad tetum se inclinantis* erklärt. Lubinus meint, das Bild sey auf dem Schilde gewesen, und da das Schild an dem Arme hänge, so habe der Dichter auch das Bild hängend nennen können. Allein dieses ist wider die Construction; denn das zu ostenderet gehörige Subjectum ist nicht *miles* sondern *cassis*. Britannicus will, alles was hoch in der Luft stehe, könne hangend heißen, und also auch dieses Bild über oder auf dem Helme. Einige wollen gar *perdentis* dafür lesen, um einen Gegensatz mit dem folgenden *perituro* zu machen, den aber nur sie allein schön finden dürften. Was sagt nun Addison bey dieser Ungewißheit? Die Ausleger, sagt er, irren sich alle, und die wahre Meinung ist ganz gewiß diese. (S. dessen Reisen deut. Uebers. Seite 249.) „Da die römischen Soldaten sich nicht wenig auf den Stifter und kriegerischen Geist ihrer Reputation einbildeten, so waren sie gewohnt auf ihren Helmen die erste Geschichte des Romulus zu tragen, wie er von einem Gotte erzeugt, und von einer Wölfin gesäuet worden. Die Figur des Gottes war vorgestellt, wie er sich auf die Priesterin Iulia, oder wie sie andere nennen, Rhea Sylvia, herabläßt, und in diesem Herablassen schien sie über der Jungfrau in der Luft zu schweben, welches denn durch das Wort *pendentis* sehr eigentlich und poetisch ausgedruckt wird. Ausser dem alten Basrelief bey dem Bellori, welches mich zuerst auf diese Auslegung brachte, habe ich seitdem die nehmliche Figur auf einer Münze gefunden, die unter der Zeit des Antoninus Pius geschlagen worden.“ — Da Spence diese Entdeckung des Addison so außerordentlich glücklich findet, daß er sie als ein Muster in ihrer Art, und als das stärkste Beyspiel anführet, wie nützlich die Werke der alten Artisten zur Erklärung der klassischen römischen Dichter gebraucht werden können: so kann ich mich nicht enthalten, sie ein wenig genauer zu betrachten. (Polymetis Dial. VII. p. 77.) — Vors erste muß ich anmerken, daß bloß das Basrelief und die Münze dem Addison wohl schwerlich die Stelle des Juvenals in die Gedanken gebracht haben würde, wenn er sich nicht zugleich erinnert hätte, bey dem alten Scholiasten, der in der letzten ohn einen Zeile anstatt *fulgentis*, *venientis* gefunden, die Glosse gelesen zu haben: *Martis ad Iliam venientis ut concumberet*. Nun nehme man aber diese Lesart des Scholiasten nicht an, sondern man nehme die an, welche Addison selbst annimt, und sage, ob man sodann die geringste Spur findet, daß der Dichter die Rhea in Gedanken gehabt habe? Man sage, ob es nicht ein wahres Hysteronproteron von ihm seyn würde, daß er von der Wölfin und den jungen Knaben rede, und sodann erst von dem Abenteuer, dem sie ihr Daseyn zu danken haben? Die Rhea ist noch nicht Mutter, und die Kinder liegen schon unter dem Felsen. Man sage, ob eine Schäferstunde wohl ein schickliches Emblem

dison ein Räthsel für alle Ausleger gewesen. Mich dünkt selbst, daß ich die Stelle des Davids, wo der ermattete Cephalus den kühlenden Lüften ruft:

auf dem Helme eines römischen Soldaten gewesen wäre? Der Soldat war auf den göttlichen Ursprung seines Stifters stolz; das zeigten die Wölfin und die Kinder genugsam; mußte er auch noch den Mars in Begriffe einer Handlung zeigen, in der er nichts weniger als der fürchterliche Mars war? Seine Ueberraschung der Rhea mag auf noch so viel alten Marmor und Münzen zu finden seyn, paßt sie darum auf das Stück einer Rüstung? Und welches sind denn die Marmor und Münzen auf welchen sie Addison fand, und wo er den Mars in dieser schwebenden Stellung sahe? Das alte Vasrelief, worauf er sich beruft, soll Bellori haben. Aber die Admiranda, welches seine Sammlung der schönsten alten Vasreliefs ist, wird man vergebens darnach durchblättern. Ich habe es nicht gefunden, und auch Spence muß es weder da, noch sonst wo gefunden haben, weil er es gänzlich mit Stillschweigen übergeht. Alles kömmt also auf die Münze an. Nun betrachte man diese bey dem Addison selbst. Ich erblicke eine liegende Rhea; und da dem Stempelschneider der Raum nicht erlaubte, die Figur des Mars mit ihr auf gleichem Boden zu stellen, so stehet er ein wenig höher. Das ist es alles; schwebendes hat sie ausser diesem nicht das geringste. Es ist wahr in der Abbildung die Spence davon giebt, ist das Schweben sehr stark ausgedrückt; die Figur fällt mit dem Obertheile weit vor; und man sieht deutlich, daß es kein stehender Körper ist, sondern daß, wenn es kein fallender Körper seyn soll, es nothwendig ein schwebender seyn muß. Spence sagt, er besitze diese Münze selbst. Es wäre hart, obschon in einer Kleinigkeit, die Aufrichtigkeit eines Mannes in Zweifel zu ziehen. Allein ein gefasstes Vorurtheil kann auch auf unsere Augen Einfluß haben; zu dem konnte er es zum Besten seiner Leser für erlaubt halten, den Ausdruck, welchen er zu sehen glaubte, durch seinen Künstler so verstärken zu lassen, daß uns eben so wenig Zweifel desfalls übrig bliebe, als ihm selbst. So viel ist gewiß, das Spence und Addison eben dieselbe Münze meinen, und daß sie sonach entweder bey diesem sehr verstellt, oder bey jenem sehr verschönert seyn muß. Doch ich habe noch eine andere Anmerkung wider dieses vermeintliche Schweben des Mars. Diese nehmlich: daß ein schwebender Körper, ohne eine scheinbare Ursache, durch welche die Wirkung seiner Schwere verhindert wird, eine Ungereimtheit ist, von der man in den alten Kunstwerken kein Exempel findet. Auch die neue Malhercy erlaubet sich dieselben nie, sondern wenn ein Körper in der Luft hangen soll, so müssen ihn entweder Flügel halten, oder er muß auf etwas zu ruhen scheinen, und sollte es auch nur eine bloße Wolke seyn. Wenn Homer die Thetis von dem Gestade sich zu Fuße in den Olymp erheben läßt, *Την μὲν ἀρ' Ὀυλύμπονδε ποδὲς γέρον* (Iliad. Σ v. 148) so verstehet der Graf Caylus die Bedürfnisse der Kunst zu wohl, als daß er dem Malher rathen sollte, die Göttin so frey die Luft durchschreiten zu lassen. Sie muß

Aura — — — venias — —

Meque juves, intresque sinus, gratissima, nostros!

und seine Procris diese Aura für den Namen einer Nebenbuh-

ihren Weg auf einer Wolke nehmen, (Tableaux tirés de l'Iliade p. 91.) so wie er sie ein andermal auf einen Wagen setzt, (p. 131.) obgleich der Dichter das Gegentheil von ihr sagt. Wie kann es auch wohl anders seyn? Ob uns schon der Dichter die Göttin ebenfalls unter einer menschlichen Figur denken läßt, so hat er doch alle Begriffe eines groben und schweren Stoffes davon entfernt, und ihren menschenähnlichen Körper mit einer Kraft belebt, die ihn von den Gesetzen unserer Bewegung ausnimmt. Wodurch aber könnte die Malerley die körperliche Figur einer Gottheit von der körperlichen Figur eines Menschen so vorzüglich unterscheiden, daß unser Auge nicht beleidiget würde, wenn es bey der einen ganz andere Regeln der Bewegung, der Schwere, des Gleichgewichts beobachtet fände, als bey der andern? Wodurch anders als durch verabredete Zeichen? In der That sind ein Paar Flügel, eine Wolke auch nichts anders, als dergleichen Zeichen. Doch von diesem ein mehreres an einem andern Orte. Hier ist es genug, von den Vertheidigern der Addison'schen Meinung zu verlangen, mir eine andere ähnliche Figur auf alten Denkmälern zu zeigen, die so frey und bloß in der Luft hange. Sollte dieser Mars die einzige in ihrer Art seyn? Und warum? Hatte vielleicht die Tradition einen Umstand überliefert, der ein dergleichen Schweben in diesem Falle nothwendig macht? Beym Ovid (Fast. lib. 1.) läßt sich nicht die geringste Spur davon entdecken. Vielmehr kann man zeigen, daß es keinen solchen Umstand könne gegeben haben. Denn es finden sich andere alte Kunstwerke, welche die nehmliche Geschichte vorstellen, und wo Mars offenbar nicht schwebet, sondern gehet. Man betrachte das Basrelief beym Montfaucon, (Suppl. T. I. p. 183.) das sich, wenn ich nicht irre, zu Rom in dem Pallaste der Mellini befindet. Die schlafende Rheia liegt unter einem Baume, und Mars nähert sich ihr mit leisen Schritten, und mit der bedeutenden Zurückstreckung der rechten Hand, mit der wir denen hinter uns, entweder zurückzubleiben, oder sachte zu folgen, befehlen. Es ist vollkommen die nehmliche Stellung in der er auf der Münze erscheint, nur daß er hier die Lanze in der rechten und dort in der linken Hand führet. Man findet öftrer berühmte Statuen und Basreliefe auf alten Münzen copiret, als daß es auch nicht hier könnte geschehen seyn, wo der Stempelschneider den Ausdruck der zurückgewandten rechten Hand vielleicht nicht fühlte, und sie daher besser mit der Lanze füllen zu können glaubte. — Alles dieses nun zusammen genommen, wie viel Wahrscheinlichkeit bleibt dem Addison noch übrig? Schwerlich mehr, als so viel deren die bloße Möglichkeit hat. Doch woher eine bessere Erklärung, wenn diese nichts taugt? Es kann seyn, daß sich schon eine bessere unter den vom Addison verworffenen Erklärungen findet. Zindet sich aber auch keine, was mehr? Die Stelle des Dichters ist verderben; sie mag es bleiben. Und sie wird es bleiben, wenn man auch noch zwanzig neue

Ierin hält, daß ich, sage ich, diese Stelle natürlicher finde, wenn ich aus den Kunstwerken der Alten ersehe, daß sie wirklich die sanften Lüfte personifizirt, und eine Art weiblicher Sylphen, unter dem Namen Auræ, verehret haben. <sup>d</sup> Ich gebe es zu, daß wenn Juvenal einen vornehmen Taugenichts mit einer Hermes Säule vergleicht, man das Aehnliche in dieser Verglei-

Bermuthungen darüber auskramen wollte. Vergleichen könnte, z. E. diese seyn, daß pendentis in seiner sfigurlichen Bedeutung genommen werden müsse, nach welcher es so viel als ungewiß, unentschlossen, unentschieden, heißt. Mars pendens wäre alsdenn so viel als Mars incertus oder Mars communis. *Dii communes sunt*, sagt Servius, (ad v. 118. lib. XII. Aeneid.) Mars, Bellona, Victoria, quia hi in bello utrique parti favere possunt. Und die ganze Zeile,

*Pendentisque Dei (effigiem) perituro ostenderet hosti,*

würde diesen Sinn haben, daß der alte römische Soldat das Bildniß des gemeinschaftlichen Gottes seinem demohngeachtet bald unterliegenden Feinde unter die Augen zu tragen gewohnt gewesen sey. Ein sehr feiner Zug, der die Siege der alten Römer mehr zur Wirkung ihrer eignen Tapferkeit, als zur Frucht des partheyischen Beystandes ihres Stammvaters macht. Dem ohngeachtet: *non liquet*.

d) „Ehe ich, sagt Spence (Polymetis Dialogue XIII. p. 208.) mit „diesen Auræ, Luftnymphen bekannt ward, wußte ich mich in die Geschichte „von Cephalus und Procris, bey dem David, gar nicht zu finden. Ich konnte auf „keine Weise begreifen, wie Cephalus durch seine Ausruffung, *Aura venias*, „sie mochte auch in einem noch so zärtlichen schwachtenden Tone erschellen seyn, „jemanden auf den Argwohn bringen können, daß er seiner Procris untreu „sey. Da ich gewohnt war, unter dem Worte *Aura*, nichts als die Luft „überhaupt, oder einen sanften Wind insbesondere, zu verstehen, so kam mir „die Eifersucht der Procris noch weit ungegründeter vor, als auch die aller „auschweifendste gemeiniglich zu seyn pflegt. Als ich aber einmal gefunden „hatte, daß *Aura* eben sowohl ein schönes junges Mädchen, als die Luft be- „deuten könnte, so bekam die Sache ein ganz andres Ansehen, und die Ge- „schichte dünkte mich eine ziemlich vernünftige Wendung zu bekommen.“ Ich will den Beyfall, den ich dieser Entdeckung, mit der sich Spence so sehr schmeichelt, in dem Texte ertheile, in der Note nicht wieder zurücknehmen. Ich kann aber doch nicht unangemerkt lassen, daß auch ohne sie die Stelle des Dichters ganz natürlich und begreiflich ist. Man darf nemlich nur wissen, daß *Aura* bey den Alten ein ganz gewöhnlicher Name für Frauenzimmer war. So heißt z. E. bey dem Nonnus (Dionys. lib. XLVIII.) die Nymphe aus dem Gefolge der Diana, die, weil sie sich einer männlichern Schönheit rühmte, als selbst der Göttin ihre war, zur Strafe für ihre Vermessenheit, schlafend den Umarmungen des Bacchus Preis gegeben ward.



chung schwerlich finden dürfte, ohne eine solche Säule zu sehen, ohne zu wissen, daß es ein schlechter Pfeiler ist, der bloß das Haupt, höchstens mit dem Rumpfe, des Gottes trägt, und weil wir weder Hände noch Füße daran erblicken, den Begriff der Unthätigkeit erwecket. e — Erläuterungen von dieser Art sind nicht zu verachten, wenn sie auch schon weder allezeit nothwen-

e) Iuvenalis Saty. VIII. v. 52-55.

At tu

Nil nisi Cecropides; truncoque simillimus Hermæ:

Nulla quippe alio vincis discrimine, quam quod

Illi marmoreum caput est, tua vivit imago.

Wenn Spence die griechischen Schriftsteller mit in seinen Plan gezogen gehabt hätte, so würde ihm vielleicht, vielleicht aber auch nicht, eine alte Aesopische Fabel beygefallen seyn, die aus der Bildung einer solchen Hermes säule ein noch weit schöneres, und zu ihrem Verständnisse weit unentbehrlicheres Licht erhält, als diese Stelle des Juvenals. „Mercur, erzehlet Aesopus, „wollte gern erfahren, in welchem Ansehen er bey den Menschen stünde. Er „verborg seine Gotttheit, und kam zu einem Bildhauer. Hier erblickte er die „Statue des Jupiters, und fragte den Künstler, wie theuer er sie halte? „Eine Drachme: war die Antwort. Mercur lächelte: und diese Juno? fragte „er weiter. Ohngesehr eben so viel. Indem ward er sein eigenes Bild ge- „wahr, und dachte bey sich selbst: ich bin der Bothe der Götter; von mir „kömmt aller Gewinn; mich müssen die Menschen nothwendig weit höher „schätzen. Aber hier dieser Gott? (Er wies auf sein Bild.) Wie theuer „möchte wohl der seyn? Dieser? antwortete der Künstler. O, wenn ihr mir „jene beyde abkauft, so sollt ihr diesen oben drein haben.“ Mercur war ab- „geführt. Allein der Bildhauer kannte ihn nicht, und konnte also auch nicht die Absicht haben, seine Eigenliebe zu kränken, sondern es mußte in der Beschaffenheit der Statuen selbst gegründet seyn, warum er die letztere so geringschätzig hielt, daß er sie zur Zugabe bestimmte. Die geringere Würde des Gottes, welchen sie vorstellte, konnte dabey nichts thun, denn der Künstler schätzet seine Werke nach der Geschicklichkeit, dem Fleiße und der Arbeit, welche sie erfordern, und nicht nach dem Range und dem Werthe der Wesen, welche sie ausdrücken. Die Statue des Merkurs mußte weniger Geschicklichkeit, weniger Fleiß und Arbeit verlangen, wenn sie weniger kosten sollte, als eine Statue des Jupiters oder der Juno. Und so war es hier wirklich. Die Statuen des Jupiters und der Juno zeigten die völlige Person dieser Götter; die Statue des Merkurs hingegen war ein schlechter viereckiger Pfeiler, mit dem bloßen Brustbilde desselben. Was Wunder also, daß sie oben drein gehen konnte? Mercur übersah diesen Umstand, weil er sein vermeintliches überwiegendes Verdienst nur allein vor Augen hatte, und so war seine Demüthigung eben so natürlich, als verdient. Man wird sich vergebens bey

dig, noch allezeit hinlänglich seyn sollten. Der Dichter hatte das Kunstwerk als ein für sich bestehendes Ding, und nicht als Nachahmung, vor Augen; oder Künstler und Dichter hatten einerley angenommene Begriffe, dem zu Folge sich auch Uebereinstimmung in ihren Vorstellungen zeigen mußte, aus welcher sich auf die Allgemeinheit jener Begriffe zurückschließen läßt.

Allein wenn Tibull die Gestalt des Apollo mahlet, wie er ihm im Traume erschienen: — Der schönste Jüngling, die Schläfe mit dem leuschen Lorbeer umwunden; syrische Gerüche duften aus dem güldenen Haare, das um den langen Nacken schwimmt; glänzendes Weiß und Purpurröthe mischen sich auf dem ganzen Körper, wie auf der zarten Wange der Braut, die igt ihrem Geliebten zugeführt wird: — warum müssen diese Züge von alten berühmten Gemälden erborgt seyn? Echions nova nupta verecundia notabilis mag in Rom gewesen seyn, mag tausend und tausendmal seyn copiret worden, war darum die bräutliche Schaam selbst aus der Welt verschwunden? Seit sie der Mahler gesehen hatte, war sie für keinen Dichter mehr zu sehen, als in der Nachahmung des Mahlers? *f* Oder wenn ein anderer Dichter den Vulkan ermüdet, und sein vor der Esse erhitztes Gesicht roth, brennend nennet: mußte er es erst aus dem Werke eines Mahlers lernen, daß Arbeit ermattet und Hitze röthet? *g* Oder wenn Lucrez den Wechsel der Jahreszeiten beschreibet, und sie, mit dem ganzen Gefolge ihrer Wirkungen in der Luft und auf der Erde, in ihrer natürlichen Ord-

den Auslegern und Uebersetzern und Nachahmern der Fabeln des Aesopus nach der geringsten Spur von dieser Erklärung umsehen; wohl aber könnte ich ihrer eine ganze Reihe anführen, wenn es sich der Mühe lohnte, die das Märchen gerade zu verstanden, das ist, ganz und gar nicht verstanden haben. Sie haben die Ungereimtheit, welche darinn liegt, wenn man die Statuen alle für Werke von einerley Ausführung annimmt, entweder nicht geföhlt, oder wohl noch gar übertrieben. Was sonst in dieser Fabel anstößig seyn könnte, wäre vielleicht der Preis, welchen der Künstler seinem Jupiter setzet. Für eine Drachma kann ja wohl auch kein Töpfer eine Puppe machen. Eine Drachma muß also hier überhaupt für etwas sehr geringes stehen. (Fab. Aesop. 90. Edit. Haupt. p. 70.)

*f*) Tibullus Eleg. 4. lib. III. Polymetis Dial. VIII. p. 84.

*g*) Statius lib. I. Sylv. 5. v. 8. Polymetis Dial. VIII. p. 81.

nung vorüber führet: war Lucrez ein Ephemeron, hatte er kein ganzes Jahr durchlebt, um alle die Veränderungen selbst erfahren zu haben, daß er sie nach einer Proceſſion ſchildern mußte, in welcher ihre Statuen herumgetragen wurden? Mußte er erſt von dieſen Statuen den alten poetiſchen Kunſtgriff lernen, dergleichen Abstracta zu wirklichen Weſen zu machen? <sup>h</sup> Oder Virgilis pontem indignatus Araxes, dieſes vortreffliche poetiſche

h) Lucretius de R. N. lib. V. v. 736-747.

It Ver, & Venus, & Veneris prænumtius ante

Pinnatus graditur Zephyrus; vestigia propter

Flora quibus mater præſpargens ante vias

Cuncta coloribus egregiis & odoribus opplet.

Inde loci ſequitur Calor aridus, & comes una

Pulverulenta Ceres; & Etesia ſabra Aquilonum.

Inde Autumnus adit; graditur ſimul Evius Evan:

Inde aliæ tempeſtates ventique ſequuntur,

Altitonans Volturnus & Auſter fulmine pollens.

Tandem Bruma nives adfert, pigrumque rigorem

Reddit, Hyems ſequitur, crepitans ac dentibus Alguſ.

Spence erkennet dieſe Stelle für eine von den ſchönſten in dem ganzen Gedichte des Lucrez. Wenigſtens iſt ſie eine von denen, auf welche ſich die Ehre des Lucrez als Dichter gründet. Aber wahrlich, es heißt ihm dieſe Ehre ſchmälern, ihn völlig darum bringen wollen, wenn man ſagt: Dieſe ganze Beſchreibung ſcheinet nach einer alten Proceſſion der vergötterten Jahreszeiten, neßt ihrem Gefolge, gemacht zu ſeyn. Und warum das? „Darum, ſagt der Engländer, weil bey den Römern ehemals dergleichen Proceſſionen mit ihren Göttern überhaupt, eben ſo gewöhnlich waren, als noch ißt in gewiſſen Ländern die Proceſſionen ſind, die man den Heiligen zu Ehren anſtelle; und weil hiernächſt alle Ausdrücke welche der Dichter hier braucht, auf eine Proceſſion recht ſehr wohl paſſen.“ (come in very aptly, if applied to a proceſſion.) Treffliche Gründe! Und wie vieles wäre gegen den letzten noch einzuwenden. Schon die Beywörter, welche der Dichter den perſonifirten Abſtrakten giebt, Calor aridus, Ceres pulverulenta, Volturnus altitonans, fulmine pollens Auſter, Alguſ dentibus crepitans, zeigen, daß ſie das Weſen von ihm, und nicht von dem Künſtler haben, der ſie ganz anders hätte charakteriſiren müſſen. Spence ſcheinet übrigens auf dieſen Einfall von einer Proceſſion durch Abraham Preigern gekommen zu ſeyn, welcher in ſeinen Anmerkungen über die Stelle des Dichters ſagt: Ordo eſt quaſi Pompæ cujuſdam, Ver & Venus, Zephyrus & Flora &c. Allein dabey hätte es auch Spence nur ſollen bewenden laſſen. Der Dichter führet die Jahreszeiten gleichſam in einer Proceſſion auf; das iſt gut. Aber er hat es von einer Proceſſion gelernt, ſie ſo aufzuführen; das iſt ſehr abgeſchmackt.

Bild eines über seine Ufer sich ergießenden Flußes, wie er die über ihn geschlagene Brücke zerreißt, verliert es nicht seine ganze Schönheit, wenn der Dichter auf ein Kunstwerk damit angespielt hat, in welchem dieser Flußgott als wirklich eine Brücke zerbrechend vorgestellt wird? — Was sollen wir mit dergleichen Erläuterungen, die aus der klärsten Stelle den Dichter verdrängen, um den Einfall eines Künstlers durchschimmern zu lassen?

Ich betauere, daß ein so nütliches Buch, als Polymetis sonst seyn könnte, durch diese geschmacklose Grille, den alten Dichtern statt eigenthümlicher Phantasie, Bekanntschaft mit fremder unter zu schieben, so eckel, und den classischen Schriftstellern weit nachtheiliger geworden ist, als ihnen die wäßrigen Auslegungen der schaalsten Wortforscher nimmermehr seyn können. Noch mehr betauere ich, daß Spence selbst Addison hierinn vorgegangen, der aus löblicher Begierde, die Kenntniß der alten Kunstwerke zu einem Auslegungsmittel zu erheben, die Fälle eben so wenig unterschieden hat, in welchen die Nachahmung des Künstlers dem Dichter anständig, in welchen sie ihm verkleinerlich ist. <sup>k</sup>

### VIII.

Von der Aehnlichkeit, welche die Poesie und Mahlerey mit einander haben, macht sich Spence die allerfeltfamsten Begriffe. Er glaubet, daß beyde Künste bey den Alten so genau verbunden gewesen, daß sie beständig Hand in Hand gegangen, und der Dichter nie den Mahler, der Mahler nie den Dichter aus den Augen verloren habe. Daß die Poesie die weitere Kunst ist, daß ihr Schönheiten zu Gebothe stehen, welche die Mahlerey nicht zu erreichen vermag; daß sie öfters Ursachen haben kann, die unmahlerischen Schönheiten den mahlerischen vor zu ziehen: daran scheint er gar nicht gedacht zu haben, und ist daher bey dem geringsten Unterschiede, den er unter den alten Dichtern und Artisten bemerkt, in einer Verlegenheit, die ihn auf die wunderlichsten Ausflüchte von der Welt bringt.

Die alten Dichter geben dem Bacchus meistens Hörner.

i) Aeneid. Lib. VIII. v. 725. Polymetis Dial. XIV. p. 230.

k) In verschiedenen Stellen seiner Reisen und seines Gesprächs über die alten Münzen.

Es ist also doch wunderbar, sagt Spence, daß man diese Hörner an seinen Statuen so selten erblickt. *a* Er fällt auf diese, er fällt auf eine andere Ursache, auf die Unwissenheit der Antiquare, auf die Kleinheit der Hörner selbst, die sich unter den Trauben und Epheublättern, dem beständigen Kopfspuge des Gottes, möch- ten verkrochen haben. Er windet sich um die wahre Ursache herum, ohne sie zu argwohnen. Die Hörner des Bacchus waren keine natürliche Hörner, wie sie es an den Faunen und Satyren waren. Sie waren ein Stirnschmuck, den er aufsetzen und ablegen konnte.

— Tibi, cum sine cornibus adtas

Virgineum caput est: — —

heißt es in der feyerlichen Anrufung des Bacchus beim Ovid. *b* Er konnte sich also auch ohne Hörner zeigen; und zeigte sich ohne Hörner, wenn er in seiner jungfräulichen Schönheit erscheinen wollte. In dieser wollten ihn nun auch die Künstler darstellen, und mußten daher alle Zusätze von übler Wirkung an ihm vermeiden. Ein solcher Zusatz wären die Hörner gewesen, die an dem Diadem befestiget waren, wie man an einem Kopfe in dem Königl. Cabinet zu Berlin sehen kann. *c* Ein solcher Zusatz war das Diadem selbst, welches die schöne Stirne verdeckte, und daher an den Statuen des Bacchus eben so selten vorkömmt, als die Hörner, ob es ihm schon, als seinem Erfinder, von den Dichtern eben so oft beygelegt wird. Dem Dichter gaben die Hörner und das Diadem feine Anspielungen auf die Thaten und den Charakter des Gottes: dem Künstler hingegen wurden sie Hindernungen größere Schönheiten zu zeigen, und wenn Bacchus, wie ich glaube eben darum den Beynamen Bisformis, *Διμορφος*, hatte, weil er sich sowohl schön als schrecklich zeigen konnte, so war es wohl natürlich, daß die Künstler diejenige von seiner Gestalt am liebsten wählten, die der Bestimmung ihrer Kunst am meisten entsprach.

Minerva und Juno schleidern bey den römischen Dichtern öfters den Bliß. Aber warum nicht auch in ihren Abbildun-

*a)* Polymetis Dial. IX. p. 129.

*b)* Metamorph. lib. IV. v. 19. 20.

*c)* Begeri Thef. Brandenb. Vol. III. p. 242.

gen? fragt Spence. *d* Er antwortet: es war ein besonderes Vorrecht dieser zwey Göttinnen, wovon man den Grund vielleicht erst in den Samothracischen Geheimnissen erfuhr; weil aber die Artisten bey den alten Römern als gemeine Leute betrachtet, und daher zu diesen Geheimnissen selten zugelassen wurden, so wußten sie ohne Zweifel nichts davon, und was sie nicht wußten, konnten sie nicht vorstellen? Ich möchte Spencen dagegen fragen: arbeiteten diese gemeinen Leute vor ihren Kopf, oder auf Befehl Vornehmerer, die von den Geheimnissen unterrichtet seyn konnten? Stunden die Artisten auch bey den Griechen in dieser Verachtung? Waren die römischen Artisten nicht mehrentheils gebohrene Griechen? Und so weiter.

Statius und Valerius Flaccus schildern eine erzürnte Venus, und mit so schrecklichen Zügen, daß man sie in diesem Augenblicke eher für eine Furie, als für die Göttin der Liebe halten sollte. Spence siehet sich in den alten Kunstwerken vergebens nach einer solchen Venus um. Was schließt er daraus? Daß dem Dichter mehr erlaubt ist als dem Bildhauer und Mahler? Das hätte er daraus schließen sollen; aber er hat es einmal für allemal als einen Grundsatz angenommen, daß in einer poetischen Beschreibung nichts gut sey, was unschicklich seyn würde, wenn man es in einem Gemählde, oder an einer Statue vorstellte. *e* Folglich müssen die Dichter gefehlt haben. „Statius „und Valerius sind aus einer Zeit, da die römische Poesie schon „in ihrem Verfall war. Sie zeigen auch hierin ihren verderb- „ten Geschmack, und ihre schlechte Beurtheilungskraft. Bey den „Dichtern aus einer bessern Zeit wird man dergleichen Verstö- „ßungen wider den mahlerischen Ausdruck nicht finden.“ *f*

So etwas zu sagen, braucht es wahrlich wenig Unterscheidungskraft. Ich will indeß mich weder des Statius noch des Valerius in diesem Fall annehmen, sondern nur eine allgemeine Anmerkung machen. Die Götter und geistigen Wesen, wie sie

*d*) Polymetis Dial. VI. p. 63.

*e*) Polymetis Dialogue XX. p. 311. Scarce any thing can be good in a poetical description, which would appear absurd, if represented in a statue or picture.

*f*) Polymetis Dial. VII. p. 74.

der Künstler vorstellet, sind nicht völlig ebendieselben, welche der Dichter braucht. Bey dem Künstler sind sie personifirte Abstracta, die beständig die ähnliche Charakterisirung behalten müssen, wenn sie erkenntlich seyn sollen. Bey dem Dichter hingegen sind sie wirkliche handelnde Wesen, die über ihren allgemeinen Charakter noch andere Eigenschaften und Affecten haben, welche nach Gelegenheit der Umstände vor jenen vorstechen können. Venus ist dem Bildhauer nichts als die Liebe; er muß ihr also alle die sittsame verschämte Schönheit, alle die holden Reize geben, die uns an geliebten Gegenständen entzücken, und die wir daher mit in den abgesonderten Begriff der Liebe bringen. Die geringste Abweichung von diesem Ideal läßt uns sein Bild verkennen. Schönheit, aber mit mehr Majestät als Scham, ist schon keine Venus, sondern eine Juno. Reize, aber mehr gebietherische, männliche, als holde Reize, geben eine Minerva statt einer Venus. Vollends eine zürnende Venus, eine Venus von Rache und Wuth getrieben, ist dem Bildhauer ein wahrer Widerspruch; denn die Liebe, als Liebe, zürnet nie, rächet sich nie. Bey dem Dichter hingegen ist Venus zwar auch die Liebe, aber die Göttin der Liebe, die außer diesem Charakter, ihre eigene Individualität hat, und folglich der Triebe des Abscheus eben so fähig seyn muß, als der Zuneigung. Was Wunder also, daß sie bey ihm in Zorn und Wuth entbrennet, besonders wenn es die beleidigte Liebe selbst ist, die sie darein versetzt?

Es ist zwar wahr, daß auch der Künstler in zusammengesetzten Werken, die Venus, oder jede andere Gottheit, außer ihrem Charakter, als ein wirklich handelndes Wesen, so gut wie der Dichter, einführen kann. Aber alsdenn müssen wenigstens ihre Handlungen ihrem Charakter nicht widersprechen, wenn sie schon keine unmittelbare Folgen desselben sind. Venus übergiebt ihrem Sohne die göttlichen Waffen: diese Handlung kann der Künstler, sowohl als der Dichter, vorstellen. Hier hindert ihn nichts, der Venus alle die Unmuth und Schönheit zu geben, die ihr als Göttin der Liebe zukommen; vielmehr wird sie eben dadurch in seinem Werke um so viel kenntlicher. Allein wenn sich Venus an ihren Verächtern, den Männern zu Lemnos rä-

chen will, in vergrößerter wilder Gestalt, mit fleckigten Wangen, in verwirrttem Haare, die Pechfackel ergreift, ein schwarzes Gewand um sich wirft, und auf einer finstern Wolke stürmisch herabfährt: so ist das kein Augenblick für den Künstler, weil er sie durch nichts in diesem Augenblicke kenntlich machen kann. Es ist nur ein Augenblick für den Dichter, weil dieser das Vorrecht hat, einen andern, in welchem die Göttin ganz Venus ist, so nahe, so genau damit zu verbinden, daß wir die Venus auch in der Furie nicht aus den Augen verlieren. Dieses thut Flaccus:

— — Neque enim alma videri

Iam tumet; aut tereti crinem subnectitur auro,  
Sidereos diffusa sinus. Eadem essera & ingens  
Et maculis suffecta genas; pinumque sonantem  
Virginibus Stygiis, nigramque simillima pallam. g

Eben dieses thut Statius:

Illa Paphon veterem centumque altaria linquens,  
Nec vultu nec crine prior, solvisse jugalem  
Ceston, & Idalias procul ablegasse volucres  
Fertur. Erant certe, media qui noctis in umbra  
Divam, alios ignes majoraque tela gerentem,  
Tartarias inter thalamis volitasse sorores  
Vulgarent: utque implicitis arcana domorum  
Anguibus, & læva formidine cuncta replevit  
Limina. h —

Oder man kann sagen: der Dichter allein besizet das Kunststück, mit negativen Zügen zu schildern, und durch Vermischung dieser negativen mit positiven Zügen, zwey Erscheinungen in eine zu bringen. Nicht mehr die holde Venus; nicht mehr das Haar mit goldenen Spangen geheftet; von keinem azurnen Gewande umflattert; ohne ihren Gürtel; mit andern Flammen, mit größern Pfeilen bewafnet; in Gesellschaft ihr ähnlicher Furien. Aber weil der Artist dieses Kunststückes entbehren muß, soll sich seiner darum auch der Dichter enthalten? Wenn die Malerey die Schwester der Dichtkunst seyn will: so sey sie wenigstens

g) Argonaut. Lib. II. v. 102-106.

h) Thebaid. Lib. V. v. 61-64.



keine eifersüchtige Schwester; und die jüngere untersage der älteren nicht alle den Puz, der sie selbst nicht kleidet.

## IX.

Wenn man in einzeln Fällen den Maler und Dichter mit einander vergleichen will, so muß man vor allen Dingen wohl zusehen, ob sie beyde ihre völlige Freyheit gehabt haben, ob sie ohne allen äußerlichen Zwang auf die höchste Wirkung ihrer Kunst haben arbeiten können.

Ein solcher äußerlicher Zwang war dem alten Künstler öfters die Religion. Sein Werk zur Verehrung und Anbetung bestimmt, konnte nicht allezeit so vollkommen seyn, als wenn er einzig das Vergnügen des Betrachters dabey zur Absicht gehabt hätte. Der Aberglaube überladete die Götter mit Sinnbildern, und die schönsten von ihnen wurden nicht überall als die schönsten verehret.

Bacchus stand in seinem Tempel zu Lemnos, aus welchem die fromme Hyspibile ihren Vater unter der Gestalt des Gottes rettete, <sup>a</sup> mit Hörnern, und so erschien er ohne Zweifel in allen seinen Tempeln, denn die Hörner waren ein Sinnbild, welches sein Wesen mit bezeichnete. Nur der freye Künstler, der seinen Bacchus für keinen Tempel arbeitete, ließ dieses Sinnbild weg; und wenn wir, unter den noch übrigen Statuen von ihm keine mit Hörnern finden, <sup>b</sup> so ist dieses vielleicht ein Beweis,

a) Valerius Flaccus Lib. II. Argonaut. v. 265-273.

Serta patri, juvenisque comam vestesque Lyæi  
Induit, & medium curru locat; æraque circum  
Tympanaque & plenas tacita formidine cistas.  
Ipsa sinus hederisque ligat famularibus artus:  
Pampineamque quatit ventosis ictibus hastam,  
Respiciens; teneat virides velatus habenas  
Ut pater, & nivea tumeant ut cornua mitra,  
Et sacer ut Bacchum referat scyphus.

Das Wort tumeant, in der letzten ohn einen Zeile, scheinet übrigens anzuzeigen, daß man die Hörner des Bacchus nicht so klein gemacht, als sich Spence einbildet.

b) Der so genannte Bacchus in dem Medicaischen Garten zu Rom (beym Montfaucon Suppl. aux Ant. T. I. p. 254.) hat kleine aus der Stirne hervorsprossende Hörner; aber es giebt Kenner, die ihn eben darum

daß es keine von den geheiligten sind, in welchen er wirklich verehret worden. Es ist ohnedem höchst wahrscheinlich, daß auf diese letzteren die Wuth der frommen Zerstörer in den ersten Jahrhunderten des Christenthums vornehmlich gefallen ist, die nur hier und da ein Kunstwerk schonte, welches durch keine Unbetung verunreiniget war.

Da indeß unter den aufgegrabenen Antiken sich Stücke sowohl von der einen als von der andern Art finden, so wünschte ich, daß man den Namen der Kunstwerke nur denjenigen beylegen möchte, in welchen sich der Künstler wirklich als Künstler zeigen können, bey welchen die Schönheit seine erste und letzte Absicht gewesen. Alles andere, woran sich zu merkliche Spuren gottesdienstlicher Verabredungen zeigen, verdienet diesen Namen nicht, weil die Kunst hier nicht um ihrer selbst willen gearbeitet, sondern ein bloßes Hülfsmittel der Religion war, die bey den sinnlichen Vorstellungen, die sie ihr aufgab, mehr auf das Bedeutende als auf das Schöne sahe; ob ich schon dadurch nicht sagen will, daß sie nicht auch öfters alles Bedeutende in das Schöne gesetzt, oder aus Nachsicht für die Kunst und den feinem Geschmack des Jahrhunderts, von jenem so viel nachgelassen habe, daß dieses allein zu herrschen scheinen können.

Macht man keinen solchen Unterschied, so werden der Kenner und der Antiquar beständig mit einander im Streite liegen, weil sie einander nicht verstehen. Wenn jener, nach seiner Ein-

lieber zu einem Zaune machen wollen. In der That sind solche natürliche Hörner eine Schändung der menschlichen Gestalt, und können nur Wesen geziemen, denen man eine Art von Mittelgestalt zwischen Menschen und Thier ertheilt. Auch ist die Stellung, der lüsterne Blick nach der über sich gehaltenen Traube, einem Begleiter des Weingottes anständiger, als dem Gotte selbst. Ich erinnere mich hier, was Clemens Alexandrinus von Alexander dem Großen sagt (Protrept. p. 48. Edit. Pott.) Εβουλετο δε και Αλεξανδρος Αμμωνος υιος ειναι δοκειν, και κερασφορος αναπλαττεσθαι προς των αγαλματοποιων, το καλον ανθρωπον υβρισαι σπευδων κεραι. Es war Alexanders ausdrücklicher Wille, daß ihn der Bildhauer mit Hörnern verstellen sollte: er war es gern zufrieden, daß die menschliche Schönheit in ihm mit Hörnern beschimpft ward, wenn man ihn nur eines göttlichen Ursprunges zu seyn glaubte.

sicht in die Bestimmung der Kunst, behauptet, daß dieses oder jenes der alte Künstler nie gemacht habe, nehmlich als Künstler nicht, freywillig nicht: so wird dieser es dahin ausdehnen, daß es auch weder die Religion, noch sonst eine außer dem Gebiete der Kunst liegende Ursache, von dem Künstler habe machen lassen, von dem Künstler nehmlich als Handarbeiter. Er wird also mit der ersten mit der besten Figur den Kenner widerlegen zu können glauben, die dieser ohne Bedenken, aber zu großem Aergernisse der gelehrten Welt, wieder zu dem Schutte verdammet, woraus sie gezogen worden. c

e) Als ich oben behauptete, daß die alten Künstler keine Furien gebildet hätten, war es mir nicht entfallen, daß die Furien mehr als einen Tempel gehabt, die ohne ihre Statuen gewiß nicht gewesen sind. In dem zu Ceryneia fand Pausanias dergleichen von Holz; sie waren weder groß, noch sonst besonders merkwürdig; es schien, daß die Kunst, die sich nicht an ihnen zeigen können, es an den Bildsäulen ihrer Priesterinnen, die in der Halle des Tempels standen, einbringen wollen, als welche von Stein, und von sehr schöner Arbeit waren. (Pausanias Achaic. cap. XXV. p. 587. Edit. Kuhn.) Ich hatte eben so wenig vergessen, daß man Köpfe von ihnen auf einem Abraxas, den Schiffletius bekannt gemacht, und auf einer Lampe beyrn Licetus zu sehen glaube. (Dissertat. sur les Furies par Bannier, Memoires de l'Academie des Inscript. T. V. p. 48.) Auch sogar die Urne von Etrurischer Arbeit beyrn Gorius (Tab. 151 Musei Etrusci) auf welcher Dresfes und Pylades erscheinen, wie ihnen zwey Furien mit Fackeln zusetzen, war mir nicht unbekannt. Allein ich redete von Kunstwerken, von welchen ich alle diese Stücke ausschließen zu können glaubte. Und wäre auch das letztere nicht so wohl als die übrigen davon auszuschließen, so dienet es von einer andern Seite, mehr meine Meinung zu bestärken, als zu widerlegen. Denn so wenig auch die Etrurischen Künstler überhaupt auf das Schöne gearbeitet, so scheinen sie doch auch die Furien nicht so wohl durch schreckliche Gesichtszüge, als vielmehr durch ihre Tracht und Attribute ausgedrückt zu haben. Diese stoffen mit so ruhigem Gesichte dem Dresfes und Pylades ihre Fackeln unter die Augen, daß sie fast scheinen, sie nur im Scherze erschrecken zu wollen. Wie fürchterlich sie dem Dresfes und Pylades vorgekommen, läßt sich nur aus ihrer Furcht, keinesweges aber aus der Bildung der Furien selbst abnehmen. Es sind also Furien, und sind auch keine; sie verrichten das Amt der Furien, aber nicht in der Verstellung von Grimm und Wuth, welche wir mit ihrem Namen zu verbinden gewohnt sind; nicht mit der Stirne, die wie Catull sagt, *expirantis præportat pectoris iras*. — Noch kürzlich glaubte Herr Winkelmann, auf einem Carniole in dem Stofischen Cabinette, eine Furie im Laufe mit fliegenderm Rocke und Haaren, und einem Dolche in der Hand, gefunden zu haben. (Bibliothek der sch. Wiss. V Band S. 30.) Der Herr von Hagedorn

Gegentheils kann man sich aber auch den Einfluß der Religion auf die Kunst zu groß vorstellen. Spence giebt hiervon ein sonderbares Beispiel. Er fand bey dem Dvid, daß Vesta in ihrem Tempel unter keinem persönlichen Bilde verehret worden; und dieses dünkte ihm genug, daraus zu schließen, daß es überhaupt keine Bildsäulen von dieser Göttin gegeben habe, und daß alles, was man bisher dafür gehalten, nicht die Vesta, sondern eine Vestalin vorstelle. *d* Eine seltsame Folge! Verlohr der Künstler darum sein Recht, ein Wesen, dem die Dichter eine bestimmte Persönlichkeit geben, das sie zur Tochter des Saturnus und der Ops machen, das sie in Gefahr kommen lassen, unter die Mißhandlungen des Priapus zu fallen, und was sie sonst von ihr erzählen, verlohr er, sage ich, darum sein Recht, dieses Wesen auch nach seiner Art zu personifiziren, weil es in Einem Tempel nur unter dem Sinnbilde des Feuers verehret ward? Denn Spence begehet dabey noch diesen Fehler, daß er das, was Dvid nur von einem gewissen Tempel der Vesta, nehmlich von dem zu Rom sagt, *e* auf alle Tempel dieser Göttin

rieth hierauf auch den Künstlern schon an, sich diese Anzeige zu Nutze zu machen, und die Furien in ihren Gemälden so vorzustellen. (Betrachtungen über die Malhercy S. 222.) Allein Herr Winkelmann hat hernach diese seine Entdeckung selbst wiederum ungewiß gemacht, weil er nicht gefunden, daß die Furien, anstatt mit Jackeln, auch mit Dolchen von den Alten bewaffnet worden. (Descript. des Pierres gravées p. 84.) Ohne Zweifel erkennt er also die Figuren, auf Münzen der Städte Lyra und Masaura, die Spanheim für Furien ausgiebt (Les Césars de Julien p. 44.) nicht dafür, sondern für eine Hecate triformis; denn sonst fände sich allerdings hier eine Furie, die in jeder Hand einen Dolch führet, und es ist sonderbar, daß eben diese auch in bloßen ungebundenen Haaren erscheint, die an den andern mit einem Schleyer bedeckt sind. Doch gesetzt auch, es wäre wirklich so, wie es dem Herrn Winkelmann zuerst vorgekommen: so würde es auch mit diesem geschnittenen Steine eben die Bewandniß haben, die es mit der Hebräischen Urne hat, es wäre denn, daß sich wegen Kleinheit der Arbeit gar keine Gesichtszüge erkennen ließen. Ueberdem gehören auch die geschnittenen Steine überhaupt, wegen ihres Gebrauchs als Siegel, schon mit zur Bildersprache, und ihre Figuren mögen öfterer eigensinnige Symbola der Besitzer, als freywillige Werke der Künstler seyn.

*d*) Polymetis Dial. VII. p. 81.

*e*) Fast. lib. VI. v. 295-98.

Esse diu stultus Vestæ simulaera putavi:

Mox didici curvo nulla subesse tholo.

ohne Unterschied, und auf ihre Verehrung überhaupt, ausdehnet. Wie sie in diesem Tempel zu Rom verehret ward, so ward sie nicht überall verehret, so war sie selbst nicht in Italien verehret worden, ehe ihn Numa erbaute. Numa wollte keine Gottheit in menschlicher oder thierischer Gestalt vorgestellet wissen; und darinn bestand ohne Zweifel die Verbesserung, die er in dem Dienste der Vesta machte, daß er alle persönliche Vorstellung von ihr daraus verbannte. Dvid selbst lehret uns, daß es vor den Zeiten des Numa, Bildsäulen der Vesta in ihrem Tempel gegeben habe, die, als ihre Priesterin Sylvia Mutter ward, vor Scham die jungfräulichen Hände vor die Augen hoben. *f* Daß sogar in den Tempeln, welche die Göttin ausser der Stadt in den römischen Provinzen hatte, ihre Verehrung nicht völlig von der Art gewesen, als sie Numa verordnet, scheinen verschiedene alte Inschriften zu beweisen, in welchen eines Pontificis Vestæ gedacht wird. *g* Auch zu Corinth war ein Tempel der Vesta ohne alle Bildsäule, mit einem bloßen Altare, worauf

*Ignis inextinctus templo celatur in illo.*

*Effigiem nullam Vesta, nec ignis, habet.*

Dvid redet nur von dem Gottesdienste der Vesta in Rom, nur von dem Tempel, den ihr Numa daselbst erbautet hatte, von dem er kurz zuvor (v. 259. 60) sagt:

*Regis opus placidi, quo non metuentius ullum*

*Numinis ingenium terra Sabina tulit.*

*f) Fast. lib. III. v. 45. 46.*

*Sylvia fit mater: Vestæ simulacra feruntur*

*Virgineas oculis opposuisse manus.*

Auf diese Weise hätte Spence den Dvid mit sich selbst vergleichen sollen. Der Dichter redet von verschiedenen Zeiten. Hier von den Zeiten vor dem Numa, dort von den Zeiten nach ihm. In jenen ward sie in Italien unter persönlichen Vorstellungen verehret, so wie sie in Troja war verehret worden, von wannen Aeneas ihren Gottesdienst mit herüber gebracht hatte.

— — *Manibus vittas, Vestamque potentem,*

*Aeternumque adytis effert penetralibus ignem:*

sagt Virgil von dem Geiste des Sektors, nachdem er dem Aeneas zur Flucht gerathen. Hier wird das ewige Feuer von der Vesta selbst, oder ihrer Bildsäule, ausdrücklich unterschieden. Spence muß die römischen Dichter zu seinem Behufe doch noch nicht aufmerksam genug durchgelesen haben, weil ihm diese Stelle entwischt ist.

*g) Lipsius de Vesta & Vestalibus cap. 13.*

der Göttin geopfert ward. *h* Aber hatten die Griechen darum gar keine Statuen der Vesta? Zu Athen war eine im Prytaneo, neben der Statue des Friedens. *i* Die Jasseer rühmten von einer, die bey ihnen unter freyem Himmel stand, daß weder Schnee noch Regen jemals auf sie falle. *k* Plinius gedenkt einer sitzenden, von der Hand des Scopas, die sich zu seiner Zeit in den Servilianischen Gärten zu Rom befand. *l* Zugegeben, daß es uns igt schwer wird, eine bloße Vestalin von einer Vesta selbst zu unterscheiden, beweiset dieses, daß sie auch die Alten nicht unterscheiden können, oder wohl gar nicht unterscheiden wollen? Gewisse Kennzeichen sprechen offenbar mehr für die eine, als für die andere. Das Scepter, die Fackel, das Palladium, lassen sich nur in der Hand der Göttin vermuthen. Das Tympanum, welches ihr Codinus beyleget, kömmt ihr vielleicht nur als der Erde zu; oder Codinus wußte selbst nicht recht, was er sahe. *m*

*h*) Pausanias Corinth. cap. XXXV. p. 198. Edit. Kuh.

*i*) Idem Attic. cap. XVIII. p. 41.

*k*) Polyb. Hist. lib. XVI. §. 11. Op. T. II. p. 443. Edit. Ernest.

*l*) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 727. Edit. Hard. Scopas fecit — Vestam sedentem laudatam in Servilianis hortis. Diese Stelle muß Lipsius in Gedanken gehabt haben, als er (de Vesta cap. 3.) schrieb: Plinius Vestam sedentem effingi solitam ostendit, a stabilitate. Allein was Plinius von einem einzeln Stücke des Scopas sagt, hätte er nicht für einen allgemein angenommenen Charakter ausgehen sollen. Er merkt selbst an, daß auf den Münzen die Vesta eben so oft stehend als sitzend erscheine. Allein er verbessert dadurch nicht den Plinius, sondern seine eigene falsche Einbildung.

*m*) Georg. Codinus de Originib. Constant. Edit. Venet. p. 12. Την γην λεγουσιν Εσσαν, και πλαττουσι αυτην γυναικα, τυμπανον βαζουσαν, επειδη τους ανεμους η γη υφ' εαυτην συγκλειει. Evidas: aus ihm, oder beyde aus einem ältern, sagt unter dem Worte Εσσια eben dieses. „Die Erde wird unter dem Namen Vesta als eine Frau gebildet, „welche ein Tympanon trägt, weil sie die Winde in sich verschlossen hält.“ Die Ursache ist ein wenig abgeschmackt. Es würde sich eher haben hören lassen, wenn er gesagt hätte, daß ihr deswegen ein Tympanon beygegeben werde, weil die Alten zum Theil geglaubt, daß ihre Figur damit übereinkomme; σχημα αυτης τυμπανοειδες ειναι. (Plutarchus de placitis Philof. cap. 10. id. de facie in orbe Lunæ.) Wo sich aber Codinus nur nicht entweder in der Figur, oder in dem Namen, oder gar in beyden geirret hat. Er wußte vielleicht, was er die Vesta tragen sahe, nicht besser zu nennen, als ein Tympanum; oder hörte es ein Tympanum nennen, und konnte sich

## X.

Ich merke noch eine Befremdung des Spence an, welche deutlich zeigt, wie wenig er über die Grenzen der Poesie und Malerley muß nachgedacht haben.

„Was die Musen überhaupt betrifft, sagt er, so ist es doch „sonderbar, daß die Dichter in Beschreibung derselben so sparsam sind, weit sparsamer, als man es bey Göttinnen, denen sie so große Verbindlichkeit haben, erwarten sollte.““

Was heißt das anders, als sich wundern, daß wenn die Dichter von ihnen reden, sie es nicht in der stummen Sprache der Maler thun? Urania ist den Dichtern die Muse der Sternkunst; aus ihrem Namen, aus ihren Berrichtungen erkennen wir ihr Amt. Der Künstler, um es kenntlich zu machen muß sie mit einem Stabe auf eine Himmelskugel weisen lassen; dieser Stab, diese Himmelskugel, diese ihre Stellung sind seine Buchstaben, aus welchen er uns den Namen Urania zusammensetzen läßt. Aber wenn der Dichter sagen will: Urania hatte seinen Tod längst aus den Sternen vorhergesehn;

*Ipsa diu positis lethum prædixerat astris*

Uranie — *b*

warum soll er, in Rücksicht auf den Maler, dazusetzen: Urania, den Radius in der Hand, die Himmelskugel vor sich? Wäre es nicht, als ob ein Mensch, der laut reden kann und darf, sich noch zugleich der Zeichen bedienen sollte, welche die Stummen im Serraglio des Türken, aus Mangel der Stimme, unter sich erfunden haben?

Eben dieselbe Befremdung äußert Spence nochmals bey den moralischen Wesen, oder denjenigen Gottheiten, welche die Alten den Tugenden und der Führung des menschlichen Lebens vor nichts anders dabey gedenken, als das Instrument, welches wir eine Heerpauke nennen. Tympana waren aber auch eine Art von Rädern:

*Hinc radios trivere rotis, hinc tympana plaustris*

Agricolæ —

(Virgilius Georgic. lib. II. v. 444.) Und einem solchen Rade scheint mir das, was sich an der Westa des Fabretti zeigt, (Ad Tabulam Iliadis p. 334.) und dieser Gelehrte für eine Handmühle hält, sehr ähnlich zu seyn.

a) Polymetis Dial. VIII. p. 91.

b) Statius Theb. VIII. v. 551.

setzen. *c* „Es verdienet angemerkt zu werden, sagt er, daß die „römischen Dichter von den besten dieser moralischen Wesen „weit weniger sagen, als man erwarten sollte. Die Artisten „sind in diesem Stücke viel reicher, und wer wissen will, was „jedes derselben für einen Aufzug gemacht, darf nur die Mün- „zen der römischen Kayser zu Rathe ziehen. — *d* Die Dichter „sprechen von diesen Wesen zwar öfters, als von Personen; „überhaupt aber sagen sie von ihren Attributen, ihrer Kleidung „und übrigen Ansehen sehr wenig.“ —

Wenn der Dichter *Abstracta* personifizirt, so sind sie durch den Namen, und durch das, was er sie thun läßt, genugsam charakterisirt.

Dem Künstler fehlen diese Mittel. Er muß also seinen personisirten *Abstractis* Sinnbilder zugeben, durch welche sie kenntlich werden. Diese Sinnbilder weil sie etwas anders sind, und etwas anders bedeuten, machen sie zu allegorischen Figuren.

Eine Frauensperson mit einem Zaume in der Hand; eine andere an eine Säule gelehnet, sind in der Kunst allegorische Wesen. Allein die Mäßigung, die Standhaftigkeit bey dem Dichter, sind keine allegorische Wesen, sondern bloß personisirte *Abstracta*.

Die Sinnbilder dieser Wesen bey dem Künstler, hat die Noth erfunden. Denn er kann sich durch nichts anders verständlich machen, was diese oder jene Figur bedeuten soll. Wozu aber den Künstler die Noth treibet, warum soll sich das der Dichter aufdringen lassen, der von dieser Noth nichts weiß?

Was Spenceen so sehr befremdet, verdienet den Dichtern als eine Regel vorgeschrieben zu werden. Sie müssen die Bedürfnisse der Malerey nicht zu ihrem Reichthume machen. Sie müssen die Mittel, welche die Kunst erfunden hat, um der Poesie nachzukommen, nicht als Vollkommenheiten betrachten, auf die sie neidisch zu seyn Ursache hätten. Wenn der Künstler eine Figur mit Sinnbildern auszieret, so erhebt er eine bloße Figur zu einem höhern Wesen. Bedienet sich aber der

*c*) Polym. Dial. X. p. 137.

*d*) Ibid. p. 134.



Dichter dieser mahlerischen Ausstaffirungen, so macht er aus einem höhern Wesen eine Puppe.

So wie diese Regel durch die Befolgung der Alten bewähret ist, so ist die geßißendliche Uebertretung derselben ein Lieblingsfehler der neuern Dichter. Alle ihre Wesen der Einbildung gehen in Maske, und die sich auf diese Maskeraden am besten verstehen, verstehen sich meistentheils auf das Hauptwerk am wenigsten: nehmlich, ihre Wesen handeln zu lassen, und sie durch die Handlungen derselben zu charakterisiren.

Doch giebt es unter den Attributen, mit welchen die Künstler ihre Abstracta bezeichnen, eine Art, die des poetischen Gebrauchs fähiger und würdiger ist. Ich meine diejenigen, welche eigentlich nichts allegorisches haben, sondern als Werkzeuge zu betrachten sind, deren sich die Wesen, welchen sie beygelegt werden, falls sie als wirkliche Personen handeln sollten, bedienen würden oder könnten. Der Zaum in der Hand der Mäßigung, die Säule an welche sich die Standhaftigkeit lehnet, sind lediglich allegorisch, für den Dichter also von keinem Nutzen. Die Wage in der Hand der Gerechtigkeit, ist es schon weniger, weil der rechte Gebrauch der Wage wirklich ein Stück der Gerechtigkeit ist. Die Leyer oder Flöte aber in der Hand einer Muse, die Lanze in der Hand des Mars, Hammer und Zange in den Händen des Vulcans, sind ganz und gar keine Sinnbilder, sind bloße Instrumente, ohne welche diese Wesen die Wirkungen, die wir ihnen zuschreiben, nicht hervorbringen können. Von dieser Art sind die Attribute, welche die alten Dichter in ihre Beschreibungen etwa noch einflechten, und die ich deswegen zum Unterschiede jener allegorischen, die poetischen nennen möchte. Diese bedeuten die Sache selbst, jene nur etwas ähnliches. *e*

*e*) Man mag in dem Gemälde, welches Horaz von der Nothwendigkeit macht, und welches vielleicht das an Attributen reichste Gemälde bey allen alten Dichtern ist: (Lib. I. Od. 35.)

*Te semper anteit sæva Necessitas:*

*Clavos trabales & cuneos manu*

*Gestans ahenea; nec severus*

*Uncus abest liquidumque plumbum —*

man mag, sage ich, in diesem Gemälde die Nägel, die Klammern, das fließende Blei, für Mittel der Befestigung oder für Werkzeuge der Bestrafung

## XI.

Nach der Graf Caylus scheint zu verlangen, daß der Dichter seine Wesen der Einbildung mit allegorischen Attributen

annehmen, so gehören sie doch immer mehr zu den poetischen, als allegorischen Attributen. Aber auch als solche sind sie zu sehr gehäuft, und die Stelle ist eine von den frostigsten des Horaz. Sanadon sagt: *J'ose dire que ce tableau pris dans le detail seroit plus beau sur la toile que dans une ode heroique. Je ne puis souffrir cet attirail patibulaire de clous, de coins, de crocs, & de plomb fondu. J'ai cru en devoir decharger la traduction, en substituant les idées generales aux idées singulieres. C'est dommage que le Poet ait eu besoin de ce correctif.* Sanadon hatte ein feines und richtiges Gefühl, nur der Grund, womit er es bewähren will, ist nicht der rechte. Nicht weil die gebrauchten Attribute ein attirail patibulaire sind; denn es stand nur bey ihm, die andere Auslegung anzunehmen, und das Galgengeräthe in die festesten Bindemittel der Baukunst zu verwandeln: sondern, weil alle Attribute eigentlich für das Auge, und nicht für das Gehör gemacht sind, und alle Begriffe, die wir durch das Auge erhalten sollten, wenn man sie uns durch das Gehör beybringen will, eine größere Anstrengung erfordern, und einer geringern Klarheit fähig sind. — Der Verfolg von der angeführten Strophe des Horaz erinnert mich übrigens an ein Paar Versehen des Spence, die von der Genauigkeit, mit welcher er die angezogenen Stellen der alten Dichter will erwogen haben, nicht den vortheilhaftesten Begriff erwecken. Er redet von dem Bilde, unter welchem die Römer die Treue oder Ehrlichkeit vorstellten. (Dial. X. p. 145.) „Die Römer, sagt er, nannten „sie Fides; und wenn sie sie Sola Fides nannten, so scheinen sie den hohen „Grad dieser Eigenschaft, den wir durch grundehrlich (im Englischen downright „honesty) ausdrücken, darunter verstanden zu haben. Sie wird mit einer „freyen offenen Gesichtsbildung und in nichts als einem dünnen Kleide vor- „gestellt, welches so fein ist, daß es für durchsichtig gelten kann. Horaz „nennet sie daher, in einer von seinen Oden, dünnbekleidet; und in einer „andern, durchsichtig.“ In dieser kleinen Stelle sind nicht mehr als drey ziemlich grobe Fehler. Erstlich ist es falsch, daß Sola ein besonderes Beywort sey, welches die Römer der Göttin Fides gegeben. In den beyden Stellen des Livius, die er desfalls zum Beweise anführt, (Lib. I. §. 21. Lib. II. §. 3.) bedeutet es weiter nichts, als was es überall bedeutet, die Ausschließung alles übrigen. In der einen Stelle scheint den Criticis das soli sogar verächtlich und durch einen Schreibefehler, der durch das gleich darneben stehende solenne veranlaßt worden, in den Text gekommen zu seyn. In der andern aber ist nicht von der Treue, sondern von der Unschuld, der Unsträflichkeit, Innocentia, die Rede. Zweytens: Horaz soll in einer seiner Oden, der Treue das Beywort dünnbekleidet geben; nemlich in der oben angezogenen fünf und dreyßigsten des ersten Buchs:

ausschmücken solle. *a* Der Graf verstand sich besser auf die Malerey, als auf die Poesie.

Doch ich habe in seinem Werke, in welchem er dieses Verlangen äußert, Anlaß zu erheblichern Betrachtungen gefunden,

Te spes, & albo rara fides colit

Velata panno.

Es ist wahr, *rarus* heißt auch dünne; aber hier heißt es bloß selten, was wenig vorkommt, und ist das Beywort der Treue selbst, und nicht ihrer Bekleidung. Spence würde Recht haben, wenn der Dichter gesagt hätte: *Fides raro velata panno*. Drittens: an einem andern Orte soll Horaz die Treue oder Redlichkeit durchsichtig nennen; um eben das damit anzudeuten, was wir in unsern gewöhnlichen Freundschaftsversicherungen zu sagen pflegen: ich wünschte, Sie könnten mein Herz sehen. Und dieser Ort soll die Zeile der achtzehnten Ode des ersten Buchs seyn:

Arcanique Fides prodiga, pellucidior vitro.

Wie kann man sich aber von einem bloßen Worte so verführen lassen? Heißt denn *Fides arcani prodiga* die Treue? Oder heißt es nicht vielmehr, die Treulosigkeit? Von dieser sagt Horaz, und nicht von der Treue, daß sie durchsichtig wie Glas sey, weil sie die ihr anvertrauten Geheimnisse eines jeden Blicke bloßstellet.

*a*) Apollo übergiebt den gereinigten und balsamirten Leichnam des Carpedon dem Tode und dem Schläfe, ihn nach seinem Vaterlande zu bringen. (II. π. v. 681. 82.)

Πεμπε δε μιν πομποισιν ἀμα ἄραινοισι φερεσθαι

Ἐπνῶ καὶ Θανάτῳ διδυμαοισιν.

Caylus empfiehlt diese Erdichtung dem Maler, fügt aber hinzu; Il est sageux, qu'Homere ne nous ait rien laissé sur les attributs qu'on donnoit de son tems au Sommeil; nous ne connoissons, pour caracteriser ce Dieu, que son action même, & nous le couronnons de pavots. Ces idées sont modernes; la premiere est d'un mediocre service, mais elle ne peut être employée dans le cas present, ou même les fleurs me paroissent déplacées, sur tout pour une figure qui groupe avec la mort. (S. Tableaux tirés de l'Illiade, de l'Odyssée d'Homere & de l'Eneide de Virgile, avec des observations generales sur le Costume, à Paris 1757. 8.) Das heißt von dem Homer eine von den kleinen Zierrathen verlangen, die am meisten mit seiner großen Manier streiten. Die sinnreichsten Attribute, die er dem Schläfe hätte geben können, würden ihn bey weitem nicht so vollkommen charakterisiren, bey weitem kein so lebhaftes Bild bey uns erregt haben, als der einzige Zug, durch den er ihn zum Zwillingsbruder des Todes macht. Diesen Zug suche der Künstler auszudrücken, und er wird alle Attribute enthalten können. Die alten Künstler haben auch wirklich den Tod und den Schlaf mit der Aehnlichkeit unter sich vorgestellt, die wir an Zwillingen so natürlich erwarten. Auf einer Kiste von Cedernholz in dem Tempel der Juno

wovon ich das Wesentlichste, zu besserer Erwägung, hier anmerke.

Der Künstler, ist des Grafen Absicht, soll sich mit dem größten mahlerischen Dichter, mit dem Homer, mit dieser zweyten Natur, näher bekannt machen. Er zeigt ihm, welchen reichen noch nie genutzten Stoff zu den trefflichsten Schildereyen die von dem Griechen behandelte Geschichte darbiete, und wie so viel vollkommner ihm die Ausföhrung gelingen müße, je genauer er sich an die kleinsten von dem Dichter bemerkten Umstände halten könne.

In diesem Vorschlage vermischt sich also die oben getrennte doppelte Nachahmung. Der Mahler soll nicht allein das nachahmen, was der Dichter nachgeahmet hat, sondern er soll es auch mit den nehmlichen Zügen nachahmen; er soll den Dichter nicht bloß als Erzähler, er soll ihn als Dichter nutzen.

zu Elis, ruhten sie beyde als Knaben in den Armen der Nacht. Nur war der eine weiß, der andere schwarz; jener schlief, dieser schien zu schlafen; beyde mit übereinander geschlagenen Füßen. Denn so wollte ich die Worte des Pausanias (Eliae. cap. XVIII. p. 422. Edit. Kuh.) ἀγοτερον διεσραμμενον τους ποδας, lieber übersetzen, als mit krummen Füßen, oder wie es Gedoyn in seiner Sprache gegeben hat: les pieds contrefaits. Was sollten die krummen Füße hier ausdrücken? Uebereinander geschlagene Füße hingegen sind die gewöhnliche Lage der Schlafenden, und der Schlaf beyrn Maffei (Raccol. Pl. 151.) liegt nicht anders. Die neuen Artisten sind von dieser Aehnlichkeit, welche Schlaf und Tod bey den Alten miteinander haben, gänzlich abgegangen, und der Gebrauch ist allgemein worden, den Tod als ein Skelet, höchstens als ein mit Haut bekleidetes Skelet vorzustellen. Vor allen Dingen hätte Caylus dem Künstler also hier rathen müssen, ob er in Vorstellung des Todes dem alten oder dem neuen Gebrauche folgen sollte. Doch er scheint sich für den neuern zu erklären, da er den Tod als eine Figur betrachtet, gegen die eine andere mit Blumen gekrönet, nicht wohl gruppiren möchte. Hat er aber hierbey auch bedacht, wie unschicklich diese moderne Idee in einem homerischen Gemälde seyn dürfte? Und wie hat ihm das Eckelhafte derselben nicht anstößig seyn können? Ich kann mich nicht bereden, daß das kleine metallene Bild in der Herzoglichen Gallerie zu Florenz, welches ein liegendes Skelet vorstellet, das mit dem einen Arme auf einem Aschenkrüge ruhet, (Spence's Polymetis Tab. XLI.) eine wirkliche Antike sey. Den Tod überhaupt kann es wenigstens nicht vorstellen sollen, weil ihn die Alten anders vorstellten. Selbst ihre Dichter haben ihn unter diesem widerlichen Bilde nie gedacht.

Diese zweyte Art der Nachahmung aber, die für den Dichter so verkleinerlich ist, warum ist sie es nicht auch für den Künstler? Wenn vor dem Homer eine solche Folge von Gemälden, als der Graf Caylus aus ihm angiebt, vorhanden gewesen wäre, und wir wüßten, daß der Dichter aus diesen Gemälden sein Werk genommen hätte: würde er nicht von unserer Bewunderung unendlich verlieren? Wie kömmt es, daß wir dem Künstler nichts von unserer Hochachtung entziehen, wenn er schon weiter nichts thut, als daß er die Worte des Dichters mit Figuren und Farben ausdrücket?

Die Ursach scheint diese zu seyn. Bey dem Artisten dünket uns die Ausföhrung schwerer, als die Erfindung; bey dem Dichter hingegen ist es umgekehrt, und seine Ausföhrung dünket uns gegen die Erfindung das Leichtere. Hätte Virgil die Verstrickung des Laokoön und seiner Kinder von der Gruppe genommen, so würde ihm das Verdienst, welches wir bey diesem seinem Bilde für das schwerere und größere halten, fehlen, und nur das geringere übrig bleiben. Denn diese Verstrickung in der Einbildungskraft erst schaffen, ist weit wichtiger, als sie in Worten ausdrücken. Hätte hingegen der Künstler diese Verstrickung von dem Dichter entlehnet, so würde er in unsern Gedanken doch noch immer Verdienst genug behalten, ob ihm schon das Verdienst der Erfindung abgehet. Denn der Ausdruck in Marmor ist unendlich schwerer als der Ausdruck in Worten; und wenn wir Erfindung und Darstellung gegen einander abwägen, so sind wir jederzeit geneigt, dem Meister an der einen so viel wiederum zu erlassen, als wir an der andern zu viel erhalten zu haben meinen.

Es giebt sogar Fälle, wo es für den Künstler ein größeres Verdienst ist, die Natur durch das Medium der Nachahmung des Dichters nachgeahmet zu haben, als ohne dasselbe. Der Maler, der nach der Beschreibung eines Thomsons eine schöne Landschaft darstelllet, hat mehr gethan, als der sie gerade von der Natur copiret. Dieser siehet sein Urbild vor sich; jener muß erst seine Einbildungskraft so anstrengen, bis er es vor sich zu sehen glaubet. Dieser macht aus lebhaften sinnlichen Eindrücken etwas Schönes; jener aus schwanken und schwachen Vorstellungen willkührlicher Zeichen.

So natürlich aber die Bereitwilligkeit ist, dem Künstler das Verdienst der Erfindung zu erlassen, eben so natürlich hat daraus die Lauigkeit gegen dasselbe bey ihm entspringen müssen. Denn da er sahe, daß die Erfindung seine glänzende Seite nie werden könne, daß sein größtes Lob von der Ausführung abhänge, so ward es ihm gleich viel, ob jene alt oder neu, einmal oder unzähligmal gebraucht sey, ob sie ihm oder einem andern zugehöre. Er blieb in dem engen Bezirke weniger, ihm und dem Publico geläufig gewordener Vorwürfe, und ließ seine ganze Erfindsamkeit auf die bloße Veränderung in dem Bekannten gehen, auf neue Zusammensetzungen alter Gegenstände. Das ist auch wirklich die Idee, welche die Lehrbücher der Malherey mit dem Worte Erfindung verbinden. Denn ob sie dieselbe schon sogar in mahlerische und dichterische eintheilen, so gehet doch auch die dichterische nicht auf die Hervorbringung des Vorwurfs selbst, sondern lediglich auf die Anordnung oder den Ausdruck. <sup>b</sup> Es ist Erfindung, aber nicht Erfindung des Ganzen, sondern einzelner Theile, und ihrer Lage unter einander. Es ist Erfindung, aber von jener geringern Gattung, die Horaz seinem tragischen Dichter anrieth:

— — — Tuque

Rectius Iliacum carmen deducis in actus,

Quam si proferres ignota indictaque primus. <sup>c</sup>

Anrieth, sage ich, aber nicht befaß. Anrieth, als für ihn leichter, bequemer, zuträglicher; aber nicht befaß, als besser und edler an sich selbst.

In der That hat der Dichter einen großen Schritt voraus, welcher eine bekannte Geschichte, bekannte Charaktere behandelt. Hundert frostige Kleinigkeiten, die sonst zum Verständnisse des Ganzen unentbehrlich seyn würden, kann er übergehen; und je geschwinder er seinen Zuhörern verständlich wird, desto geschwinder kann er sie interessiren. Diesen Vortheil hat auch der Mahler, wenn uns sein Vorwurf nicht fremd ist, wenn wir mit dem ersten Blicke die Absicht und Meinung seiner ganzen Composition erkennen, wenn wir auf eins, seine Personen nicht bloß

b) Betrachtungen über die Malherey S. 159. u. f.

c) Ad Pisones v. 128-30.

sprechen sehen, sondern auch hören, was sie sprechen. Von dem ersten Blicke hanget die größte Wirkung ab, und wenn uns dieser zu mühsamen Nachsinnen und Rathen nöthiget, so erkaltet unsere Begierde gerühret zu werden; um uns an dem unverständlichen Künstler zu rächen, verhärten wir uns gegen den Ausdruck, und weh ihm, wann er die Schönheit dem Ausdrucke aufgeopfert hat! Wir finden sodann gar nichts, was uns reizen könnte, vor seinem Werke zu verweilen; was wir sehen gefällt uns nicht, und was wir dabey denken sollen, wissen wir nicht.

Nun nehme man beydes zusammen; einmal, daß die Erfindung und Neuheit des Vorwurfs das vornehmste bey weitem nicht ist, was wir von dem Maler verlangen; zweytens, daß ein bekannter Vorwurf die Wirkung seiner Kunst befördert und erleichtert: und ich meine, man wird die Ursache, warum er sich so selten zu neuen Vorwürfen entschließt, nicht mit dem Grafen Caylus, in seiner Bequemlichkeit, in seiner Unwissenheit, in der Schwierigkeit des mechanischen Theiles der Kunst, welche allen seinen Fleiß, alle seine Zeit erfordere, suchen dürfen; sondern man wird sie tiefer gegründet finden, und vielleicht gar, was Anfangs Einschränkung der Kunst, Verkümmern unsers Vergnügens, zu seyn scheint, als eine weise und uns selbst nützliche Enthalttsamkeit an dem Artisten zu loben geneigt seyn. Ich fürchte auch nicht, daß mich die Erfahrung widerlegen werde. Die Maler werden dem Grafen für seinen guten Willen danken, aber ihn schwerlich so allgemein nuzen, als er es erwartet. Geschehe es jedoch: so würde über hundert Jahr ein neuer Caylus nöthig seyn, der die alten Vorwürfe wieder ins Gedächtniß brächte, und den Künstler in das Feld zurückführte, wo andere vor ihm so unsterbliche Lorbeeren gebrochen haben. Oder verlangt man, daß das Publicum so gelehrt seyn soll, als der Kenner aus seinen Büchern ist? Daß ihm alle Scenen der Geschichte und der Fabel, die ein schönes Gemählde geben können, bekannt und geläufig seyn sollen? Ich gebe es zu, daß die Künstler besser gethan hätten, wenn sie seit Raphaels Zeiten, anstatt des Ovids, den Homer zu ihrem Handbuche gemacht hätten. Aber da es nun einmal nicht geschehen ist, so laße

man das Publicum in seinem Gleise, und mache ihm sein Vergnügen nicht saurer, als ein Vergnügen zu stehen kommen muß, um das zu seyn, was es seyn soll.

Protogenes hatte die Mutter des Aristoteles gemahlt. Ich weiß nicht wie viel ihm der Philosoph dafür bezahlte. Aber entweder anstatt der Bezahlung, oder noch über die Bezahlung, ertheilte er ihm einen Rath, der mehr als die Bezahlung werth war. Denn ich kann mir nicht einbilden, daß sein Rath eine bloße Schmeicheley gewesen sey. Sondern vornehmlich weil er das Bedürfniß der Kunst erwog, allen verständlich zu seyn, rieth er ihm, die Thaten des Alexanders zu mahlen; Thaten, von welchen damals alle Welt sprach, und von welchen er voraus sehen konnte, daß sie auch der Nachwelt unvergeßlich seyn würden. Doch Protogenes war nicht gesetzt genug, diesem Rathe zu folgen; *impetus animi*, sagt Plinius, & *quædam artis libido*,<sup>d</sup> ein gewisser Uebermuth der Kunst, eine gewisse Lüsterheit nach dem Sonderbaren und Unbekannten, trieben ihn zu ganz andern Vorwürfen. Er mahlte lieber die Geschichte eines Talysus,<sup>e</sup> einer Cydippe und dergleichen, von welchen man igt auch nicht einmal mehr errathen kann, was sie vorgestellet haben.

## XII.

Homer bearbeitet eine doppelte Gattung von Wesen und Handlungen; sichtbare und unsichtbare. Diesen Unterschied kann

d) Lib. XXXV. sect. 36. p. 700 Edit. Hard.

e) Richardson nemet dieses Werk, wenn er die Regel erläutern will, daß in einem Gemälde die Aufmerksamkeit des Betrachters durch nichts, es möge auch noch so vortreflich seyn, von der Hauptfigur abgezogen werden müsse. „Protogenes,“ sagt er, „hatte in seinem berühmten Gemälde Talysus ein Rebhuhn mit angebracht, und es mit so vieler Kunst ausgemahlet, daß es zu leben schien, und von ganz Griechenland bewundert ward; weil es aber aller Augen, zum Nachtheil des Hauptwerks, zu sehr an sich zog, so löschte er es gänzlich wieder aus.“ (*Traité de la Peinture T. I. p. 46.*) Richardson hat sich geirret. Dieses Rebhuhn war nicht in dem Talysus, sondern in einem andern Gemälde des Protogenes gewesen, welches der ruhende oder müßige Satyr, *Σατυρος ἀναπαυόμενος*, hieß. Ich würde diesen Fehler, welcher aus einer mißverstandenen Stelle des Plinius entsprungen ist, kaum anmerken, wenn ich ihn nicht auch beym Meurcius



die Mahlerey nicht angeben: bey ihr ist alles sichtbar; und auf einerley Art sichtbar.

Wenn also der Graf Caylus die Gemählde der unsichtbaren Handlungen in unzertrennter Folge mit den sichtbaren fortlauffen läßt; wenn er in den Gemähliden der vermischten Handlungen, an welchen sichtbare und unsichtbare Wesen Theil nehmen, nicht angiebt, und vielleicht nicht angeben kann, wie die letztern, welche nur wir, die wir das Gemählde betrachten, darinn entdecken sollten, so anzubringen sind, daß die Personen des Gemählides sie nicht sehen, wenigstens sie nicht nothwendig sehen zu müssen scheinen können: so muß nothwendig sowohl die ganze Folge, als auch manches einzelne Stück dadurch äusserst verwirrt, unbegreiflich und widersprechend werden.

Doch diesem Fehler wäre, mit dem Buche in der Hand, noch endlich abzuhelfen. Das schlimmste dabey ist nur dieses, daß durch die mahlerische Aufhebung des Unterschiedes der sichtbaren und unsichtbaren Wesen, zugleich alle die charakteristischen Züge verloren gehen, durch welche sich diese höhere Gattung über jene geringere erhebet.

B. C. Wenn endlich die über das Schicksal der Trojaner getheilten Götter unter sich selbst handgemein werden: so gehet bey dem Dichter *a* dieser ganze Kampf unsichtbar vor, und diese Unsichtbarkeit erlaubet der Einbildungskraft die Scene zu erweitern, und läßt ihr freyes Spiel, sich die Personen der Götter

fände: (Rhodi lib. I. cap. 14. p. 38.) In eadem, tabula sc. in qua Ialyus, Satyrus erat, quem dicebant Anapavomenon, tibias tenens. Desgleichen bey dem Herrn Winkelmann selbst. (Von der Nachahm. der Gr. W. in der Mahl. und Bildh. S. 56.) Strabo ist der eigentliche Wähmann dieses Histröchens mit dem Rebhuhne, und dieser unterscheidet den Jalyus, und den an eine Säule sich lehnenenden Satyr, auf welcher das Rebhuhn saß, ausdrücklich. (Lib. XIV. p. 750 Edit. Xyl.) Die Stelle des Plinius (Lib. XXXV. sect. 36. p. 699.) haben Meursius und Richardson und Winkelmann deswegen falsch verstanden, weil sie nicht Acht gegeben, daß von zwey verschiedenen Gemähliden daselbst die Rede ist: dem einen, dessenwegen Demetrius die Stadt nicht überkam, weil er den Ort nicht angreifen wollte, wo es stand; und dem andern, welches Protogenes, während dieser Belagerung malte. Jenes war der Jalyus, und dieses der Satyr.

*a*) Iliad. Q. v. 385.

und ihre Handlungen so groß, und über das gemeine Menschliche so weit erhaben zu denken, als sie nur immer will. Die Malhlerey aber muß eine sichtbare Scene annehmen, deren verschiedene nothwendige Theile der Maasstab für die darauf handelnden Personen werden; ein Maasstab, den das Auge gleich darneben hat, und dessen Unproportion gegen die höhern Wesen, diese höhern Wesen, die bey dem Dichter groß waren, auf der Fläche des Künstlers ungeheuer macht.

Minerva, auf welche Mars in diesem Kampfe den ersten Angriff waget, tritt zurück, und fasset mit mächtiger Hand von dem Boden einen schwarzen, rauhen, grossen Stein auf, den vor alten Zeiten vereinigte Männerhände zum Grenzsteine hingewälzet hatten.

Η δ' ἀναχασσαμένη λίθον εἶλετο χειρὶ παχείῃ,

Κεμίμενον ἐν πεδίῳ, μελανα, τρηχὺν τε, μέγαν τε,

Τὸν δ' ἄνδρες προτεροὶ δεσῶν ἐμίμεναι οὐρον ἀρουρῆς.

Um die Grösse dieses Steins gehörig zu schätzen, erinnere man sich, daß Homer seine Helden noch einmal so stark macht, als die stärksten Männer seiner Zeit, jene aber von den Männern, wie sie Nestor in seiner Jugend gekannt hatte, noch weit an Stärke übertreffen läßt. Nun frage ich, wenn Minerva einen Stein, den nicht Ein Mann, den Männer aus Nestors Jugendjahren zum Grenzsteine aufgerichtet hatten, wenn Minerva einen solchen Stein gegen den Mars schleidert, von welcher Statur soll die Göttin seyn? Soll ihre Statur der Grösse des Steines proportionirt seyn, so fällt das Wunderbare weg. Ein Mensch, der drey mal grösser ist als ich, muß natürlicher Weise auch einen drey mal grössern Stein schleidern können. Soll aber die Statur der Göttin der Grösse des Steins nicht angemessen seyn, so entstehet eine anschauliche Unwahrscheinlichkeit in dem Gemählde, deren Anstößigkeit durch die kalte Ueberlegung, daß eine Göttin übermenschliche Stärke haben müsse, nicht gehoben wird. Wo ich eine größere Wirkung sehe, will ich auch grössere Werkzeuge wahrnehmen.

Und Mars, von diesem gewaltigen Steine niedergeworffen,

Ἐπτα δ' ἐπεσχε πέλεδρα — —

bedeckte sieben Hüfen. Unmöglich kann der Malher dem Gotte

diese ausserordentliche Grösse geben. Gibt er sie ihm aber nicht, so liegt nicht Mars zu Boden, nicht der Homerische Mars, sondern ein gemeiner Krieger. <sup>b</sup>

Longin sagt, es komme ihm öfters vor, als habe Homer seine Menschen zu Göttern erheben, und seine Götter zu Menschen herabsetzen wollen. Die Malhercy vollführet diese Herabsetzung. In ihr verschwindet vollends alles, was bey dem Dichter die Götter noch über die göttlichen Menschen setzet. Grösse, Stärke, Schnelligkeit, wovon Homer noch immer einen höhern, wunderbarern Grad für seine Götter in Vorrath hat, als er

b) Diesen unsichtbaren Kampf der Götter hat Quintus Calaber in seinem zwölften Buche (v. 158-185.) nachgeahmet, mit der nicht undeutlichen Absicht, sein Vorbild zu verbessern. Es scheint nehmlich, der Grammatiker habe es unanständig gefunden, daß ein Gott mit einem Steine zu Boden geworfen werde. Er läßt also zwar auch die Götter große Felsenstücke, die sie von dem Ida abreißen, gegeneinander schleidern; aber diese Felsen zerschellen an den unsterblichen Gliedern der Götter, und fließen wie Sand um sie her:

— — — Οἱ δὲ κολωνας  
 Χερσιν ἀπορηξάντες ἀπ' οὐδεὸς Ἰδαίου  
 Βαλλόν ἐπ' ἀλλήλους· αἱ δὲ ψαμαθοῖσι ὁμοίαι  
 Ρεῖα διεσκιδνάντο· δῆυν περὶ δ' ἀσχετα γυῖα  
 Πηγνυμένα δια τυτθα — —

Eine Künsteley, welche die Hauptsache verdirbt. Sie erhöhet unsern Begriff von den Körpern der Götter, und macht die Waffen, welche sie gegen einander brauchen, lächerlich. Wenn Götter einander mit Steinen werffen, so müssen diese Steine auch die Götter beschädigen können, oder wir glauben muthwillige Suben zu sehen, die sich mit Erdklöffen werfen. So bleibt der alte Homer immer der Weisere, und aller Tadel, mit dem ihn der kalte Kunst-richter belegt, aller Wettstreit, in welchen sich geringere Genies mit ihm einlassen, dienen zu weiter nichts, als seine Weisheit in ihr bestes Licht zu setzen. Indes will ich nicht leugnen, daß in der Nachahmung des Quintus nicht auch sehr trefliche Züge vorkommen, und die ihm eigen sind. Doch sind es Züge, die nicht sowohl der bescheidenen Grösse des Homers geziemen, als dem stürmischen Feuer eines neuern Dichters Ehre machen würden. Daß das Geschrey der Götter, welches hoch bis in den Himmel und tief bis in den Abgrund ertönet, welches den Berg und die Stadt und die Flotte erschütteret, von den Menschen nicht gehöret wird, dünket mich eine sehr vielbedeutende Wendung zu seyn. Das Geschrey war grösser, als daß es die kleinen Werkzeuge des menschlichen Gehöres fassen konnten.

seinen vorzüglichsten Helden beyleget, e müssen in dem Gemählde auf das gemeine Maaß der Menschheit herabsinken, und Jupiter und Agamemnon, Apollo und Achilles, Ajax und Mars, werden vollkommen einerley Wesen, die weiter an nichts als an äusserlichen verabredeten Merkmalen zu kennen sind.

Das Mittel, dessen sich die Malhlercy bedienet, uns zu verstehen zu geben, daß in ihren Compositionen dieses oder jenes als unsichtbar betrachtet werden müsse, ist eine dünne Wolke, in welche sie es von der Seite der mithandelnden Personen einhüllet. Diese Wolke scheinert aus dem Homer selbst entlehnet

e) In Ansehung der Stärke und Schnelligkeit wird niemand, der den Homer auch nur ein einzigesmal flüchtig durchgelaufen hat, diese Assertion in Abrede seyn. Nur dürfte er sich vielleicht der Exempel nicht gleich erinnern, aus welchen es erhellet, daß der Dichter seinen Göttern auch eine körperliche Größe gegeben, die alle natürliche Maaße weit übersteiget. Ich verweise ihn also, ausser der angezogenen Stelle von dem zu Boden geworffnen Mars, der sieben Hufen bedecket, auf den Helm der Minerva, (*Κυνην εκατον πολων πρυλεεσσ' ἀραρυιαν. Iliad. E. v. 744.*) unter welchem sich so viel Streiter, als hundert Städte in das Feld zu stellen vermögen, verbergen können; auf die Schritte des Neptunus; (*Iliad. N. v. 20.*) vornehmlich aber auf die Zeilen aus der Beschreibung des Schildes, wo Mars und Minerva die Truppen der belagerten Stadt anführen. (*Iliad. Σ. v. 516-19.*)

— — Ηρχε δ' ἀρα σφιν Αρης και Παλλας Αθρηη

Αμφω χρυσειω, χρυσεια δε εματα εσθηη

Καλω και μεγαλω συν τευχεσιν, ως τε θεω περ,

Αμφις ἀριζηλω· λαοι δ' ὑπολιζονες ἦσαν.

Selbst Ausleger des Homers, alte sowohl als neue, scheinen sich nicht allezeit dieser wunderbaren Statur seiner Götter genugsam erinnert zu haben; welches aus den lindernden Erklärungen abzunehmen, die sie über den grossen Helm der Minerva geben zu müssen glauben. (S. die Clarkisch=Ernestische Ausgabe des Homers an der angezogenen Stelle.) Man verliert aber von der Seite des Erhabenen unendlich viel, wenn man sich die Homerischen Götter nur immer in der gewöhnlichen Größe denkt, in welcher man sie, in Gesellschaft der Sterblichen, auf der Leinwand zu sehen verwöhnet wird. Ist es indeß schon nicht der Malhlercy vergönnet, sie in diesen übersteigenden Dimensionen darzustellen, so darf es doch die Bildhauerey gewissermaassen thun; und ich bin überzeugt, daß die alten Meister, so wie die Bildung der Götter überhaupt, also auch das Kolossalische, das sie öfters ihren Statuen ertheilten, aus dem Homer entlehnet haben. (*Herodot. lib. II. p. 130. Edit. Wessel.*) Verschiedene Anmerkungen über dieses Kolossalische insbesondere, und warum es in der Bildhauerey von so grosser, in der Malhlercy aber von gar keiner Wirkung ist, verspare ich auf einen andern Ort.

zu seyn. Denn wenn im Getümmel der Schlacht einer von den wichtigern Helden in Gefahr kömmt, aus der ihm keine andere, als göttliche Macht retten kann: so läßt der Dichter ihn von der schützenden Gottheit in einen dicken Nebel, oder in Nacht verhüllen, und so davon führen; als den Paris von der Venus, *d* den Idäus vom Neptun, *e* den Hector vom Apollo. *f* Und diesen Nebel, diese Wolke, wird Caylus nie vergessen, dem Künstler bestens zu empfehlen, wenn er ihm die Gemählde von dergleichen Begebenheiten vorzeichnet. Wer sieht aber nicht, daß bey dem Dichter das Einhüllen in Nebel und Nacht weiter nichts, als eine poetische Redensart für unsichtbar machen, seyn soll? Es hat mich daher jederzeit befremdet, diesen poetischen Ausdruck realisiret, und eine wirkliche Wolke in dem Gemählde angebracht zu finden, hinter welcher der Held, wie hinter einer spanischen Wand, vor seinem Feinde verborgen stehet. Das war nicht die Meinung des Dichters. Das heißt aus den Grenzen der Malerley herausgehen; denn diese Wolke ist hier eine wahre Hieroglyphe, ein blosses symbolisches Zeichen, das den befreuten Held nicht unsichtbar macht, sondern den Betrachtern zuruft: ihr müßt ihn euch als unsichtbar vorstellen. Sie ist hier nichts besser, als die beschriebenen Zettelchen, die auf alten gothischen Gemählten den Personen aus dem Munde gehen.

Es ist wahr, Homer läßt den Achilles, indem ihm Apollo den Hector entrückt, noch drey mal nach dem dücken Nebel mit der Lanze stossen: *τοῖς δ' ἠεὶ ἄ τ' ἔπειτα βαδίζων.* *g* Allein auch das heißt in der Sprache des Dichters weiter nichts, als daß Achilles so wüthend gewesen, daß er noch drey mal gestossen, ehe er es gemerkt, daß er seinen Feind nicht mehr vor sich habe. Keinen wirklichen Nebel sahe Achilles nicht, und das ganze Kunststück, womit die Götter unsichtbar machten, bestand auch nicht in dem Nebel, sondern in der schnellen Entrückung. Nur um zugleich mit anzuzeigen, daß die Entrückung so schnell geschehen, daß kein menschliches Auge dem entrückten Körper nach-

*d*) Iliad. Γ. v. 381.

*e*) Iliad. E. v. 23.

*f*) Iliad. Τ. v. 444.

*g*) Ibid. v. 446.

folgen können, hüllet ihn der Dichter vorher in Nebel ein; nicht weil man anstatt des entrückten Körpers einen Nebel gesehen, sondern weil wir das, was in einem Nebel ist, als nicht sichtbar denken. Daher kehrt er es auch bisweilen um, und läßt, anstatt das Object unsichtbar zu machen, das Subject mit Blindheit geschlagen werden. So verfinstert Neptun die Augen des Achilles, wenn er den Aeneas aus seinen mörderischen Händen errettet, den er mit einem Rucke mitten aus dem Gewühle auf einmal in das Hintertreffen versetzt.<sup>h</sup> In der That aber sind des Achilles Augen hier eben so wenig verfinstert, als dort die entrückten Helden in Nebel gehüllet; sondern der Dichter setzt das eine und das andere nur bloß hinzu, um die äußerste Schnelligkeit der Entrückung, welche wir das Verschwinden nennen, dadurch sinnlicher zu machen.

Den homerischen Nebel aber haben sich die Mahler nicht bloß in den Fällen zu eigen gemacht, wo ihn Homer selbst gebraucht hat, oder gebraucht haben würde; bey Unsichtbarwerden, bey Verschwindungen: sondern überall, wo der Betrachter etwas in dem Gemählde erkennen soll, was die Personen des Gemähldes entweder alle, oder zum Theil, nicht erkennen. Minerva ward dem Achilles nur allein sichtbar, als sie ihn zurückhielt, sich mit Thätigkeiten gegen den Agamemnon zu vergehen. Dieses auszudrücken, sagt Caylus, weis ich keinen andern Rath, als daß man sie von der Seite der übrigen Rathversammlung in eine Wolke verhülle. Ganz wider den Geist des Dichters. Unsichtbar seyn, ist der natürliche Zustand seiner Götter; es bedarf keiner Blendung, keiner Abschneidung der Lichtstrahlen, daß sie nicht gesehen werden; <sup>i</sup> sondern es bedarf ei-

<sup>h</sup>) Iliad. Ƴ. v. 321.

<sup>i</sup>) Zwar läßt Homer auch Gottheiten sich dann und wann in eine Wolke hüllen, aber nur alsdenn, wenn sie von andern Gottheiten nicht wollen gesehen werden. Ƴ. E. Iliad. Ƴ. v. 282. wo Juno und der Schlaf ἠΐγα ἔσσησαν sich nach dem Ida verfügen, war es der schlauen Göttin höchste Sorge, von der Venus nicht entdeckt zu werden, die ihr, nur unter dem Vorwande einer ganz andern Reise, ihren Gürtel geliehen hatte. In eben dem Buche (v. 344.) muß eine goldene Wolke den wollusttrunknen Jupiter mit seiner Gemahlin umgeben, um ihren züchtigen Weigerungen abzu-  
zuhelfen:

ner Erleuchtung, einer Erhöhung des sterblichen Gesichts, wenn sie gesehen werden sollen. Nicht genug also, daß die Wolke ein willkürliches, und kein natürliches Zeichen bey den Malern ist; dieses willkürliche Zeichen hat auch nicht einmal die bestimmte Deutlichkeit, die es als ein solches haben könnte; denn sie brauchen es eben sowohl, um das Sichtbare unsichtbar, als um das Unsichtbare sichtbar zu machen.

## XIII.

Wenn Homers Werke gänzlich verloren wären, wann wir von seiner Ilias und Odyssee nichts übrig hätten, als eine ähnliche Folge von Gemälden, dergleichen Caylus daraus vorge schlagen: würden wir wohl aus diesen Gemälden, — sie sollen von der Hand des vollkommensten Meisters seyn, — ich will nicht sagen, von dem ganzen Dichter, sondern bloß von seinem mahlerischen Talente, uns den Begriff bilden können, den wir igt von ihm haben?

Man mache einen Versuch mit dem ersten dem besten Stücke. Es sey das Gemälde der Pest. <sup>a</sup> Was erblicken wir auf der Fläche des Künstlers? Todte Leichname, brennende Scheiterhaufen, Sterbende mit Gestorbenen beschäftigt, den erzürnten Gott auf einer Wolke, seine Pfeile abdrückend. Der größte Reich-

Πως κ' εἶσι, εἴτις νῶϊ θεῶν ἀειγενετῶν

Ευδοτ' ἀδρησεῖς, — — —

Sie fürchte sich nicht von den Menschen gesehen zu werden; sondern von den Göttern. Und wenn schon Homer den Jupiter einige Zeilen darau sagen läßt:

Ἥγη, μήτε θεῶν τογέ δεῖδιδι, μήτε τιν' ἀνδρῶν

Οἴψεσθαι· τοῖον τοι ἔγω νεφροσ ἀμφικαλυψῶ

Χρῦσεον.

so folgt doch daraus nicht, daß sie erst diese Wolke vor den Augen der Menschen würde verborgen haben: sondern es will nur so viel, daß sie in dieser Wolke eben so unsichtbar den Göttern werden solle, als sie es nur immer den Menschen sey. So auch, wenn Minerva sich den Helm des Pluto aufsetzet, (Iliad. E. v. 845.) welches mit dem Verhüllen in eine Wolke einerley Wirkung hatte, geschieht es nicht, um von den Trojanern nicht gesehen zu werden, die sie entweder gar nicht, oder unter der Gestalt des Sthenelus erblicken, sondern lediglich, damit sie Mars nicht erkennen möge.

a) Iliad. A. v. 44-53. Tableaux tirés de l'Iliade p. 70.

thum dieses Gemählde, ist Armuth des Dichters. Denn sollte man den Homer aus diesem Gemählde wieder herstellen: was könnte man ihn sagen lassen? „Hierauf ergrimmte Apollo, und „schoss seine Pfeile unter das Heer der Griechen. Viele Griechen starben und ihre Leichname wurden verbrannt.“ Nun lese man den Homer selbst:

Βη δε κατ' οὐλυμπιοιο καρηνων χωμενος κηρ,  
Τοξ' ὠμοισιν ἔχων, ἀμφηροφρα τε φαροτην.

Εκλαγξαν δ' ἄρ' οἷσοι ἐπ' ὠμων χωμενοιο,  
Αυτου κινηθεντος· ὁ δ' ἦϊε νυκτι εἰοικως·

Εξετ' ἐπειτ' ἀπανευθε νεων, μετα δ' ἰον ἔηκε·

Δεινη δε κλαγγη γενετ' ἀργυροιο βιοιο.

Ουρηας μιν πρωτον ἐπωχετο, και κυνας ἀργους·

Αυταρ ἐπειτ' αυτοισι βελος ἔχεπευκες ἐφιεις

Βαλλ'· αἰει δε πυραι νεκων καιοντο θαμειαι.

So weit das Leben über das Gemählde ist, so weit ist der Dichter hier über den Maler. Ergrimmt, mit Bogen und Köcher, steigt Apollo von den Zinnen des Olympus. Ich sehe ihn nicht allein herabsteigen, ich höre ihn. Mit jedem Schritte erklingen die Pfeile um die Schultern des Zornigen. Er gehet einher, gleich der Nacht. Nun sitzt er gegen den Schiffen über, und schnellet — fürchterlich erklingt der silberne Bogen — den ersten Pfeil auf die Maulthiere und Hunde. Sodann faßt er mit dem giftigern Pfeile die Menschen selbst; und überall lodern unaufhörlich Holzstöße mit Leichnamen. — Es ist unmöglich die musikalische Malerey, welche die Worte des Dichters mit hören lassen, in eine andere Sprache überzutragen. Es ist eben so unmöglich, sie aus dem materiellen Gemählde zu vermuthen, ob sie schon nur der allerkleineste Vorzug ist, den das poetische Gemählde vor selbigem hat. Der Hauptvorzug ist dieser, daß uns der Dichter zu dem, was das materielle Gemählde aus ihm zeigt, durch eine ganze Gallerie von Gemähldeu führet.

Aber vielleicht ist die Pest kein vortheilhafter Vorwurf für die Malerey. Hier ist ein anderer, der mehr Reize für das Auge hat. Die rathspiegenden trinkenden Götter. <sup>b</sup> Ein goldner

b) Iliad. Δ. v. 1-4. Tableaux tirés de l'Iliade p. 30.



offener Pallast, willkührliche Gruppen der schönsten und verehrungswürdigsten Gestalten, den Pocal in der Hand, von Heben, der ewigen Jugend, bedienet. Welche Architektur, welche Massen von Licht und Schatten, welche Contraste, welche Mannigfaltigkeit des Ausdruckes! Wo fange ich an, wo höre ich auf, mein Auge zu weiden? Wann mich der Maler so bezaubert, wie vielmehr wird es der Dichter thun! Ich schlage ihn auf, und ich finde — mich betrogen. Ich finde vier gute plane Zeilen, die zur Unterschrift eines Gemählde dienen können, in welchen der Stoff zu einem Gemählde liegt, aber die selbst kein Gemählde sind.

Οι δε θεοι παρ Ζηνι καθημενοι ήγορωοντο  
 Χρυσεω εν δαπεδω, μετα δε σφιοσι ποτνια Ἥβη  
 Νεκταρ εἰφνοχοει· τοι δε χρυσειοις δεπαεσοι  
 Δειδεχατ' ἀλληλους, Τρωων πολιν εισορωοντες.

Das würde ein Apollonius, oder ein noch mittelmäßigerer Dichter, nicht schlechter gesagt haben; und Homer bleibt hier eben so weit unter dem Maler, als der Maler dort unter ihm blieb.

Noch dazu findet Caylus in dem ganzen vierten Buche der Ilias sonst kein einziges Gemählde, als nur eben in diesen vier Zeilen. So sehr sich, sagt er, das vierte Buch durch die mannigfaltigen Ermunterungen zum Angriffe, durch die Fruchtbarkeit glänzender und abstechender Charaktere, und durch die Kunst ausnimmt, mit welcher uns der Dichter die Menge, die er in Bewegung setzen will, zeigt: so ist es doch für die Malererey gänzlich unbrauchbar. Er hätte dazu setzen können: so reich es auch sonst an dem ist, was man poetische Gemählde nennet. Denn wahrlich, es kommen derer in dem vierten Buche so häufige und so vollkommene vor, als nur in irgend einem andern. Wo ist ein ausgeführteres, täuschenderes Gemählde als das vom Pandarus, wie er auf Anreizen der Minerva den Waffenstillstand bricht, und seinen Pfeil auf den Menelaus losdrückt? Als das, von dem Anrücken des griechischen Heeres? Als das, von dem beyderseitigen Angriffe? Als das, von der That des Ulysses, durch die er den Tod seines Leucus rächet?

Was folgt aber hieraus, daß nicht wenige der schönsten Gemählde des Homers keine Gemählde für den Artisten geben? daß

der Artist Gemählde aus ihm ziehen kann, wo er selbst keine hat? daß die, welche er hat, und der Artist gebrauchen kann, nur sehr armselige Gemählde seyn würden, wenn sie nicht mehr zeigten, als der Artist zeigt? Was sonst, als die Verneinung meiner obigen Frage? Daß aus den materiellen Gemählden, zu welchen die Gedichte des Homers Stoff geben, wann ihrer auch noch so viele, wann sie auch noch so vortrefflich wären, sich dennoch auf das mahlerische Talent des Dichters nichts schließen läßt.

#### XIV.

Ist dem aber so, und kann ein Gedicht sehr ergiebig für den Mahler, dennoch aber selbst nicht mahlerisch, hinwiederum ein anderes sehr mahlerisch, und dennoch nicht ergiebig für den Mahler seyn: so ist es auch um den Einfall des Grafen Caylus gethan, welcher die Brauchbarkeit für den Mahler zum Probiersteine der Dichter machen, und ihre Rangordnung nach der Anzahl der Gemählde, die sie dem Artisten darbieten, bestimmen wollen. *a*

Fern sey es, diesem Einfalle, auch nur durch unser Stillschweigen, das Ansehen einer Regel gewinnen zu lassen. Milton würde als das erste unschuldige Opfer derselben fallen. Denn es scheint wirklich, daß das verächtliche Urtheil, welches Caylus über ihn spricht, nicht sowohl Nationalgeschmack, als eine Folge seiner vermeinten Regel gewesen. Der Verlust des Gesichts, sagt er, mag wohl die größte Aehnlichkeit seyn, die Milton mit dem Homer gehabt hat. Freylich kann Milton keine Gallerieen füllen. Aber müßte, so lange ich das leibliche Auge hätte, die Sphäre desselben auch die Sphäre meines innern Auges seyn, so würde

*a*) Tableaux tirés de l'Iliade, Avert. p. V. On est toujours convenu, que plus un Poeme fournissoit d'images & d'actions, plus il avoit de superiorité en Poésie. Cette reflexion m'avoit conduit à penser que le calcul des differens Tableaux, qu'offrent les Poemes, pouvoit servir à comparer le merite respectif des Poèmes & des Poètes. Le nombre & le genre des Tableaux que presentent ces grands ouvrages, auroient été une espece de pierre de touche, ou plutôt une balance certaine du merite de ces Poèmes & du genie de leurs Auteurs.

ich, um von dieser Einschränkung frey zu werden, einen grossen Werth auf den Verlust des erstern legen.

Das verlorne Paradies ist darum nicht weniger die erste Epoeë nach dem Homer, weil es wenig Gemählde liefert, als die Leidensgeschichte Christi deswegen ein Poem ist, weil man kaum den Kopf einer Nadell in sie setzen kann, ohne auf eine Stelle zu treffen, die nicht eine Menge der größten Artisten beschäftigt hätte. Die Evangelisten erzehlen das Factum mit aller möglichen trockenen Einfalt, und der Artist nuget die mannigfaltigen Theile desselben, ohne daß sie ihrer Seits den geringsten Funken von mahlerischem Genie dabey gezeigt haben. Es giebt mahlbare und unmahlbare Facta, und der Geschichtschreiber kann die mahlbaren eben so unmahlerisch erzehlen, als der Dichter die unmahlbaren mahlerisch darzustellen vermögend ist.

Man läßt sich bloß von der Zweydeutigkeit des Wortes verführen, wenn man die Sache anders nimt. Ein poetisches Gemählde ist nicht nothwendig das, was in ein materielles Gemählde zu verwandeln ist; sondern jeder Zug, jede Verbindung mehrerer Züge, durch die uns der Dichter seinen Gegenstand so sinnlich macht, daß wir uns dieses Gegenstandes deutlicher bewußt werden, als seiner Worte, heißt mahlerisch, heißt ein Gemählde, weil es uns dem Grade der Illusion näher bringt, dessen das materielle Gemählde besonders fähig ist, der sich von dem materiellen Gemählde am ersten und leichtesten abstrahiren lassen. *b*

*b*). Was wir poetische Gemählde nennen, nannten die Alten Phantasieen, wie man sich aus dem Longin erinnern wird. Und was wir die Illusion, das Täuschende dieser Gemählde heißen, hieß bey ihnen die Enargie. Daher hatte einer, wie Plutarchus meldet, (Erot. T. II. Edit. Henr. Steph. p. 1351.) gesagt: die poetischen Phantasieen wären, wegen ihrer Enargie, Träume der Wachenden; *Αι ποιητικαί φαντασίαι δια την εναργειαν εγρηγοροτων ενυπνια εισιν*. Ich wünschte sehr, die neuern Lehrbücher der Dichtkunst hätten sich dieser Benennung bedienen, und des Wortes Gemählde gänzlich enthalten wollen. Sie würden uns eine Menge halbwahrer Regeln erspart haben, deren vornehmster Grund die Uebereinstimmung eines willkührlichen Namens ist. Poetische Phantasieen würde kein Mensch so leicht den Schranken eines materiellen Gemähldes unterworfen haben; aber sobald man die Phantasieen poetische Gemählde nannte, so war der Grund zur Verführung gelegt.

## XV.

Nun kann der Dichter zu diesem Grade der Illusion, wie die Erfahrung zeigt, auch die Vorstellungen anderer, als sichtbarer Gegenstände erheben. Folglich müssen nothwendig dem Artisten ganze Classen von Gemälden abgehen, die der Dichter vor ihm voraus hat. Drydens Ode auf den Cäcilienstag ist voller musikalischen Gemälde, die den Pinsel müßig lassen. Doch ich will mich in dergleichen Exempel nicht verlieren, aus welchen man am Ende doch wohl nicht viel mehr lernet, als daß die Farben keine Töne, und die Ohren keine Augen sind.

Ich will bey den Gemälden bloß sichtbarer Gegenstände stehen bleiben, die dem Dichter und Mahler gemein sind. Woran liegt es, daß manche poetische Gemälde von dieser Art, für den Mahler unbrauchbar sind, und hinwiederum manche eigentliche Gemälde unter der Behandlung des Dichters den größten Theil ihrer Wirkung verlieren?

Exempel mögen mich leiten. Ich wiederhole es: das Gemälde des Pandarus im vierten Buche der Ilias ist eines von den ausgeführtesten, täuschendsten im ganzen Homer. Von dem Ergreifen des Bogens bis zu dem Fluge des Pfeiles, ist jeder Augenblick gemahlt, und alle diese Augenblicke sind so nahe und doch so unterschieden angenommen, daß, wenn man nicht wüßte, wie mit dem Bogen umzugehen wäre, man es aus diesem Gemälde allein lernen könnte. <sup>a</sup> Pandarus zieht seinen Bogen hervor, legt die Senne an, öfnet den Köcher, wählet einen noch ungebrauchten wohlbesiederten Pfeil, setzt den Pfeil an die

a) Iliad. Δ. v. 105.

Αυτικ' ἔσυλα τοξον εὐξοον — — — —  
 Καὶ τὸ μὲν εὖ κατεθῆκε τανυσσαμένως, ποτὶ γαίῃ  
 Ἀγκλινῆας — — — — —  
 Αὐτὰρ ὁ σύλα πῶμα φαρετρῆς· ἐκ δ' ἔλετ' ἰόν  
 Ἀβλήτα, πτεροεντα, μελαινων ἔρμ' ὀδυνῶν,  
 Αἶψα δ' ἐπὶ νευρῇ κατεκοσμεῖ πικρὸν οἶσον — —  
 Ἐλκε δ' ὄμου γλυφίδας τε λαβῶν, καὶ νευρὰ βοεῖα.  
 Νευρῆν μὲν μαζῶν πέλασεν, τοξῶν δὲ σιδηρῶν.  
 Αὐτὰρ ἐπειδὴ κυκλωτέρες μερὰ τοξον ἔτεινε,  
 Λιγῆε βίος, νευρῇ δὲ μεγ' ἴαχεν, ἄλτο δ' οἶστος  
 Οἰυβελῆς, καδ' ὀμίλον ἐπιπτεσθῆαι μενεαίωνων.

Senne, zieht die Senne mit samt dem Pfeile unten an dem Einschnitte zurück, die Senne nahet sich der Brust, die eiserne Spitze des Pfeiles dem Bogen, der grosse geründete Bogen schlägt tönend auseinander, die Senne schwirret, ab sprang der Pfeil, und gierig fliegt er nach seinem Ziele.

Uebersehen kann Caylus dieses vortreffliche Gemählde nicht haben. Was fand er also darinn, warum er es für unfähig achtete, seinen Artisten zu beschäftigen? Und was war es, warum ihm die Versammlung der rathspiegenden zehenden Götter zu dieser Absicht tauglicher dünkte? Hier sowohl als dort sind sichtbare Vorwürfe, und was braucht der Mahler mehr, als sichtbare Vorwürfe, um seine Fläche zu füllen?

Der Knoten muß dieser seyn. Ob schon beyde Vorwürfe, als sichtbar, der eigentlichen Mahlerey gleich fähig sind: so findet sich doch dieser wesentliche Unterschied unter ihnen, daß jener eine sichtbare fortschreitende Handlung ist, deren verschiedene Theile sich nach und nach, in der Folge der Zeit, eräugnen, dieser hingegen eine sichtbare stehende Handlung, deren verschiedene Theile sich neben einander im Raume entwickeln. Wenn nun aber die Mahlerey, vermöge ihrer Zeichen oder der Mittel ihrer Nachahmung, die sie nur im Raume verbinden kann, der Zeit gänzlich entsagen muß: so können fortschreitende Handlungen, als fortschreitend, unter ihre Gegenstände nicht gehören, sondern sie muß sich mit Handlungen neben einander, oder mit bloßen Körpern, die durch ihre Stellungen eine Handlung vermuthen lassen, begnügen. Die Poesie hingegen — —

## XVI.

Doch ich will versuchen, die Sache aus ihren ersten Gründen herzuleiten.

Ich schliesse so. Wenn es wahr ist, daß die Mahlerey zu ihren Nachahmungen ganz andere Mittel, oder Zeichen gebrauchet, als die Poesie; jene nemlich Figuren und Farben in dem Raume, diese aber artikulierte Töne in der Zeit; wenn unstreitig die Zeichen ein bequemes Verhältniß zu dem Bezeichneten haben müssen: So können neben einander geordnete Zeichen, auch nur Gegenstände, die neben einander, oder deren Theile

neben einander existiren, auf einander folgende Zeichen aber, auch nur Gegenstände ausdrücken, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen.

Gegenstände, die neben einander oder deren Theile neben einander existiren, heißen Körper. Folglich sind Körper mit ihren sichtbaren Eigenschaften, die eigentlichen Gegenstände der Malererey.

Gegenstände, die auf einander, oder deren Theile auf einander folgen, heißen überhaupt Handlungen. Folglich sind Handlungen der eigentliche Gegenstand der Poesie.

Doch alle Körper existiren nicht allein in dem Raume, sondern auch in der Zeit. Sie dauern fort, und können in jedem Augenblicke ihrer Dauer anders erscheinen, und in anderer Verbindung stehen. Jede dieser augenblicklichen Erscheinungen und Verbindungen ist die Wirkung einer vorhergehenden, und kann die Ursache einer folgenden, und so nach gleichsam das Centrum einer Handlung seyn. Folglich kann die Malererey auch Handlungen nachahmen, aber nur andeutungsweise durch Körper.

Auf der andern Seite können Handlungen nicht für sich selbst bestehen, sondern müssen gewissen Wesen anhängen. In so fern nun diese Wesen Körper sind, oder als Körper betrachtet werden, schildert die Poesie auch Körper, aber nur andeutungsweise durch Handlungen.

Die Malererey kann in ihren coexistirenden Compositionen nur einen einzigen Augenblick der Handlung nutzen, und muß daher den prägnantesten wählen, aus welchem das Vorhergehende und Folgende am begreiflichsten wird.

Eben so kann auch die Poesie in ihren fortschreitenden Nachahmungen nur eine einzige Eigenschaft der Körper nutzen, und muß daher diejenige wählen, welche das sinnlichste Bild des Körpers von der Seite erwecket, von welcher sie ihn braucht.

Hieraus fließt die Regel von der Einheit der mahlerischen Beywörter, und der Sparsamkeit in den Schilderungen körperlicher Gegenstände.

Ich würde in diese trockene Schlußkette weniger Vertrauen setzen, wenn ich sie nicht durch die Praxis des Homers voll-

kommen bestätigt fände, oder wenn es nicht vielmehr die Praxis des Homers selbst wäre, die mich darauf gebracht hätte. Nur aus diesen Grundsätzen läßt sich die grosse Manier des Griechen bestimmen und erklären, so wie der entgegen gesetzten Manier so vieler neuern Dichter ihr Recht ertheilen, die in einem Stücke mit dem Maler wetteifern wollen, in welchem sie nothwendig von ihm überwunden werden müssen.

Ich finde, Homer mahlet nichts als fortschreitende Handlungen, und alle Körper, alle einzelne Dinge mahlet er nur durch ihren Nuthheil an diesen Handlungen, gemeiniglich nur mit Einem Zuge. Was Wunder also, daß der Maler, da wo Homer mahlet, wenig oder nichts für sich zu thun siehet, und daß seine Grundte nur da ist, wo die Geschichte eine Menge schöner Körper, in schönen Stellungen, in einem der Kunst vortheilhafterem Raume zusammenbringt, der Dichter selbst mag diese Körper, diese Stellungen, diesen Raum so wenig mahlen, als er will? Man gehe die ganze Folge der Gemählde, wie sie Caylus aus ihm vorschlägt, Stück vor Stück durch, und man wird in jedem den Beweis von dieser Unmerkung finden.

Ich lasse also hier den Grafen, der den Farbenstein des Malers zum Probiersteine des Dichters machen will, um die Manier des Homers näher zu erklären.

Für Ein Ding, sage ich, hat Homer gemeiniglich nur Einen Zug. Ein Schiff ist ihm bald das schwarze Schiff, bald das hohle Schiff, bald das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Weiter läßt er sich in die Malerey des Schiffes nicht ein. Über wohl das Schiffe, das Abfahren, das Anlanden des Schiffes, macht er zu einem ausführlichen Gemählde, zu einem Gemählde, aus welchem der Maler fünf, sechs besondere Gemählde machen müßte, wenn er es ganz auf seine Leinwand bringen wollte.

Zwingen den Homer ja besondere Umstände, unsern Blick auf einen einzeln körperlichen Gegenstand länger zu heften: so wird dem ohngeachtet kein Gemählde daraus, dem der Maler mit dem Pinsel folgen könnte; sondern er weis durch unzählige Kunstgriffe diesen einzeln Gegenstand in eine Folge von Augenblicken zu setzen, in deren jedem er anders erscheint, und in

deren legtem ihn der Mahler erwarten muß, um uns entstan-  
den zu zeigen, was wir bey dem Dichter entstehen sehn. Z. E.  
Will Homer uns den Wagen der Juno sehen lassen, so muß  
ihn Hebe vor unsern Augen Stück vor Stück zusammen setzen.  
Wir sehen die Räder, die Achsen, den Sitz, die Deichsel und  
Riemen und Stränge, nicht sowohl wie es beyammen ist, als  
wie es unter den Händen der Hebe zusammen kömmt. Auf die  
Räder allein verwendet der Dichter mehr als einen Zug, und  
weist uns die ehernen acht Speichen, die goldenen Felgen, die  
Schienen von Erz, die silberne Nabe, alles insbesondere. Man  
sollte sagen: da der Räder mehr als eines war, so mußte  
in der Beschreibung eben so viel Zeit mehr auf sie gehen,  
als ihre besondere Anlegung deren in der Natur selbst mehr  
erforderte. <sup>a</sup>

Ἥβη δ' ἄμφ' ὄχεεσσι θώρα βαλε καμπυλα κυκλα,  
Χαλκῆα ὀκτακίνημα, σιδηρεῶ ἄξονι ἄμφις·  
Τῶν ἦτοι χρυσεὴ ἵτις ἀφδίτος, αὐτὰρ ὑπερθεῖν  
Χαλκῆ' ἐπισσῶτρα, προσαρηροτα, θάυμα ἰδεῖται·  
Πλημναι δ' ἀργυροῦ εἰσι περιδρομοὶ ἀμφοτέρωθεν·  
Διφρος δὲ χρυσεοῖσι καὶ ἀργυροῖσιν ἱμασίν  
Εὐτεταται· δοῖαι δὲ περιδρομοὶ ἀντυγες εἰσι·  
Τοῦ δ' ἐξ ἀργυρεὸς ρυμὸς πελεν· αὐτὰρ ἐπ' ἀκρω  
Δησε χρυσεῖον καλὸν ζυγόν, ἐν δὲ λεπαδνα  
Καλ' ἐβαλε, χρυσεῖα. — — — —

Will uns Homer zeigen, wie Agamemnon bekleidet gewesen, so  
muß sich der König vor unsern Augen seine völlige Kleidung  
Stück vor Stück umthun; das weiche Unterkleid, den grossen  
Mantel, die schönen Halbstiefeln, den Degen; und so ist er  
fertig, und ergreift das Scepter. Wir sehen die Kleider, in-  
dem der Dichter die Handlung des Bekleidens mahlet; ein an-  
derer würde die Kleider bis auf die geringste Franze gemahlet  
haben, und von der Handlung hätten wir nichts zu sehen  
bekommen. \*

a) Iliad. E. v. 722-31.

\* Iliad. B. v. 43-47.



— — — Μαλακον δ' εινδυνε χιτωνα,  
 Καλον, νηγατεον, περι δ' αν μεγα βαλλετο φαρος·  
 Ποσσι δ' υπαι λιπαροισιν εδησατο καλα πεδιλα.  
 Αμφι δ' αρ' ωμοισιν βαλετο ξιφος αργυροηλοι,  
 Ειλετο δε σκηπτρον πατρωϊον, αφδιτον αιει.

Und wenn wir von diesem Scepter, welches hier blos das väterliche, unvergängliche Scepter heißt, so wie ein ähnliches ihm an einem andern Orte blos χρυσειοις ήλοισι πεπαρωμενον, das mit goldenen Stiften beschlagene Scepter ist, wenn wir, sage ich, von diesem wichtigen Scepter ein vollständigeres, genaueres Bild haben sollen: was thut sodann Homer? Wahlst er uns, ausser den goldenen Nägeln, nun auch das Holz, den geschmigten Knopf? Ja, wenn die Beschreibung in eine Heraldik sollte, damit einmal in den folgenden Zeiten ein anderes genau darnach gemacht werden könne. Und doch bin ich gewiß, daß mancher neuere Dichter eine solche Wappenkönigsbeschreibung daraus würde gemacht haben, in der treuherzigen Meinung, daß er wirklich selber gemahlt habe, weil der Maler ihm nachmahlen kann. Was bekümmert sich aber Homer, wie weit er den Maler hinter sich läßt? Statt einer Abbildung giebt er uns die Geschichte des Scepters: erst ist es unter der Arbeit des Vulkans; nun glänzt es in den Händen des Jupiters; nun bemerkt es die Würde Merkurs; nun ist es der Commandostab des kriegerischen Pelops; nun der Hirtenstab des friedlichen Atreus, u. s. w.

— Σκηπτρον εχων· το μιν Ηφαισος καμιν τευχων·  
 Ηφαισος μιν δωκε Δι Κρονιωνι ανακτι·  
 Αυταρ αρα Ζευς δωκε διακτορω Αργεικροντη·  
 Ερμειας δε αναξ δωκεν Πελοπι πληξιππω·  
 Αυταρ ο αυτε Πελοψ δωκ' Ατρεϊ, ποιμενι λαων·  
 Ατρευς δε θυησκων ελιπε πολυαρι θυεση·  
 Αυταρ ο αυτε θυεσ' Αγαμεμνονι λειπε φορηται,  
 Πολλησι νησοισι και Αργεϊ παντι ανασσειν. b

So kenne ich endlich dieses Scepter besser, als mir es der Maler vor Augen legen, oder ein zweyter Vulkan in die Hände

b) Iliad. B. v. 101-108.

liefern könnte. — Es würde mich nicht befremden, wenn ich fände, daß einer von den alten Auslegern des Homers diese Stelle als die vollkommenste Allegorie von dem Ursprunge, dem Fortgange, der Befestigung und endlichen Beerbsfolgung der königlichen Gewalt unter den Menschen bewundert hätte. Ich würde zwar lächeln, wenn ich läse, daß Vulkan, welcher das Scepter gearbeitet, als das Feuer, als das, was dem Menschen zu seiner Erhaltung das unentbehrlichste ist, die Abstellung der Bedürfnisse überhaupt anzeige, welche die ersten Menschen, sich einem einzigen zu unterwerfen, bewogen; daß der erste König ein Sohn der Zeit, (*Ζεὺς Κρονίων*) ein ehrwürdiger Alte gewesen sey, welcher seine Macht mit einem beredten klugen Manne, mit einem Merkur, (*Διακτορῷ Ἀργεϊφροντῇ*) theilen, oder gänzlich auf ihn übertragen wollen; daß der kluge Redner zur Zeit, als der junge Staat von auswärtigen Feinden bedrohet worden, seine oberste Gewalt dem tapfersten Krieger (*Πελοπι πλεξιππῷ*) überlassen habe; daß der tapfere Krieger, nachdem er die Feinde gedämpft und das Reich gesichert, es seinem Sohne in die Hände spielen können, welcher als ein friedliebender Regent, als ein wohlthätiger Hirte seiner Völker, (*ποιμῆν λαῶν*) sie mit Wohlleben und Ueberfluß bekannt gemacht habe, wodurch nach seinem Tode dem reichsten seiner Anverwandten (*πολυαῖνι Θυεσσῇ*) der Weg gebahnet worden, das was bisher das Vertrauen ertheilet, und das Verdienst mehr für eine Würde als Würde gehalten hatte, durch Geschenke und Bestechungen an sich zu bringen, und es hernach als ein gleichsam erkauftes Gut seiner Familie auf immer zu versichern. Ich würde lächeln, ich würde aber dem ohngeachtet in meiner Achtung für den Dichter bestärket werden, dem man so vieles leihen kann. — Doch dieses liegt auffer meinem Wege, und ich betrachte igt die Geschichte des Scepters bloß als einen Kunstgriff, uns bey einem einzeln Dinge verweilen zu machen, ohne sich in die frostige Beschreibung seiner Theile einzulassen. Auch wenn Achilles bey seinem Scepter schwöret, die Geringschätzung, mit welcher ihm Agamemnon begegnet, zu rächen, giebt uns Homer die Geschichte dieses Scepters. Wir sehen ihn auf den Bergen grünen, das Eisen trennet ihn von dem Stamme, entblättert und entrindet ihn, und

macht ihn bequem, den Richtern des Volkes zum Zeichen ihrer göttlichen Würde zu dienen. c

Ναι μια τοδε σκηπτρον, το μιν ουποτε φυλλά και ὄξους  
 Φυσει, ἐπειδη πρωτα τομην ἐν ὄρεσσι λελοιπει,  
 Ουδ' ἀναδηλησει· περι γαρ ῥα ε̄ χαλκος ἐλεψε  
 Φυλλα τε και φλοιον· νυν ᾱυτε μιν ῡιες Αχαιων  
 Εν παλαμης φορεουσι δικασπολοι, ο̄ι τε δεμισας  
 Προς Διος ε̄ιφουαται — — — —

Dem Homer war nicht sowohl daran gelegen, zwey Stäbe von verschiedener Materie und Figur zu schildern, als uns von der Verschiedenheit der Macht, deren Zeichen diese Stäbe waren, ein sinnliches Bild zu machen. Jener, ein Werk des Vulkan; dieser, von einer unbekannten Hand auf den Bergen geschnitten: jener der alte Besiß eines edeln Hauses; dieser bestimmt, die erste die beste Faust zu füllen: jener, von einem Monarchen über viele Inseln und über ganz Argos erstreckt; dieser, von einem aus dem Mittel der Griechen geführt, dem man nebst andern die Bewahrung der Gesetze anvertrauet hatte. Dieses war wirklich der Abstand, in welchem sich Agamemnon und Achill von einander befanden; ein Abstand, den Achill selbst, bey allem seinen blinden Zorne, einzugestehen, nicht umhin konnte.

Doch nicht bloß da, wo Homer mit seinen Beschreibungen dergleichen weitere Absichten verbindet, sondern auch da, wo es ihm um das bloße Bild zu thun ist, wird er dieses Bild in eine Art von Geschichte des Gegenstandes verstreuen, um die Theile desselben, die wir in der Natur neben einander sehen, in seinem Gemählde eben so natürlich auf einander folgen, und mit dem Flusse der Rede gleichsam Schritt halten zu lassen. Z. E. Er will uns den Bogen des Pandarus mahlen; einen Bogen von Horn, von der und der Länge, wohl poliret, und an beyden Spizen mit Goldblech beschlagen. Was thut er? Zählt er uns alle diese Eigenschaften so trocken eine nach der andern vor? Mit nichten; das würde einen solchen Bogen angeben, vorschreiben, aber nicht mahlen heißen. Er fängt mit der Jagd des Steinbockes

c) Iliad. A. v. 234 - 239.

an, aus dessen Hörnern der Bogen gemacht worden; Pandarus hatte ihm in den Felsen aufgepaßt, und ihn erlegt; die Hörner waren von außerordentlicher Größe, deswegen bestimmte er sie zu einem Bogen; sie kommen in die Arbeit, der Künstler verbindet sie, poliret sie, beschlägt sie. Und so, wie gesagt, sehen wir bey dem Dichter entstehen, was wir bey dem Mahler nicht anders als entstanden sehen können. *d*

— — — Τοξον ἐϋξοον, ἰξάλου αἶγος  
 Ἀργίου, ὃν ρα ποτ' αὐτος, ὑπο φερνοιο τυχησας,  
 Πέτρης ἐκβαίνοντα δεδεγµενος ἐν προδοκῆσι  
 Βεβλήκει πρὸς σῆδος· ὁ δ' ὑπτίος ἐµπέσσε πέτρῃ·  
 Τοῦ κερα ἐκ κεφαλῆς ἐκκαίδεκαδωρα πεφυκει·  
 Καὶ τὰ µεν ἀσκησας κεραοξοος ἤραρε τεκτων,  
 Παν δ' ἐν λειµνας, χρυσεην ἐπέσθηκε κορωνην.

Ich würde nicht fertig werden, wenn ich alle Exempel dieser Art ausschreiben wollte. Sie werden jedem, der seinen Homer inne hat, in Menge beysfallen.

## XVII.

Aber, wird man einwenden, die Zeichen der Poesie sind nicht bloß auf einander folgend, sie sind auch willkürlich; und als willkürliche Zeichen sind sie allerdings fähig, Körper, so wie sie im Raume existiren, auszudrücken. In dem Homer selbst fänden sich hiervon Exempel, an dessen Schild des Achilles man sich nur erinnern dürfe, um das entscheidendste Beyspiel zu haben, wie weitläufig und doch poetisch, man ein einzelnes Ding nach seinen Theilen neben einander schildern könne.

Ich will auf diesen doppelten Einwurf antworten. Ich nenne ihn doppelt, weil ein richtiger Schluß auch ohne Exempel gelten muß, und Gegentheils das Exempel des Homers bey mir von Wichtigkeit ist, auch wenn ich es noch durch keinen Schluß zu rechtfertigen weis.

Es ist wahr; da die Zeichen der Rede willkürlich sind, so ist es gar wohl möglich, daß man durch sie die Theile eines Körpers eben so wohl auf einander folgen lassen kann, als sie

in der Natur neben einander befindlich sind. Allein dieses ist eine Eigenschaft der Rede und ihrer Zeichen überhaupt, nicht aber in so ferne sie der Absicht der Poesie am bequemsten sind. Der Poet will nicht bloß verständlich werden; seine Vorstellungen sollen nicht bloß klar und deutlich seyn; hiermit begnügt sich der Prosaist. Sondern er will die Ideen, die er in uns erwecket, so lebhaft machen, daß wir in der Geschwindigkeit die wahren sinnlichen Eindrücke ihrer Gegenstände zu empfinden glauben, und in diesem Augenblicke der Täuschung, uns der Mittel, die er dazu anwendet, seiner Worte bewußt zu seyn aufhören. Hierauf lief oben die Erklärung des poetischen Gemähltes hinaus. Aber der Dichter soll immer mahlen; und nun wollen wir sehen, in wie ferne Körper nach ihren Theilen neben einander sich zu dieser Malhercy schicken.

Wie gelangen wir zu der deutlichen Vorstellung eines Dinges im Raume? Erst betrachten wir die Theile desselben einzeln, hierauf die Verbindung dieser Theile, und endlich das Ganze. Unsere Sinne verrichten diese verschiedene Operationen mit einer so erstaunlichen Schnelligkeit, daß sie uns nur eine einzige zu seyn bedünken, und diese Schnelligkeit ist unumgänglich nothwendig, wann wir einen Begriff von dem Ganzen, welcher nichts mehr als das Resultat von den Begriffen der Theile und ihrer Verbindung ist, bekommen sollen. Gesezt nun also auch, der Dichter führe uns in der schönsten Ordnung von einem Theile des Gegenstandes zu dem andern; gesezt, er wisse uns die Verbindung dieser Theile auch noch so klar zu machen: wie viel Zeit gebraucht er dazu? Was das Auge mit einmal übersiehet, zählt er uns merklich langsam nach und nach zu, und oft geschieht es, daß wir bey dem letzten Zuge den ersten schon wiederum vergessen haben. Jedemoch sollen wir uns aus diesen Zügen ein Ganzes bilden: dem Auge bleiben die betrachteten Theile beständig gegenwärtig; es kann sie abermals und abermals überlaufen: für das Ohr hingegen sind die vernommenen Theile verlohren, wann sie nicht in dem Gedächtnisse zurückbleiben. Und bleiben sie schon da zurück: welche Mühe, welche Anstrengung kostet es, ihre Eindrücke alle in eben der Ordnung so lebhaft zu erneuern, sie nur mit einer mäßigen

Geschwindigkeit auf einmal zu überdenken, um zu einem etwaigen Begriffe des Ganzen zu gelangen!

Man versuche es an einem Beispiele, welches ein Meisterstück in seiner Art heißen kann. <sup>a</sup>

Dort ragt das hohe Haupt vom edeln Enziane  
 Weit übern niedern Chor der Pöbelkräuter hin,  
 Ein ganzes Blumenvolk dient unter seiner Fahne,  
 Sein blauer Bruder selbst bückt sich, und ehret ihn.  
 Der Blumen helles Gold, in Strahlen umgebogen,  
 Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,  
 Der Blätter glattes Weiß, mit tiefem Grün durchzogen,  
 Strahlt von dem bunten Bliß von feuchtem Diamant.  
 Gerechtestes Gesetz! daß Kraft sich Zier vermähle,  
 In einem schönen Leib wohnt eine schöne Seele.

Hier kriecht ein niedrig Kraut, gleich einem grauen Nebel,  
 Dem die Natur sein Blatt im Kreuze hingelegt;  
 Die holde Blume zeigt die zwey vergöldten Schnäbel,  
 Die ein von Amethyst gebildter Vogel trägt.  
 Dort wirft ein glänzend Blat, in Finger ausgekerbet,  
 Auf einen hellen Bach den grünen Widerschein;  
 Der Blumen zarten Schnee, den matter Purpur färbet,  
 Schließt ein gestreifter Stern in weiße Strahlen ein.  
 Smaragd und Rosen blühn auch auf zertretner Heyde,  
 Und Felsen decken sich mit einem Purpurkleide.

Es sind Kräuter und Blumen, welche der gelehrte Dichter mit grosser Kunst und nach der Natur mahlet. Mahlet, aber ohne alle Täuschung mahlet. Ich will nicht sagen, daß wer diese Kräuter und Blumen nie gesehen, sich auch aus seinem Gemählde so gut als gar keine Vorstellung davon machen könne. Es mag seyn, daß alle poetische Gemählde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern. Ich will auch nicht läugnen, daß demjenigen, dem eine solche Bekanntschaft hier zu statten kömmt, der Dichter nicht von einigen Theilen eine lebhaftere Idee erwecken könnte. Ich frage ihn nur, wie steht es um den Begriff des Ganzen? Wenn auch dieser lebhafter seyn

a) S. des Herrn v. Hallers Alpen.

folll, so müssen keine einzelne Theile darinn vorstechen, sondern das höhere Licht muß auf alle gleich vertheilet scheinen; unsere Einbildungskraft muß alle gleich schnell überlauffen können, um sich das aus ihnen mit eins zusammen zu setzen, was in der Natur mit eins gesehen wird. Ist dieses hier der Fall? Und ist er es nicht, wie hat man sagen können, „daß die ähnl-  
 „lichste Zeichnung eines Malhlers gegen diese poetische Schilde-  
 „rung ganz matt und düster sein würde?“<sup>b</sup> Sie bleibet unend-  
 lich unter dem, was Linien und Farben auf der Fläche aus-  
 drücken können, und der Kunstrichter, der ihr dieses übertriebene  
 Lob ertheilet, muß sie aus einem ganz falschen Gesichtspunkte  
 betrachtet haben; er muß mehr auf die fremden Zierrathen, die  
 der Dichter darein verwäbet hat, auf die Erhöhung über das  
 vegetative Leben, auf die Entwicklung der innern Vollkommen-  
 heiten, welchen die äussere Schönheit nur zur Schale dienet, als  
 auf diese Schönheit selbst, und auf den Grad der Lebhaftigkeit  
 und Aehnlichkeit des Bildes, welches uns der Malher, und  
 welches uns der Dichter davon gewähren kann, gesehen haben.  
 Gleichwohl kömmt es hier lediglich nur auf das letztere an, und  
 wer da sagt, daß die blossen Zeilen:

Der Blumen helles Gold in Strahlen umgebogen,  
 Thürmt sich am Stengel auf, und krönt sein grau Gewand,  
 Der Blätter glattes Weiß mit tiefem Grün durchzogen,  
 Strahlt von dem bunten Blic von feichtem Diamant —

daß diese Zeilen, in Aufsehung ihres Eindrucks, mit der Nach-  
 ahmung eines Huysum wetteifern können, muß seine Empfin-  
 dung nie befragt haben, oder sie vorsehlich verleugnen wollen.  
 Sie mögen sich, wenn man die Blume selbst in der Hand hat,  
 sehr schön dagegen recitiren lassen; nur vor sich allein sagen sie  
 wenig oder nichts. Ich höre in jedem Worte den arbeitenden  
 Dichter, aber das Ding selbst bin ich weit entfernet zu sehen.

Nochmals also: ich spreche nicht der Rede überhaupt das  
 Vermögen ab, ein körperliches Ganze nach seinen Theilen zu  
 schildern; sie kann es, weil ihre Zeichen, ob sie schon auf ein-  
 ander folgen, dennoch willkührliche Zeichen sind: sondern ich

b) Breitingers Critische Dichtkunst Th. II. S. 807.

spredhe es der Rede als dem Mittel der Poesie ab, weil dergleichen wörtlichen Schilderungen der Körper das Täuschende gebriht, worauf die Poesie vornehmlich gehet; und dieses Täuschende, sage ich, muß ihnen darum gebrechen, weil das Coexistirende des Körpers mit dem Consecutiven der Rede dabey in Collision kömmt, und indem jenes in dieses aufgelöset wird, uns die Zergliederung des Ganzen in seine Theile zwar erleichtert, aber die endliche Wiederzusammensetzung dieser Theile in das Ganze ungemein schwer, und nicht selten unmöglich gemacht wird.

Ueberall, wo es daher auf das Täuschende nicht ankömmt, wo man nur mit dem Verstande seiner Leser zu thun hat, und nur auf deutliche und so viel möglich vollständige Begriffe gehet: können diese aus der Poesie ausgeschlossene Schilderungen der Körper gar wohl Platz haben, und nicht allein der Prosaist, sondern auch der dogmatische Dichter (denn da wo er dogmatisiret, ist er kein Dichter), können sich ihrer mit vielem Nutzen bedienen. So schildert z. E. Virgil in seinem Gedichte vom Landbaue eine zur Zucht tüchtige Kuh:

— — — — — Optima torvæ

Forma bovis, cui turpe caput, cui plurima cervix,

Et crurum tenuis a mento palearia pendent.

Tum longo nullus lateri modus: omnia magna:

Pes etiam, & camuris hirtæ sub cornibus aures.

Nec mihi displiceat maculis insignis & albo,

Aut juga detractans interdumque aspera cornu,

Et faciem tauro propior; quæque ardua tota,

Et gradiens ima verrit vestigia cauda.

Oder ein schönes Füllen:

— — — — — Illi ardua cervix

Argutumque caput, brevis alvus, obesaque lerga;

Luxuriatque toris animosum pectus &c. c

Denn wer sieht nicht, daß dem Dichter hier mehr an der Auseinandersetzung der Theile, als an dem Ganzen gelegen gewesen? Er will uns die Kennzeichen eines schönen Füllens, einer tüchtigen Kuh zuzählen, um uns in den Stand zu setzen, nach dem



wir deren mehrere oder weniger antreffen, von der Güte der einen oder des andern urtheilen zu können; ob sich aber alle diese Kennzeichen in ein lebhaftes Bild leicht zusammen fassen lassen, oder nicht, das konnte ihm sehr gleichgültig seyn.

Ausser diesem Gebrauche sind die ausführlichen Gemählde körperlicher Gegenstände, ohne den oben erwähnten Homerischen Kunstgriff, das Coexistirende derselben in ein wirkliches Successives zu verwandeln, jederzeit von den feinsten Richtern für ein frostiges Spielwerk erkannt worden, zu welchem wenig oder gar kein Genie gehört. Wenn der poetische Stümper, sagt Horaz, nicht weiter kann, so fängt er an, einen Hayn, einen Altar, einen durch anmuthige Fluren sich schlängelnden Bach, einen rauschenden Strom, einen Regenbogen zu mahlen:

— — — — Lucus & ara Dianæ,

Et properantis aquæ per amœnos ambitus agros,

Aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus. *d*

Der männliche Pope sahe auf die mahlerischen Versuche seiner poetischen Kindheit mit grosser Geringschätzung zurück. Er verlangte ausdrücklich, daß wer den Namen eines Dichters nicht unwürdig führen wolle, der Schilderungsfucht so früh wie möglich entsagen müsse, und erklärte ein bloß mahlendendes Gedichte für ein Gastgebot auf lauter Bräuen. *e* Von dem Herrn von Kleist

*d*) De A. P. v. 16.

*e*) Prologue to the Satires. v. 349.

That not in Fancy's maze he wander'd long

But stoop'd to Truth, and moraliz'd his song.

Ibid. v. 148.

— — — — who could take offence,

While pure Description held the place of Sense?

Die Anmerkung, welche Warburton über die letzte Stelle macht, kann für eine authentische Erklärung des Dichters selbst gelten. He uses PURE equivocally, to signify either chaste or empty; and has given in this line what he esteemed the true Character of descriptive Poetry, as it is called. A composition, in his opinion, as absurd as a feast made up of fauces. The use of a picturesque imagination is to brighten and adorn good sense; so that to employ it only in Description, is like childrens delighting in a prism for the sake of its gaudy colours; which when frugally managed, and artfully disposed, might be made to represent and illustrate the noblest objects in nature. Sowohl der Dichter als Commen-

kann ich versichern, daß er sich auf seinen Frühling das wenigste einbildete. Hätte er länger gelebt, so würde er ihm eine ganz andere Gestalt gegeben haben. Er dachte darauf, einen Plan hinein zu legen, und sann auf Mittel, wie er die Menge von Bildern, die er aus dem unendlichen Raume der verjüngten Schöpfung, auf Gerathewohl, bald hier bald da, gerissen zu haben schien, in einer natürlichen Ordnung vor seinen Augen entstehen und auf einander folgen lassen wolle. Er würde zugleich das gethan haben, was Marmontel, ohne Zweifel mit auf Veranlassung seiner Eklogen, mehreren deutschen Dichtern gerathen hat; er würde aus einer mit Empfindungen nur sparsam durchwebten Reihe von Bildern, eine mit Bildern nur sparsam durchflochtene Folge von Empfindungen gemacht haben. f

## XVIII.

Und dennoch sollte selbst Homer in diese frostigen Ausmalungen körperlicher Gegenstände verfallen seyn? —

Ich will hoffen, daß es nur sehr wenige Stellen sind, auf die man sich desfalls berufen kann; und ich bin versichert, daß auch diese wenige Stellen von der Art sind, daß sie die Regel, von der sie eine Ausnahme zu seyn scheinen, vielmehr bestätigen.

Es bleibt dabey: die Zeitfolge ist das Gebiete des Dichters, so wie der Raum das Gebiete des Malers.

Zwey nothwendig entfernte Zeitpunkte in ein und eben dasselbe Gemählde bringen, so wie Fr. Mazzuoli den Raub der Sabinischen Jungfrauen, und derselben Ausöhnung ihrer Ehemänner mit ihren Unverwandten; oder wie Titian die ganze Geschichte des verlornen Sohnes, sein lüderliches Leben und sein

tator scheinen zwar die Sache mehr auf der moralischen, als kunstmäßigen Seite betrachtet zu haben. Doch desto besser, daß sie von der einen eben so nichtig als von der andern erscheinet.

f) Poetique Francoise T. II. p. 501. J'écrivois ces reflexions avant que les essais des Allemands dans ce genre (l'Eglogue) fussent connus parmi nous. Ils ont exécuté ce que j'avois conçu; & s'ils parviennent à donner plus au moral & moins au detail des peintures physiques, ils excelleront dans ce genre, plus riche, plus vaste, plus fecond, & infiniment plus naturel & plus moral que celui de la galanterie champetre.

Glend und seine Neue: heißt ein Eingriff des Malers in das Gebiete des Dichters, den der gute Geschmack nie billigen wird.

Mehrere Theile oder Dinge, die ich nothwendig in der Natur auf einmal übersehen muß, wenn sie ein Ganzes hervorbringen sollen, dem Leser nach und nach zuzählen, um ihm dadurch ein Bild von dem Ganzen machen zu wollen: heißt ein Eingriff des Dichters in das Gebiete des Malers, wobey der Dichter viel Imagination ohne allen Nutzen verschwendet.

Doch, so wie zwey billige freundschaftliche Nachbarn zwar nicht verstaten, daß sich einer in des andern innerstem Reiche ungeziemende Freyheiten herausnehme, wohl aber auf den äußersten Grenzen eine wechselseitige Rücksicht herrschen lassen, welche die kleinen Eingriffe, die der eine in des andern Gerechtsame in der Geschwindigkeit sich durch seine Umstände zu thun genöthiget siehet, friedlich von beyden Theilen compensiret: so auch die Malerey und Poesie.

Ich will in dieser Absicht nicht anführen, daß in großen historischen Gemälden, der einzige Augenblick fast immer um etwas erweitert ist, und daß sich vielleicht kein einziges an Figuren sehr reiches Stück findet, in welchem jede Figur vollkommen die Bewegung und Stellung hat, die sie in dem Augenblicke der Haupthandlung haben sollte; die eine hat eine etwas frühere, die andere eine etwas spätere. Es ist dieses eine Freyheit, die der Meister durch gewisse Feinheiten in der Anordnung rechtfertigen muß, durch die Verwendung oder Entfernung seiner Personen, die ihnen an dem was vorgehet, einen mehr oder weniger augenblicklichen Antheil zu nehmen erlaubet. Ich will mich bloß einer Anmerkung bedienen, welche Herr Mengs über die Drapperie des Raphaels macht. a) „Alle Falten, sagt er, „haben bey ihm ihre Ursachen, es sey durch ihr eigen Gewichte, „oder durch die Ziehung der Glieder. Manchmal siehet man „in ihnen, wie sie vorher gewesen; Raphael hat auch sogar in „diesem Bedeutung gesucht. Man siehet an den Falten, ob „ein Bein oder Arm vor dieser Regung, vor oder hinten ge- „standen, ob das Glied von Krümme zur Ausstreckung geganz-

a) Gedanken über die Schönheit und über den Geschmack in der Malerey. S. 69.

„gen, oder gehet, oder ob es ausgestreckt gewesen, und sich „krümmet.“ Es ist unstreitig, daß der Künstler in diesem Falle zwey verschiedene Augenblicke in einen einzigen zusammen bringt. Denn da dem Fusse, welcher hinten gestanden und sich vor bewegt, der Theil des Gewands, welches auf ihm liegt, unmittelbar folget, das Gewand wäre denn von sehr steifem Zeuge, der aber eben darum zur Malherey ganz unbequem ist: so giebt es keinen Augenblick, in welchem das Gewand im geringsten eine andere Falte machte, als es der igeige Stand des Gliedes erfordert; sondern läßt man es eine andere Falte machen, so ist es der vorige Augenblick des Gewandes und der igeige des Gliedes. Dem ohngeachtet, wer wird es mit dem Artisten so genau nehmen, der seinen Vortheil dabey findet, uns diese beyden Augenblicke zugleich zu zeigen? Wer wird ihn nicht vielmehr rühmen, daß er den Verstand und das Herz gehabt hat, einen solchen geringen Fehler zu begehen, um eine grössere Vollkommenheit des Ausdruckes zu erreichen?

Gleiche Nachsicht verdienet der Dichter. Seine fortschreitende Nachahmung erlaubet ihm eigentlich, auf einmal nur eine einzige Seite, eine einzige Eigenschaft seiner körperlichen Gegenstände zu berühren. Aber wenn die glückliche Einrichtung seiner Sprache ihm dieses mit einem einzigen Worte zu thun verstatet; warum sollte er nicht auch dann und wann, ein zweytes solches Wort hinzufügen dürfen? Warum nicht auch, wann es die Mühe verlohnet, ein drittes? Oder wohl gar ein viertes? Ich habe gesagt, dem Homer sey z. E. ein Schiff, entweder nur das schwarze Schiff, oder das hohle Schiff, oder das schnelle Schiff, höchstens das wohlberuderte schwarze Schiff. Zu verstehen von seiner Manier überhaupt. Hier und da findet sich eine Stelle, wo er das dritte mahlende Epitheton hinzusetzet: Καμπύλα κυκλα, χαλκεια, ὀκτακνημια,<sup>b</sup> runde, ehern, achtspeichigte Räder. Auch das vierte: ἀσπίδα παντοσε ἰσην, καλην, χαλκειην, ἐξήλατον,<sup>c</sup> ein überall glattes, schönes, ehernes, getriebenes Schild. Wer wird ihn darum tadeln? Wer wird ihm diese kleine Keppigkeit nicht vielmehr Dank wis-

b) Iliad. E. v. 722.

c) Iliad. M. v. 296.

sen, wenn er empfindet, welche gute Wirkung sie an wenigen schicklichen Stellen haben kann?

Des Dichters sowohl als des Malers eigentliche Rechtfertigung hierüber, will ich aber nicht aus dem vorangeschickten Gleichnisse von zwey freundschaftlichen Nachbarn hergeleitet wissen. Ein blosses Gleichniß beweiset und rechtfertiget nichts. Sondern dieses muß sie rechtfertigen: so wie dort bey dem Maler die zwey verschiedenen Augenblicke so nahe und unmittelbar an einander grenzen, daß sie ohne Anstoß für einen einzigen gelten können; so folgen auch hier bey dem Dichter die mehrern Züge für die verschiedenen Theile und Eigenschaften im Raume in einer solchen gedrengten Kürze so schnell aufeinander, daß wir sie alle auf einmal zu hören glauben.

Und hierin, sage ich, kömmt dem Homer seine vortreffliche Sprache ungemein zu Statten. Sie läßt ihm nicht allein alle mögliche Freyheit in Häuffung und Zusammensetzung der Beywörter, sondern sie hat auch für diese gehäufte Beywörter eine so glückliche Ordnung, daß der nachtheiligen Suspension ihrer Beziehung dadurch abgeholfen wird. In einer oder mehreren dieser Bequemlichkeiten fehlt es den neuern Sprachen durchgängig. Diejenigen, als die Französische, welche z. E. jenes *Καμπυλα κυκλα, χαλκσα, οκτακνημα* umschreiben müssen: „die runden Räder, welche von Erz waren und acht Speichen hatten,“ drücken den Sinn aus, aber vernichten das Gemählde. Gleichwohl ist der Sinn hier nichts, und das Gemählde alles; und jener ohne dieses macht den lebhaftesten Dichter zum langweiligsten Schwäzer. Ein Schicksal, das den guten Homer unter der Feder der gewissenhaften Frau Dacier oft betroffen hat. Unsere deutsche Sprache hingegen kann zwar die Homerischen Beywörter meistens in eben so kurze gleichgeltende Beywörter verwandeln, aber die vortheilhafte Ordnung derselben kann sie der Griechischen nicht nachmachen. Wir sagen zwar „die runden, ehernen, achtspeichigten“ — — aber „Räder“ schleppt hinten nach. Wer empfindet nicht, daß drey verschiedene Prädicate, ehe wir das Subject erfahren, nur ein schwankes verwirrtes Bild machen können? Der Grieche verbindet das Subject gleich mit dem ersten Prädicate, und läßt die andern nach-

folgen; er sagt: „runde Räder, eberne, achtspeichigte.“ So wissen wir mit eins wovon er redet, und werden, der natürlichen Ordnung des Denkens gemäß, erst mit dem Dinge, und dann mit seinen Zufälligkeiten bekannt. Diesen Vortheil hat unsere Sprache nicht. Oder soll ich sagen, sie hat ihn, und kann ihn nur selten ohne Zweydeutigkeit nutzen? Beydes ist eins. Denn wenn wir Beywörter hintennach setzen wollen, so müssen sie im statu absoluto stehen; wir müssen sagen: runde Räder, ebern und achtspeichigt. Allein in diesem statu kommen unsere Adjectiva völlig mit den Adverbiis überein, und müssen, wenn man sie als solche zu dem nächsten Zeitworte, das von dem Dinge prädiciret wird, ziehet, nicht selten einen ganz falschen, allezeit aber einen sehr schielenden Sinn verursachen.

Doch ich halte mich bey Kleinigkeiten auf, und scheine das Schild vergessen zu wollen; das Schild des Achilles; dieses berühmte Gemälde, in dessen Rücksicht vornehmlich, Homer vor Alters als ein Lehrer der Mahlerey *d* betrachtet wurde. Ein Schild, wird man sagen, ist doch wohl ein einzelner körperlicher Gegenstand, dessen Beschreibung nach seinen Theilen neben einander, dem Dichter nicht vergönnet seyn soll? Und dieses Schild hat Homer, in mehr als hundert prächtigen Versen, nach seiner Materie, nach seiner Form, nach allen Figuren, welche die ungeheure Fläche desselben füllten, so umständlich, so genau beschrieben, daß es neuern Künstlern nicht schwer gefallen, eine in allen Stücken übereinstimmende Zeichnung darnach zu machen.

Ich antworte auf diesen besondern Einwurf, — daß ich bereits darauf geantwortet habe. Homer mahlet nemlich das Schild nicht als ein fertiges vollendetes, sondern als ein werdendes Schild. Er hat also auch hier sich des gepriesenen Kunstgriffes bedienet, das Coexistirende seines Vorwurfs in ein Consecutives zu verwandeln, und dadurch aus der langweiligen Mahlerey eines Körpers, das lebendige Gemälde einer Handlung zu machen. Wir sehen nicht das Schild, sondern den göttlichen Meister, wie er das Schild verfertiget. Er tritt mit Hammer und Zange vor seinen Amboss, und nachdem er die

*d*) Dionysius Halicarnass. in Vita Homeri apud Th. Gale in Opusc. Mythol. p. 401.

Platten aus dem größten geschmiedet, schwellen die Bilder, die er zu dessen Auszierung bestimmet, vor unsern Augen, eines nach dem andern, unter seinen feinern Schlägen aus dem Erzte hervor. Eher verlieren wir ihn nicht wieder aus dem Gesichte, bis alles fertig ist. Nun ist es fertig, und wir erstaunen über das Werk, aber mit dem gläubigen Erstaunen eines Augenzeugens, der es machen sehen.

Dieses läßt sich von dem Schilde des Aeneas beym Virgil nicht sagen. Der römische Dichter empfand entweder die Feinheit seines Müsters hier nicht, oder die Dinge, die er auf sein Schild bringen wollte, schienen ihm von der Art zu seyn, daß sie die Ausführung vor unsern Augen nicht wohl verstatteten. Es waren Prophezeyungen, von welchen es freylich unschicklich gewesen wäre, wenn sie der Gott in unserer Gegenwart eben so deutlich geäußert hätte, als sie der Dichter hernach ausleget. Prophezeyungen, als Prophezeyungen, verlangen eine dunkelere Sprache, in welche die eigentlichen Namen der Personen aus der Zukunft, die sie betreffen, nicht passen. Gleichwohl lag an diesen wahrhaften Namen, allem Ansehen nach, dem Dichter und Hofmanne hier das meiste. e Wenn ihn aber dieses ent-

e) Ich finde, daß Servius dem Virgil eine andere Entschuldigung leihet. Denn auch Servius hat den Unterschied, der zwischen beyden Schilden ist, bemerkt: Sane interest inter hunc & Homeri Clypeum: illic enim singula dum fiunt narrantur; hic vero perfecto opere noscuntur: nam & hic arma prius accipit Aeneas, quam spectaret; ibi postquam omnia narrata sunt, sic a Thetide deferuntur ad Achillem (Ad v. 625. lib. VIII. Aeneid.) Und warum dieses? Darum, meinet Servius, weil auf dem Schilde des Aeneas, nicht bloß die wenigen Begebenheiten, die der Dichter anführet, sondern,

— — — — genus omne futuræ

Stirpis ab Ascanio, pugnataque in ordine bella  
 abgebildet waren. Wie wäre es also möglich gewesen, daß mit eben der Geschwindigkeit, in welcher Vulkan das Schild arbeiten mußte, der Dichter die ganze lange Reihe von Nachkommen hätte nahmhast machen, und alle von ihnen nach der Ordnung geführte Kriege hätte erwähnen können? Dieses ist der Verstand der etwas dunkeln Worte des Servius: Opportune ergo Virgilius, quia non videtur simul & narrationis celeritas potuisse connecti, & opus tam velociter expediri, ut ab verbum posset occurrere. Da Virgil nur etwas wenig von dem non enarrabile texto Clypei beybringen konnte, so konnte er es nicht während der Arbeit des Vulkanus selbst thun; sondern er mußte es versparen, bis alles fertig war. Ich wünschte für den

schuldiget, so hebt es darum nicht auch die üble Wirkung auf, welche seine Abweichung von dem Homerischen Wege hat. Leser von einem feinem Geschmacke, werden mir Recht geben. Die Anstalten, welche Vulkan zu seiner Arbeit macht, sind bey dem Virgil ungefehr eben die, welche ihn Homer machen läßt. Aber anstatt daß wir bey dem Homer nicht bloß die Anstalten zur Arbeit, sondern auch die Arbeit selbst zu sehen bekommen, läßt Virgil, nachdem er uns nur den geschäftigen Gott mit seinen Cyclophen überhaupt gezeiget,

Ingentem Clypeum informant — —

— — Alii ventosis follibus auras

Accipiunt, redduntque: alii stridentia tingunt

Aera lacu. Gemit impositis incudibus antrum.

Illi inter sese multa vi brachia tollunt

In numerum, versantque tenaci forcipe massam. f

den Vorhang auf einmal niederfallen, und versetzt uns in eine ganz andere Scene, von da er uns allmählig in das Thal bringt, in welchem die Venus mit den indeß fertig gewordenen Waffen bey dem Aeneas anlangt. Sie lehnet sie an den Stamm einer Eiche, und nachdem sie der Held genug begaffet, und bestaunet, und betastet, und versuchet, hebt sich die Beschreibung, oder das Gemählde des Schildes an, welches durch das ewige: Hier ist, und Da ist, Nahe dabey stehet, und Nicht weit davon siehet man — so kalt und langweilig wird, daß alle der poetische Schmuck, den ihm ein Virgil geben konnte, nöthig war, um es uns nicht unerträglich finden zu lassen. Da dieses Gemählde hiernächst nicht Aeneas macht, als welcher sich an den blossen Figuren ergetet, und von der Bedeutung derselben nichts weiß,

Virgil sehr, dieses Raisonnement des Servius wäre ganz ohne Grund; meine Entschuldigung würde ihm weit rühmlicher seyn. Denn wer hieß ihm, die ganze römische Geschichte auf ein Schild bringen? Mit wenig Gemählben machte Homer sein Schild zu einem Inbegriffe von allem, was in der Welt vorgehet. Scheinet es nicht, als ob Virgil, da er den Griechen nicht in den Vorwürffen und in der Ausführung der Gemählde übertreffen können, ihn wenigstens in der Anzahl derselben übertreffen wollen? Und was wäre kindischer gewesen?



— — rerumque ignarus imagine gaudet;

auch nicht Venus, ob sie schon von den künftigen Schicksalen ihrer lieben Enkel vermuthlich eben so viel wissen mußte, als der gutwillige Ehemann; sondern da es aus dem eigenen Munde des Dichters kömmt: so bleibet die Handlung offenbar während demselben stehen. Keine einzige von seinen Personen nimt daran Theil; es hat auch auf das Folgende nicht den geringsten Einfluß, ob auf dem Schilde dieses, oder etwas anders, vorgestellet ist; der witzige Hofmann leuchtet überall durch, der mit allerley schmeichelhaften Anspielungen seine Materie aufstuet, aber nicht das grosse Genie, das sich auf die eigene innere Stärke seines Werks verläßt, und alle äussere Mittel, interessant zu werden, verachtet. Das Schild des Aeneas ist folglich ein wahres Einschießel, einzig und allein bestimmt, dem Nationalstolze der Römer zu schmeicheln; ein fremdes Wächlein, das der Dichter in seinen Strom leitet, um ihn etwas reger zu machen. Das Schild des Achilles hingegen ist Zuwachs des eigenen fruchtbaren Bodens; denn ein Schild mußte gemacht werden, und da das Nothwendige aus der Hand der Gottheit nie ohne Unmuth kömmt; so mußte das Schild auch Verzierungen haben. Aber die Kunst war, diese Verzierungen als blosser Verzierungen zu behandeln, sie in den Stoff einzuweben, um sie uns nur bey Gelegenheit des Stoffes zu zeigen; und dieses ließ sich allein in der Manier des Homers thun. Homer läßt den Vulkan Zierrathen künsteln, weil und indem er ein Schild machen soll, das seiner würdig ist. Virgil hingegen scheint ihn das Schild wegen der Zierrathen machen zu lassen, da er die Zierrathen für wichtig genug hält, um sie besonders zu beschreiben, nachdem das Schild lange fertig ist.

## XIX.

Die Einwürfe, welche der ältere Skaliger, Perrault, Terrasson und andere gegen das Schild des Homers machen, sind bekannt. Eben so bekannt ist das, was Dacier, Boivin und Pope darauf antworten. Mich dünkt aber, daß diese letztern sich manchmal zu weit einlassen, und in Zuversicht auf ihre

gute Sache, Dinge behaupten, die eben so unrichtig sind, als wenig sie zur Rechtfertigung des Dichters beitragen.

Um dem Haupteinwurfe zu begegnen, daß Homer das Schild mit einer Menge Figuren anfülle, die auf dem Umfange desselben unmöglich Raum haben könnten, unternahm Boivin, es mit Bemerkung der erforderlichen Maasse, zeichnen zu lassen. Sein Einfall mit den verschiedenen concentrischen Zirkeln ist sehr sinnreich, obschon die Worte des Dichters nicht den geringsten Anlaß dazu geben, auch sich sonst keine Spur findet, daß die Alten auf diese Art abgetheilte Schilder gehabt haben. Da es Homer selbst *σακος παντοσε δεδαυδαλμενον*, ein auf allen Seiten künstlich ausgearbeitetes Schild nennet, so würde ich lieber, um mehr Raum auszusparen, die concave Fläche mit zu Hülfe genommen haben; denn es ist bekannt, daß die alten Künstler diese nicht leer ließen, wie das Schild der Minerva vom Phidias beweiset.<sup>a</sup> Doch nicht genug, daß sich Boivin dieses Vortheils nicht bedienen wollte; er vermehrte auch ohne Noth die Vorstellungen selbst, denen er auf dem sonach um die Hälfte verringerten Raume Platz verschaffen mußte, indem er das, was bey dem Dichter offenbar nur ein einziges Bild ist, in zwey bis drey besondere Bilder zertheilte. Ich weiß wohl, was ihn dazu bewog; aber es hätte ihn nicht bewegen sollen: sondern, anstatt daß er sich bemühte, den Forderungen seiner Gegner eine Genüge zu leisten, hätte er ihnen zeigen sollen, daß ihre Forderungen unrechtmäßig wären.

Ich werde mich an einem Beispiele faßlicher erklären können. Wenn Homer von der einen Stadt sagt:<sup>b</sup>

Λαοι δ' εἰν ἀγορῇ ἔσαν ἄδρῳοι· ἐνθα δε νεικος  
 Ωρωρει· δυο δ' ἀνδρες ἐνεικεον εἵνεκα ποινης  
 Ἀνδρος ἀποφθιμενου· ὁ μιν εὐχετο, παντ' ἀποδουναι,  
 Δημιῳ πιφαυσκων· ὁ δ' ἀναινετο, μηδεν ἔλεσθαι·  
 Ἀμφω δ' ἴεσθην ἐπι ἴσορι πειραῶ ἐλεσθαι.  
 Λαοι δ' ἀμφοτεροισιν ἐπηπυον, ἀμφις ἀρωγοι·

a) — Scuto ejus, in quo Amazonum praelium caelavit intumescete ambitu parmæ; ejusdem concava parte Deorum & Gigantum dimicationem. Plinius lib. XXXVI. Sect. 4. p. 726. Edit. Hard.

b) Iliad. Σ. v. 497-508.

Κηρυκες δ' ἄρα λαον ἐρητυον· οἱ δε γεροντες  
 Ειατ' ἐπι ξεσοισι λιθοις, ἔρω ἐνι κυκλω·  
 Σκηπτρα δε κηρυκων ἐν χερσ' ἔχον ἠεροφωνων.  
 Τοισιν ἐπειτ' ἠίσσον, ἀμοιβηδισ δ' ἐδικαζον.

Κεῖτο δ' ἄρ' ἐν μεσοισι δυο χρυσοιο ταλαντα —

so glaube ich, hat er nicht mehr als ein einziges Gemählde angegeben wollen: das Gemählde eines öffentlichen Rechts Handels über die streitige Erlegung einer ansehnlichen Geldbusse für einen verübten Todschlag. Der Künstler, der diesen Vorwurf ausführen soll, kann sich auf einmal nicht mehr als einen einzigen Augenblick desselben zu Nutze machen; entweder den Augenblick der Anklage, oder der Abhörnung der Zeugen, oder des Urtheilspruches, oder welchen er sonst, vor oder nach, oder zwischen diesen Augenblicken, für den bequemsten hält. Diesen einzigen Augenblick macht er so prägnant wie möglich, und führt ihn mit allen den Täuschungen aus, welche die Kunst in Darstellung sichtbarer Gegenstände vor der Poesie voraus hat. Von dieser Seite aber unendlich zurückgelassen, was kann der Dichter, der eben diesen Vorwurf mit Worten mahlen soll, und nicht gänzlich verunglücken will, anders thun, als daß er sich gleichfalls seiner eigenthümlichen Vortheile bedienet? Und welches sind diese? Die Freyheit sich sowohl über das Vergangene als über das Folgende des einzigen Augenblickes in dem Kunstwerke auszubreiten, und das Vermögen, sonach uns nicht allein das zu zeigen, was uns der Künstler zeigt, sondern auch das, was uns dieser nur kann errathen lassen. Durch diese Freyheit, durch dieses Vermögen allein, kömmt der Dichter dem Künstler wieder bey, und ihre Werke werden einander alsdenn am ähnlichsten, wenn die Wirkung derselben gleich lebhaft ist; nicht aber, wenn das eine der Seele durch das Ohr nicht mehr oder weniger beybringt, als das andere dem Auge darstellen kann. Nach diesem Grundsage hätte Boivin die Stelle des Homers beurtheilen sollen, und er würde nicht so viel besondere Gemählde daraus gemacht haben, als verschiedene Zeitpunkte er darinn zu bemerken glaubte. Es ist wahr, es konnte nicht wohl alles, was Homer sagt, in einem einzigen Gemählde verbunden seyn; die Beschuldigung und Ableugnung, die Darstellung der

Zeugen und der Zuruff des getheilten Volkes, das Bestreben der Herolde den Tumult zu stillen, und die Aeußerungen der Schiedesrichter, sind Dinge, die auf einander folgen, und nicht neben einander bestehen können. Doch was, um mich mit der Schule auszudrücken, nicht actu in dem Gemählde enthalten war, das lag virtute darinn, und die einzige wahre Art, ein materielles Gemählde mit Worten nachzuschildern ist die, daß man das Letztere mit dem wirklich Sichtbaren verbindet, und sich nicht in den Schranken der Kunst hält, innerhalb welchen der Dichter zwar die Data zu einem Gemählde her zählen, aber nimmermehr ein Gemählde selbst hervorbringen kann.

Gleicherweise zertheilt Boivin das Gemählde der belagerten Stadt c in drey verschiedene Gemählde. Er hätte es eben sowohl in zwölftheilen können, als in drey. Denn da er den Geist des Dichters einmal nicht faßte und von ihm verlangte, daß er den Einheiten des materiellen Gemähldes sich unterwerfen müsse: so hätte er weit mehr Uebertretungen dieser Einheiten finden können, daß es fast nöthig gewesen wäre, jedem besondern Zuge des Dichters ein besonderes Feld auf dem Schilde zu bestimmen. Meines Erachtens aber hat Homer überhaupt nicht mehr als zehn verschiedene Gemählde auf dem ganzen Schilde; deren jedes er mit einem *ἐν μὲν ἔτευξες*, oder *ἐν δε ποιησε*, oder *ἐν δ' ἐτιδει*, oder *ἐν δε ποικιλλε Αμφιγυνηις* anfängt. d Wo diese Eingangsworte nicht stehen, hat man kein Recht, ein besonderes Gemählde anzunehmen; im Gegentheil muß alles, was sie verbinden, als ein einziges betrachtet werden, dem nur bloß die willkührliche Concentration in einen einzigen Zeitpunkt mangelt, als welche der Dichter anzugeben, keinesweges gehalten war. Vielmehr, hätte er ihn angegeben, hätte

c) v. 509-540.

d) Das erste fängt an mit der 483ten Zeile, und gehet bis zur 489ten; das zweyte von 490=509; das dritte von 510=540; das vierte von 541=549; das fünfte von 550=560; das sechste von 561=572; das siebende von 573=586; das achte von 587=589; das neunte von 590=605; und das zehnte von 606=608. Bloß das dritte Gemählde hat die angegebenen Eingangsworte nicht; es ist aber aus den bey dem zweyten, *ἐν δε θυω ποιησε πολεις*, und aus der Beschaffenheit der Sache selbst, deutlich genug, daß es ein besonders Gemählde seyn muß.

er sich genau daran gehalten, hätte er nicht den geringsten Zug einfließen lassen, der in der wirklichen Ausführung nicht damit zu verbinden wäre; mit einem Worte, hätte er so verfahren, wie seine Tadler es verlangen: es ist wahr, so würden diese Herren an ihm nichts auszusetzen, aber in der That auch kein Mensch von Geschmack etwas zu bewundern gefunden haben.

Pope ließ sich die Eintheilung und Zeichnung des Boivin nicht allein gefallen, sondern glaubte noch etwas ganz besonders zu thun, wenn er nunmehr auch zeigte, daß ein jedes dieser so zerstückten Gemähldes nach den strengsten Regeln der heutigen Tages üblichen Malerley angegeben sey. Contrast, Perspectiv, die drey Einheiten; alles fand er darinn auf das beste beobachtet. Und ob er schon gar wohl wußte, daß zu Folge guter glaubwürdiger Zeugnisse, die Malerley zu den Zeiten des Trojanischen Krieges noch in der Wiege gewesen, so mußte doch entweder Homer, vermöge seines göttlichen Genies, sich nicht sowohl an das, was die Malerley damals oder zu seiner Zeit leisten konnte, gehalten, als vielmehr das errathen haben, was sie überhaupt zu leisten im Stande sey; oder auch jene Zeugnisse selbst mußten so glaubwürdig nicht seyn, daß ihnen die augenscheinliche Aussage des künstlichen Schildes nicht vorgezogen zu werden verdiene. Jenes mag annehmen, wer da will; dieses wenigstens wird sich niemand überreden lassen, der aus der Geschichte der Kunst etwas mehr, als die blossen Data der Historienschreiber weis. Denn daß die Malerley zu Homers Zeiten noch in ihrer Kindheit gewesen, glaubt er nicht blos deswegen, weil es ein Plinius oder so einer sagt, sondern vornehmlich weil er aus den Kunstwerken, deren die Alten gedenken, urtheilet, daß sie viele Jahrhunderte nachher noch nicht viel weiter gekommen, und z. E. die Gemähldes eines Polygnotus noch lange die Probe nicht aushalten, welche Pope die Gemähldes des Homerischen Schildes bestehen zu können glaubet. Die zwey grossen Stücke dieses Meisters zu Delphi, von welchen uns Pausanias eine so umständliche Beschreibung hinterlassen, e waren offenbar ohne alle Perspectiv. Dieser Theil der Kunst

e) Phocic. cap. XXV-XXXI.

ist den Alten gänzlich abzusprechen, und was Pope beybringt, um zu beweisen, daß Homer schon einen Begriff davon gehabt habe, beweiset weiter nichts, als daß ihm selbst nur ein sehr unvollständiger Begriff davon beygewohnet. *f* „Homer, sagt er, kann kein Fremdling in der Perspectiv gewesen seyn, weil er die Entfernung eines Gegenstandes von dem andern ausdrücklich angiebt. Er bemerkt, z. E. daß die Rundschafter ein wenig weiter als die andern Figuren gelegen, und daß die Eiche, unter welcher den Schnittern das Mahl zubereitet worden, bey Seite gestanden. Was er von dem mit Heerden und Hütten und Ställen übersäeten Thale sagt, ist augenscheinlich die Beschreibung einer grossen perspectivischen Gegend. Ein allgemeiner Beweisgrund dafür kann auch schon aus der Menge der Figuren auf dem Schilde gezogen werden, die nicht alle in ihrer vollen Grösse ausgedruckt werden konnten; woraus es denn gewissermaassen unstreitig, daß die Kunst, sie nach der Perspectiv zu verkleinern, damaliger Zeit schon bekannt gewesen.“ Die bloße Beobachtung der optischen Erfahrung, daß ein Ding in der Ferne kleiner erscheinet, als in der Nähe, macht ein Gemählde noch lange nicht perspectivisch. Die Perspectiv erfordert einen einzigen Augenpunkt, einen bestimmten natürlichen Gesichtskreis, und dieses war es was den alten Gemähldeu fehlte. Die Grundfläche in den Gemähldeu des Polygnotus war nicht horizontal, sondern nach hinten zu so gewaltig in die Höhe gezogen, daß die Figuren, welche hinter einander zu stehen scheinen sollten, über einander zu stehen schienen. Und wenn diese Stellung der verschiedenen Figuren

*f*) Um zu zeigen, daß dieses nicht zu viel von Popen gesagt ist, will ich den Anfang der folgenden aus ihm angeführten Stelle (Iliad. Vol. V. Obs. p. 61) in der Grundsprache anführen: That he was no stranger to aerial Perspective, appears in his expresly marking the distance of object from object: he tells us &c. Ich sage, hier hat Pope den Ausdruck aerial Perspective, die Luftperspectiv, (Perspective aerieme) ganz unrichtig gebraucht, als welche mit den nach Maasgebung der Entfernung verminderten Grössen gar nichts zu thun hat, sondern unter der man lediglich die Schwächung und Abänderung der Farben nach Beschaffenheit der Luft oder des Medii, durch welches wir sie sehen, versteht. Wer diesen Fehler machen konnte, dem war es erlaubt, von der ganzen Sache nichts zu wissen.

und ihrer Gruppen allgemein gewesen, wie aus den alten Vasleriefs, wo die hintersten allezeit höher stehen als die vordersten, und über sie wegsehen, sich schliessen läßt: so ist es natürlich, daß man sie auch in der Beschreibung des Homers annimt, und diejenigen von seinen Bildern, die sich nach selbiger in Ein Gemählde verbinden lassen, nicht unnöthiger Weise trennet. Die doppelte Scene der friedfertigen Stadt, durch deren Strassen der fröhliche Aufzug einer Hochzeitfeyer ging, indem auf dem Markte ein wichtiger Proceß entschieden ward, erfordert diesem zu Folge kein doppeltes Gemählde, und Homer hat es gar wohl als ein einziges denken können, indem er sich die ganze Stadt aus einem so hohen Augenpunkte vorstellte, daß er die freye Aussicht zugleich in die Strassen und auf den Markt dadurch erhielt.

Ich bin der Meinung, daß man auf das eigentliche Perspectivische in den Gemählten nur gelegentlich durch die Scenemalherey gekommen ist; und auch als diese schon in ihrer Vollkommenheit war, muß es noch nicht so leicht gewesen seyn, die Regeln derselben auf eine einzige Fläche anzuwenden, indem sich noch in den spätern Gemählten unter den Alterthümern des Herculaniums so häufige und mannigfaltige Fehler gegen die Perspectiv finden, als man igo kaum einem Lehrlinge vergeben würde. *g*

Doch ich entlasse mich der Mühe, meine zerstreuten Anmerkungen über einen Punkt zu sammeln, über welchen ich in des Herrn Winkelmanns versprochener Geschichte der Kunst die vollständigste Befriedigung zu erhalten hoffen darf. *h*

## XX.

Ich lenke mich vielmehr wieder in meinen Weg, wenn ein Spaziergänger anders einen Weg hat.

Was ich von körperlichen Gegenständen überhaupt gesagt habe, das gilt von körperlichen schönen Gegenständen um so viel mehr.

Körperliche Schönheit entspringt aus der übereinstimmenden

*g*) Betracht. über die Malherey S. 185.

*h*) Geschrieben im Jahr 1763.

Wirkung mannigfaltiger Theile, die sich auf einmal übersehen lassen. Sie erfordert also, daß diese Theile neben einander liegen müssen; und da Dinge, deren Theile neben einander liegen, der eigentliche Gegenstand der Mahlerey sind: so kann sie, und nur sie allein, körperliche Schönheit nachahmen.

Der Dichter der die Elemente der Schönheit nur nach einander zeigen könnte, enthält sich daher der Schilderung körperlicher Schönheit, als Schönheit, gänzlich. Er fühlt es, daß diese Elemente nach einander geordnet, unmöglich die Wirkung haben können, die sie, neben einander geordnet, haben; daß der concentrirende Blick, den wir nach ihrer Enumeration auf sie zugleich zurück senden wollen, uns doch kein übereinstimmendes Bild gewähret; daß es über die menschliche Einbildung gehet, sich vorzustellen, was dieser Mund, und diese Nase, und diese Augen zusammen für einen Effect haben, wenn man sich nicht aus der Natur oder Kunst einer ähnlichen Composition solcher Theile erinnern kann.

Und auch hier ist Homer das Muster aller Muster. Er sagt: Nireus war schön; Achilles war noch schöner; Helena besaß eine göttliche Schönheit. Aber nirgends läßt er sich in die umständlichere Schilderung dieser Schönheiten ein. Gleichwohl ist das ganze Gedicht auf die Schönheit der Helena gebaut. Wie sehr würde ein neuerer Dichter darüber lugurirt haben!

Schon ein Constantinus Manasses wollte seine kahle Chronike mit einem Gemälde der Helena auszieren. Ich muß ihm für seinen Versuch danken. Denn ich wüßte wirklich nicht, wo ich sonst ein Exempel aufstreiben sollte, aus welchem augenscheinlicher erhelle, wie thörigt es sey, etwas zu wagen, das Homer so weislich unterlassen hat. Wenn ich bey ihm lese: <sup>a</sup>

a) Constantinus Manasses Compend. Chron. p. 20. Edit. Venet. Die Fr. Dacier war mit diesem Portrait des Manasses, bis auf die Tautologieen, sehr wohl zufrieden: De Helenæ pulchritudine omnium optime Constantinus Manasses, nisi in eo tautologiam reprehendas. (Ad Dictyn Cretensem lib. I. cap. 3. p. 5.) Sie führet nach dem Mezeriac (Comment. sur les Epitres d'Ovide T. II. p. 361) auch die Beschreibungen an, welche Dares Phrygius und Cedrenus von der Schönheit der Helena geben. In der erstern kömmt ein Zug vor, der ein wenig seltsam klingt. Dares sagt nehmlich



Ην ἡ γυνὴ περικαλλῆς, εὐφρους, εὐχρουςατη,  
 Ευπαρειος, εὐπροσωπος, βωπις, χιονοχρους,  
 Ελικοβλεφαρος, ἄβρα, χαριτων γεμιον ἄλσος,  
 Αευκοβραχιων, τρυφερα, καλλος ἀντικρους ἐμπνουν,  
 Το προσωπον καταλευκον, ἡ παρεια ῥοδοχρους,  
 Το προσωπον ἐπιχαρι, το βλεφαρον ὠραιον,

von der Helena, sie habe ein Mahl zwischen den Augenbraunen gehabt: *notam inter duo supercilia habentem*. Das war doch wohl nichts schönes? Ich wollte, daß die Französin ihre Meinung darüber gesagt hätte. Meines Theiles halte ich das Wort *nota* hier für verfälscht, und glaube, daß Dares von dem reden wollen, was bey den Griechen *μεσοφρυον* und bey den Lateinern *glabella* hieß. Die Augenbraunen der Helena, will er sagen, lieffen nicht zusammen, sondern waren durch einen kleinen Zwischenraum abgesondert. Der Geschmack der Alten war in diesem Punkte verschieden. Einigen gefiel ein solcher Zwischenraum, andern nicht. (*Iunius de Pictura Vet. lib. III. cap. 9. p. 245.*) Anakreon hielt die Mittelstraße; die Augenbraunen seines geliebten Mädchens waren weder merklich getrennet, noch völlig in einander verwachsen, sie verließen sich sanft in einem einzigen Punkte. Er sagt zu dem Künstler, welcher sie mahlen sollte. (*Od. 28.*)

Το μεσοφρυον δε μη μοι  
 Διακοπτε, μητε μισγε,  
 Εχετω δ' ὅπως ἐκεινη  
 Τι κεληδοτως συνοφρυον  
 Βλεφαρων ἴτυν κελαιτην.

Nach der Lesart des Pauw, ob schon auch ohne sie der Verstand der nehmliche ist, und von *Heur. Stephano* nicht verfehlet worden:

*Supercilli nigrantes  
 Discrimina nec arcus,  
 Confundito nec illos:  
 Sed junge sic ut anceps  
 Divortium relinquo,  
 Quale esse cernis ipsi.*

Wenn ich aber den Sinn des Dares getroffen hätte, was müßte man wohl sodann, anstatt des Wortes *notam*, lesen? Vielleicht *moram*? Denn so viel ist gewiß, daß *mora* nicht allein den Verlauf der Zeit ehe etwas geschieht, sondern auch die Hinderung, den Zwischenraum von einem zum andern, bedeutet.

*Ego inquieta montium jaceam mora,*  
 wünschet sich der rasende Herkules bey *Seneca*, (*v. 1215.*) welche Stelle *Gronovius* sehr wohl erklärt: *Optat se medium jacere inter duas Symplegades, illarum velut moram, impedimentum, obicem; qui eas moretur, vetet aut satis arcte conjungi, aut rursus distrahi.* So heißen auch bey eben demselben Dichter *lacterorum moræ*, soviel als *juncturæ*. (*Schræderus ad v. 762. Thyest.*)

Καλλος ἀνεπιτηδευτον, ἀβαπτιστον, αυτοχρουον,  
 Εβαπτε την λευκοτητα ροδοχρια πυρινη,  
 Ως εἰ τις του ἔλεφαντα βαψει λαμπρα πορφυρα.  
 Δειρη μακρα, καταλευκος, ὄθεν ἐλυθουργηδη  
 Κυκνογενη την εὐοπτον Ελευην χρηματιζειν. — —

so dünkt mich, ich sehe Steine auf einen Berg wälzen, aus welchen auf der Spitze desselben ein prächtiges Gebäude aufgeführt werden soll, die aber alle auf der andern Seite von selbst wieder herabrollen. Was für ein Bild hinterläßt er, dieser Schwall von Worten? Wie sahe Helena nun aus? Werden nicht, wenn tausend Menschen dieses lesen, sich alle tausend eine eigene Vorstellung von ihr machen?

Doch es ist wahr, politische Verse eines Mönches sind keine Poesie. Man höre also den Ariost, wenn er seine bezaubernde Alcina schildert: *b*

*b*) Orlando Furioso, Canto VII. St. 11-15. „Die Bildung ihrer Gestalt war so reizend, als nur künstliche Mahler sie dichten können. Gegen ihr blondes, langes, aufgekniüpftes Haar ist kein Gold, das nicht seinen Glanz verliere. Ueber ihre zarten Wangen verbreitete sich die vermischte Farbe der Rosen und der Lilien. Ihre fröhliche Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, war von glattem Helsenbein. Unter zween schwarzen, äußerst feinen Bögen glänzen zwey schwarze Augen, oder vielmehr zwey leuchtende Sonnen, die mit Holdseligkeit um sich blickten und sich langsam drehen. Rings um sie her schien Amor zu spielen und zu fliegen; von da schien er seinen ganzen Köcher abzuschleßen, und die Herzen sichtbar zu rauben. Weiter hinab steigt die Nase mitten durch das Gesicht, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet. Unter ihr zeigt sich der Mund, wie zwischen zwey kleinen Thälern, mit seinem eigenthümlichen Zimmober bedeckt; hier stehen zwey Reihen auserlesener Perlen, die eine schöne sanfte Lippe verschließt und öffnet. Hieraus kommen die holdseligen Worte, die jedes rauhe, schändliche Herz erweichen; hier wird jenes liebliche Lächeln gebildet, welches für sich schon ein Paradies auf Erden eröffnet. Weißer Schnee ist der schöne Hals, und Milch die Brust, der Hals rund, die Brust voll und breit. Zwo zarte, von Helsenbein geründete Kugeln wallen sanft auf und nieder, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet.“ (Die übrigen Theile würde Argus selbst nicht haben sehen können. Doch war leicht zu urtheilen, daß das, was versteckt lag, mit dem, was dem Auge bloß stand, übereinstimme.) „Die Arme zeigen sich in ihrer gehörigen Länge, die weiße Hand etwas länglich, und schmal in ihrer Breite, durchaus eben, keine Ober tritt über ihre glatte

Di persona era tanto ben formata,  
 Quanto mai finger fan Pittori industri:  
 Con bionda chioma, lunga e annodata,  
 Oro non è, che piu risplenda, e lustri,  
 Spargeasi per la guancia delicata  
 Misti color di rose e di ligustri.

Di terfo avorio era la fronte lieta,  
 Che lo spazio finia con giusta meta.

Sotto due negri, e sottilissimi archi  
 Son due negri occhi, anzi due chiari foli,  
 Pietosi à riguardar, à mover parchi,  
 Intorno à cui par ch' Amor scherzi, e voli,  
 E ch' indi tutta la faretra scarchi,  
 E che visibilmente i cori involi.

Quindi il naso per mezzo il viso scende  
 Che non trova l'invidia ove l'emende.

Sotto quel sta, quasi fra due vallette,  
 La bocca sparfa di natio cinabro,  
 Quivi due filze son di perle elette,  
 Che chiude, ed apre un bello e dolce labro;  
 Quindi escon le cortesi parolette,  
 Da render molle ogni cor rozo e scabro;  
 Quivi si forma quel soave riso,  
 Ch' apre a sua posta in terra il paradiso.

Bianca neve è il bel collo, e'l petto latte,  
 Il collo è tondo, il petto colmo e largo;  
 Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,  
 Vengono e van, come onda al primo margo,  
 Quando piacevole aura il mar combatte.

Non potria l' altre parti veder Argo,  
 Ben si può giudicar, che corrisponde,  
 A quel ch' appar di fuor, quel che s'asconde.

„Fläche. Am Ende dieser herrlichen Gestalt sieht man den kleinen, trocknen, „geründeten Fuß. Die englischen Mienen, die aus dem Himmel stammen, „kann kein Schleyer verbergen.“ — (Nach der Uebersetzung des Herrn Meinhardt in dem Versuche über den Charakter und die Werke der besten Ital. Dicht. B. II. S. 228.)

Mostran le braccia sua misura giusta,  
 Et la candida man spesso si vede,  
 Lunghetta alquanto, e di larghezza angusta,  
 Dove nè nodo appar, nè vena eccede.  
 Si vede al fin de la persona angusta  
 Il breve, asciutto, e ritondetto piede.  
 Gli angelici sembianti nati in cielo  
 Non si ponno celar sotto alcun velo.

Milton sagt bey Gelegenheit des Pandämoniums: einige lobten das Werk, andere den Meister des Werks. Das Lob des einen ist also nicht allezeit auch das Lob des andern. Ein Kunstwerk kann allen Beyfall verdienen, ohne daß sich zum Ruhme des Künstlers viel besonders sagen läßt. Wiederum kann ein Künstler mit Recht unsere Bewunderung verlangen, auch wenn sein Werk uns die völlige Genüge nicht thut. Dieses vergesse man nie, und es werden sich öfters ganz widersprechende Urtheile vergleichen lassen. Eben wie hier. Dolce, in seinem Gespräche von der Malerey, läßt den Aretino von den angeführten Stanzas des Ariost ein ausserordentliches Aufheben machen; ich hingegen, wähle sie als ein Exempel eines Gemählde ohne Gemählde. Wir haben beyde Recht. Dolce bewundert darinn die Kenntnisse, welche der Dichter von der körperlichen Schönheit zu haben zeigt; ich aber sehe bloß auf die Wirkung, welche diese Kenntnisse, in Worte ausgedrückt, auf meine Einbildungskraft haben können. Dolce schließt aus jenen Kenntnissen, daß gute Dichter nicht minder gute Maler sind; und ich aus dieser Wirkung, daß sich das, was die Maler durch Linien und Farben am besten ausdrücken können, durch Worte grade am schlechtesten ausdrücken läßt. Dolce empfiehlt die Schilderung des Ariost allen Malern als das vollkommenste Vorbild einer schönen Frau; und ich empfehle es allen Dichtern als die lehrreichste

c) (Dialogo della Pittura, intitolato l'Aretino: Firenze 1735. p. 178.)  
 Se vogliono i Pittori senza fatica trovare un perfetto esempio di bella Donna, leggano quelle Stanze dell'Ariosto, nelle quali egli descrive mirabilmente le bellezze della Fata Alcina: e vedranno parimente, quanto i buoni Poeti siano ancora essi Pittori. —

Warnung, was einem Ariost mißlingen müssen, nicht noch unglücklicher zu versuchen. Es mag seyn, daß wenn Ariost sagt:

*Di persona era tanto ben formata*

*Quanto mai singer san Pittori industri,*

er die Lehre von den Proportionen, so wie sie nur immer der fleißigste Künstler in der Natur und aus den Antiken studiret, vollkommen verstanden zu haben, dadurch beweiset. *d* Er mag sich immer hin, in den blossen Worten:

*Spargeasi per la guancia delicata*

*Misto color di rose e di ligultri,*

als den vollkommensten Coloristen, als einen Titian, zeigen. *e* Man mag daraus, daß er das Haar der Alcina nur mit dem Golde vergleicht, nicht aber güldenes Haar nennet, noch so deutlich schließen, daß er den Gebrauch des wirklichen Goldes in der Farbengebung gemißbilliget. *f* Man mag sogar in seiner herabsteigenden Nase,

*Quindi il naso per mezo il viso scende,*

das Profil jener alten griechischen, und von griechischen Künstlern auch Römern geliehenen Nasen finden. *g* Was nutzt alle diese Gelehrsamkeit und Einsicht uns Lesern, die wir eine schöne Frau zu sehen glauben wollen, die wir etwas von der sanften Wallung des Geblüts dabey empfinden wollen, die den wirkli-

*d*) (Ibid.) Ecco, che, quanto alla proportione, l'ingeniosissimo Ariosto assegna la migliore, che sappiano formar le mani de' più eccellenti Pittori, usando questa voce industri, per dinotar la diligenza, che conviene al buono artefice.

*e*) (Ibid. p. 182.) Qui l'Ariosto colorisce, e in questo suo colorire dimostra essere un Titiano.

*f*) (Ibid. p. 180.) Poteva l'Ariosto nella guisa, che ha detto chioma bionda, dir chioma d'oro: ma gli parve forse, che havrebbe havuto troppo del Poetico. Da che si può ritrar, che'l Pittore dee imitar l'oro, e non metterlo (come fanno i Miniatori) nelle sue Pitture, in modo, che si possa dire, que' capelli non sono d'oro, ma par che risplendano, come l'oro. Was Dolce, in dem Nachfolgenden, aus dem Athenäus anführet, ist merkwürdig, nur daß es sich nicht völlig so daselbst findet. Ich rede an einem andern Orte davon.

*g*) (Ibid. p. 182.) Il naso, che discende giù, havendo peravventura la consideratione a quelle forme de' nasi, che si veggono ne' ritratti delle belle Romane antiche.

chen Anblick der Schönheit begleitet? Wenn der Dichter weiß, aus welchen Verhältnissen eine schöne Gestalt entspringet, wissen wir es darum auch? Und wenn wir es auch wüßten, läßt er uns hier diese Verhältnisse sehen? Oder erleichtert er uns auch nur im geringsten die Mühe, uns ihrer auf eine lebhaft anschauende Art zu erinnern? Eine Stirn, in die gehörigen Schranken geschlossen, *la fronte,*

*Che lo spazio finia con giusta meta;*

eine Nase, an welcher selbst der Neid nichts zu bessern findet,

*Che non trova l'invidia, ove l'emende;*

eine Hand, etwas länglich und schmal in ihrer Breite,

*Lunghetta alquanto, & di larghezza angusta:*

was für ein Bild geben diese allgemeine Formeln? In dem Munde eines Zeichenmeisters, der seine Schüler auf die Schönheiten des akademischen Modells aufmerksam machen will, möchten sie noch etwas sagen; denn ein Blick auf dieses Modell, und sie sehen die gehörigen Schranken der fröhlichen Stirne, sie sehen den schönsten Schnitt der Nase, die schmale Breite der niedlichen Hand. Aber bey dem Dichter sehe ich nichts, und empfinde mit Verdruß die Vergeblichkeit meiner besten Anstrengung, etwas sehen zu wollen.

In diesem Punkte, in welchem Virgil dem Homer durch Nächstzun nachahmen können, ist auch Virgil ziemlich glücklich gewesen. Auch seine Dido ist ihm weiter nichts als *pulcherima Dido*. Wenn er ja umständlicher etwas an ihr beschreibt, so ist es ihr reicher Puz, ihr prächtiger Aufzug:

*Tandem progreditur — — —*

*Sidoniam picto chlamydem circumdata limbo:*

*Cui pharetra ex auro, crines nodantur in aurum,*

*Aurea purpuream subnectit fibula vestem. h*

Wollte man darum auf ihn anwenden, was jener alte Künstler zu einem Lehrlinge sagte, der eine sehr geschmückte Helena gemahlt hatte, „da du sie nicht schön mahlen können, hast du „sie reich gemahlt:“ so würde Virgil antworten, „es liegt nicht „an mir, daß ich sie nicht schön mahlen können; der Tadel

„trifft die Schranken meiner Kunst; mein Lob sey, mich innerhalb diesen Schranken gehalten zu haben.“

Ich darf hier die beyden Lieder des Anakreons nicht vergessen, in welchen er uns die Schönheit seines Mädchens und seines Bathylls zergliedert. Die Wendung die er dabey nimmt, macht alles gut. Er glaubt einen Maler vor sich zu haben, und läßt ihn unter seinen Augen arbeiten. So, sagt er, mache mir das Haar, so die Stirne, so die Augen, so den Mund, so Hals und Busen, so Hüft und Hände! Was der Künstler nur Theilweise zusammen setzen kann, konnte ihm der Dichter auch nur Theilweise vorschreiben. Seine Absicht ist nicht, daß wir in dieser mündlichen Direction des Malers, die ganze Schönheit der geliebten Gegenstände erkennen und fühlen sollen; er selbst empfindet die Unfähigkeit des wörtlichen Ausdrucks, und nimmt eben daher den Ausdruck der Kunst zu Hülfe, deren Täuschung er so sehr erhebet, daß das ganze Lied mehr ein Lobgedicht auf die Kunst, als auf sein Mädchen zu seyn scheineth. Er sieht nicht das Bild, er sieht sie selbst, und glaubt, daß es nun eben den Mund zum Reden eröffnen werde:

Ἀπεχει· βλέπω γὰρ αὐτήν.

Ἰταχά, κηρε, καὶ λαλήσεις.

Auch in der Angabe des Bathylls, ist die Anpreisung des schönen Knabens mit der Anpreisung der Kunst und des Künstlers so in einander geflochten, daß es zweifelhaft wird, wem zu Ehren Anakreon das Lied eigentlich bestimmt habe. Er sammelt die schönsten Theile aus verschiedenen Gemälden, an welchen eben die vorzügliche Schönheit dieser Theile das Charakteristische war; den Hals nimmt er von einem Adonis, Brust und Hände von einem Merkur, die Hüfte von einem Pollux, den Bauch von einem Bacchus; bis er den ganzen Bathyll in einem vollendeten Apollo des Künstlers erblickt.

Μετα δε προσωπον ἔσω,

Τον Ἀδωνιδος παρελθων,

Ἐλεφαντινος τραχηλος·

Μεταμαζιον δε ποιει

i) Od. XXVIII. XXIX.

Διδυμίας τε χειρας Ερμιου,  
 Πολυδευκεος δε μηρους,  
 Διονυσιην δε νηδυν — —  
 Τον Απολλωνα δε τουτον  
 Καθελων, ποιει Βαθυλλον.

So weiß auch Lucian von der Schönheit der Panthea anders keinen Begriff zu machen, als durch Verweisung auf die schönsten weiblichen Bildsäulen alter Künstler. <sup>k</sup> Was heißt aber dieses sonst, als bekennen, daß die Sprache vor sich selbst hier ohne Kraft ist; daß die Poesie stammelt und die Beredsamkeit verstummet, wenn ihnen nicht die Kunst noch einigermaßen zur Dolmetscherin dienet?

### XXI.

Aber verliert die Poesie nicht zu viel, wenn man ihr alle Bilder körperlicher Schönheit nehmen will? — Wer will ihr die nehmen? Wenn man ihr einen einzigen Weg zu verleiden sucht, auf welchem sie zu solchen Bildern zu gelangen gedenket, indem sie die Fußstapfen einer verschwisterten Kunst aufsucht, in denen sie ängstlich herumirret, ohne jemals mit ihr das gleiche Ziel zu erreichen: verschließt man ihr darum auch jeden andern Weg, wo die Kunst hinwiederum ihr nachsehen muß?

Eben der Homer, welcher sich aller stückweisen Schilderung körperlicher Schönheiten so geflissentlich enthält, von dem wir kaum einmal im Vorbeygehen erfahren, daß Helena weiße Arme <sup>a</sup> und schönes Haar <sup>b</sup> gehabt; eben der Dichter weiß dem ohngeachtet uns von ihrer Schönheit einen Begriff zu machen, der alles weit übersteiget, was die Kunst in dieser Absicht zu leisten im Stande ist. Man erinnere sich der Stelle, wo Helena in die Versammlung der Aeltesten des Trojanischen Volkes tritt. Die ehrwürdigen Greise sehen sie, und einer sprach zu den andern: <sup>c</sup>

Ου νεμεσις, Τρωας και εϋκνημιδας Αχαιους

<sup>k</sup>) *Εικονες* §. 3. T. II. p. 461. Edit. Reitz.

<sup>a</sup>) *Iliad.* Γ. v. 121.

<sup>b</sup>) *Ibid.* v. 319.

<sup>c</sup>) *Ibid.* v. 156-58.



Τοιηδ' ἀμφι γυναικι πολὺν χρόνον ἀλγεα πασχειν·

Αἰνως ἀθανάτησι θεῆς εἰς ὧπα εἰοικειν.

Was kann eine lebhaftere Idee von Schönheit gewähren, als das kalte Alter sie des Krieges wohl werth erkennen lassen, der so viel Blut und so viele Thränen kostet?

Was Homer nicht nach seinen Bestandtheilen beschreiben konnte, läßt er uns in seiner Wirkung erkennen. Mahlet uns, Dichter, das Wohlgefallen, die Zuneigung, die Liebe, das Entzücken, welches die Schönheit verursacht, und ihr habt die Schönheit selbst gemahlet. Wer kann sich den geliebten Gegenstand der Sappho, bey dessen Erblickung sie Sinne und Gedanken zu verlieren bekennet, als häßlich denken? Wer glaubt nicht die schönste vollkommenste Gestalt zu sehen, sobald er mit dem Gefühle sympathisiret, welches nur eine solche Gestalt erregen kann? Nicht weil uns Dvid den schönen Körper seiner Lesbia Theil vor Theil zeiget:

Quos humeros, quales vidi teligique lacertos!

Forma papillarum quam fuit apta premi!

Quam castigato planus sub pectore venter!

Quantum & quale latus! quam juvenile semur!

sondern weil er es mit der wollüstigen Trunkenheit thut, nach der unsere Sehnsucht so leicht zu erwecken ist, glauben wir eben des Anblickes zu genießen, den er genoß.

Ein andrer Weg, auf welchem die Poesie die Kunst in Schilderung körperlicher Schönheit wiederum einholet, ist dieser, daß sie Schönheit in Reiz verwandelt. Reiz ist Schönheit in Bewegung, und eben darum dem Maler weniger bequem als dem Dichter. Der Maler kann die Bewegung nur errathen lassen, in der That aber sind seine Figuren ohne Bewegung. Folglich wird der Reiz bey ihm zur Grimasse. Aber in der Poesie bleibt er was er ist; ein transitorisches Schönes, das wir wiederholt zu sehen wünschen. Es kömmt und geht; und da wir uns überhaupt einer Bewegung leichter und lebhafter erinnern können, als blosser Formen oder Farben: so muß der Reiz in dem nehmlichen Verhältnisse stärker auf uns wirken, als die Schönheit. Alles was noch in dem Gemälde der Alleina gefällt und rühret, ist Reiz. Der Eindruck, den ihre

Augen machen, kömmt nicht daher, daß sie schwarz und feurig sind, sondern daher, daß sie,

Pietosi à riguardar, à mover parchi,  
mit Holdseligkeit um sich blicken; und sich langsam drehen; daß Amor sie umflattert und seinen ganzen Köcher aus ihnen abschießt. Ihr Mund entzückt, nicht weil von eigenthümlichem Zinnober bedeckte Lippen zwey Reihen auserlesener Perlen verschliessen; sondern weil hier das liebliche Lächeln gebildet wird, welches, für sich schon, ein Paradies auf Erden eröffnet; weil er es ist, aus dem die freundlichen Worte tönen, die jedes raube Herz erweichen. Ihr Busen bezaubert, weniger weil Milch und Helfenbein und Aepfel, uns seine Weiße und niedliche Figur Vorbilden, als vielmehr weil wir ihn sanft auf und nieder wallen sehen, wie die Wellen am äußersten Rande des Ufers, wenn ein spielender Zephyr die See bestreitet:

Due pome acerbe, e pur d'avorio fatte,  
Vengono e van, come onda al primo margo,

Quando piacevole aura il mar combatte.

Ich bin versichert, daß lauter solche Züge des Reizes in eine oder zwey Stenzen zusammen gedrenget, weit mehr thun würden, als die fünfse alle, in welche sie Ariost zerstreuet und mit kalten Zügen der schönen Form, viel zu gelehrt für unsere Empfindungen, durchflochten hat.

Selbst Anakreon wollte lieber in die anscheinende Unschicklichkeit verfallen, eine Unthulichkeit von dem Mahler zu verlangen, als das Bild seines Mädchens nicht mit Reiz beleben.

Τρυφεροῦ δ'ἔσω γενείου,

Περὶ λυγδινῶ τραχηλῶ

Χαριτεῖς πετοῖντο πασαι.

Ihr sanftes Kinn, befiehlt er dem Künstler, ihren marmornen Nacken laß alle Grazien umflattern! Wie das? Nach dem genauesten Wortverstande? Der ist keiner mahlerischen Ausföhrung fähig. Der Mahler konnte dem Kinn die schönste Mündung, das schönste Grübchen, Amoris digitulo impressum, (denn das ἔσω scheint mir ein Grübchen andeuten zu wollen) — er konnte dem Halse die schönste Carnation geben; aber weiter konnte er nichts. Die Wendungen dieses schönen Halses, das Spiel der

Muskeln, durch das jenes Grübchen bald mehr bald weniger sichtbar wird, der eigentliche Reiz, war über seine Kräfte. Der Dichter sagte das Höchste, wodurch uns seine Kunst die Schönheit sinnlich zu machen vermag, damit auch der Maler den höchsten Ausdruck in seiner Kunst suchen möge. Ein neues Beyspiel zu der obigen Anmerkung, daß der Dichter, auch wenn er von Kunstwerken redet, dennoch nicht verbunden ist, sich mit seiner Beschreibung in den Schranken der Kunst zu halten.

## XXII.

Zeuxis malte eine Helena, und hatte das Herz, jene berühmte Zeilen des Homers, in welchen die entzückten Greise ihre Empfindung bekennen, darunter zu setzen. Nie sind Malererey und Poesie in einen gleichern Wettstreit gezogen worden. Der Sieg blieb unentschieden, und beyde verdienten gekrönet zu werden.

Denn so wie der weise Dichter uns die Schönheit, die er nach ihren Bestandtheilen nicht schildern zu können fühlte, blos in ihrer Wirkung zeigte: so zeigte der nicht minder weise Maler uns die Schönheit nach nichts als ihren Bestandtheilen, und hielt es seiner Kunst für unanständig, zu irgend einem andern Hülfsmittel Zuflucht zu nehmen. Sein Gemälde bestand aus der einzigen Figur der Helena, die nackend da stand. Denn es ist wahrscheinlich, daß es eben die Helena war, welche er für die zu Crotona malte. <sup>a</sup>

Man vergleiche hiermit, Wundershalber, das Gemälde welches Caylus dem neuern Künstler aus jenen Zeilen des Homers vorzeichnet: „Helena, mit einem weissen Schleyer bedeckt, „erscheinet mitten unter verschiedenen alten Männern, in deren „Zahl sich auch Priamus befindet, der an den Zeichen seiner „königlichen Würde zu erkennen ist. Der Artist muß sich besonders angelegen seyn lassen, uns den Triumph der Schönheit in den gierigen Blicken und in allen den Aeußerungen „einer staunenden Bewunderung auf den Gesichtern dieser kalten Greise, empfinden zu lassen. Die Scene ist über einem von „den Thoren der Stadt. Die Vertiefung des Gemählde's kann

a) Val. Maximus lib. III. cap. 7. Dionysius Halicarnass. Art. Rhet. cap. 12. περι λογων ἐξετασεως.

„sich in den freyen Himmel, oder gegen höhere Gebäude der „Stadt verlieren; jenes würde kühner lassen, eines aber ist so „schicklich wie das andere.“

Man denke sich dieses Gemälde von dem größten Meister unserer Zeit ausgeführt, und stelle es gegen das Werk des Zeuxis. Welches wird den wahren Triumph der Schönheit zeigen? Dieses, wo ich ihn selbst fühle, oder jenes, wo ich ihn aus den Grimassen gerührter Graubärte schliessen soll? Turpe senilis amor; ein gieriger Blick macht das ehrwürdigste Gesicht lächerlich, und ein Greis der jugendliche Begierden verräth, ist sogar ein ekler Gegenstand. Den Homerischen Greisen ist dieser Vorwurf nicht zu machen; denn der Affect den sie empfinden, ist ein augenblicklicher Funke, den ihre Weisheit sogleich erstickt; nur bestimmt, der Helena Ehre zu machen, aber nicht, sie selbst zu schänden. Sie bekennen ihr Gefühl, und fügen sogleich hinzu:

Ἀλλὰ καὶ ὤς, τοιη περ εἶουσ', ἐν νηυσὶ νεεσθῶ,

Μηδ' ἡμῖν τεκεεσσι τ' ὀπισσω πημὰ λιποῖτο.

Ohne diesen Entschluß wären es alte Gecke; wären sie das, was sie in dem Gemälde des Caylus erscheinen. Und worauf richten sie denn da ihre gierigen Blicke? Auf eine vermunte, verschleyerte Figur. Das ist Helena? Es ist mir unbegreiflich, wie ihr Caylus hier den Schleyer lassen können. Zwar Homer giebt ihr denselben ausdrücklich:

Αὐτικὰ δ' ἀργεννησὶ καλυψαμένη ὄδουρησιν

Ὠρματ' ἐκ θαλαμοῖο — —

aber, um über die Strassen damit zu gehen; und wenn auch schon bey ihm die Alten ihre Bewunderung zeigen, noch ehe sie den Schleyer wieder abgenommen oder zurückgeworfen zu haben scheint, so war es nicht das erstemal, daß sie die Alten sahen; ihr Bekenntniß durfte also nicht aus dem izigen augenblicklichen Anschauen entstehen, sondern sie konnten schon oft empfunden haben, was sie zu empfinden, bey dieser Gelegenheit nur zum erstenmal bekantten. In dem Gemälde findet so etwas nicht Statt. Wenn ich hier entzückte Alte sehe, so will ich auch zugleich sehen, was sie in Entzückung setzt; und ich werde äusserst betroffen, wenn ich weiter nichts, als, wie gesagt, eine vermunte,

verschleyerte Figur wahrnehme, die sie brünstig angaffen. Was hat dieses Ding von der Helena? Ihren weissen Schleyer, und etwas von ihrem proportionirten Umrisse, so weit Umriß unter Gewändern sichtbar werden kann. Doch vielleicht war es auch des Grafen Meinung nicht, daß ihr Gesicht verdeckt seyn sollte, und er nennet den Schleyer bloß als ein Stück ihres Anzuges. Ist dieses (seine Worte sind einer solchen Auslegung zwar nicht wohl fähig: *Helene couverte d'un voile blanc*) so entstehet eine andere Verwunderung bey mir: er empfiehlt dem Artisten so sorgfältig den Ausdruck auf den Gesichtern der Alten; nur über die Schönheit in dem Gesichte der Helena verliert er kein Wort. Diese sittsame Schönheit, im Auge den feuchten Schimmer einer reuenden Thräne, furchtsam sich nähernd — Wie? Ist die höchste Schönheit unsern Künstlern so etwas geläufiges, daß sie auch nicht daran erinnert zu werden brauchen? Oder ist Ausdruck mehr als Schönheit? Und sind wir auch in Gemälden schon gewohnt, so wie auf der Bühne, die häßlichste Schauspielerin für eine entzückende Prinzessin gelten zu lassen, wenn ihr Prinz nur recht warme Liebe gegen sie zu empfinden äussert?

In Wahrheit; das Gemälde des Caylus würde sich gegen das Gemälde des Zeuxis, wie Pantomime zur erhabensten Poesie verhalten.

Homér ward vor Alters ohnstreitig fleißiger gelesen, als igt. Dennoch findet man sogar vieler Gemälde nicht erwähnt, welche die alten Künstler aus ihm gezogen hätten. <sup>b</sup> Nur den Fingerzeig des Dichters auf besondere körperliche Schönheiten, scheinen sie fleißig genutzt zu haben; diese mahlten sie; und in diesen Gegenständen fühlten sie wohl, war es ihnen allein vergönnet, mit dem Dichter wetteifern zu wollen. Ausser der Helena, hatte Zeuxis auch die Penelope gemahlt; und des Apelles Diana war die Homerische in Begleitung ihrer Nymphen. Bey dieser Gelegenheit will ich erinnern, daß die Stelle des Plinius, in welcher von der letztern die Rede ist, einer Verbesserung bedarf. <sup>c</sup> Handlungen aber aus dem Homer zu

<sup>b</sup>) Fabricii Biblioth. Græ. Lib. II. cap. 6. p. 345.

<sup>c</sup>) Plinius sagt von dem Apelles: (Libr. XXXV. sect. 36. p. 698. Edit. Hard.) *Fecit & Dianam sacrificantium virginum choro mixtam:*

mahlen, blos weil sie eine reiche Composition, vorzügliche Contraste, künstliche Beleuchtungen darbieten, schien der alten Artisten ihr Geschmack nicht zu seyn; und konnte es nicht seyn, so lange sich noch die Kunst in den engern Grenzen ihrer höchsten Bestimmung hielt. Sie nährten sich dafür mit dem Geiste des Dichters; sie füllten ihre Einbildungskraft mit seinen erhabensten Zügen; das Feuer seines Enthusiasmus entflammete den ihrigen; sie sahen und empfanden wie er: und so wurden ihre Werke Abdrücke der Homerischen, nicht in dem Verhältnisse eines Portraits zu seinem Originale, sondern in dem Verhältnisse eines Sohnes zu seinem Vater; ähnlich aber verschieden. Die Ähnlichkeit liegt öfters nur in einem einzigen Zuge; die übrigen alle haben unter sich nichts gleiches, als daß sie mit dem ähnlichen Zuge, in dem einen sowohl als in dem andern harmoniren.

Da übrigens die Homerischen Meisterstücke der Poesie älter quibus. vicisse Homeri versus videtur id ipsum describentis. Nichts kann wahrer, als dieser Lobspruch gewesen seyn. Schöne Nymphen um eine schöne Göttin her, die mit der ganzen majestätischen Stirne über sie hervorragt, sind freylich ein Vorwurf, der der Malererey angemessener ist, als der Poesie. Das sacrificantium nur, ist mir höchst verdächtig. Was macht die Göttin unter opfernden Jungfrauen? Und ist dieses die Beschäftigung, die Homer den Gespielinnen der Diana giebt? Mit nichten; sie durchstreifen mit ihr Berge und Wälder, sie jagen, sie spielen, sie tanzen: (Odyss. Z. v. 102-106.)

Οἷη δ' Ἀρτεμις εἰσι κατ' οὐρεος ἰοχεαῖρα  
 Ἡ κατὰ Τρυγγετον περιμηχεται, ἧ Ἐρυσμανδον  
 Τερπομενη καρροισι και ὠκειης ἐλαφοισι.  
 Τῆ δε δ' ἄμα Νυμφαι, κουραι Διου Αἰγιοχοιο,  
 Αργονομοι παιζουσι. — — — —

Plinius wird also nicht sacrificantium, er wird venantium, oder etwas ähnliches geschrieben haben; vielleicht sylvis vagantium, welche Verbesserung die Anzahl der veränderten Buchstaben ohngefähr hätte. Dem παιζουσι beyhm Homer würde saltantium am nächsten kommen, und auch Virgil läßt in seiner Nachahmung dieser Stelle, die Diana mit ihren Nymphen tanzen: (Aeneid. I. v. 497. 98.)

Qualis in Eurotæ ripis, aut per juga Cynthi

Exercet Diana choros — —

Spence hat hierbey einen seltsamen Einfall (Polymetis Dial. VIII. p. 102.) This Diana, sagt er, both in the picture and in the descriptions, was the Diana Venatrix, tho' she was not represented either by Virgil, or Apelles, or Homer, as hunting with her Nymphs; but as employed with them in that sort of dances, which of old were regarded as very solemn acts

waren, als irgend ein Meisterstück der Kunst; da Homer die Natur eher mit einem mahlerischen Auge betrachtet hatte, als ein Phidias und Apelles: so ist es nicht zu verwundern, daß die Artisten verschiedne ihnen besonders nützliche Bemerkungen, ehe sie Zeit hatten, sie in der Natur selbst zu machen, schon bey dem Homer gemacht fanden, wo sie dieselben begierig ergriffen, um durch den Homer die Natur nachzuahmen. Phidias bekannte, daß die Zeilen: *d*

Η, και κυανησιον ἐπ' ὄφρουσι νευσε Κρονιων·

Αμβροσια δ' ἄρα χαιται ἐπερωσαντο ἀνακτος,

Κρατος ἀπ' ἀθανατοιο· μεγαυ δ' ἐλελιξεν Ολυμπιον·

ihm bey seinem Olympischen Jupiter zum Vorbilde gedienet, und daß ihm nur durch ihre Hülfe ein göttliches Antlig, *propemodum ex ipso cælo petitum*, gelungen sey. Wenn dieses nichts mehr gesagt heißt, als daß die Phantasie des Künstlers

of devotion. In einer Anmerkung fügt er hinzu: The expression of *καιζειν*, used by Homer on this occasion, is scarce proper for hunting; as that of, *Choros exercere*, in Virgil, should be understood of the religious dances of old, because dancing, in the old Roman idea of it, was indecent even for men, in public; unles it were the sort of dances used in Honour of Mars, or Bacchus, or some other of their gods. Spence will nehmlich jene feyerliche Tänze verstanden wissen, welche bey den Alten mit unter die gottesdienstlichen Handlungen gerechnet wurden. Und daher, meinet er, brauche denn auch Plinius das Wort *sacrificare*: It is in consequence of this that Pliny, in speaking of Diana's Nymphs on this very occasion, uses the word, *sacrificare*, of them; which quite determines these dances of theirs to have been of the religious kind. Er vergißt, daß bey dem Virgil die Diana selbst mit tanzet: *exercet Diana choros*. Sollte nun dieser Tanz ein gottesdienstlicher Tanz seyn: zu wessen Verehrung tanzte ihn die Diana? Zu ihrer eignen? Oder zur Verehrung einer andern Gottheit? Beydes ist widersinnig. Und wenn die alten Römer das Tanzen überhaupt einer ernsthaften Person nicht für sehr anständig hielten, mußten darum ihre Dichter die Gravität ihres Volkes auch in die Sitten der Götter übertragen, die von den Ätern griechischen Dichtern ganz anders festgesetzt waren? Wenn Horaz von der Venus sagt: (*Od. IV. lib. I.*)

*Iam Cytherea choros ducit Venus, imminente luna:*

*Iunctæque Nymphis Gratiaæ decentes*

*Alternò terram quatiant pede — —*

waren dieses auch heilige gottesdienstliche Tänze? Ich verliere zu viele Worte über eine solche Grille.

*d*) *Iliad. A. v. 528. Valerius Maximus lib. III. cap. 7.*

durch das erhabene Bild des Dichters beseuert, und eben so erhabener Vorstellungen fähig gemacht worden, der, dünkt mich, übersieht das Wesentlichste, und begnügt sich mit etwas ganz allgemeinem, wo sich, zu einer weit gründlichern Befriedigung, etwas sehr specielles angeben läßt. So viel ich urtheile, bekannte Phidias zugleich, daß er in dieser Stelle zuerst bemerkt habe, wie viel Ausdruck in den Augenbraunen liege, *quanta pars animi e* sich in ihnen zeige. Vielleicht, daß sie ihn auch auf das Haar mehr Fleiß zu wenden bewegte, um das einigermaßen auszudrücken, was Homer ambrosisches Haar nennet. Denn es ist gewiß, daß die alten Künstler vor dem Phidias das Sprechende und Bedeutende der Mienen wenig verstanden, und besonders das Haar sehr vernachlässiget hatten. Noch Myron war in beyden Stücken tadelhaft, wie Plinius anmerkt, *f* und nach eben demselben, war Pythagoras Leontinus der erste, der sich durch ein zierliches Haar hervorthat. *g* Was Phidias aus dem Homer lernte, lernten die andern Künstler aus den Werken des Phidias.

Ich will noch ein Beyspiel dieser Art anführen, welches mich allezeit sehr vergnügt hat. Man erinnere sich, was Hogarth über den Apollo zu Belvedere anmerkt. *h* „Dieser Apollo, „sagt er, und der Antinous sind beyde in eben demselben Palaste zu Rom zu sehen. Wenn aber Antinous den Zuschauer „mit Verwunderung erfüllet, so sezet ihn der Apollo in Erstaunen; und zwar, wie sich die Reisenden ausdrücken, durch „einen Anblick, welcher etwas mehr als menschliches zeigt, welches sie gemeiniglich gar nicht zu beschreiben im Stande sind. „Und diese Wirkung ist, sagen sie, um desto bewundernswürdiger, da, wenn man es untersucht, das Unproportionirliche „daran auch einem gemeinen Auge klar ist. Einer der besten „Bildhauer, welche wir in England haben, der neulich dahin

e) Plinius lib. X. sect. 51. p. 616. Edit. Hard.

f) Idem lib. XXXIV. sect. 19. p. 651. Ipse tamen corporum tenus curiosus, animi sensus non expressisse videtur, capillum quoque & pubem non emendatius fecisse, quam rudis antiquitas instituisse.

g) Ibid. Hic primus nervos & venas expressit; capillumque diligentius.

h) Zergliederung der Schönheit. S. 47. Berl. Ausg. \*



„reisete, diese Bildsäule zu sehen, bekräftigte mir das, was igo  
 „gesagt worden, besonders, daß die Füße und Schenkel, in  
 „Ansehung der obern Theile, zu lang und zu breit sind. Und  
 „Andreas Sacchi, einer der größten Italiänischen Malher,  
 „scheinet eben dieser Meinung gewesen zu seyn, sonst würde er  
 „schwerlich (in einem berühmten Gemählde, welches igo in Eng-  
 „land ist) seinem Apollo, wie er den Tonkünstler Pasquilini  
 „krönct, das völlige Verhältniß des Antinous gegeben haben,  
 „da er übrigens wirklich eine Copie von dem Apollo zu seyn  
 „scheinet. Ob wir gleich an sehr grossen Werken oft sehen,  
 „daß ein geringerer Theil aus der Aht gelassen worden, so  
 „kann dieses doch hier der Fall nicht seyn. Denn an einer  
 „schönen Bildsäule ist ein richtiges Verhältniß eine von ihren  
 „wesentlichen Schönheiten. Daher ist zu schliessen, daß diese  
 „Glieder mit Fleiß müssen seyn verlängert worden, sonst würde  
 „es leicht haben können vermieden werden. Wenn wir also die  
 „Schönheiten dieser Figur durch und durch untersuchen, so werden  
 „wir mit Grunde urtheilen, daß das, was man bisher für  
 „unbeschreiblich vortreflich an ihrem allgemeinem Anblicke ge-  
 „halten, von dem hergerühret hat, was ein Fehler in einem  
 „Theile derselben zu seyn geschienen.“ — Alles dieses ist sehr  
 einleuchtend; und schon Homer, füge ich hinzu, hat es empfunden  
 und angedeutet, daß es ein erhabenes Ansehen giebt, welches  
 bloß aus diesem Zusaze von Grösse in den Abmessungen  
 der Füße und Schenkel entspringet. Denn wenn Antenor die  
 Gestalt des Ulysses mit der Gestalt des Menelaus vergleichen  
 will, so läßt er ihn sagen: <sup>i</sup>

ΣΤΑΝΤΩΝ ΜΕΝ, ΜΕΝΕΛΑΟΣ ὙΠΕΙΡΕΧΕΥ ΕΥΡΕΑΣ ὤΜΟΥΣ,

ΑΙΦΩ Δ' ΕΞΟΜΕΝΩ, ΓΕΡΑΓΩΤΕΡΟΣ ἦΕΝ ΟΔΥΣΣΕΥΣ.

„Wann beyde standen, so ragte Menelaus mit den breiten  
 „Schultern hoch hervor; wann aber beyde saßen, war Ulysses  
 „der ansehnlichere.“ Da Ulysses also das Ansehen im Sigen  
 gewann, welches Menelaus im Sigen verlor, so ist das Ver-  
 hältniß leicht zu bestimmen, welches beyder Oberleib zu den  
 Füßen und Schenkeln gehabt. Ulysses hatte einen Zusaz von

i) Iliad. Γ. v. 210. 11.

Größe in den Proportionen des erstern, Menelaus in den Proportionen der letztern.

### XXIII.

Ein einziger unschicklicher Theil kann die übereinstimmende Wirkung vieler zur Schönheit stören. Doch wird der Gegenstand darum noch nicht häßlich. Auch die Häßlichkeit erfordert mehrere unschickliche Theile, die wir ebenfalls auf einmal müssen übersehen können, wenn wir dabey das Gegentheil von dem empfinden sollen, was uns die Schönheit empfinden läßt.

Sonach würde auch die Häßlichkeit, ihrem Wesen nach, kein Vorwurf der Poesie seyn können; und dennoch hat Homer die äußerste Häßlichkeit in dem Thersites geschildert, und sie nach ihren Theilen neben einander geschildert. Warum war ihm bey der Häßlichkeit vergönnet, was er bey der Schönheit so einsichtsvoll sich selbst untersagte? Wird die Wirkung der Häßlichkeit, durch die aufeinanderfolgende Enumeration ihrer Elemente, nicht eben sowohl gehindert, als die Wirkung der Schönheit durch die ähnliche Enumeration ihrer Elemente vereitelt wird?

Allerdings wird sie das; aber hierinn liegt auch die Rechtfertigung des Homers. Eben weil die Häßlichkeit in der Schilderung des Dichters zu einer minder widerwärtigen Erscheinung körperlicher Unvollkommenheiten wird, und gleichsam, von der Seite ihrer Wirkung, Häßlichkeit zu seyn aufhöret, wird sie dem Dichter brauchbar; und was er vor sich selbst nicht nutzen kann, nutzt er als ein Ingrediens, um gewisse vermischte Empfindungen hervorzubringen und zu verstärken, mit welchen er uns, in Ermangelung reinangenehmer Empfindungen, unterhalten muß.

Diese vermischte Empfindungen sind das Lächerliche, und das Schreckliche.

Homer macht den Thersites häßlich, um ihn lächerlich zu machen. Er wird aber nicht durch seine bloße Häßlichkeit lächerlich; denn Häßlichkeit ist Unvollkommenheit, und zu dem Lächerlichen wird ein Contrast von Vollkommenheiten und Un-

vollkommenheiten erfordert. <sup>a</sup> Dieses ist die Erklärung meines Freundes, zu der ich hinzusetzen möchte, daß dieser Contrast nicht zu krall und zu schneidend seyn muß, daß die Dyposita, um in der Sprache der Mahler fortzufahren, von der Art seyn müssen, daß sie sich in einander verschmelzen lassen. Der weise und rechtschaffene Aesop wird dadurch, daß man ihm die Häßlichkeit des Thersites gegeben, nicht lächerlich. Es war eine alberne Mönchsfrage, das Τελειον seiner lehrreichen Märchen, vermittelst der Ungestalttheit auch in seine Person verlegen zu wollen. Denn ein mißgebildeter Körper und eine schöne Seele, sind wie Del und Eßig, die wenn man sie schon in einander schlägt, für den Geschmack doch immer getrennet bleiben. Sie gewähren kein Drittes; der Körper erweckt Verdruß, die Seele Wohlgefallen; jedes das seine für sich. Nur wenn der mißgebildete Körper zugleich gebrechlich und kränklich ist, wenn er die Seele in ihren Wirkungen hindert, wenn er die Quelle nachtheiliger Vorurtheile gegen sie wird: alsdenn fließen Verdruß und Wohlgefallen in einander; aber die neue daraus entspringende Erscheinung ist nicht Lachen, sondern Mitleid, und der Gegenstand, den wir ohne dieses nur hochgeachtet hätten, wird interessant. Der mißgebildete gebrechliche Pope mußte seinen Freunden weit interessanter seyn, als der schöne und gesunde Wicherley den seinen. — So wenig aber Thersites durch die bloße Häßlichkeit lächerlich wird, eben so wenig würde er es ohne dieselbe seyn. Die Häßlichkeit; die Uebereinstimmung dieser Häßlichkeit mit seinem Charakter; der Widerspruch, den beyde mit der Idee machen, die er von seiner eigenen Wichtigkeit heget; die unschädliche, ihn allein demüthigende Wirkung seines boshaften Geschwäges: alles muß zusammen zu diesem Zwecke wirken. Der letztere Umstand ist das Ου φθαρτικον, welches Aristoteles <sup>b</sup> unumgänglich zu dem Lächerlichen verlangt; so wie es auch mein Freund zu einer nothwendigen Bedingung macht, daß jener Contrast von keiner Wichtigkeit seyn, und uns nicht sehr interessiren müsse. Denn man nehme auch nur an, daß dem Thersites selbst seine hämische Verkleinerung

a) Philos. Schriften des Hrn. Moses Mendelssohn Th. II. S. 23.

b) De Poetica cap. V.

des Agamemnons theurer zu stehen gekommen wäre, daß er sie, anstatt mit ein Paar blutigen Schwielen, mit dem Leben bezahlen müssen: und wir würden aufhören über ihn zu lachen. Denn dieses Scheusal von einem Menschen ist doch ein Mensch, dessen Vernichtung uns stets ein größeres Uebel scheint, als alle seine Gebrechen und Laster. Um die Erfahrung hiervon zu machen, lese man sein Ende bey dem Quintus Calaber. c Achilles betauert die Penthesilea getödtet zu haben: die Schönheit in ihrem Blute, so tapfer vergossen, fodert die Hochachtung und das Mitleid des Helden; und Hochachtung und Mitleid werden Liebe. Aber der schmähstüchtige Thersites macht ihm diese Liebe zu einem Verbrechen. Er eifert wider die Wollust, die auch den wackersten Mann zu Unsinnigkeiten verleite,

— — — ητ' ἀφρονα φωτα τισησι

Και πινυτον περ εδοντα. — — —

Achilles ergrimmt, und ohne ein Wort zu versetzen, schlägt er ihn so unsanft zwischen Back und Ohr, daß ihm Zähne, und Blut und Seele mit eins aus dem Halse stürzen. Zu grausam! Der jachzornige mörderische Achilles wird mir verhaßter, als der tückische knurrende Thersites; das Freudengeschrey, welches die Griechen über diese That erheben, beleidiget mich; ich trete auf die Seite des Diomedes, der schon das Schwert zucket, seinen Anverwandten an dem Mörder zu rächen: denn ich empfinde es, daß Thersites auch mein Anverwandter ist, ein Mensch.

Gesetzt aber gar, die Verhegungen des Thersites wären in Meuterey ausgebrochen, das aufrührerische Volk wäre wirklich zu Schiffe gegangen und hätte seine Heerführer verrätherisch zurückgelassen, die Heerführer wären hier einem rachstüchtigen Feinde in die Hände gefallen, und dort hätte ein göttliches Strafgerichte über Flotte und Volk ein gänzlich Verderben verhangen: wie würde uns alsdem die Häßlichkeit des Thersites erscheinen? Wenn unschädliche Häßlichkeit lächerlich werden kann, so ist schädliche Häßlichkeit allezeit schrecklich. Ich weis dieses nicht besser zu erläutern, als mit ein Paar vortreflichen Stellen des Shakespear. Edmund, der Bastard des Grafen von Gloster, im Rö-

nig Lear, ist kein geringerer Böfewicht, als Richard, Herzog von Glocester, der sich durch die abscheulichsten Verbrechen den Weg zum Throne bahnte, den er unter dem Namen, Richard der Dritte, bestieg. Aber wie kömmt es, daß jener bey weitem nicht so viel Schaudern und Entsetzen erwecket, als dieser? Wenn ich den Bastard sagen höre: *d*

Thou, Nature, art my Goddeſs, to thy Law  
My Services are bound; wherefore should I  
Stand in the Plage of Custom, and permit  
The curtesie of Nations to deprive me,  
For that I am some twelve, or fourteen Moonshines  
Lag of a Brother? Why Bastard? wherefore base?  
When my dimensions are as well compact,  
My mind as gen'rous, and my shape as true  
As honest Madam's Issue? Why brand they thus  
With base? with baseness? bastardy, base? base?  
Who, in the lusty stealth of Nature, take  
More composition and fierce quality,  
Than doth, within a dull, stale, tired Bed,  
Go to creating a whole tribe of Fops,  
Got 'tween a-sleap and wake?

so höre ich einen Teufel, aber ich sehe ihn in der Gestalt eines Engels des Lichts. Höre ich hingegen den Grafen von Glocester sagen: *e*

But I, that am not shap'd for sportive Tricks,  
Nor made to court an am'rous looking-glass,  
I, that am rudely stamp't, and want Love's Majesty,  
To strut before a wanton, ambling Nymph;  
I, that am curtail'd of this fair proportion,  
Cheated of feature by dissembling nature,  
Deform'd, unfinish'd, sent before my time  
Into this breathing world, scarce half made up,  
And that so lamely and unfashionably,  
That dogs bark at me, as I halt by them:  
Why I (in this weak piping time of Peace)

*d*) King Lear. Act. I. Sc. VI.

*e*) The Life and Death of Richard III. Act. I. Sc. I.

Have no delight to pass away the time;  
 Unless to spy my shadow in the sun,  
 And descant on mine own deformity.  
 And therefore, since I cannot prove a Lover,  
 To entertain these fair well-spoken days,  
 I am determin'd, to prove a Villain!

so höre ich einen Teufel, und sehe einen Teufel; in einer Gestalt, die der Teufel allein haben sollte.

## XXIV.

So nutzt der Dichter die Häßlichkeit der Formen: welchen Gebrauch ist dem Maler davon zu machen vergönnet?

Die Malererey, als nachahmende Fertigkeit, kann die Häßlichkeit ausdrücken: die Malererey, als schöne Kunst, will sie nicht ausdrücken. Als jener, gehören ihr alle sichtbare Gegenstände zu: als diese, schließt sie sich nur auf diejenigen sichtbaren Gegenstände ein, welche angenehme Empfindungen erwecken.

Aber gefallen nicht auch die unangenehmen Empfindungen in der Nachahmung? Nicht alle. Ein scharfsinniger Kunstrichter <sup>a</sup> hat dieses bereits von dem Eckel bemerkt. „Die Vorstellungen der Furcht, sagt er, „der Traurigkeit, des Schreckens, „des Mitleids u. s. w. können nur Unlust erregen, in so weit „wir das Uebel für wirklich halten. Diese können also durch „die Erinnerung, daß es ein künstlicher Betrug sey, in angenehme Empfindungen aufgelöset werden. Die widrige Empfindung des Eckels aber erfolgt, vermöge des Gesetzes der Einbildungskraft auf die bloße Vorstellung in der Seele, der Gegenstand mag für wirklich gehalten werden, oder nicht. Was „hilfts dem beleidigten Gemüthe also, wenn sich die Kunst der „Nachahmung noch so sehr verräth? Ihre Unlust entsprang nicht „aus der Voraussetzung, daß das Uebel wirklich sey, sondern „aus der bloßen Vorstellung desselben, und diese ist wirklich da. „Die Empfindungen des Eckels sind also allezeit Natur, niemals Nachahmung.“

Eben dieses gilt von der Häßlichkeit der Formen. Diese

a) Briefe die neueste Litteratur betreffend, Th. V. S. 102.

Häßlichkeit beleidiget unser Gesicht, widerstehet unserm Geschmacke an Ordnung und Uebereinstimmung, und erwecket Abscheu, ohne Rücksicht auf die wirkliche Existenz des Gegenstandes, an welchem wir sie wahrnehmen. Wir mögen den Thersites weder in der Natur noch im Bilde sehen; und wenn schon sein Bild weniger mißfällt, so geschieht dieses doch nicht deswegen, weil die Häßlichkeit seiner Form in der Nachahmung Häßlichkeit zu seyn aufhöret, sondern weil wir das Vermögen besitzen, von dieser Häßlichkeit zu abstrahiren, und uns bloß an der Kunst des Malers zu vergnügen. Aber auch dieses Vergnügen wird alle Augenblicke durch die Ueberlegung unterbrochen, wie übel die Kunst angewendet worden, und diese Ueberlegung wird selten fehlen, die Geringschätzung des Künstlers nach sich zu ziehen.

Aristoteles giebt eine andere Ursache an, *b* warum Dinge, die wir in der Natur mit Widerwillen erblicken, auch in der getreuesten Abbildung Vergnügen gewähren; die allgemeine Wißbegierde des Menschen. Wir freuen uns, wenn wir entweder aus der Abbildung lernen können, *τι ἐνασον*, was ein jedes Ding ist, oder wenn wir daraus schließen können, *ὅτι οὗτος ἐκεῖνος*, daß es dieses oder jenes ist. Allein auch hieraus folgt, zum Besten der Häßlichkeit in der Nachahmung, nichts. Das Vergnügen, welches aus der Befriedigung unserer Wißbegierde entspringt, ist momentan, und dem Gegenstande, über welchen sie befriediget wird, nur zufällig: das Mißvergnügen hingegen, welches den Anblick der Häßlichkeit begleitet, permanent, und dem Gegenstande, der es erweckt, wesentlich. Wie kann also jenes diesem das Gleichgewicht halten? Noch weniger kann die kleine angenehme Beschäftigung, welche uns die Bemerkung der Ähnlichkeit macht, die unangenehme Wirkung der Häßlichkeit besiegen. Je genauer ich das häßliche Nachbild mit dem häßlichen Urbilde vergleiche, desto mehr stelle ich mich dieser Wirkung bloß, so daß das Vergnügen der Vergleichung gar bald verschwindet, und mir nichts als der widrige Eindruck der verdoppelten Häßlichkeit übrig bleibt. Nach den Beispielen, welche Aristoteles giebt, zu urtheilen, scheint es, als habe

*b*) De Poetica cap. IV.

er auch selbst die Häßlichkeit der Formen nicht mit zu den mißfälligen Gegenständen rechnen wollen, die in der Nachahmung gefallen können. Diese Beispiele sind, reißende Thiere und Leichname. Reißende Thiere erregen Schrecken, wenn sie auch nicht häßlich sind; und dieses Schrecken, nicht ihre Häßlichkeit, ist es, was durch die Nachahmung in angenehme Empfindung aufgelöset wird. So auch mit den Leichnamen; das schärfere Gefühl des Mitleids, die schreckliche Erinnerung an unsere eigene Vernichtung ist es, welche uns einen Leichnam in der Natur zu einem widrigen Gegenstande macht; in der Nachahmung aber verlieret jenes Mitleid, durch die Ueberzeugung des Betrugs, das Schneidende, und von dieser fatalen Erinnerung kann uns ein Zusatz von schmeichelhaften Umständen entweder gänzlich abziehen, oder sich so unzertrennlich mit ihr vereinigen, daß wir mehr wünschenswürdiges als schreckliches darinn zu bemerken glauben.

Da also die Häßlichkeit der Formen, weil die Empfindung, welche sie erregt, unangenehm, und doch nicht von derjenigen Art unangenehmer Empfindungen ist, welche sich durch die Nachahmung in angenehme verwandeln, an und vor sich selbst kein Vorwurf der Malherey, als schöner Kunst, seyn kann: so käme es noch darauf an, ob sie ihr, nicht eben so wohl wie der Poesie, als Ingrediens, um andere Empfindungen zu verstärken, nützlich seyn könne.

Darf die Malherey, zu Erreichung des Lächerlichen und Schrecklichen, sich häßlicher Formen bedienen?

Ich will es nicht wagen, so grade zu, mit Nein hierauf zu antworten. Es ist unleugbar, daß unschädliche Häßlichkeit auch in der Malherey lächerlich werden kann; besonders wenn eine Affectation nach Reiz und Ansehen damit verbunden wird. Es ist eben so unstreitig, daß schädliche Häßlichkeit, so wie in der Natur, also auch im Gemählde Schrecken erwecket; und daß jenes Lächerliche und dieses Schreckliche, welches schon vor sich vermischte Empfindungen sind, durch die Nachahmung einen neuen Grad von Anzüglichkeit und Vergnügen erlangen.

Ich muß aber zu bedenken geben, daß demohngeachtet sich die Malherey hier nicht völlig mit der Poesie in gleichem



Falle befindet. In der Poesie, wie ich angemerkt, verlieret die Häßlichkeit der Form, durch die Veränderung ihrer coexistirenden Theile in successive, ihre widrige Wirkung fast gänzlich; sie höret von dieser Seite gleichsam auf, Häßlichkeit zu seyn, und kann sich daher mit andern Erscheinungen desto inniger verbinden, um eine neue besondere Wirkung hervorzubringen. In der Malhercy hingegen hat die Häßlichkeit alle ihre Kräfte beyammen, und wirket nicht viel schwächer, als in der Natur selbst. Unschädliche Häßlichkeit kann folglich nicht wohl lange lächerlich bleiben; die unangenehme Empfindung gewinnt die Oberhand, und was in den ersten Augenblicken possirlich war, wird in der Folge blos abscheulich. Nicht anders gehet es mit der schädlichen Häßlichkeit; das Schreckliche verliert sich nach und nach, und das Unförmliche bleibt allein und unveränderlich zurück.

Dieses überlegt, hatte der Graf Caylus vollkommen Recht, die Episode des Iherstes aus der Reihe seiner Homerischen Gemähde wegzulassen. Aber hat man darum auch Recht, sie aus dem Homer selbst wegzuwünschen? Ich finde ungern, daß ein Gelehrter, von sonst sehr richtigem und feinem Geschmacke, dieser Meinung ist. c Ich verspare es auf einen andern Ort, mich weitläuftiger darüber zu erklären.

## XXV.

Auch der zweyte Unterschied, welchen der angeführte Kunst-richter, zwischen dem Eckel und andern unangenehmen Leidenschaften der Seele findet, äussert sich bey der Unlust, welche die Häßlichkeit der Formen in uns erwecket.

„Andere unangenehme Leidenschaften, sagt er, a können auch „außer der Nachahmung, in der Natur selbst, dem Gemüthe „öfters schmeicheln; indem sie niemals reine Unlust erregen, „sondern ihre Bitterkeit allezeit mit Wollust vermischen. Unsere „Furcht ist selten von aller Hoffnung entblößt; der Schrecken „belebt alle unsere Kräfte, der Gefahr auszuweichen; der Zorn „ist mit der Begierde sich zu rächen, die Traurigkeit mit der

c) Klotzii Epistolæ Homericæ, p. 33. & seq.

a) Eben daselbst S. 103.

„angenehmen Vorstellung der vorigen Glückseligkeit verknüpft,  
 „und das Mitleiden ist von den zärtlichen Empfindungen der  
 „Liebe und Zuneigung unzertrennlich. Die Seele hat die Frey-  
 „heit, sich bald bey dem vergnüglichen, bald bey dem widrigen  
 „Theile einer Leidenschaft zu verweilen, und sich eine Vermi-  
 „schung von Lust und Unlust selbst zu schaffen, die reizender  
 „ist, als das lauterste Vergnügen. Es braucht nur sehr wenig  
 „Achtsamkeit auf sich selber, um dieses vielfältig beobachtet zu  
 „haben; und woher käme es denn sonst, daß dem Zornigen sein  
 „Zorn, dem Traurigen seine Unmuth lieber ist, als alle freudige  
 „Vorstellungen, dadurch man ihn zu beruhigen gedenket? Ganz  
 „anders aber verhält es sich mit dem Ekel und den ihm ver-  
 „wandten Empfindungen. Die Seele erkennet in demselben  
 „keine merkliche Vermischung von Lust. Das Mißvergnügen  
 „gewinnet die Oberhand, und daher ist kein Zustand, weder  
 „in der Natur noch in der Nachahmung zu erdenken, in wel-  
 „chem das Gemüth nicht von diesen Vorstellungen mit Wider-  
 „willen zurückweichen sollte.“

Vollkommen richtig; aber da der Kunstrichter selbst, noch  
 andere mit dem Ekel verwandten Empfindungen erkennet, die  
 gleichfalls nichts als Unlust gewähren, welche kann ihm näher  
 verwandt seyn, als die Empfindung des Häßlichen in den For-  
 men? Auch diese ist in der Natur ohne die geringste Mischung  
 von Lust; und da sie deren eben so wenig durch die Nachah-  
 mung fähig wird, so ist auch von ihr kein Zustand zu erden-  
 ken, in welchem das Gemüth von ihrer Vorstellung nicht mit  
 Widerwillen zurückweichen sollte.

Ja dieser Widerwille, wenn ich anders mein Gefühl sorg-  
 fältig genug untersucht habe, ist gänzlich von der Natur des  
 Ekels. Die Empfindung, welche die Häßlichkeit der Form be-  
 gleitet, ist Ekel, nur in einem geringern Grade. Dieses strei-  
 tet zwar mit einer andern Anmerkung des Kunstrichters, nach  
 welcher er nur die allerdunkelsten Sinne, den Geschmack, den  
 Geruch und das Gefühl, dem Ekel ausgesetzt zu seyn glaubet.  
 „Sene beyde, sagt er, durch eine übermäßige Süßigkeit, und  
 „dieses durch eine allzugrosse Weichheit der Körper, die den  
 „berührenden Fibern nicht genugsam widerstehen. Diese Gegen-

„stände werden sodann auch dem Gesichte unerträglich, aber „blos durch die Association der Begriffe, indem wir uns des „Widerwillens erinnern, den sie dem Geschmacke, dem Geruche „oder dem Gefühle verursachen. Denn eigentlich zu reden, giebt „es keine Gegenstände des Eckels für das Gesicht.“ Doch mich dünkt, es lassen sich dergleichen allerdings nennen. Ein Feuermahl in dem Gesichte, eine Hasenscharte, eine gequetschte Nase mit vorragenden Löchern, ein gänzlicher Mangel der Augenbraunen, sind Häßlichkeiten, die weder dem Geruche, noch dem Geschmacke, noch dem Gefühle zuwider seyn können. Gleichwohl ist es gewiß, daß wir etwas dabey empfinden, welches dem Eckel schon viel näher kömmt, als das, was uns andere Unförmlichkeiten des Körpers, ein krummer Fuß, ein hoher Rücken, empfinden lassen; je zärtlicher das Temperament ist, desto mehr werden wir von den Bewegungen in dem Körper dabey fühlen, welche vor dem Erbrechen vorhergehen. Nur daß diese Bewegungen sich sehr bald wieder verlieren, und schwerlich ein wirkliches Erbrechen erfolgen kann; wovon man allerdings die Ursache darinn zu suchen hat, daß es Gegenstände des Gesichts sind, welches in ihnen, und mit ihnen zugleich, eine Menge Realitäten wahrnimmt, durch deren angenehme Vorstellungen jene unangenehme so geschwächt und verdunkelt wird, daß sie keinen merklichen Einfluß auf den Körper haben kann. Die dunkeln Sinne hingegen, der Geschmack, der Geruch, das Gefühl, können dergleichen Realitäten, indem sie von etwas Widerwärtigen gerühret werden, nicht mit bemerken; das Widerwärtige wirkt folglich allein und in seiner ganzen Stärke, und kann nicht anders als auch in dem Körper von einer weit heftigern Erschütterung begleitet seyn.

Uebrigens verhält sich auch zur Nachahmung das Eckelhafte vollkommen so, wie das Häßliche. Ja, da seine unangenehme Wirkung die heftigere ist, so kann es noch weniger als das Häßliche an und vor sich selbst ein Gegenstand weder der Poesie, noch der Malererey werden. Nur weil es ebenfalls durch den wörtlichen Ausdruck sehr gemildert wird, getraute ich mich doch wohl zu behaupten, daß der Dichter, wenigstens einige eckelhafte Züge, als ein Ingrediens zu den nehmlichen vermisch-

ten Empfindungen brauchen könne, die er durch das Häßliche mit so gutem Erfolge verstärkt.

Das Eckelhafte kann das Lächerliche vermehren; oder Vorstellungen der Würde, des Anstandes, mit dem Eckelhaften in Contrast gesetzt, werden lächerlich. Exempel hiervon lassen sich bey dem Aristophanes in Menge finden. Das Wiesel fällt mir ein, welches den guten Sokrates in seinen astronomischen Beschauungen unterbrach. *b*

ΜΑΘ. Προην δε γε γνωμην μεγαλην ἀφηροεδη  
Τπ' ἀσκαλαβωτου. ΣΤΡ. Τινα τροπον; κατειπε μοι.

ΜΑΘ. Ζητουντος αυτου της σεληνης τας οδους  
Και τας περιφορας, ειτ' ανω κεχηνητος  
Απο της οροφης νυκτω γαλεωτης κατεχεσεν.

ΣΤΡ. Ησδην γαλεωτη καταχεσαντι Σωκρατους.

Man lasse es nicht eckelhaft seyn, was ihm in den offenen Mund fällt, und das Lächerliche ist verschwunden. Die drolligsten Züge von dieser Art hat die Hottentottische Erzählung, *Equassouw* und *Knonmquaiha*, in dem Kenner, einer Englischen Wochenschrift voller Laune, die man dem Lord Chesterfield zuschreibet. Man weiß, wie schmutzig die Hottentotten sind; und wie vieles sie für schön und zierlich und heilig halten, was uns Eckel und Abscheu erwecket. Ein gequetschter Knorpel von Nase, schlappe bis auf den Nabel herabhängende Brüste, den ganzen Körper mit einer Schminke aus Ziegenfett und Nus an der Sonne durchbeiget, die Haarlocken von Schmeer trieffend, Füße und Arme mit frischem Gedärme umwunden: dieß denke man sich an dem Gegenstande einer feurigen, ehrfurchtsvollen, zärtlichen Liebe; dieß höre man in der edeln Sprache des Ernstes und der Bewunderung ausgedrückt, und enthalte sich des Lachens! *c*

*b*) *Nubes* v. 170-74.

*c*) *The Connoisseur*, Vol. I. No. 21. Von der Schönheit der *Knonmquaiha* heißt es: He was struck with the glossy hue of her complexion, which shone like the jetty down on the black hogs of Hessaqua; he was ravished with the prest gristle of her nose; and his eyes dwelt with admiration on the flaccid beauties of her breasts, which descended to her navel. Und was trug die Kunst bey, so viel Reize in ihr vortheilhaftestes Licht zu setzen? She made a varnish of the fat of goats mixed with foot, with which she anointed her whole body, as she stood beneath the rays

Mit dem Schrecklichen scheint sich das Eckelhafte noch inniger vermischen zu können. Was wir das Gräßliche nennen, ist nichts als ein eckelhaftes Schreckliche. Dem Longin<sup>d</sup> mißfällt zwar in dem Bilde der Traurigkeit bey dem Hesiodus,<sup>e</sup> das Της ἐκ μὲν οὐρῶν μύξαι γρον; doch mich dünkt, nicht sowohl weil es ein eckler Zug ist, als weil es ein bloß eckler Zug ist, der zum Schrecklichen nichts beyträgt. Denn die langen über die Finger hervorragenden Nägel, (μακροὶ δ' ὄνυχες χειρῶσιν ὑψηλοῦσιν) scheint er nicht tadeln zu wollen. Gleichwohl sind lange Nägel nicht viel weniger eckel, als eine fließende Nase. Aber die langen Nägel sind zugleich schrecklich; denn sie sind es, welche die Wangen zerfleischen, daß das Blut davon auf die Erde rinnet:

— — — — ἐκ δε παρειῶν

Αἰμὲ ἀπελειβερ' ἔραζε — — —

Hingegen eine fließende Nase, ist weiter nichts als eine fließende Nase; und ich rathe der Traurigkeit nur, das Maul zuzumachen. Man lese bey dem Sophokles die Beschreibung der öden Höhle des unglücklichen Philoktet. Da ist nichts von Lebensmitteln, nichts von Bequemlichkeiten zu sehen; auffer eine zer-

of the sun: her locks were clotted with molted grease, and powdered with the yellow dust of Buchu: her face, which shone like the polished ebony, was beautifully varied with spots of red earth, and appeared like the fable curtain of the night bespangled with stars: she sprinkled her limbs with wood-ashes, and perfumed them with the dung of Stinkingsem. Her arms and legs were entwined with the shining entrails of an heifer: from her neck there hung a pouch composed of the stomach of a kid: the wings of an ostrich overshadowed the fleshy promontories behind; and before she wore an apron formed of the shaggy ears of a lion. Ich füge noch die Ceremonie der Zusammengehung des verliebten Paares hinzu: The Surri or Chief Priest approached them, and in a deep voice chanted the nuptial rites thro the melodious grumbling of the Gom-Gom; and at the same time (according to the manner of Caffraria) bedewed them plentifully with the urinary benediction. The bride and bridegroom rubbed in the precious stream with extasy; while the briny drops trickled from their bodies; like the oozy surge from the rocks of Chirigriqua.

d) Περὶ Ἐψουρῶν, τμήμα γ', p. 15. edit. T. Fabri.

e) Scut. Hercul. v. 266.

tretene Streu von dürrn Blättern, ein unförmlicher hölzerner Becher, ein Feuergeräth. Der ganze Reichthum des franken verlassenen Mannes! Wie vollendet der Dichter dieses traurige fürchterliche Gemählde? Mit einem Zufage von Eckel. „Ha! fährt Neoptolem auf einmal zusammen, „hier trockenen zerrissene Lappen, voll Blut und Eiter!“ *f*

NE. Ορω κενην οικησιν ανθρωπων διχα.

ΟΔ. Ουδ' ενδον οικοποιος εστι τις τροφη;

NE. Στειπη γε φυλλας ως εναυλιζοντι τψ.

ΟΔ. Τα δ' άλλ' ερημια, κούδεν εσθ' υποσεγον;

NE. Αυτοξύλον γ' εκρωμα, φαυλουργου τινος  
Τεχνηματ' ανδρος, και πυρει' ομου ταδε.

ΟΔ. Κεινου το θησαυρισμα σημαινεις τοδε.

NE. Ιου, Ιου· και ταυτα γ' άλλα θαλπεται  
Ρακη, βαρειας του νοσηλειας πλεα.

So wird auch beym Homer der geschleifte Hector, durch das von Blut und Staub entstellte Gesicht, und zusammenverklebte Haar,

Squallentem barbam & concretos sanguine crines,  
(wie es Virgil ausdrückt *g*) ein eckler Gegenstand, aber eben dadurch um so viel schrecklicher, um so viel rührender. Wer kann die Graue des Marsyas, beym Dvid, sich ohne Empfindung des Eckels denken? *h*

Clamanti cutis est summos derepta per artus:

Nec quidquam, nisi vulnus erat: cruor undique manat:

Detectique patent nervi: trepidæque sine ulla

Pelle micant venæ: salientia viscera possis,

Et perlucentes numerare in pectore fibras.

Aber wer empfindet auch nicht, daß das Eckelhafte hier an seiner Stelle ist? Es macht das Schreckliche gräßlich; und das Gräßliche ist selbst in der Natur, wenn unser Mitleid dabey interessiret wird, nicht ganz unangenehm; wie viel weniger in der Nachahmung? Ich will die Exempel nicht häuffen. Doch dieses muß ich noch anmerken, daß es eine Art von Schreckli-

*f*) Philoct. v. 31-39.

*g*) Aeneid. lib. II. v. 277.

*h*) Metamorph. VI. v. 397.

chem giebt, zu dem der Weg dem Dichter fast einzig und allein durch das Ekelhafte offen stehet. Es ist das Schreckliche des Hungers. Selbst im gemeinen Leben drucken wir die äufferste Hungersnoth nicht anders als durch die Erzehlungen aller der unnahrhaften, ungesundten und besonders eckeln Dinge aus, mit welchen der Magen befriediget werden müssen. Da die Nachahmung nichts von dem Gefühle des Hungers selbst in uns erregen kann, so nimt sie zu einem andern unangenehmen Gefühle ihre Zuflucht, welches wir im Falle des empfindlichsten Hungers für das kleinere Uebel erkennen. Dieses sucht sie zu erregen, um uns aus der Unlust desselben schliessen zu lassen, wie stark jene Unlust seyn müsse, bey der wir die gegenwärtige gern aus der Acht schlagen würden. Ovid sagt von der Dreade, welche Ceres an den Hunger abschickte: <sup>i</sup>

Hanc (famem) procul ut vidit — —

— refert mandata deæ; paulumque morata,

Quanquam aberat longe, quanquam modo venerat illuc,

Vifa tamen sensisse famem — — —

Eine unnatürliche Uebertreibung! Der Anblick eines Hungrigen, und wenn es auch der Hunger selbst wäre, hat diese ansteckende Kraft nicht; Erbarmen, und Gräul, und Ekel, kann er empfinden lassen, aber keinen Hunger. Diesen Gräul hat Ovid in dem Gemählde der James nicht gespart, und in dem Hunger des Cresichthons sind, sowohl bey ihm, als bey dem Kallimachus <sup>k</sup>, die eckelhaften Züge die stärksten. Nachdem Cresichthon alles aufgezehret, und auch der Opferkuh nicht verschonet hatte, die seine Mutter der Besta auffütterte, läßt ihn Kallimachus über Pferde und Ragen herfallen, und auf den Strassen die Brocken und schmutzigen Ueberbleibsel von fremden Tischen betteln:

Και ταν βων ἐφαγεν, ταν Εξια ἐτρεφε ματηρ,

Και τον ἀεθλοφορον και τον πολεμηιον ἱππον,

Και ταν αἰλουρον, ταν ἐτρεμε θηρια μικκα —

Και τοδ' ὁ τω βασιλης ἐνι τριοδοισι καθησο

Αιτιζων ἀκολως τε και ἐκβολα λυματα δαιτος —

<sup>i</sup>) Ibid. lib. VIII. v. 809.

<sup>k</sup>) Hym. in Cererem v. 111-116.

Und Dvid läßt ihn zuletzt die Zähne in seine eigene Glieder setzen, um seinen Leib mit seinem Leibe zu nähren.

Vis tamen illa mali postquam consumserat omnem  
Materiam — — — — —

Ipse suos artus lacero divellere morsu

Cœpit; & infelix minuendo corpus alebat.

Nur darum waren die häßlichen Harpyen so stinkend, so unstätig, daß der Hunger, welchen ihre Entführung der Speisen bewirken sollte, desto schrecklicher würde. Man höre die Klage des Phineus, beym Apollonius: <sup>l</sup>

Τυτθον δ' ἦν ἀρα δη ποτ' ἔδητυος ἀμιμι λιπῶσι,

Πνει τοδε μυδαλεον τε και οὐ τλητον μενος ὀδμης.

Ου κε τις ουδε μιμνυθα βροτων ἀνοχοιτο πελασσας,

Ουδ' εἰ οἱ ἀδαμαντος ἐληλαμενον κεαρ εἶη.

Ἀλλα με πικρη δητα κε δαιτος ἐπισχει ἀναγκη

Μιμνειν, και μιμνυοντα κακη ἐν γαστρι δεσθαι.

Ich möchte gern aus diesem Gesichtspunkte die eckele Einführung der Harpyen beym Virgil entschuldigen; aber es ist kein wirklicher gegenwärtiger Hunger, den sie verursachen, sondern nur ein instehender, den sie prophezeyen; und noch dazu löset sich die ganze Prophezeung endlich in ein Wortspiel auf. Auch Dante bereitet uns nicht nur auf die Geschichte von der Verhungerung des Ugolino, durch die eckelhafteste, gräßlichste Stellung, in die er ihn mit seinem ehemaligen Verfolger in der Hölle setzet; sondern auch die Verhungerung selbst ist nicht ohne Züge des Eckels, der uns besonders da sehr merklich überfällt, wo sich die Söhne dem Vater zur Speise anbieten. In der Note will ich noch eine Stelle aus einem Schauspiele von Beaumont und Fletcher anführen, die statt aller andern Beispiele hätte seyn können, wenn ich sie nicht für ein wenig zu übertrieben erkennen müßte. <sup>m</sup>

<sup>l</sup>) Argonaut. lib. II. v. 228-33.

<sup>m</sup>) The Sea-Voyage Act. III. Sc. I. Ein französischer Seeräuber wird mit seinem Schiffe an eine wüste Insel verschlagen. Habsucht und Neid entzweyen seine Leute, und schaffen ein Paar Elenden, welche auf dieser Insel geraume Zeit der äuffersten Noth ausgefekt gewesen, Gelegenheit, mit dem Schiffe in die See zu stechen. Alles Vorrathes von Lebensmitteln sonach



Ich komme auf die eckelhaften Gegenstände in der Malhercy. Wenn es auch schon ganz unstrcitig wäre, daß es eigentlich gar keine eckelhafte Gegenstände für das Gesicht gäbe, von welchen es sich von sich selbst verstünde, daß die Malhercy, als

auf einmal beraubet, sehen jene Nichtswürdige gar bald den schmählichsten Tod vor Augen, und einer drückt gegen den andern seinen Hunger und seine Verzweiflung folgendergestalt aus:

LAMURE. Oh, what a Tempest have I in my Stomach!

How my empty Guts cry out! My wounds ake,

Would they would bleed again, that I might get

Something to quench my thirst.

FRANVILLE. O Lamure, the Happiness my dogs had

When I kept house at home! They had a storehouse,

A storehouse of most blessed bones and crusts,

Happy crusts. Oh, how sharp Hunger pinches me! —

LAMURE. How now, what news?

MORILLAR. Hast any Meat yet?

FRANVILLE. Not a bit that I can see;

Here be goodly quarries, but they be cruel hard

To gnaw: I ha' got some mud, we'll eat it with spoons,

Very good thick mud; but it stinks damnably,

There's old rotten trunks of trees too,

But not a leaf nor blossom in all the island.

LAMURE. How it looks!

MORILLAR. It stinks too.

LAMURE. It may be poison.

FRANVILLE. Let it be any thing;

So I can get it down. Why Man,

Poison's a princely dish.

MORILLAR. Hast thou no bisket?

No crumbs left in thy pocket? Here is my doublet,

Give me but three small crumbs.

FRANVILLE. Not for three Kingdoms,

If I were Master of 'em. Oh, Lamure,

But one poor joint of Mutton, we ha' scorn'd, Man.

LAMURE. Thou speak'st of Paradise;

Or but the snuffs of those Healths,

We have lewdly at midnight flang away.

MORILLAR. Ah! but to lick the glasses.

Doch alles dieses ist noch nichts gegen den folgenden Ausritt, wo der Schiffschirurgus dazu kömmt.

FRANVILLE. Here comes the Surgeon. What

Hast thou discover'd? Smile, smile and comfort us.

indefß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sey, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Grossen.

„Das gütige Schicksal, sagt er,“ welches auch über die „Künste bey ihrer Vertilgung noch gewachtet, hat aller Welt „zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst erhalten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte von „der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon, „nebst seinen beyden Söhnen, vom Agessander, Apollodorus b „und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahrscheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht bestimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in welcher diese Künstler geblühet haben, angeben kann.“

In einer Anmerkung sezet er hinzu: „Plinius meldet kein „Wort von der Zeit, in welcher Agessander und die Gehülffen an seinem Werke, gelebet haben; Maffei aber, in der Erklärung alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler „in der acht und achtzigsten Olympias geblühet haben, und auf dessen Wort haben andere, als Richardson, nachgeschrieben. „Zener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des „Polycletus Schülern, für einen von unsern Künstlern genommen, und da Polycletus in der sieben und achtzigsten Olympias geblühet, so hat man seinen vermeinten Schüler „eine Olympias später gesezet: andere Gründe kann Maffei „nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, diesen vermeinten Grund des Maffei blos anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen

a) Geschichte der Kunst S. 347.

b) Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen von einander abgingen. Harduin würde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß sich in dieser Kleinigkeit blos verschrieben haben.

andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Agessander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen seyn. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias, *c* aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabey gehabt haben, daß er das Vergeben des Maffei, durch Beyfügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, ziehet, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel, in dem Laokoön zu viele von den argutiis, *d* die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoön nicht älter seyn kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefehr aus seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoön die glückliche Frucht des Wettseifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kayser unter den Künstlern entzündet mußte? Warum könnten nicht Agessander und seine Gehülfe die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcefilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die

*c*) Αθηνοδωρος δε και Δαμιας — οὗτοι δε Αρκαδες εἰσιν ἐκ Κλειτοροῦς. Phoc. cap. 9. p. 819 Edit. Kuh.

*d*) Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653 Edit. Hard.

indefß auch ihn ein Schein dieser Nachahmung geblendet, so würde er sich für die erstern haben erklären müssen. Denn er nimt an, daß der Laokoon aus den Zeiten sey, da sich die Kunst unter den Griechen auf dem höchsten Gipfel ihrer Vollkommenheit befunden habe; aus den Zeiten Alexanders des Grossen.

„Das gütige Schicksal, sagt er,“ welches auch über die „Künste bey ihrer Vertilgung noch gewachtet, hat aller Welt „zum Wunder ein Werk aus dieser Zeit der Kunst er- „halten, zum Beweise von der Wahrheit der Geschichte von „der Herrlichkeit so vieler vernichteten Meisterstücke. Laokoon, „nebst seinen beyden Söhnen, vom Agesander, Apollodorus b „und Athenodorus aus Rhodus gearbeitet, ist nach aller Wahr- „scheinlichkeit aus dieser Zeit, ob man gleich dieselbe nicht be- „stimmen, und wie einige gethan haben, die Olympias, in wel- „cher diese Künstler geblühet haben, angeben kann.“

In einer Anmerkung sezet er hinzu: „Plinius meldet kein „Wort von der Zeit, in welcher Agesander und die Gehülfen „an seinem Werke, gelebet haben; Maffei aber, in der Erklä- „rung alter Statuen, hat wissen wollen, daß diese Künstler „in der acht und achtzigsten Olympias geblühet haben, und auf „dessen Wort haben andere, als Richardson, nachgeschrieben. „Jener hat, wie ich glaube, einen Athenodorus unter des „Polykletus Schülern, für einen von unsern Künstlern genom- „men, und da Polykletus in der sieben und achtzigsten Olym- „pias geblühet, so hat man seinen vermeinten Schüler „eine Olympias später gesezet: andere Gründe kann Maffei „nicht haben.“

Er konnte ganz gewiß keine andere haben. Aber warum läßt es Herr Winkelmann dabey bewenden, diesen vermeinten Grund des Maffei bloß anzuführen? Widerlegt er sich von sich selbst? Nicht so ganz. Denn wenn er auch schon von keinen

a) Geschichte der Kunst S. 347.

b) Nicht Apollodorus, sondern Polydorus. Plinius ist der einzige, der diese Künstler nennet, und ich wüßte nicht, daß die Handschriften in diesem Namen von einander abgingen. Garduin würde es gewiß sonst angemerkt haben. Auch die ältern Ausgaben lesen alle, Polydorus. Herr Winkelmann muß sich in dieser Kleinigkeit bloß verschrieben haben.

andern Gründen unterstützt ist, so macht er doch schon für sich selbst eine kleine Wahrscheinlichkeit, wo man nicht sonst zeigen kann, daß Athenodorus, des Polyklets Schüler, und Athenodorus der Gehülfe des Agasander und Polydorus, unmöglich eine und eben dieselbe Person können gewesen seyn. Zum Glücke läßt sich dieses zeigen, und zwar aus ihrem verschiedenen Vaterlande. Der erste Athenodorus war, nach dem ausdrücklichen Zeugnisse des Pausanias, *c* aus Klitor in Arkadien; der andere hingegen, nach dem Zeugnisse des Plinius, aus Rhodus gebürtig.

Herr Winkelmann kann keine Absicht dabey gehabt haben, daß er das Vorgeben des Maffei, durch Beyfügung dieses Umstandes, nicht unwidersprechlich widerlegen wollen. Vielmehr müssen ihm die Gründe, die er aus der Kunst des Werks, nach seiner unstreitigen Kenntniß, ziehet, von solcher Wichtigkeit geschienen haben, daß er sich unbekümmert gelassen, ob die Meinung des Maffei noch einige Wahrscheinlichkeit behalte, oder nicht. Er erkennet, ohne Zweifel, in dem Laokoon zu viele von den argutis, *d* die dem Lysippus so eigen waren, mit welchen dieser Meister die Kunst zuerst bereicherte, als daß er ihn für ein Werk vor desselben Zeit halten sollte.

Allein, wenn es erwiesen ist, daß der Laokoon nicht älter seyn kann, als Lysippus, ist dadurch auch zugleich erwiesen, daß er ungefehr aus seiner Zeit seyn müsse? daß er unmöglich ein weit späteres Werk seyn könne? Damit ich die Zeiten, in welchen die Kunst in Griechenland, bis zum Anfange der römischen Monarchie, ihr Haupt bald wiederum empor hob, bald wiederum sinken ließ, übergehe: warum hätte nicht Laokoon die glückliche Frucht des Wettseifers seyn können, welchen die verschwenderische Pracht der ersten Kayser unter den Künstlern entzünden mußte? Warum könnten nicht Agasander und seine Gehülfen die Zeitverwandten eines Strongylion, eines Arcesilaus, eines Pasiteles, eines Posidonius, eines Diogenes seyn? Wurden nicht die Werke auch dieser Meister zum Theil dem Besten, was die

*c*) Αθηνοδωρος δε και Δαμιας — οὔτοι δε Αρκαδες εἰσιν ἐκ Κλειτορος. Phoc. cap. 9. p. 819 Edit. Kuh.

*d*) Plinius lib. XXXIV. sect. 19. p. 653 Edit. Hard.

Kunst jemals hervorgebracht hatte, gleich geschätzt? Und wann noch ungezweifelte Stücke von selbigen vorhanden wären, das Alter ihrer Urheber aber wäre unbekannt, und liesse sich aus nichts schliessen, als aus ihrer Kunst, welche göttliche Eingebung müßte den Kenner verwahren, daß er sie nicht eben sowohl in jene Zeiten setzen zu müssen glaubte, die Herr Winkelmann allein des Laokoons würdig zu seyn achtet?

Es ist wahr, Plinius bemerkt die Zeit, in welcher die Künstler des Laokoons gelebt haben, ausdrücklich nicht. Doch wenn ich aus dem Zusammenhange der ganzen Stelle schliessen sollte, ob er sie mehr unter die alten oder unter die neuern Artisten gerechnet wissen wollen: so bekenne ich, daß ich für das letztere eine grössere Wahrscheinlichkeit darinn zu bemerken glaube. Man urtheile.

Nachdem Plinius von den ältesten und größten Meistern in der Bildhauerkunst, dem Phidias, dem Praxiteles, dem Scopas, etwas ausführlicher gesprochen, und hierauf die übrigen, besonders solche, von deren Werken in Rom etwas vorhanden war, ohne alle chronologische Ordnung nahmbhaft gemacht: so fährt er folgender Gestalt fort: *e* Nec multo plurium fama est, quorundam claritati in operibus eximiis obstante numero artificum, quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt, sicut in Laocoonte, qui est in Titi Imperatoris domo, opus omnibus & picturae & statuariae artis praepo-  
nendum. Ex uno lapide eum & liberos draconumque mirabiles nexus de consilii sententia fecere summi artifices, Agesander & Polydorus & Athenodorus Rhodii. Similiter Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis Craterus cum Pythodoro, Polydectes cum Hermolao, Pythodorus alius cum Artemone, & singularis Aphrodisius Trallianus. Agrippae Pantheum decoravit Diogenes Atheniensis, & Caryatides in columnis templi ejus probantur inter pauca operum: sicut in fastigio posita signa, sed propter altitudinem loci minus celebrata.

Von allen den Künstlern, welche in dieser Stelle genennet werden, ist Diogenes von Athen derjenige, dessen Zeitalter am

e) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

unwidersprechlichsten bestimmt ist. Er hat das Pantheum des Agrippa ausgezieret; er hat also unter dem Augustus gelebt. Doch man erwäge die Worte des Plinius etwas genauer, und ich denke, man wird auch das Zeitalter des Craterus und Pythodorus, des Polydektes und Hermolaus, des zweyten Pythodorus und Artemons, so wie des Aphrodisius Trallianus, eben so unwidersprechlich bestimmt finden. Er sagt von ihnen: *Palatinas domus Caesarum replevere probatissimis signis*. Ich frage: kann dieses wohl nur so viel heissen, daß von ihren vortrefflichen Werken die Palläste der Kayser angefüllet gewesen? In dem Verstande nehmlich, daß die Kayser sie überall zusammen suchen, und nach Rom in ihre Wohnungen versetzen lassen? Gewiß nicht. Sondern sie müssen ihre Werke ausdrücklich für diese Palläste der Kayser gearbeitet, sie müssen zu den Zeiten dieser Kayser gelebt haben. Daß es späte Künstler gewesen, die nur in Italien gearbeitet, läßt sich auch schon daher schliessen, weil man ihrer sonst nirgends gedacht findet. Hätten sie in Griechenland in frühern Zeiten gearbeitet, so würde Pausanias ein oder das andere Werk von ihnen gesehen, und ihr Andenken uns aufbehalten haben. Ein Pythodorus kömmt zwar bey ihm vor, *f* allein Harduin hat sehr Unrecht, ihn für den Pythodorus in der Stelle des Plinius zu halten. Denn Pausanias nennet die Bildsäule der Juno, die er von der Arbeit des erstern zu Koronea in Boeotien sahe, *ἀγαλμα ἀρχαίον*, welche Benennung er nur den Werken derjenigen Meister giebet, die in den allerersten und rauhesten Zeiten der Kunst, lange vor einem Phidias und Praxiteles, gelebt hatten. Und mit Werken solcher Art werden die Kayser gewiß nicht ihre Palläste ausgezieret haben. Noch weniger ist auf die andere Vermuthung des Harduins zu achten, daß Artemon vielleicht der Maler gleiches Namens sey, dessen Plinius an einer andern Stelle gedenket. Name und Name geben nur eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit, derenwegen man noch lange nicht befugt ist, der natürlichen Auslegung einer unverfälschten Stelle Gewalt anzuthun.

Ist es aber sonach ausser allem Zweifel, daß Craterus und

*f*) Boeotic. cap. XXXIV. p. 778. Edit. Kuhn.

Pythodorus, daß Polydektes und Hermolaus, mit den übrigen, unter den Kaysern gelehret, deren Palläste sie mit ihren trefflichen Werken angefüllet: so dünkt mich, kann man auch denjenigen Künstlern kein ander Zeitalter geben, von welchen Plinius auf jene durch ein Similiter übergeheth. Und dieses sind die Meister des Laokoon. Man überlege es nur: wären Agesander, Polydorus und Athenodorus so alte Meister, als wofür sie Herr Winkelmann hält; wie unschicklich würde ein Schriftsteller, dem die Präcision des Ausdruckes keine Kleinigkeit ist, wenn er von ihnen auf einmal auf die allerneuesten Meister springen müßte, diesen Sprung mit einem Gleichergestalt thun?

Doch man wird einwenden, daß sich dieses Similiter nicht auf die Verwandtschaft in Ansehung des Zeitalters, sondern auf einen andern Umstand beziehe, welchen diese, in Betrachtung der Zeit so unähnliche Meister, miteinander gemein gehabt hätten. Plinius rede uehmlich von solchen Künstlern, die in Gemeinschaft gearbeitet, und wegen dieser Gemeinschaft unbekannter geblieben wären, als sie verdienten. Denn da keiner sich die Ehre des gemeinschaftlichen Werks allein anmassen können, alle aber, die daran Theil gehabt, jederzeit zu nennen, zu weitläufig gewesen wäre: (*quoniam nec unus occupat gloriam, nec plures pariter nuncupari possunt*) so wären ihre sämtliche Namen darüber vernachlässiget worden. Dieses sey den Meistern des Laokoons, dieses sey so manchen andern Meistern wiederfahren, welche die Kayser für ihre Palläste beschäftigt hätten.

Ich gebe dieses zu. Aber auch so noch ist es höchst wahrscheinlich, daß Plinius nur von neuern Künstlern sprechen wollen, die in Gemeinschaft gearbeitet. Denn hätte er auch von älteren reden wollen, warum hätte er nur allein der Meister des Laokoons erwähnt? Warum nicht auch anderer? Eines Onatas und Kalliteles; eines Timokles und Timarchides, oder der Söhne dieses Timarchides, von welchen ein gemeinschaftlich gearbeiteter Jupiter in Rom war.<sup>g</sup> Herr Winkelmann sagt selbst, daß man von dergleichen älteren Werken, die mehr als einen Vater gehabt, ein langes Verzeichniß machen könne.<sup>h</sup> Und Plinius

g) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 730.

h) Geschichte der Kunst Th. II. S. 331.



sollte sich nur auf die einzigen Agesander, Polydorus und Athenodorus besonnen haben, wenn er sich nicht ausdrücklich nur auf die neuesten Zeiten hätte einschränken wollen?

Wird übrigens eine Vermuthung um so viel wahrscheinlicher, je mehrere und grössere Unbegreiflichkeiten sich daraus erklären lassen, so ist es die, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaysern geblühet haben, gewiß in einem sehr hohen Grade. Denn hätten sie in Griechenland zu den Zeiten, in welche sie Herr Winkelmann sezet, gearbeitet; hätte der Laokoon selbst in Griechenland ehemals gestanden: so müßte das tiefe Stillschweigen, welches die Griechen von einem solchen Werke (*opere omnibus & picturae & statuariae artis præponendo*) beobachtet hätten, äusserst befremden. Es müßte äusserst befremden, wenn so grosse Meister weiter gar nichts gearbeitet hätten, oder wenn Pausanias von ihren übrigen Werken in ganz Griechenland, eben so wenig wie von dem Laokoon, zu sehen bekommen hätte. In Rom hingegen konnte das größte Meisterstück lange im Verborgenen bleiben, und wenn Laokoon auch bereits unter dem Augustus wäre fertig worden, so dürfte es doch gar nicht sonderbar scheinen, daß erst Plinius seiner gedacht, seiner zuerst und zuletzt gedacht. Denn man erinnere sich nur, was er von einer Venus des Scopas sagt, *i* die zu Rom in einem Tempel des Mars stand, *quemcunque alium locum nobilitatura. Romæ quidem magnitudo operum eam obliterat, ac magni officiorum negotiorumque acervi omnes a contemplatione talium abducunt: quoniam otiosorum & in magno loci silentio apta admiratio talis est.*

Diejenigen, welche in der Gruppe Laokoon so gern eine Nachahmung des Virgilischen Laokoons sehen wollen, werden, was ich bisher gesagt, mit Vergnügen ergreifen. Noch fiel mir eine Muthmassung bey, die sie gleichfalls nicht sehr mißbilligen dürften. Vielleicht, könnten sie denken, war es Asinius Pollio, der den Laokoon des Virgils durch griechische Künstler ausführen ließ. Pollio war ein besonderer Freund des Dichters, überlebte den Dichter, und scheint sogar ein eigenes Werk über die Aeneis geschrieben zu haben. Denn wo sonst, als in

*i*) Plinius l. c. p. 727.

einem eigenen Werke über dieses Gedicht, können so leicht die einzeln Anmerkungen gestanden haben, die Servius aus ihm anführt? <sup>k</sup> Zugleich war Pollio ein Liebhaber und Kenner der Kunst, besaß eine reiche Sammlung der trefflichsten alten Kunstwerke, ließ von Künstlern seiner Zeit neue fertigen, und dem Geschmacke, den er in seiner Wahl zeigte, war ein so Kühnes Stück als Laokoon, vollkommen angemessen: <sup>l</sup> ut fuit acris vehementiæ sic quoque spectari monumenta sua voluit. Doch da das Cabinet des Pollio, zu den Zeiten des Plinius, als Laokoon in dem Pallaste des Titus stand, noch ganz unzertrennet an einem besondern Orte beisammen gewesen zu seyn scheint: so möchte diese Muthmassung von ihrer Wahrscheinlichkeit wiederum etwas verlieren. Und warum könnte es nicht Titus selbst gethan haben, was wir dem Pollio zuschreiben wollen?

## XXVII.

Ich werde in meiner Meinung, daß die Meister des Laokoons unter den ersten Kaysern gearbeitet haben, wenigstens so alt gewiß nicht seyn können, als sie Herr Winkelmann ausgiebt, durch eine kleine Nachricht bestärket, die er selbst zuerst bekannt macht. Sie ist diese: <sup>a</sup>

„Zu Nettuno, ehemals Antium, hat der Herr Cardinal  
 „Alexander Albani, im Jahr 1717, in einem grossen Gewölbe,  
 „welches im Meere versunken lag, eine Base entdeckt, welche  
 „von schwarz gräulichem Marmor ist, den man igo Bigio nen-  
 „net, in welche die Figur eingefüget war; auf derselben befindet  
 „sich folgende Inschrift:

ΑΘΑΝΟΔΩΡΟΣ ΑΓΗΣΑΝΔΡΟΥ  
 ΡΟΔΙΟΣ ΕΠΟΙΗΣΕ

„Athanasodorus des Agesanders Sohn, aus Rhodus, hat es ge-  
 „macht. Wir lernen aus dieser Inschrift, daß Vater und Sohn  
 „am Laokoon gearbeitet haben, und vermuthlich war auch Apol-

<sup>k</sup>) Ad ver. 7. lib. II. Aeneid. und besonders ad ver. 183. lib. XI. Man dürfte also wohl nicht Unrecht thun, wenn man das Verzeichniß der verlorenen Schriften dieses Mannes mit einem solchen Werke vermehrte.

<sup>l</sup>) Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729.

<sup>a</sup>) Geschichte der Kunst Th. II. S. 347.

,Iodorus (Polydorus) des Agesanders Sohn: denn dieser Athanodoros kann kein anderer seyn, als der, welchen Plinius nennet. Es beweiset ferner diese Inschrift, daß sich mehr Werke der Kunst, als nur allein drey, wie Plinius will, gefunden haben auf welche die Künstler das Wort, Gemacht, in vollendeter und bestimmter Zeit gesetzt, nemlich ἐποίησε, secit: er berichtet, daß die übrigen Künstler aus Bescheidenheit sich in unbestimmter Zeit ausgedrückt, ἐποίησε, faciebat.“

Darinn wird Herr Winkelmann wenig Widerspruch finden, daß der Athanodoros in dieser Inschrift kein anderer, als der Athenodoros seyn könne, dessen Plinius unter den Meistern des Laokoons gedenket. Athanodoros und Athenodoros ist auch völlig ein Name; denn die Rhodier bedienten sich des Dorischen Dialekts. Allein über das, was er sonst daraus folgern will, muß ich einige Anmerkungen machen.

Das erste, daß Athenodoros ein Sohn des Agesanders gewesen sey, mag hingehen. Es ist sehr wahrscheinlich, nur nicht unwidersprechlich. Denn es ist bekannt, daß es alte Künstler gegeben, die, anstatt sich nach ihrem Vater zu nennen, sich lieber nach ihrem Lehrmeister nennen wollen. Was Plinius von den Gebrüdern Apollonius und Tauriscus sagt, leidet nicht wohl eine andere Auslegung. *b*

Aber wie? Diese Inschrift soll zugleich das Vorgeben des Plinius widerlegen, daß sich nicht mehr als drey Kunstwerke gefunden, zu welchen sich ihre Meister in der vollendeten Zeit, (anstatt des ἐποίησε, durch ἐποίησε) bekannt hätten? Diese Inschrift? Warum sollen wir erst aus dieser Inschrift lernen, was wir längst aus vielen andern hätten lernen können? Hat man nicht schon auf der Statue des Germanicus Κλεομένης — ἐποίησε gefunden? Auf der sogenannten Vergötterung des Homers, Ἀρχελαος ἐποίησε? Auf der bekannten Base zu Gaeta, Σαλπίων ἐποίησε? *c* u. s. w.

Herr Winkelmann kann sagen: „Wer weiß dieses besser als

*b*) Libr. XXXVI. sect. 4. p. 730.

*c*) Man sehe das Verzeichniß der Aufschriften alter Kunstwerke bey dem Mar. Gudius, (ad Phædri fab. 5. lib. I.) und ziehe zugleich die Berichtigung desselben vom Gronov (Præf. ad Tom. IX. Thesauri Antiqu. Græc.) zu Rathe.

„ich? Aber, wird er hinzusetzen, desto schlimmer für den Plinius. Seinem Vorgeben ist also um so öfterer widersprochen; es ist um so gewisser widerlegt.“

Noch nicht. Denn wie, wenn Herr Winkelmann den Plinius mehr sagen ließe, als er wirklich sagen wollen? Wenn also die angeführten Beispiele, nicht das Vorgeben des Plinius, sondern bloß das Mehrere, welches Herr Winkelmann in dieses Vorgeben hineingetragen, widerlegten? Und so ist es wirklich. Ich muß die ganze Stelle anführen. Plinius will in seiner Zueignungsschrift an den Titus, von seinem Werke mit der Bescheidenheit eines Mannes sprechen, der es selbst am besten weiß, wie viel demselben zur Vollkommenheit noch fehle. Er findet ein merkwürdiges Exempel einer solchen Bescheidenheit bey den Griechen, über deren prahlende, viel versprechende Büchertitel, (*inscriptiones, propter quas vadimonium deseri possit*) er sich ein wenig aufgehalten, und sagt: *d* Et ne in totum videar Græcos insectari, ex illis nos velim intelligi pingendi singendique conditoribus, quos in libellis his invenies, absoluta opera, & illa quoque quæ mirando non satiamur, pendenti titulo inscripsisse: ut **APELLES FACIEBAT**, aut **POLYCLETUS**: ranquam inchoata semper arte & imperfecta: ut contra judicium varietates superesset artificii regressus ad veniam, velut ementuro quidquid desideraretur, si non esset interceptus. Quare flenum verecundiæ illud est, quod omnia opera tanquam novissima inscribere, & tanquam singulis fato adempti. Tria non amplius, ut opinor, absolute traduntur inscripta, **ILLE FECIT**, quæ suis locis reddam: quo apparuit, summam artis securitatem auctori placuisse, & ob id magna invidia fuere omnia ea. Ich bitte auf die Worte des Plinius, pingendi singendique conditoribus, aufmerksam zu seyn. Plinius sagt nicht, daß die Gewohnheit in der unvollendeten Zeit sich zu seinem Werke zu bekennen, allgemein gewesen; daß sie von allen Künstlern, zu allen Zeiten beobachtet worden: er sagt ausdrücklich, daß nur die ersten alten Meister, jene Schöpfer der bildenden Künste, pingendi singendique conditores, ein Apelles, ein Polyklet, und ihre

d) Libr. I. p. 5. Edit. Hard.

Zeitverwandte, diese kluge Bescheidenheit gehabt hätten; und da er diese nur allein nennet, so giebt er stillschweigend, aber deutlich genug, zu verstehen, daß ihre Nachfolger, besonders in den spätern Zeiten, mehr Zuversicht auf sich selber geäußert.

Dieses aber angenommen, wie man es annehmen muß, so kann die entdeckte Aufschrift von dem einen der drey Künstler des Laokoons, ihre völlige Richtigkeit haben, und es kann demobungeachtet wahr seyn, daß, wie Plinius sagt, nur etwa drey Werke vorhanden gewesen, in deren Aufschriften sich ihre Urheber der vollendeten Zeit bedienen; nemlich unter den ältern Werken, aus den Zeiten des Apelles, des Polyklets, des Nicias, des Lysippus. Aber das kann sodann seine Richtigkeit nicht haben, daß Athenodorus und seine Gehülfsen, Zeitverwandte des Apelles und Lysippus gewesen sind, zu welchen sie Herr Winkelmann machen will. Man muß vielmehr so schließen; Wenn es wahr ist, daß unter den Werken der ältern Künstler, eines Apelles, eines Polyklets und der übrigen aus dieser Classe, nur etwa drey gewesen sind, in deren Aufschriften die vollendete Zeit von ihnen gebraucht worden; wenn es wahr ist, daß Plinius diese drey Werke selbst namhaft gemacht hat: e so kann Athenodorus, von dem keines dieser drey Werke

e) Er verspricht wenigstens ausdrücklich, es zu thun: *quæ suis locis reddam*. Wenn er es aber nicht gänzlich vergessen, so hat er es doch sehr im Vorbeygehen, und gar nicht auf eine Art gethan, als man nach einem solchen Versprechen erwartet. Wenn er z. E. schreibt: (Lib. XXXV. sect. 39.) *Lysippus quoque Aeginæ picturæ suæ inscripsit, ἐνεκαυσεν: quod profecto non fecisset, nisi encaustica inventa*: so ist es offenbar, daß er dieses *ἐνεκαυσεν* zum Beweise einer ganz andern Sache braucht. Hat er aber, wie Harduin glaubt, auch zugleich das eine von den Werken dadurch angeben wollen, deren Aufschrift in dem Voristo abgefaßt gewesen: so hätte es sich wohl der Mühe verlohnet, ein Wort davon mit einfließen zu lassen. Die andern zwey Werke dieser Art, findet Harduin in folgender Stelle: *Idem (Divus Augustus) in Curia quoque, quam in comitio consecrabat, duas tabulas impressit parieti: Nemeam sedentem supra leonem, palmigeram ipsam, adstante cum baculo fene, cujus supra caput tabula bigæ dependet. Nicias scripsit se inussisse: tali enim usus est verbo. Alterius tabulæ admiratio est, puberem filium seni patri similem esse, salva ætatis differentia, supervolante aquila draconem complexa. Philochares hoc suum opus esse testatus est. (Lib. XXXV. sect. 10.)* Hier werden zwey verschiedene Gemählde beschrieben, welche Augustus in dem neuerbauten Rathhause auf-

ist, und der sich dem ohngeachtet auf seinen Werken der vollendeten Zeit bedienet, zu jenen alten Künstlern nicht gehören; er kann kein Zeitverwandter des Apelles, des Lysippus seyn, sondern er muß in spätere Zeiten gesetzt werden.

Kurz; ich glaube, es ließe sich als ein sehr zuverlässiges Kriterium angeben, daß alle Künstler, die das *εποίησε* gebraucht, lange nach den Zeiten Alexanders des Grossen, kurz vor oder unter den Kaysern, geblühet haben. Von dem Kleomenes ist es unstreitig; von dem Archelaus ist es höchst wahrscheinlich; und von dem Salpion kann wenigstens das Gegentheil auf keine Weise erwiesen werden. Und so von den übrigen; den Athenodorus nicht ausgeschlossen.

Herr Winkelmann selbst mag hierüber Richter seyn! Doch protestire ich gleich im voraus wider den umgekehrten Satz.

stellen lassen. Das zweyte ist vom Philochares, das erste vom Nicias. Was von jenem gesagt wird, ist klar und deutlich. Aber bey diesem finden sich Schwierigkeiten. Es stellte die Nemea vor, auf einem Löwen sitzend, einen Palmenzweig in der Hand, neben ihr ein alter Mann mit einem Stabe; *ejus supra caput tabula bigæ dependet*. Was heißt das? Ueber dessen Haupte eine Tafel hing, worauf ein zweyspänniger Wagen gemahlt war? Das ist noch der einzige Sinn, den man diesen Worten geben kann. Also war auf das Hauptgemälde noch ein anderes kleineres Gemälde gehangen? Und beyde waren von dem Nicias? So muß es Harduin genommen haben. Denn wo wären hier sonst zwey Gemälde des Nicias, da das andere ausdrücklich dem Philochares zugeschrieben wird? *Inscriptit Nicias igitur geminæ huic tabulæ suum nomen in hunc modum: O NIKIAS ENEKATZEN*; atque adeo e tribus operibus, quæ absolute fuisse inscripta, *ILLE FECIT*, indicavit Præfatio ad Titum, duo hæc sunt Niciæ. Ich möchte den Harduin fragen: wenn Nicias nicht den Noristum, sondern wirklich das Imperfectum gebraucht hätte, Plinius aber hätte bloß bemerken wollen, daß der Meister, anstatt des *γραφειν*, *εἰποιεν* gebraucht hätte; würde er in seiner Sprache auch nicht noch alsdenn haben sagen müssen, Nicias scripsit se inussisse? Doch ich will hierauf nicht bestehen; es mag wirklich des Plinius Wille gewesen seyn, eines von den Werken, wovon die Rede ist, dadurch anzudeuten. Wer aber wird sich das doppelte Gemälde einreden lassen, deren eines über dem andern gehangen? Ich mir nimmermehr. Die Worte *ejus supra caput tabula bigæ dependet*, können also nicht anders als verfälscht seyn. *Tabula bigæ*, ein Gemälde, worauf ein zweyspänniger Wagen gemahlet, klingt nicht sehr Plinianisch, wenn auch Plinius schon sonst den Singularem von *bigæ* braucht. Und was für ein zweyspänniger Wagen? Etwan, dergleichen zu den Wettrennen in den Nemeäischen Spielen gebraucht wurden; so daß dieses

Wenn alle Künstler, welche ἐποίησε gebraucht, unter die spätern gehören: so gehören darum nicht alle, die sich des ἐποίησε bedienen, unter die ältern. Auch unter den spätern Künstlern können einige diese einem grossen Manne so wohl anstehende Bescheidenheit wirklich besessen, und andere sie zu besitzen sich gestellet haben.

## XXVIII.

Nach dem Laokoön war ich auf nichts neugieriger, als auf das, was Herr Winkelmann von dem sogenannten Borghesischen Fechter sagen möchte. Ich glaube eine Entdeckung über diese Statue gemacht zu haben, auf die ich mir alles einbilde, was man sich auf dergleichen Entdeckungen einbilden kann.

Ich besorgte schon, Herr Winkelmann würde mir damit kleinere Gemälde in Ansehung dessen, was es vorstellte, zu dem Hauptgemälde gehört hätte? Das kann nicht seyn; denn in den Nemeäischen Spielen waren nicht zweispännige, sondern vier-spännige Wagen gewöhnlich. (Schmidius in Prolog. ad Nemeonicas, p. 2.) Einmal kam ich auf die Gedanken, daß Plinius anstatt des *bigæ* vielleicht ein griechisches Wort geschrieben, welches die Abschreiber nicht verstanden; ich meine *πυχιον*. Wir wissen nehmlich aus einer Stelle des Antigonus Carystius, bey dem Zenobius, (conf. Gronovius T. IX. Antiquit. Græc. Præf. p. 7.) daß die alten Künstler nicht immer ihre Namen auf ihre Werke selbst, sondern auch wohl auf besondere Täfelchen gesetzt, welche dem Gemälde, oder der Statue angehangen wurden. Und ein solches Täfelchen hieß *πυχιον*. Dieses Griechische Wort fand sich vielleicht in einer Handschrift durch die Glosse, *tabula*, *tabella* erklärt; und das *tabula* kam endlich mit in den Text. Aus *πυχιον* ward *bigæ*; und so entstand das *tabula bigæ*. Nichts kann zu dem Folgenden besser passen, als dieses *πυχιον*; denn das Folgende eben ist es, was darauf stand. Die ganze Stelle wäre also zu lesen: *cujus supra caput πυχιον dependet, quo Nicias scripsit se inussisse*. Doch diese Correctur, ich bekenne es, ist ein wenig kühn. Muß man denn auch alles verbessern können, was man verfälscht zu seyn beweisen kann? Ich begnüge mich, das letztere hier geleistet zu haben, und überlasse das erstere einer geschicktern Hand. Doch nunmehr wiederum zur Sache zurück zu kommen; wenn Plinius also nur von einem Gemälde des Nicias redet, dessen Aufschrift im Moristo abgefaßt gewesen, und das zweyte Gemälde dieser Art das obige des Lysippus ist: welches ist denn nun das dritte? Das weis ich nicht. Wenn ich es bey einem andern alten Schriftsteller finden dürfte, als bey dem Plinius, so würde ich nicht sehr verlegen seyn. Aber es soll bey dem Plinius gefunden werden; und noch einmal: bey diesem weis ich es nicht zu finden.

zuvor gekommen seyn. Aber ich finde nichts dergleichen bey ihm; und wenn nunmehr mich etwas mißtrauisch in ihre Richtigkeit machen könnte, so würde es eben das seyn, daß meine Besorgniß nicht eingetroffen.

„Einige, sagt Herr Winkelmann, <sup>a</sup> machen aus dieser Statue einen Discobolus, das ist, der mit dem Disco, oder mit einer Scheibe von Metall, wirft, und dieses war die Meinung des berühmten Herrn von Stosch in einem Schreiben an mich, aber ohne genugsame Betrachtung des Standes, worinn dergleichen Figur will gesetzt seyn. Denn derjenige, welcher etwas werfen will, muß sich mit dem Leibe hinterwärts zurückziehen, und indem der Wurf geschehen soll, liegt die Kraft auf dem nächsten Schenkel, und das linke Bein ist müßig: hier aber ist das Gegentheil. Die ganze Figur ist vorwärts geworffen, und ruhet auf dem linken Schenkel, und das rechte Bein ist hinterwärts auf das äußerste ausgestreckt. Der rechte Arm ist neu, und man hat ihm in die Hand ein Stück von einer Lanze gegeben; auf dem linken Arme sieht man den Riemen von dem Schilde, welchen er gehalten hat. Betrachtet man, daß der Kopf und die Augen aufwärts gerichtet sind, und daß die Figur sich mit dem Schilde vor etwas, das von oben her kommt, zu verwahren scheint, so könnte man diese Statue mit mehrerem Rechte für eine Vorstellung eines Soldaten halten, welcher sich in einem gefährlichen Stande besonders verdient gemacht hat: den Fechtern in Schauspielen ist die Ehre einer Statue unter den Griechen vermuthlich niemals wiederfahren: und dieses Werk scheint älter als die Einführung der Fechter unter den Griechen zu seyn.“

Man kann nicht richtiger urtheilen. Diese Statue ist eben so wenig ein Fechter, als ein Discobolus; es ist wirklich die Vorstellung eines Kriegers, der sich in einer solchen Stellung bey einer gefährlichen Gelegenheit hervorthat. Da Herr Winkelmann aber dieses so glücklich errieth: wie konnte er hier stehen bleiben? Wie konnte ihm der Krieger nicht beyfallen, der

a) Gesch. der Kunst Th. II. S. 394.



vollkommen in dieser nehmlichen Stellung die völlige Niederlage eines Heeres abwandte, und dem sein erkenntliches Vaterland eine Statue vollkommen in der nehmlichen Stellung setzen ließ?

Mit einem Worte: Die Statue ist Chabrias.

Der Beweis ist folgende Stelle des Nepos in dem Leben dieses Feldherrn. <sup>b</sup> Hic quoque in summis habitus est ducibus: resque multas memoria dignas gessit. Sed ex his elucet maxime inventum ejus in proelio, quod apud Thebas fecit, quum Boeotiis subsidio venisset. Namque in eo victoriae sidente summo duce Agesilao, fugatis jam ab eo conductitiis catervis, reliquam phalangem loco vetuit cedere, obnixoque genu scuto, projectaque hasta impetum excipere hostium docuit. Id novum Agesilaus contuens, progredi non est ausus, suosque jam incurrentes tuba revocavit. Hoc usque eo tota Graecia fama celebratum est, ut illo statu Chabrias sibi statuum fieri voluerit, quae publice ei ab Atheniensibus in foro constituta est. Ex quo factum est, ut postea athletae, ceterique artifices his statibus in statuis ponendis uterentur, in quibus victoriam essent adepti.

Ich weiß es, man wird noch einen Augenblick anstehen, mir Beyfall zu geben; aber ich hoffe, auch wirklich nur einen Augenblick. Die Stellung des Chabrias scheint nicht vollkommen die nehmliche zu seyn, in welcher wir die Borghefische Statue erblicken. Die vorgeworfene Lanze, projecta hasta, ist beyden gemein, aber das obnixo genu scuto erklären die Ausleger durch obnixo in scutum, obfirmato genu ad scutum: Chabrias wies seinen Soldaten, wie sie sich mit dem Kniee gegen das Schild stemmen, und hinter demselben den Feind abwarten sollten; die Statue hingegen hält das Schild hoch. Aber wie, wenn die Ausleger sich irrten? Wie, wenn die Worte obnixo genu scuto nicht zusammen gehörten, und man obnixo genu besonders, und scuto besonders, oder mit dem darauf folgenden projectaque hasta zusammen lesen müßte? Man mache ein einziges Komma, und die Gleichheit ist nunmehr so vollkommen als möglich. Die Statue ist ein Soldat, qui obnixo

b) Cap. I.

genu,<sup>c</sup> scuto projectaque hasta impetum hostis excipit; sie zeigt was Chabrias that, und ist die Statue des Chabrias. Daß das Komma wirklich fehle, beweiset das dem projecta angehängte que, welches, wenn obnixo genu scuto zusammen gehörten, überflüssig seyn würde, wie es denn auch wirklich einige Ausgaben daher weglassen.

Mit dem hohen Alter, welches dieser Statue sonach zukäme, stimmt die Form der Buchstaben in der darauf befindlichen Aufschrift des Meisters vollkommen überein; und Herr Winkelmann selbst hat aus derselben geschlossen, daß es die älteste von den gegenwärtigen Statuen in Rom sey, auf welchen sich der Meister angegeben hat. Seinem scharfsichtigen Blicke überlasse ich es, ob er sonst in Ansehung der Kunst etwas daran bemerkt, welches mit meiner Meinung streiten könnte. Sollte er sie seines Beyfalles würdigen, so dürfte ich mich schmeicheln, ein besseres Exempel gegeben zu haben, wie glücklich sich die klassischen Schriftsteller durch die alten Kunstwerke, und diese hinwiederum aus jenen aufklären lassen, als in dem ganzen Folianten des Spence zu finden ist.

## XXIX.

Bey der unermesslichen Belesenheit, bey den ausgebreitetsten feinsten Kenntnissen der Kunst, mit welchen sich Herr Winkelmann an sein Werk machte, hat er mit der edeln Zuversicht der alten Artisten gearbeitet, die allen ihren Fleiß auf die Hauptsache verwandten, und was Nebendinge waren, entweder mit einer gleichsam vorsehlichen Nachlässigkeit behandelten, oder gänzlich der ersten der besten fremden Hand überliessen.

Es ist kein geringes Lob, nur solche Fehler begangen zu haben, die ein jeder hätte vermeiden können. Sie stossen bey

c) So sagt Statius *obnixa pectora* (Thebaid. lib. VI. v. 863.)

— — — — rumpunt *obnixa furentes*

*Pectora.*

welches der alte Glossator des Barths durch *summa vi contra nitentia* erklärt. So sagt Ovid (Halievt. v. 11.) *obnixa fronte*, wenn er von der Meerbramsche (Scaro) spricht, die sich nicht mit dem Kopfe, sondern mit dem Schwanz durch die Meisen zu arbeiten sucht:

*Non audet radiis obnixa occurrere fronte.*

der ersten flüchtigen Lectüre auf, und wenn man sie anmerken darf, so muß es nur in der Absicht geschehen, um gewisse Leute, welche allein Augen zu haben glauben, zu erinnern, daß sie nicht angemerkt zu werden verdienen.

Schon in seinen Schriften über die Nachahmung der Griechischen Kunstwerke, ist Herr Winkelmann einigemal durch den Junius verführt worden. Junius ist ein sehr verfänglicher Autor; sein ganzes Werk ist ein Cento, und da er immer mit den Worten der Alten reden will, so wendet er nicht selten Stellen aus ihnen auf die Malhercy an, die an ihrem Orte von nichts weniger als von der Malhercy handeln. Wenn z. E. Herr Winkelmann lehren will, daß sich durch die blossc Nachahmung der Natur das Höchste in der Kunst, eben so wenig wie in der Poesie erreichen lasse, daß sowohl Dichter als Malhercy lieber das Unmögliche, welches wahrscheinlich ist, als das bloß mögliche wählen müsse: so setzt er hinzu; „die Möglichkeit „und Wahrheit, welche Longin von einem Malhercy im Gegen- „sage des Unglaublichen bey dem Dichter fodert, kann hiermit „sehr wohl bestehen.“ Allein dieser Zusatz wäre besser weggeblieben; denn er zeigt die zwey größten Kunststrichter in einem Widerspruche, der ganz ohne Grund ist. Es ist falsch, daß Longin so etwas jemals gesagt hat. Er sagt etwas ähnliches von der Beredsamkeit und Dichtkunst, aber keinesweges von der Dichtkunst und Malhercy. *Ὡς δ' ἕτερον τι ἢ ῥητορικὴ φαντασία βουλεται, καὶ ἕτερον ἢ παραποιηταις, οὐκ ἂν λαβοίσε,* schreibt er an seinen Terentian; *a οὐδ' ὅτι τῆς μὲν ἐν ποιήσει τέλος ἐσὶν ἐκπληξίς, τῆς δ' ἐν λόγοις ἐναργεῖα.* Und wiederum: *Ὁ μὴν ἄλλα τὰ μὲν παρα τοῖς ποιηταῖς μυθικωτέρων ἔχει τὴν ὑπερεκπτώσιν, καὶ παντὴ το πιστον ὑπεραιρουσαν τῆς δε ῥητορικῆς φαντασίας, καλλιζον αἰε το εμπρακτου καὶ ἐναληθεῶς.* Nur Junius schiebt, anstatt der Beredsamkeit, die Malhercy hier unter; und bey ihm war es, nicht bey dem Longin, wo Herr Winkelmann gelesen hatte: *b Præsertim cum Poeticæ phantasiæ finis sit ἐκπληξίς, Pictoriæ vero, ἐναργεῖα. Καὶ*

a) Περι Τψους, τμημα ιδ'. Edit. T. Fabri p. 36. 39.

b) De Pictura Vet. lib. I. cap. 4. p. 33.

τα μὲν παρὰ τοῖς ποιηταῖς, ut loquitur idem Longinus, u. f. w. Sehr wohl; Longins Worte, aber nicht Longins Sinn!

Mit folgender Anmerkung muß es ihm eben so gegangen seyn: „Alle Handlungen, sagt er, c und Stellungen der griechischen Figuren, die mit dem Charakter der Weisheit nicht bezeichnet, sondern gar zu feurig und zu wild waren, verfielen in einen Fehler, den die alten Künstler Parenthyrsus nannten.“ Die alten Künstler? Das dürfte nur aus dem Junius zu erweisen seyn. Denn Parenthyrsus war ein rhetorisches Kunstwort, und vielleicht, wie die Stelle des Longins zu verstehen zu geben scheint, auch nur dem einzigen Theodor eigen. d Τουτω παρακειται τριτον τι κακιας εἶδος ἐν τοῖς παθητικοῖς, ὅπερ ὁ Θεοδωρος παρενδυροσον ἐκαλει· ἐσι δε παδος ἀκαιρον και κεινον, ἐνθα μη δεῖ παδους· ἢ ἀμετρον, ἐνθα μετριου δεῖ. Ja ich zweifle sogar, ob sich überhaupt dieses Wort in die Malhercy übertragen läßt. Denn in der Beredsamkeit und Poesie giebt es ein Pathos, das so hoch getrieben werden kann als möglich, ohne Parenthyrsus zu werden; und nur das höchste Pathos an der unrichten Stelle, ist Parenthyrsus. In der Malhercy aber würde das höchste Pathos allezeit Parenthyrsus seyn, wenn es auch durch die Umstände der Person, die es äussert, noch sowohl entschuldiget werden könnte.

Dem Ansehen nach werden also auch verschiedene Unrichtigkeiten in der Geschichte der Kunst, bloß daher entstanden seyn, weil Herr Winkelmann in der Geschwindigkeit nur den Junius und nicht die Quellen selbst zu Rathe ziehen wollen. Z. E. Wenn er durch Beyspiele zeigen will, daß bey den Griechen alles Vorzügliche in allerley Kunst und Arbeit besonders geschätzt worden, und der beste Arbeiter in der geringsten Sache zur Berewigung seines Namens gelangen können: so führet er unter andern auch dieses an: e „Wir wissen den Namen eines Arbeiters von sehr richtigen Wagen, oder Wageschaalen; er hieß Parthenius.“ Herr Winkelmann muß die Worte des Juvenals, auf die er sich desfalls beruft, Lances Parthenio factas,

c) Von der Nachahmung der griech. Werke 1c. S. 23.

d) Τυνηα β.

e) Geschichte der Kunst Th. I. S. 136.

nur in dem Catalogo des Junius gelesen haben. Denn hätte er den Juvenal selbst nachgesehen, so würde er sich nicht von der Zweydeutigkeit des Wortes *lanx* haben verführen lassen, sondern sogleich aus dem Zusammenhange erkannt haben, daß der Dichter nicht Wagen oder Wageschaalen, sondern Teller und Schüsseln meine. Juvenal rühmt nehmlich den Catullus, daß er es bey einem gefährlichen Sturme zur See wie der Biber gemacht, welcher sich die Geilen abbeißt, um das Leben davon zu bringen; daß er seine kostbarsten Sachen ins Meer werffen lassen, um nicht mit samt dem Schiffe unter zu gehen. Diese kostbaren Sachen beschreibt er, und sagt unter andern:

Ille nec argentum dubitabat mittere, lances  
 Parthenio factas, urnæ cratera capace  
 Et dignum sitiente Pholo, vel conjuge Fulci.  
 Adde & balcaudas & mille escaria, multum  
 Cælati, biberet quo callidus emtor Olynthi.

Lances, die hier mitten unter Bechern und Schwentkesseln stehen, was können es anders seyn, als Teller und Schüsseln? Und was will Juvenal anders sagen, als daß Catull sein ganzes silbernes Eßgeschirr, unter welchem sich auch Teller von getriebener Arbeit des Parthenius befanden, ins Meer werffen lassen. Parthenius, sagt der alte Scholiast, *cælatoris nomen*. Wenn aber Grangäus, in seinen Anmerkungen, zu diesem Namen hinzusetzt: *sculptor, de quo Plinius*, so muß er dieses wohl nur auf gutes Glück hingeschrieben haben; denn Plinius gedenkt keines Künstlers dieses Namens.

„Ja, fährt Herr Winkelmann fort, es hat sich der Name „des Sattlers, wie wir ihn nennen würden, erhalten, der den „Schild des Ajax von Leder machte.“ Aber auch dieses kann er nicht daher genommen haben, wohin er seine Leser verweist; aus dem Leben des Homers, vom Herodotus. Denn hier werden zwar die Zeilen aus der Iliade angeführet, in welchen der Dichter diesem Lederarbeiter den Namen *Tychius* beylegt; es wird aber auch zugleich ausdrücklich gesagt, daß eigentlich ein Lederarbeiter von des Homers Bekanntschaft so geheissen, dem er durch Einschaltung seines Namens seine Freundschaft

und Erkenntlichkeit bezeigen wollen: *f* Απεδωκε δε χαριν και Τυχιω τω σκυτει, ὃς εδεξατο αὐτον ἐν τῷ Νεῷ τειχει, προσελθοντα προς το σκυτειον, ἐν τοις ἐπεσι καταζευξας ἐν τῇ Ιλιαδι τοιςδε.

Αιας δ' ἐγγυθεν ἦλθε, φερων σακος ἤυτε πυργου,  
Χαλκεον, ἑπταβοειον· ὁ δὲ Τυχιος καμει τευχων  
Σκυτοτομιων ὄχ' ἀριστος, ἄλλῃ ἐνὶ οἰκίᾳ ναιων.

Es ist also grade das Gegentheil von dem, was uns Herr Winkelmann versichern will; der Name des Sattlers, welcher das Schild des Ajax gemacht hatte, war schon zu des Homers Zeiten so vergessen, daß der Dichter die Freyheit hatte, einen ganz fremden Namen dafür unterzuschieben.

Verschiedene andere kleine Fehler, sind blosser Fehler des Gedächtnisses, oder betreffen Dinge, die er nur als beyläufige Erläuterungen anbringt. *3. C.*

Es war Herkules, und nicht Bacchus, von welchem sich Parrhasius rühmte, daß er ihm in der Gestalt erschienen sey, in welcher er ihn gemahlt. *g*

Tauriscus war nicht aus Rhodus, sondern aus Tralles in Lydien. *h*

Die Antigone ist nicht die erste Tragödie des Sophokles. *i*

*f*) Herodotus de Vita Homeri, p. 756 Edit. Wessel.

*g*) Gesch. der Kunst Th. I. S. 176. Plinius lib. XXXV. sect. 36. Athenæus lib. XII. p. 543.

*h*) Gesch. der Kunst Th. II. S. 353. Plinius lib. XXXVI. sect. 4. p. 729. 1. 17.

*i*) Gesch. der Kunst Th. II. S. 328. „Er führte die Antigone, sein erstes Trauerspiel, im dritten Jahre der sieben und siebenzigsten Olympias auf.“ Die Zeit ist ungesehr richtig, aber daß dieses erste Trauerspiel die Antigone gewesen sey, das ist ganz unrichtig. Samuel Petit, den Herr Winkelmann in der Note anführt, hat dieses auch gar nicht gesagt; sondern die Antigone ausdrücklich in das dritte Jahr der vier und achtzigsten Olympias gesetzt. Sophokles ging das Jahr darauf mit dem Perikles nach Samos, und das Jahr dieser Expedition kann zuverlässig bestimmt werden. Ich zeige in meinem Leben des Sophokles, aus der Vergleichung mit einer Stelle des ältern Plinius, daß das erste Trauerspiel dieses Dichters, wahrscheinlicher Weise, Triptolemus gewesen. Plinius redet nehmlich (Libr. XVIII. sect. 12. p. 107. Edit. Hard.) von der verschiedenen Güte des Getreides in verschiedenen Ländern, und schließt: Hæ fuere sententiæ, Alexandro magno regnante, cum

Doch ich enthalte mich, dergleichen Kleinigkeiten auf einen Haufen zu tragen. Tadelsucht könnte es zwar nicht scheinen;

clarissima fuit Græcia, atque in toto terrarum orbe potentissima; ita tamen ut ante mortem ejus annis fere CXLV Sophocles poeta in fabula Triptolemo frumentum Italicum ante cuncta laudaverit, ad verbum translata sententia:

Et fortunatam Italiam frumento canere candido.

Nun ist zwar hier nicht ausdrücklich von dem ersten Trauerspiele des Sophokles die Rede; allein es stimmt die Epoche desselben, welche Plutarch und der Scholiast und die Arundelschen Denkmähler einstimmig in die sieben und siebenzigste Olympias setzen, mit der Zeit, in welche Plinius den Triptolemus setzt, so genau überein, daß man nicht wohl anders als diesen Triptolemus selbst für das erste Trauerspiel des Sophokles erkennen kann. Die Berechnung ist gleich geschehen. Alexander starb in der hundert und vierzehnten Olympias; hundert und fünf und vierzig Jahr betragen sechs und dreißig Olympiaden und ein Jahr, und diese Summe von jener abgerechnet, giebt sieben und siebenzig. In die sieben und siebenzigste Olympias fällt also der Triptolemus des Sophokles, und da in eben diese Olympias, und zwar, wie ich beweise, in das letzte Jahr derselben, auch das erste Trauerspiel desselben fällt: so ist der Schluß ganz natürlich, daß beyde Trauerspiele eines sind. Ich zeige zugleich eben daselbst, daß Petit die ganze Helfte des Kapitels seiner *Miscellaneorum* (XVIII. lib. III. eben dasselbe, welches Herr Winkelmann anführt) sich hätte ersparen können. Es ist unnöthig in der Stelle des Plutarchs, die er daselbst verbessern will, den Archon Aphepsion, in Demotion, oder ἀνεπιος zu verwandeln. Er hätte aus dem dritten Jahr der 77ten Olympias nur in das vierte derselben gehen dürfen, und er würde gefunden haben, daß der Archon dieses Jahres von den alten Schriftstellern eben so oft, wo nicht noch öfter, Aphepsion, als Phädon genennet wird. Phädon nennet ihn Diodorus Siculus, Dionysius Halicarnassens und der Ungenannte in seinem Verzeichnisse der Olympiaden. Aphepsion hingegen nennen ihn die Arundelschen Marmor, Apollodorus, und der diesen anführt, Diogenes Laertius. Plutarchus aber nennet ihn auf beyde Weise; im Leben des Theseus Phädon, und in dem Leben des Simons, Aphepsion. Es ist also wahrscheinlich, wie Palmerius vermuthet, Aphepsionem & Phædonem Archontas fuisse eponymos; scilicet uno in magistratu mortuo, suffectus fuit alter. (Exercit. p. 452.) — Vom Sophokles, erinnere ich noch gelegentlich, hatte Herr Winkelmann auch schon in seiner ersten Schrift von der Nachahmung der griechischen Kunstwerke (S. 8.) eine Unrichtigkeit einfließen lassen. „Die schönsten jungen Leute, tanzten unbekleidet auf dem Theater und Sophokles, der „große Sophokles, war der erste, der in seiner Jugend dieses Schauspiel „seinen Bürgern gab.“ Auf dem Theater hat Sophokles nie nackend getanz; sondern um die Tropäen nach dem Salaminischen Siege, und auch nur

aber wer meine Hochachtung für den Herrn Winkelmann kennt, dürfte es für Krokylegmus halten.

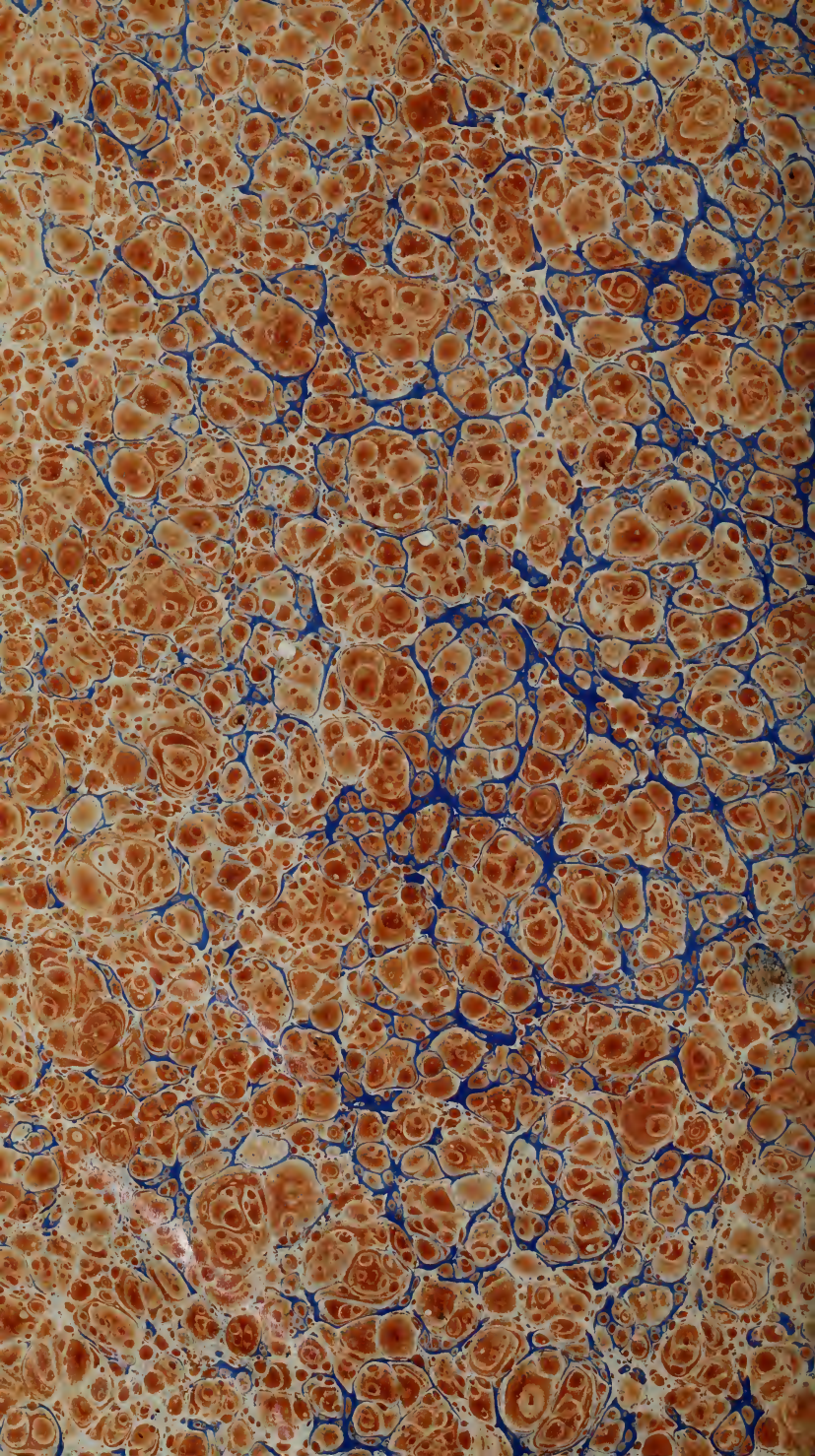
nach einigen nackt, nach andern aber bekleidet (Athen. lib. I. p. m. 20.) Sophokles war nehmlich unter den Knaben, die man nach Salamis in Sicherheit gebracht hatte; und hier auf dieser Insel war es, wo es damals der tragischen Muse, alle ihre drey Lieblinge, in einer vorbildenden Gradation zu versammeln beliebte. Der kühne Aeschylus half siegen; der blühende Sophokles tanzte um die Tropäen, und Euripides ward an eben dem Tage des Sieges, auf eben der glücklichen Insel geboren.







E. TF, 19.





GETTY CENTER LIBRARY



3 3125 00780 8542

